This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

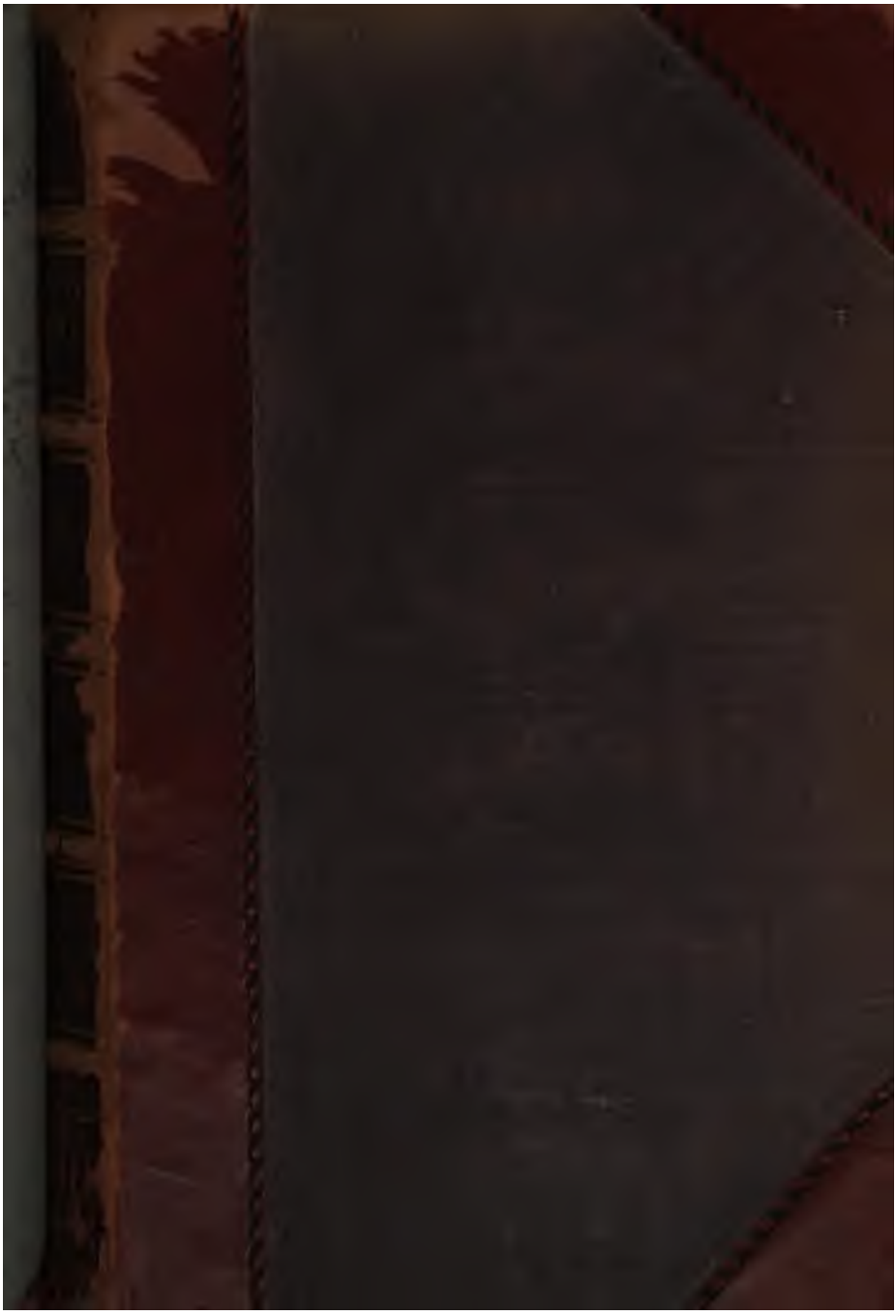
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

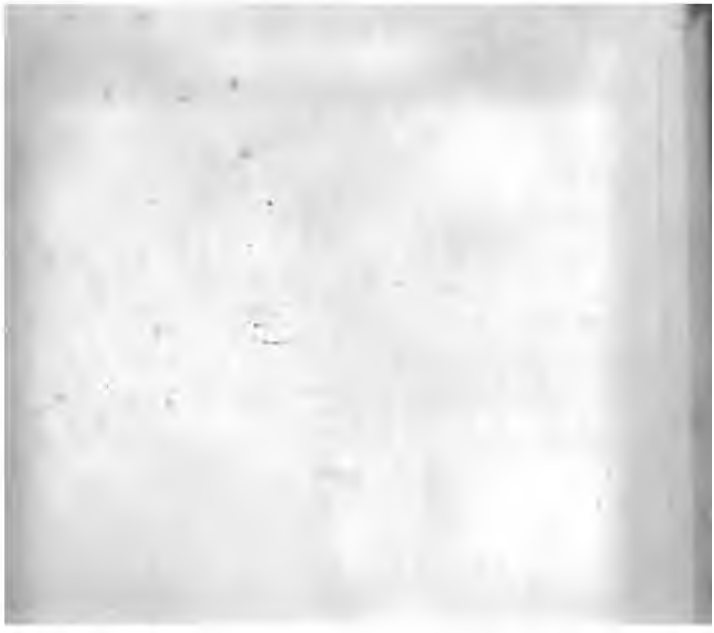
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



D0017572S



GOTTFRIED WILHELM

FREIHERR VON LEIBNITZ.

*geb. d. 21. Juni 1646, gest. d. 14. Nov. 1716.*

# Gottfried Wilhelm
# Freiherr v. Leibnitz.

Eine Biographie

von

G. E. Guhrauer.

Zwei Theile.

Zu Leibnitzens Säkular-Feier.

Mit

neuen Beilagen und einem Register.

Erster Theil.

Mit Leibnitzens Bildniß und Facsimile.

Breslau,
Ferdinand Hirt's Verlag.
1846.

210 1 ...
~~200 u. 64.~~

BIBLIOTHECA REGIA BRUXELLENSIS

Seiner Excellenz

dem Königlich Preußiſchen wirklichen Geheimen
Staats-Miniſter, Miniſter der Geiſtlichen, Unterrichts- und
Medizinal-Angelegenheiten,

# Herrn Dr. Eichhorn,

Ritter höchſter Orden.

in tiefſter Ehrfurcht

dankbar zugeeignet.

Zur

# Säkular-Feier Leibnitzens.

Die Jubelfeste der Geburt, der Thaten und Werke großer Männer sind die Familienfeste der Menschheit, und zunächst derjenigen Völker, denen jene durch Abstammung und Geburt angehören. Man verkündiget sie und freut sich darauf, wie Mitglieder einer Familie, welche mit Stolz und Liebe auf ein theures Haupt hinblicken, als den leiblichen und geistigen Mittelpunkt eines größeren oder kleineren Verwandtschaftskreises, welches auch in weitere Kreise hinein die lebendigste Theilnahme erweckt. Alle Verschiedenheiten der Denk- und Empfindungsweise, alle vielleicht zufällige Spannung oder Störung zwischen den Gliedern der Familie werden in solchem feierlichen Augenblicke zur Harmonie, zur Freude und zum Frieden sich auflösen.

Wie schön stände es um die Völker, wenn die im Wechsel des Jahrhunderts wiederkehrenden Jubilä ehrer Heroen, den Geist solcher Familienfeste athmeten! Denn wie durch edle Thaten und große Charaktere edle und

große Erfindungen hervorgerufen werden, so würden aus diesen Empfindungen wieder ähnliche Thaten erblühen. Ein erhabner Wetteifer würde die verschiedensten Kräfte nach einem und demselben großen Ziele aufrufen, und durch dieses Ziel die Nationen selbst zu immer festerer Einheit und Macht erstarken.

Leider ist dieses Bild von den Jubelfesten der Völker ein Ideal, in dessen Lichte die vorhandene Spaltung und Zerrissenheit der europäischen Menschheit in einem um so grellern Lichte erscheint. Nicht genug, daß der unter dem Firniß der Civilisation fortglimmende Stammeshaß die tiefe Zerklüftung der Völker bezeugt, auch in jedem besondern Volke waltet unter der Oberfläche eines unter täglichen Anstrengungen erhaltenen äußeren Friedens tiefer unversöhnlicher Zwiespalt, bis in die heiligsten und höchsten Interessen. Weit entfernt, Familienfeste der Völker zu sein, sehn wir vielmehr bei unsrer festlustigen Generation die Jubiläen in Partei-Signale ausarten; die Physiognomie so mancher von ihnen zeigt, statt der Freude, der „Tochter des Himmels", nur Grimace, kränkend für die Gegner, unbefriedigend, aushöhlend für die eigne Parthei. Der Menschenfreund, der Patriot, der Freund der Kunst und Wissenschaft, das religiöse Gemüth, sieht mit Beklommenheit die Jubiläen unseres Decenniums sich drängen, in steter Besorgniß, daß ein Mißton aus der Jubelfreude herausklingen werde. Ist es nicht, als wenn die Gegenwart mit diesen Jubiläen, den kirchlichen, politischen und selbst literarischen, sich zu einem Kriege vorbereitete, während jede Parthei mit jedem neuen Namen eine Fahne erhebt, an welcher die Kampfgenossen sich erkennen sollen? Der kirchliche Zwiespalt unterwühlt unsern nationalen Boden und lockert die edelsten Bande auf, welche die Nation

unter sich einig und vor dem Auslande groß und geachtet machen soll. Schon fängt man an, die Dichter, Philosophen und Geschichtsschreiber nach ihrem Taufschein zu fragen, katholische und protestantische Philosophie, Geschichte u. s. w. werden Stichwörter; das Schöne, das Wahre, die ewigen Ideen werden in das verworrene Gewühl der geschichtlichen Kämpfe hinabgezogen. Wohin kann diese Spaltung zuletzt führen, als zu dem Verluste der höchsten Nationalgüter? Bei einer konsequenten Durchführung dieser Richtung wird man über die Göthe, Lessing, Kant, ja über die Leibnitz und Baco in das Mittelalter zurückschreiten, d. h. man wird dessen todte und barbarische Form, aber noch lange nicht seinen einst lebendigen Geist wiederergreifen. Die kirchlich-religiöse Trübung des Horizonts ist es aber nicht allein, welche ihn vor unserm Blick verdunkelt: sociale Umwälzungen scheinen drohend sich aufzuthürmen, und wenn jemals von dieser Seite her ein Sturm ausbricht, so wird er das schon ohnehin in sich aufgeregte und zerrissene Geschlecht unvorbereitet überraschen und unaufhaltsam in die Fugen des ganzen Gebäudes dringen.

Wird es mir, um die nachhaltigere Bedeutung des großen Leibnitz für die Nachwelt zu erfassen, gestattet sein, auf die Grundlage des heutigen Völker-Bewußtseins einen Blick zurückzuwerfen?

Unsere Zeit leidet an einer entgegengesetzten Krankheit, als der, an welcher das abendländische christliche Mittelalter sich aufgelöst hat. Das Mittelalter, mit seinen ganzen Lebensbedingungen an Kirche und Religion geknüpft, übersprang in der Wissenschaft, wie in der ganzen Weltanschauung, welche sein Handeln bestimmte, die sogenannten zweiten Ursachen, die *causae efficientes*, mit andern

Worten, die spontanen Gesetze der Natur, und hielt sich fast nur an die erste Ursache, Gott, nach dessen Wort und Offenbarung allein es leben, nach dessen Begriff es alle Erscheinungen des Lebens und der Natur erklären wollte. Während so ihre Physik abstract und unfruchtbar war, blieb dagegen ihr Leben vorzugsweise religiös und kirchlich begeistert. Gott war dem christlichen Mittelalter überall und jeder Zeit gegenwärtig, gewissermaßen anschaulich, von ihm wurde Alles abgeleitet, auf seinen Namen Alles zurückgeführt. Um wahrhaft fromm und sittlich zu sein, fehlte ihm nur der bessere Begriff von Gott, denn in ihrem Wahne schlachteten Christen einander, wie sie wähnten: zur Ehre Gottes! Das Band des gesammten Gesellschaftszustandes war mit einem Worte: die Theokratie.

Die neuere Zeit hat zwar die wahre Physik gefunden, seitdem die Copernicus, Baco und Galiläi uns gelehrt, die Natur durch Versuch, Beobachtung und Berechnung nach ihren eigenen, von unserem Bewußtsein und Gemüthsleben unabhängigen Gesetzen zu erforschen. Aber in dem Verhältniß, als das Reich der wahren Naturwissenschaft sich erweiterte, rückte auch die erste Ursache dem wissenschaftlichen Bewußtsein in immer größere und größere Ferne; man versetzt sie in die Grenze von Wissenschaft und Religion, bis endlich der Naturkundige die erste Ursache, Gott, völlig aus dem Gesichtskreise zu verlieren schien. Laplace durfte zuletzt, ohne Blasphemie, sich rühmen, daß er Gottes zur Mechanik des Himmels nicht brauchte, womit er nichts anderes sagen wollte, als daß Newton nur die in seinem Himmelsystem gelassene Lücke, kurz: seine eingestandene Unwissenheit mit dem Begriffe Gottes nur verdeckt, mit andern Worten das Dasein Gottes von seinem Nichtwissen gewissermaßen abhängig

gemacht hatte, was die Wiſſenſchaft aber als ihre Grenze nicht anerkennen dürfte. Von der Phyſik trug man dieſe Methode in die Welt der Moral und Politik, ich meine die Methode der Erfahrung, Beobachtung und Berechnung. Das Naturrecht, ehedem ein Theil der Theologie, ward ihr von Puffendorf und Tomaſius bald entgegengeſetzt. Die Staatswiſſenſchaft wurde eine große und verwickelte Rechnung, in welcher die Menſchen und das ſociale Leben auf Zahlen und Zahlenverhältniſſe zurückgeführt werden. Das Meßbare, Zählbare, Taſtbare, das Materielle mit einem Wort, erhielt die Oberhand über das Moraliſche. Der Organismus des Staats wurde wie ein unbeſeelter Körper auf dem anatomiſchen Theater zergliedert. Der Staat ſelbſt ſank für die modernen Theorien zu dem Begriff einer Maſchine, eines Räderwerks herab, das derjenige zu beherrſchen glaubte, welcher ſich am beſten auf den Mechanismus des Baues und die Geſetze ſeines Räderſpieles verſtände. Und die Triebfeder, welche die Räder dieſer Maſchine in Bewegung ſetzt? — Es iſt kein Geheimniß: es iſt der Egoismus der einander durchkreuzenden Intereſſen oder Leidenſchaften. Wird dieſem Prinzip bei der Berechnung und dem Spiele der Maſchine ſein Theil gewährt, ſo ſcheint alles gut zu ſtehen. Unterdeſſen iſt die erſte Urſache hier ebenſo, ja noch mehr in unendliche Form gerückt, als in der Phyſik. La loi est athée, ſagte Odilon Barrot, den man wegen dieſes recht verſtandenen Wortes den Laplace des modernen Staatsbegriffs nennen möchte.

Daß wir nicht übertreiben, daß hier die Krankheit unſerer Zeit liege, haben Einſichtigere bekannt und beklagt. Dieſe Wahrheit findet nun allgemeinen Wiederklang. Die Bewegung *unter den Proletarien hängt* damit zuſam-

men; das Uebel ist nicht bloß materiell, die Heilung darf es daher auch nicht bloß sein. Es sind verschiedene Symptome, welche auf ein allgemeines verborgenes Uebel zurückweisen. Die Menschheit fühlt sich wie verlassen, weil Gott ihr moralisch wie physisch in unendliche Ferne gerückt ist.

Warum uns Gott so wohl gefällt?
Weil er sich uns nie in den Weg stellt.

Dieser Zustand der Geister ist von der Art, daß er nicht nur dem Philosophen, sondern auch den Staatsmännern zu Herzen geht. Von verschiedenen Seiten her strebt und arbeitet man lange, theils der Zukunft zugewendet, neue Grundlagen des socialen Wiederaufbaues aufzufinden, theils nach der Vergangenheit hingekehrt, auf ältere Grundlagen zurückzugehen, beides, um den herrschenden Egoismus, die Isolirung und Zersplitterung in Wissenschaft und Leben über sich selbst zu erheben, der Menschheit die verlorene Richtung zu Gott und mit ihm zum Ganzen der Humanität wiederzugeben. Während die einen vorzugsweise die geistige, namentlich die religiöse Seite des Menschen ins Auge fassen, halten sich die anderen hauptsächlich an die materielle Bedingung des Daseins. Allein es ist überall doch nur noch ein Suchen und Tasten, wobei die verschiedenen Richtungen, statt einander hülfreich entgegen zu kommen, nicht selten einander bekämpfen, während jede nicht selten in sich selbst wieder uneins ist.

Gewiß, es fehlt unserer Zeit nicht an großen Gelehrten und an Erfindern in Wissenschaft und Kunst, es fehlt nicht an großen Ideen und Entdeckungen in den Gebieten des politischen und religiösen, wie des materiellen und industriellen Lebens; aber was unserer Zeit so Noth thut und

fehlt, sind Geister, welche nicht allein die verschiedenen, zuletzt an einem einzigen Ringe zusammenhängenden Richtungen der Wissenschaft concentriren, sondern auch mit Genialität und hohem Sinn die Zügel in die Hand nehmen, um jene getrennten Richtungen einträchtig zu einem Ziele, dem Ziele der Menschheit zuzuführen. Geister dieser Art brauchen sich nicht zu legitimiren; wenn sie auftreten, fällt ihnen die Zeit von selbst zu, sie mögen von dem Throne herab, oder aus der Stille des Studirzimmers heraus sich verkünden. Ein solcher Geist war für Deutschland Friedrich der Große, dessen Säcularfeier wir vor sechs Jahren begangen haben; ein solcher Geist war vor ihm Leibnitz, den der große König sich auch gleich stellte. Doch wenn der Weise auf dem Throne in das Reich seines Wirkens in unmittelbarer Gegenwart schöpferisch eingreift, so ist die Sphäre des Philosophen am Fuße des Thrones die Zukunft mit ihrem weiteren und reineren Horizonte. Hundert und dreißig Jahre sind seit Leibnitzens Tode verflossen, und noch ist Niemand aufgestanden, welcher ihm die Palme streitig gemacht hätte. Immer steht das Bild seines Geistes und Strebens mit einer Frische und Lebendigkeit, mit einem Glanze vor uns, welcher ihm die Sympathien von den verschiedensten Seiten her gesichert hat. Leibnitz gehört mit seiner Philosophie, mit seiner ganzen Bildung und Richtung zwei Zeitaltern zugleich an, welche sich für unser Bewußtsein nur den Rücken zuzukehren scheinen. Das siebzehnte Jahrhundert war es, in welchem der moderne Geist, wie wir ihn vorhin nach seinem Wesen zu schildern suchten, sich gebildet, der im achtzehnten Jahrhundert sich befestigt hat und in dem gegenwärtigen sich immer mehr entwickelt. Die Philosophen vor Leibnitz im siebzehnten *Jahrhundert hatten* es vor Allem

mit dem Fortschritte der Wissenschaft zu thun, welcher allerdings davon bedingt war, daß jene Männer sich von der Welt in das Innere des Geistes zurückzogen, oder sich in das Laboratorium einschlossen und den Gesetzen der Natur in ihrem eignen Reiche am Himmel und unter dem Himmel nachgingen. Leibnitz dagegen war nicht bloß Reformator der Wissenschaft wie jene, er war zu gleicher Zeit im höchsten und universellsten Sinne des Worts ein socialer Geist, eben so sehr Staatsmann als Philosoph. Er nahm seinen Standpunkt auf der Höhe des menschlichen Geschlechts und beleuchtete auch das scheinbar Untergeordnetste und Geringe mit dem Lichte großer Ideen. Seinem Fache nach Rechtsgelehrter und Publicist, stellte er sich bei den großen Fragen der Zeit auf den Standpunkt des Gesetzgebers, schöpfte aber das Ideal desselben aus den obersten Prinzipien des Naturrechts, welche in seinem Systeme mit denen der Religion und Moral auf das engste verknüpft waren. Als Staatsdiener hielt er den Mächtigen und Großen, welche ihn zum Freunde wählten, den Spiegel der Fürstenpflichten mit eben so viel Muth als Klugheit vor. Er verknüpfte nach dem von ihm begründeten großen Gesetze der Kontinuität, der Entwickelung, der Seele seine Philosophie, die Zeiten der Geschichte, die Vergangenheit mit der Zukunft; er verband die Theorie mit der Praxis, und bei den erhabensten Bedürfnissen des Menschen als eines Gottähnlichen Geistes, ließ Leibnitz die materiellen Bedingungen des bürgerlichen Lebens niemals aus den Augen. Jeder seiner Vorschläge war aus dem Ganzen gegriffen und daher von Pedanten oft verkannt und mißverstanden [1]). Die Akademien der

[1]) Formey wirft einen lächelnden Seitenblick auf Leibnitzens Vorschlag, daß die Königliche Societät der Wissenschaften unter andern

Wissenschaften z. B. sollten ihm nicht blos Institute der Wissenschaft, sondern sociale Institute sein, und in das Ganze des Staatslebens eingreifen, so viel Elemente als möglich davon in sich aufnehmend. Der Gelehrte sollte von dem Handwerker lernen, so wie das Handwerk zur Theorie erhoben worden. Ihm war die Wissenschaft, wie er oft sich ausdrückt, der Schatz des menschlichen Geschlechts, also nicht etwa das Eigenthum einer Klasse, oder eines Standes, noch weniger das Vehikel des Ehrgeizes oder der Habsucht Einzelner; der Gelehrte war ihm nur der Verwalter dieses Schatzes zum Besten des allgemeinen Nutzens. Unter dem Mantel eines Aristokraten und Fürstendieners schlug diesem großen Manne ein Herz für die große Mehrzahl der Menschen. Aber in der Art und in dem Maaße seiner Wirksamkeit, mußte er die Bedingungen annehmen, die das Jahrhundert ihm auflegte. Alles ging damals von oben herab. Nur mit ihren Fürsten schritten die Völker fort, von der Veredelung der Fürsten, von der Bildung der Großen hing die Verbesserung des Schicksals der Völker und ihre Veredelung ab. Auf diesen Punkt richtete Leibnitz vor Allem sein Augenmerk. Das Gute, das er stiftete, mußte oft für die Geschichte verloren gehen; des Besten, was er that, durfte er sich nicht immer rühmen. Gewiß ist, daß sein Name nicht gemacht ist im eigentlichen Sinne unter uns populär zu werden, wie etwa der eines Christian Thomasius, welcher in der Kulturgeschichte dieses Jahrhunderts sein Gegenstück und gewissermaßen seine Ergänzung bildet. Und man soll sie beide nicht verglei-

die evangelischen Missionen besorgen sollte. Ihm entging, wie viel für den ersten evangelischen und zur Pflege der geistigen Kultur berufenen Staat in Deutschland an der Organisation gerade dieses Instituts liegen mußte.

chen. Sie wirkten in sehr verschiedenen Sphären und daher mit ganz verschiedenen Mitteln. Ihre ganze Stellung war von vorn herein verschieden bestimmt. Und so war z. B. der Gebrauch der französischen Sprache, die Zurückhaltung, womit sich Leibnitz als Schriftsteller umgab, nicht willkührlich. Wenn Thomasius als Reformator sich die Vernichtung des Wahns, des Aberglaubens, der Pedanterie, der Heuchelei und des Fanatismus zur Aufgabe machte, so war Leibnitz im Gegensatz zu ihm eine vorwiegend organisirende Natur; es war ihm wesentlich darum zu thun, Keime positiver Gestaltung auszustreuen und das Vorhandene, selbst in seiner Beschränktheit, dafür zu nützen. Dahin gehört z. B. der Vorschlag, öffentliche Handwerker-Schulen zu errichten, um Zeit, Gesundheit und die Vervollkommnung der Lehrlinge zu gewinnen; dahin gehört ein ähnlicher Vorschlag, Gesellschaften nach Art der Akademien einzurichten, welche sich zur Aufgabe machten, Lebensregeln, nützliche und unbekannte Erfahrungen zur Verbesserung des menschlichen Lebens zu sammeln. Dieser Organisationsgeist hing bei ihm mit jener „großen Art zu denken“ zusammen, wonach er schlechterdings nichts verachtete, sofern es nur an die rechte Stelle gesetzt in seiner Weise lebte und wirkte. Leibnitz war zu gleicher Zeit der universellste und positivste Geist, und in dieser Vereinigung einzig; daher ein Feind des isolirenden Partei- und Sektenwesens. Aus dieser Denkart entsprang sein Lieblingsplan einer allgemeinen Charakteristik, als eines Verbindungsmittels der Menschheit in Wissenschaft und Philosophie; daraus sein, wenn auch ebenso wenig gelungenes Streben, die besondern und getrennten Kirchen zu vereinigen: alles Tendenzen, welche, ihrem Endzwecke nach, ihren Urheber zum Bürger künftiger Jahrhunderte machen.

Aber was allen ſeinen Beſtrebungen für das Wohl der Menſchheit zur gemeinſchaftlichen Grundlage dient, das iſt — hier kommen wir erſt zu dem eigentlichen Ziele unſerer Betrachtung — das iſt das religiös-ſittliche Fundament, welches ſeiner ganzen Philoſophie zu Grunde liegt und einen Hauch der Frömmigkeit und echter Begeiſterung über dieſelbe verbreitet. Dies wird ſchon aus der Skizze der Philoſophie hervorgehen, wie ſie in dieſer Biographie (Th. I. S. 222—270) gegeben wird. Das Reich der Natur wird getragen von dem Reiche der Gnade. Das Univerſum, als die Welt moraliſch freier Weſen, iſt ihm die Stadt Gottes; und wenn Leibnitz die Könige dieſer Welt Statthalter Gottes, oder gar Götter dieſer Welt nennt, ſo iſt es nicht, wie eine oberflächliche Betrachtung wähnen möchte, ſchmeichleriſcher Knechtſinn, ſondern es geſchieht lediglich, um ihnen die Schwere, Heiligkeit und unendliche Verantwortlichkeit ihres Berufes in unmittelbarſter Lebendigkeit nahe zu legen [1]). Sein ganzes Syſtem iſt gewiſſermaßen nur ein dem Unendlichen dargebrachter Cultus. Das Unendliche iſt in demſelben die Seele wie des Phyſiſchen, ſo und noch mehr des Moraliſchen; nicht um das Individuum dadurch niederzudrücken, ſon-

[1]) So wenn Leibnitz an Peter den Großen ſchrieb: »Gott als ein Gott der Ordnung regieret durch ſeine unſichtbare Hand alles, alles weißlich und ordentlich. Die Götter dieſer Welt, oder die Ebenbilder der Macht Gottes, ich meine die ſouverainen Monarchen, müßten das Modell ihrer Regierung nach jener einrichten, wollten ſie anders die ſüßen Früchte eines blühenden Reichs vor ihre große Mühe genießen.« (S. Zuſätze zum 2. Theile S. 275, die Anmerk. zum 1. Th. S 6 und Auguſt Böckh: Leibnitz in ſeinem Verhältniß zur poſitiven Theologie in v. Raumers hiſtor. Taſchenbuch auf 1844 S. 488.

und Unterstützung allein finden kann — und wird. Wahrlich, auch Leibnitzens Werke gehören unter die Monumenta Germaniae, und zwar im eminenten Sinne! Daß Leibnitz nicht blos durch die Größe seines Genies, die angeborne Anlage seines Geistes, sondern eben so sehr durch den niemals getrübten, echten Patriotismus sein deutsches Vaterland geehrt und gehoben hat; wie er sein ganzes Leben hindurch mitten durch die mancherlei Risse der confessionellen, territorialen und dynastischen Verhältnisse des Reichs und unter den beständigen Anfechtungen von Außen her, auf die Vereinigung, Kräftigung und Hebung deutscher Nation und deutscher Macht hingearbeitet; und wie geeignet Leibnitzens Schriften und Leben immer sein werden, in dieser wohlthätigen, einigenden, versöhnlichen Richtung unter uns zu wirken — dies steht jetzt Allen lebendig vor der Seele.

Es scheint also der hohen Fürsorge des durchlauchtigsten deutschen Bundes nicht unwürdig, die Werke eines in aller Beziehung so eminenten deutschen Schriftstellers und Charakters unter seinen besondern Schutz zu nehmen. Ist diese Voraussetzung richtig, so werden später geeignetere Hände den Plan und die Mittel der Ausführung vorzeichnen. Wird mir jedoch eine Meinung zu äußern gestattet, so wird die Ausführung nicht in demselben Augenblicke beschlossen und ins Werk gesetzt werden können, sondern einer mehrjährigen Vorbereitung und einer vorangehenden Vereinigung und Verständigung verschiedener Kräfte bedürfen. Das zweckmäßigste Mittel aber, diese Vorbereitung und Vereinigung zu treffen, scheint mir die Gründung eines Leibnitz-Archivs, ich meine, eines periodischen Organs, ähnlich dem der historischen Vereine und selbst dem des Vereins der Herausgeber der Monumenta Germaniae,

bestimmt, die thätige Theilnahme der verschiedenen Gelehrten, nicht blos in Deutschland, sondern auch im Auslande aufzurufen und zu versammeln und, wie die andern Archive, als öffentliche Correspondenz der Mitarbeiter unter einander zu dienen. Anzeige und bezügliche Bekanntmachung ungedruckter Schriften und Briefe, der erhaltenen Autographa, seltener Schriften Leibnitzens, sei es im öffentlichen oder Privatbesitz, mit einem Worte alles, was die Vervollständigung, Sichtung und Kritik des Materials betrifft — andererseits Verständigungen über die Form der Unternehmung, alles dies wird reichlichen Stoff des Archivs darbieten. Bei der eminenten Universalität unsers Heros ist eigentlich kein Gelehrter, wes Faches er sei, und welcher Richtung, sei es der Empirie oder der Spekulation, (welche Leibnitz beide in sich vereinigte) er angehöre, von der Mitwirkung an diesem Unternehmen ausgeschlossen. Dieses Archiv kann aber eine noch höhere und allgemeinere Bedeutung erhalten, wenn es zu gleicher Zeit der Ort für freie Discussion solcher literarischen und kritischen oder wissenschaftlichen Problem wird, welche sich an das Leben und die Schriften Leibnitzens knüpfen. Dadurch wird zugleich für eine vollkommenere Biographie des großen Mannes in Zukunft der Boden gewonnen und urbar gemacht, und niemand wird mit mehr Freude eine solche begrüßen, als der Verfasser dieses Buches, welcher heute, nachdem er den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens ins Auge gesehen hat, vielleicht den Muth nicht hätte, sich ihm zu unterziehen. Möge diese Arbeit, bis sie der bessern den Platz räumt, unterdessen dazu beitragen, den Geist Leibnitzens unter uns einer lebendigen Verbreitung zu verschaffen. Durch Zusätze und Berichtigungen, mit Rücksicht auf die seit 1842 *erschienenen* mancherlei

Bereicherungen der Leibnitz-Literatur, besonders aber auch durch ein allgemeines Personen-Register sollte das Buch zugleich vollständiger und nützlicher gemacht werden.

Aus der Vorrede von 1842 folge hier noch der kritische Rückblick über die biographisch-literarischen Leistungen meiner Vorgänger, seit Leibnitzens Tode.

Es ist bekannt, daß Johann Georg von Eckharts handschriftliche Lebensnachrichten über Leibnitz (Lebenslauf des Herrn von Leibnitz, zuerst im Originale abgedruckt in von Murr's Journal zur Kunstgeschichte und allgemeinen Literatur, VII. 1779), allen seit Leibnitzens Tode bis auf unsre Zeit überhaupt erschienenen Lobschriften und Biographieen desselben mehr oder weniger als Quelle zu Grunde liegen, und von fast allen Literatoren und Geschichtschreibern der Philosophie wie eine unumstößliche Autorität respektirt wurden. Man legte zu viel Gewicht darauf, daß Eckhart eine ziemlich lange Reihe von Jahren um Leibnitz, anfangs als sein Secretair, zuletzt als sein College in der Historiographie des Hauses Braunschweig gelebt und ihn überlebt hat. Eckhart selbst rühmte sich allerdings des sehr vertrauten Umgangs mit „seinem großen Freunde.“ Aber man kann viele Jahre um einen großen Mann leben, und doch viel weniger von ihm wissen und ihn verstehen, als ein anderer, der ihn nie gesehen hat, was der Fall mit uns allen ist, die wir uns heute mit dem Leben und der Philosophie Leibnitzens beschäftigen. Alle die, welche auf die Versicherungen des, vor Eitelkeit sich selbst nicht kennenden, Eckhart hin, glaubten, Leibnitz hatte einen solchen Mann zu dem Vertrauten seines Lebens gemacht, hatten einen sehr unvollkommenen Begriff von Leibnitzens wirklichem Leben, seinem Wesen und Charakter. Ich habe in

meinen früheren kritiſchen und kritiſch-hiſtoriſchen Arbeiten über Leibnitz, ſein Leben und ſeine Schriften, zu dieſem meinem Urtheile über Eckhart die Belege gegeben, und dieſe Biographie giebt deren viele neue. Jedermann kann nun ſelbſt vergleichen und prüfen; ins Einzelne hier einzugehen, wird mir erlaſſen werden. Ueber die Unvollſtändigkeit Eckharts in literar-hiſtoriſcher Hinſicht klagte übrigens ſchon Ludovici. — Außer den trockenen und dürftigen Notizen Eckharts in dem genannten Aufſatze hat man von ihm auch Anmerkungen zu der deutſchen Ueberſetzung von Fontenelle's Lobſchrift auf Leibnitz, in der deutſchen Theodicee vom Jahre 1720, welche namentlich gegen J. F. Feller, der vor Eckhart Leibnitzens Sekretair geweſen, polemiſch gerichtet ſind; dagegen hat der Nachfolger Eckharts, als Bibliothekar in Hannover, Baring (oft auch als der Ungenannte in den Anmerkungen zu Fontenelle angeführt), in der deutſchen Theodicee von 1735 die Anmerkungen Eckharts zu Fontenelle mit eignen vermehrt, welche ſich zuweilen gegen jenen ſelbſt richten und manche gute Nachricht enthalten. — Der Lebenslauf Leibnitzens durch Eckhart, welcher aus dem Nachlaſſe der Herzogin von Orleans in die Hände Friedrichs des Großen gelangte, erſchien auf deſſen Befehl in einer, ziemlich werthloſen, Bearbeitung von Lamprecht, Berlin 1740. Davon erſchien aber 1787 zu Rom eine italiäniſche Ueberſetzung von Joſeph Barſotti, mit mehreren ſchätzbaren Anmerkungen, namentlich über den Aufenthalt Leibnitzens in Rom 1689. — Das Elogium Leibnitii in den Acta Eruditorum von 1717, deſſen Verfaſſer, nach Ludovici, Chriſtian Wolf war, iſt ebenfalls ganz nach Papieren von Eckhart gearbeitet. J. F. Feller gab dazu 1718 in dem Otium Hannoveranum, zu Anfang, ein: Supplementum

Vitae Leibnitianae, welches aber, bis auf einige literarische Notizen, keine neuen Aufklärungen giebt. Unabhängig von Eckhart ist auch der Nekrolog auf Leibnitz in den Leipziger Neuen Gelehrten Zeitungen von 1717 (Juni), ohne daß sein unbekannt gebliebener Verfasser in der Hauptsache besser als jene sich unterrichtet zeigte.

Dies waren im Ganzen die trocknen, unvollständigen, in wichtigen Dingen oft ganz irrigen Nachrichten, welche später geistvolle und gelehrte Schriftsteller mit ihren Betrachtungen, mit Zergliederungen der Schriften und Ideen von Leibnitz bekleideten und zu einem Bilde zu verarbeiten suchten. Von denjenigen, welche sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, steht oben an Fontenelle in seinem Eloge de M. de Leibniz, das er 1717 als Sekretair der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris vorlas. Dieses Eloge verdient seinen Ruhm durch die Klarheit der Darstellung, den Reiz der Sprache, den Reichthum geistvoller Bemerkungen, am meisten wegen des Totalbildes durch die Analyse der vorzüglichsten Richtungen Leibnitzens in fast allen Wissenschaften. Zwar bricht auch hier, nach Schleiermacher's Bemerkung, jener ironische Zug durch, durch welchen der beständige Secretair der Akademie nicht selten, wie des Lobens müde, sich schadlos hielt: und vor Schleiermacher hat Lessing einmal etwas Aehnliches ausgesprochen. Nichts desto weniger gereicht diese Schrift der französischen Literatur zum Ruhme und gehört bei allen Mängeln, welche Schleiermacher daran hervorgehoben [1]), zu den gelungensten dieser Art aus Fontenelles Feder. Ganz anders stellt sich natürlich unser Urtheil von

[1]) »Ueber Lobreden im Allgemeinen, und die Fontenell'sche auf Leibnitz insbesondere« Schleiermacher's sämmtliche Werke III, 3. S. 66.

dem hiſtoriſchen und dem wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkte: der Hauptgrund, die Beſchaffenheit der zu Grunde liegenden hiſtoriſchen Materialien, iſt ſchon zur Sprache gekommen. Wenn daher der neueſte Herausgeber von Leibnitz's Werken, Herr M. A. Jacques (Oeuvres de Leibnitz, nouvelle édition. Paris 1842 2 vol. in 8.) die Biographie von Leibnitz mit Fontenelle für abgemacht erklärt, durch die Phraſe: Fontenelle a raconté sa vie; on nous saura gré d'obliger le lecteur, par notre silence sur ce point, à se charmer de la langue exquise de ce morceau (p. III.) — ſo heißt das, ſich auf eine zu wohlfeile und zugleich dem Hauptzwecke — der Wahrheit — ſchädliche Art von der eigenen Mühe und Arbeit loskaufen. —

Die erſte ausführliche Biographie Leibnitzens, und keine bloße Lobſchrift, erſchien in der Amſterdamer Ausgabe der Theodicee von 1734: Histoire de la vie et des ouvrages de Mr. Leibnitz par M. L. de Neufville. Der eigentliche Name dieſes Schriftſtellers war Joucourt, den er ſpäter wieder angenommen*). Dieſe größere Ausführlichkeit rührt nicht ſowohl von neuem biographiſchen Gehalt, als von der raiſonnirenden Analyſe der Schriften, Ideen und Streitigkeiten von Leibnitz. Die Grundlage bleibt Eckhart; einige literarhiſtoriſche Nachrichten ausge-

*) Remond von Montmort der jüngere ſchrieb aus Paris den 26. December 1738 an den Präſidenten Bouhier: Mr. le Marquis de Joucourt m'emmena hier un frère nouvellement reconnu par sa famille et rendu à sa patrie. Il s'est toujours appellé en Hollande Neuville et j'ai vû de lui la vie de Mr. de Leibnitz. C'est un garçon aussi aimable par son charactère et par son esprit, que laid de figure. Ses connoissances sont justes et étendues. (Aus der handſchriftlichen Correſpondenz des Präſidenten Bouhier in der Königlichen Bibliothek *zu Paris.*)

nommen, welche der fleißige Verfasser aus Zeitschriften oder auch mündlich in Holland gesammelt hatte. Die Schreibart geht oft in das Rhetorische über, und das Urtheil ermangelt einer höhern Grundlage. Lessing hat (in dem Aufsatze über des Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit) einige seiner Anachronismen und anderer Irrthümer berichtigt. Die Darstellung der Verdienste Leibnitzens um die Wissenschaften und des Streites über die Erfindung der Differentialrechnung folgt erst, nachdem das übrige Leben bis zum Tode des großen Mannes geführt ist. Im Ganzen zeichnet sich diese Arbeit durch große Sorgfalt und wahre Begeisterung vor dem Gegenstande aus. Das Verzeichniß der Schriften am Schlusse ist das vollständigste vor Ludovici,

Einige Jahre nach Joucourt, 1737, erschien in Leipzig Karl Günthers Ludovici „Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Leibnitzischen Philosophie," zwei Theile; in literar-historischer Beziehung lange Zeit das vollständigste Gerippe einer Biographie von Leibnitz, mit großem Sammelfleiße, wenn auch ohne Kritik, daher mit vielen Mißgriffen, zusammengestellt, und noch jetzt mit Dank zu nennen. Jedem noch so allein stehenden Faktum, z. B. jeder Reise von Hannover nach Woffenbüttel, ist sein eigener Paragraph gewidmet. Den meisten Werth hat das 7. Kapitel des 1. Theils, und die erste Hälfte des 2. Theiles, in Bezug auf das Literarische, als Grundlage für weitere Forschung; Dutens ist bedeutend dadurch gefördert worden. Von irgend einer historischen oder philosophischen Anschauung, welche dem Ganzen zu Grunde läge, ist keine Spur; im Gegentheil ist die Lebensansicht gar dürftig und pedantisch. Brucker hat bei seinem Aufsatze über Leibnitz meist auf Ludovici gebaut. Auffallend ist es,

daß Leſſing, welcher ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens ſo viel mit dem Leben, den Schriften und der Philoſophie Leibnitzens beſchäftigt, und einen chronologiſchen Abriß zu ſeiner Biographie hinterlaſſen hat [1]), von Ludovici gar nicht Notiz genommen zu haben ſcheint. Ludovici wiederum citirt Joucourt nirgends. Diejenigen, welche etwas über das Leben von Leibnitz leſen wollten, blieben auf die franzöſiſchen Biographieen von Fontenelle und Joucourt (oder ihre Ueberſetzungen) angewieſen [2]). Ein kurzer Aufſatz von Rehberg im Hannöverſchen Magazin von 1687, geiſtreich das damals Bekannte zuſammenfaſſend, ohne tiefer auf das einzelne einzugehen, konnte das vorhandene Bedürfniß einer deutſchen Original-Biographie Leibnitzens nicht befriedigen.

Um ſo günſtiger wurde Eberhards biographiſcher Aufſatz: Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz, in dem Pantheon der Deutſchen, II. 1795, aufgenommen, und ſeitdem viel geleſen, auch in den deutſchen Handbüchern der Literatur und Geſchichte der Philoſophie gewöhnlich an erſter Stelle angeführt. Aber lange ſchon haben diejenigen, welche höhere Forderungen ſtellen, von dem hohlen declamirenden Pathos, das durch dieſe Darſtellung

[1]) S. Leſſings Sämmtl. Schriften, Ausgabe Lachmanns XI. 43—47 und meine Schrift: Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts, kritiſch und philoſophiſch erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntniſſe in W. Körtes: Albrecht Thaer, Berlin 1841. S. 58 ff.

[2]) Eine kleine Biographie Leibnitzens von Hißmann, 1783, iſt von geringer Bedeutung. Käſtner gab 1769 auf einigen Blättern (Lobſchrift des Herrn von Leibnitz) mehrere gute Bemerkungen, auf Veranlaſſung der Aufgabe der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, welche Bailly 1768 beantwortete, jedoch ohne Erfolg im Publikum; bei dem Streben nach Erhabenheit verfiel er meiſt in Schwulſt.

vorzeichnet. Bei der Philosophie namentlich habe ich, als Biograph, auf das Natur- und Staatsrecht Leibnitzens, in seinem genetischen Zusammenhange mit dem ganzen Systeme, namentlich der Monadologie, um so mehr Gewicht legen dürfen, als dieser Punkt, in den bisherigen Monographien über Leibnitzens Philosophie, nur wie nebenher behandelt wurde.

Dem Buche ist ein gelungenes Bildniß von Leibnitz nach dem vortrefflichen und sehr seltenen Originalstich von Bernigeroth, dessen Aehnlichkeit und Güte von authentischen Zeugnissen (die ich zur Beseitigung älterer Irrthümer und neuester unbegründeter Ansprüche beibringe) bestätigt ist, vorgesetzt. Leibnitz ist hier als Greis von einigen und sechszig Jahren dargestellt. Ich verdanke den Stich von Bernigeroth der besondern und zuvorkommenden Freundlichkeit des Herrn Archiv-Rath Kestner in Hannover. (Leibnitzens Wappen unter dem Bilde ist von seinem Siegel abgenommen). Das französische Facsimile (ein Brief an den damas brandenburgischen Cabinets-Secretair Cuno oder Cuneau) ist nach einem Original, das sich in hiesiger Königl. und Universitäts-Bibliothek befindet, und in der Berlinischen Bibliothek, 1747. I. 256, aber mit Veränderung des Stils, abgedruckt ist. Das deutsche Facsimile, ein Brief an den Astronomen Gottfried Kirch, ist aus den Handschriften der Bibliothek des Königlichen Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin.

Breslau im April 1846.

G. E. Guhrauer.

# Erſtes Buch.

Die Vaterſtadt des großen Leibnitz iſt Leipzig, ſeit der Reformation ein hervorragender Sitz deutſcher Cultur und Wiſſenſchaft. Hier kam er zur Welt an Sonntag dem 21. Juni (a. St.) 1646, und erhielt in der Taufe, am dritten Tage nach ſeiner Geburt, als dem Vorabend des Johannistages, die Namen Gottfried Wilhelm. Zur Verwunderung der Umſtehenden (die Pathen waren der kurſächſiſche Hofprediger D. Martin Geier, und der Rechtsgelehrte Johann Friſch), noch mehr aber zur Erbauung des, Wunderbares ahnenden, Vaters, richtete das Kind in dem Augenblicke, als der Diaconus M. Daniel Moller es auf dem Arme hielt und taufte, den Kopf empor und ließ mit emporgehaltenem Haupte und Augen ſich mit dem Waſſer benetzen. Der Vater hat dieſen merkwürdigen Umſtand in ſeiner Hauschronik verzeichnet, und die prophetiſchen Worte geſchrieben: „So wünſche und weiſſage ich, daß dieſes ein Merkmal des Glaubens und das beſte Vorzeichen ſei, daß dieſer Sohn ſein ganzes Leben hindurch *mit zu Gott erhobenen* Augen ganz

göttlich sein, in Liebe zu Gott brennen und in ihr bewundernswürdige Thaten thun werde, zur Ehre des Höchsten, wie zu dem Heile und Wachsthum der christlichen Kirche, und zu seinem und der Unsrigen Heile!"

Wiewohl der Name Leibnitz oder Leubnütz auf slavische Ursprünge der Familie mit Wahrscheinlichkeit hinweist, und Leibnitze von ritterlichem Stande hohe geistliche und weltliche Würden im Mittelalter bekleidet haben, so beginnt die geschichtliche Reihe der erweislichen Vorfahren des großen Leibnitz erst in seinem Vaterlande Kursachsen, im Zeitalter der Reformation, mit Christoph Leibnitz, welcher die persönliche Gunst des Kurfürsten August besaß, der ihn zum Amtmann in Altenburg, nachher zum Schösser in Pirna eingesetzt. Er hatte zur Gattin ein Fräulein Barbara von Kahlenburg aus Jütland, welche in sehr frühem Alter des Kurfürsten Gemahlin, die dänische Prinzessin Anna, an den sächsischen Hof begleitet hatte. Einen älteren Bruder hatte er: Paul von Leibnitz, kaiserlichen Hauptmann auf der Windischen Gränze in Ungarn; von Kaiser Rudolph II. war derselbe zur Belohnung seiner Tapferkeit in den Adelstand erhoben worden. Christoph Leibnitz hinterließ einen Sohn Ambrosius, Stadt- und Bergschreiber in Altenburg. Dieser hatte Anna, die Tochter eines Patriziers zu Leipzig, Heinrich Deuerlin von Königstein, zur Frau. Dies waren die Eltern von Friedrich Leibnitz, des Vaters des Unsrigen, welcher den 25. December 1597 geboren wurde und späterhin seine rühmliche Laufbahn an den Gerichten und der Universität von Leipzig der Theilnahme und Unterstützung der dortigen Verwandten

ſeiner Mutter zu verdanken hatte. Denn da er ſeine Eltern früh verlor, als er eben den Grund zu ſeiner gelehrten Bildung auf der Fürſtenſchule zu Meißen gelegt hatte, und in Leipzig, wohin er, die Rechte zu ſtudiren, ſich (1617) begab, allein ſtand, fand er bald an ſeiner Mutter Bruder, Friedrich Deuerlin, Actuarius des Schöppenſtuhls und der Stadtgerichte, einen beſchützenden Gönner. Leipzig wurde ſeine Vaterſtadt durch Wahl, welcher er ſein übriges Leben widmete. Hier errang er die Stufe der Gelehrſamkeit und der bürgerlichen und gelehrten Wirkſamkeit, vermöge deren er noch nach ſeinem Tode ein ehrenvolles Andenken unter ſeinen Mitbürgern hinterließ, welches ſein großer Sohn als ein heiliges Erbtheil in ſeinem ganzen Leben werth gehalten hat. Er wurde Magiſter der Philoſophie, und zur Zeit, als ihm ſein Sohn Gottfried Wilhelm geboren wurde, war er Beiſitzer und Subſenior der philoſophiſchen Facultät, Profeſſor der Moral (ſeit 1640), Collegiat des großen Fürſten-Collegium und Actuarius der Univerſität. Gleichzeitig bekleidete er ſeit 1624 mit Eifer und Erfolg das Amt eines Notars. Dieſe, faſt ausſchließlich auf das Leben und die Anwendung genommene Richtung zog Leibnitzens Vater von der Ausarbeitung gelehrter Werke ab, nur einzelne akademiſche Gelegenheitsſchriften und Biographien tragen ſeinen Namen. Er war, bei ſeinem gelehrten und amtlich thätigen Beruf, vor allem ein chriſtlich frommer Hausvater. Friedrich Leibnitz war dreimal verehelicht. Das erſtemal heirathete er im Jahre 1625 Anna, die Tochter des M. Benedict Fritzſche in Leipzig; aus dieſer Ehe entſproß ſein älteſter Sohn und der

Halbbruder unsers Leibnitz, M. Johann Friedrich, Candidat der Theologie, welcher den 9. März 1696 als dritter College an der Thomasschule zu Leipzig gestorben ist, ein gutmüthiger, frommer, einfältiger, mit seinem Loose zufriedener Mann, wie Leibnitz ihn einmal schildert; und eine Tochter Anna Rosine, welche die Gattin des Doctor der Theologie und Superintendenten Heinrich Freißleben zu Orlamünde wurde. Seine zweite Frau, Dorothea, die Tochter des Leipziger Buchhändlers Bartholomäus Vogtz, starb 1643 kinderlos. Er heirathete darauf den 21. Mai 1644 Catharina, die Tochter des seiner Zeit berühmten Leipziger Rechtsgelehrten Wilhelm Schmuck; diese wurde die Mutter des großen Leibnitz. Sie war in Leipzig im Jahre 1621 geboren, und schon im eilften Jahre eine vater- und mutterlose Waise; sie wurde aber im Hause des Professors der Theologie, Johann Höpner, mit Sorgfalt erzogen, das sie, vor ihrer Verheirathung, mit dem Hause ihres Vormunds, des Professors der Rechte, Quirin Schacher, später Leibnitzens Lehrer, vertauschte. Sie galt als eine kluge, fromme und sanftmüthige Frau. Eine ihrer Schwestern hatte der berühmte Rechtsgelehrte, Johann Strauch, Professor in Jena, nachher Syndicus in Braunschweig, der später zu hohen Würden in Jena und zuletzt in Giessen emporstieg; eine dritte Schwester war an den Doctor der Theologie, Zimmermann, in Meißen verheirathet. Leibnitzens Verwandte standen also von beiden Seiten im Genusse eines geschätzten bürgerlichen Ansehens und zum Theil auch eines gelehrten Rufes. Seine Mutter gebar ihm noch *eine Schwester*, Anna Catharina, welche im Jahre 1672 als

die Ehefrau des Archi-Diaconus an der Thom
Leipzig, Simon Löffler, verſtarb, und einen Soh Friedrich
Simon Löffler, hinterließ, denſelben, welcher zule Erbe
ſeines großen Oheims geworden.

Ein Kind von ſechs Jahren verlor Leibnitz ſchon ſeinen Vater. Er ſtarb den 5. September 1652, von ſeinen Amtsgenoſſen, Schülern und Mitbürgern aufrichtig betrauert. Nur wenige, aber ſeinem Gedächtniſſe deſto tiefer eingedrückte Erinnerungen behielt Leibnitz von ihm, wie wir in einem hinterlaſſenen Bruchſtücke ner Lebensbekenntniſſe aufgezeichnet finden. „Ich wu en dieſe, meinem Vater, als er im fünfzigſten Leben eboren, und kaum ſechs Jahr alt verlor ich de ich nur wenig von ihm aus eigner Erinnerung nu das Uebrige aber von Andern gehört habe. Zweier erinnere ich mich nur; das eine war, als ich zeitig leſen lernte, wie der Vater ſelbſt mit Eifer bemüht war, theils durch öfteres Erzählen, theils mit Hülfe eines deutſchen Büchleins mir Liebe zur Profan- und der bibliſchen Geſchichte einzuflößen. Er that dieſes mit einem ſolchen Erfolge, daß er ſich Ausgezeichnetes davon für die Zukunft verſprach. Das zweite iſt in der That merkwürdig, und ſteht mir noch ſo lebhaft vor der Erinnerung, als wenn es vorgeſtern geſchehen wäre. Es war an einem Sonntage, und meine Mutter war zur Kirche in die Vormittags-Predigt gegangen. Der Vater aber lag krank zu Hauſe in ſeinem Bette. Ich ſelbſt ſpielte, während nur noch eine Muhme im Zimmer war, an dem Ofen und war noch nicht ganz angezogen. So trippelte ich *auf und ab auf einer* an der Wand

ſtehenden Bank, vor welche ein Tiſch herangerückt war; an dem Tiſche ſtand die Muhme und wollte mich ankleiden. Ich aber, Muthwille treibend, ſteige auf den Tiſch, und indem jene mich erfaſſen will, trete ich hinter mich und ſtürze von dem Tiſche auf den Eſtrich hinab. Der Vater und die Muhme ſchreien auf, ſie blicken hin und ſehen mich unverſehrt und ſie anlachend, aber beinahe drei Schritte von dem Tiſche entfernt ſitzen, viel weiter, als ein Kind durch einen Sprung hätte erreichen können. Mein Vater erkannte darin eine beſondere Gnade Gottes, und ſchickte daher auf der Stelle jemanden mit einem Zettel in die Kirche, damit, der Sitte gemäß, nach dem Gottesdienſte ein Dankgebet zu Gott gehalten würde; und man ſprach viel über dieſen Vorfall in der Stadt. Mein Vater aber ſchöpfte theils aus dieſem Zufalle, theils aus, ich weiß nicht welch andern Träumen oder Vorzeichen ſo große Hoffnungen von mir, daß er ſich dadurch oft den Spott ſeiner Freunde zuzog. Allein weder habe ich länger ſeines Beiſtandes theilhaftig ſein, noch er an meinen Fortſchritten ſich erfreuen ſollen.“

Nach dem Tode des Vaters entſagte die Mutter Leibnitzens jeder andern Verbindung und widmete ſich ganz der Erziehung ihrer Kinder, deren Früchte ſie noch zu erleben anfing. In den bei ihrem Tode (1664) verfaßten Funeralien wird rühmend gemeldet, daß, „als ſie in den Wittwenſtand verſetzt worden, ſie denſelben während ihres ganzen Lebens nicht wieder verlaſſen, ſondern mit ihrer ganzen Hoffnung auf den lebendigen Gott gerichtet, fleißig im Gebete war und nicht allein den Ihrigen, ſondern auch Andern als ein Muſter der

Frömmigkeit vorleuchtete; daß ſie, um die ſorgfältige E
hung ihrer Kinder bemüht, es ſich zur Aufgabe machte, n
ſie den von den Vorfahren auf ſie vererbten guten Ruf ni
verdunkelten, ſondern vielmehr erhöheten. Den heiligen
Verſammlungen, heißt es ferner, an Wochen- wie an Feſt-
tagen wohnte ſie fleißig bei; ihren Glauben nährte und
kräftigte ſie mehremals im Jahre durch das heilige Abend-
mahl; auf keinen Menſche bel geſinnt, bemühte ſie ſich, mit
Allen in Frieden und Ein u leben. Da ihr die Aus-
zeichnung einer wahren C zu Theil geworden, daß ſie
durch mannichfaltige Anf ngen Uebelwollender beunru-
higt wurde, übertraf ſie de Geduld, in welcher
ſie viel Uebung erworben ha... gab leicht denjenigen,
welche ſie beleidigt hatten." Man kann leicht erachten, daß
dem jungen Leibnitz bei dieſem Vorbilde die Keime der Tu-
gend und Religion, die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, früh-
zeitig für das ganze Leben ſich einprägten. Die hervor-
ſtechendſten Züge in ſeinem ſittlichen Weſen kommen beinahe
mit den hier geſchilderten in dem Wandel und Charakter
ſeiner Mutter überein.

Man übergab den Knaben in noch ſehr zartem Alter der
in beſonderem Anſehen ſtehenden Nicolai-Schule in Leipzig,
welche unter dem Rector Johann Hornſchuh ſtand; dieſer,
und außerdem Tilemann Bachuſius und Elias Nathuſius
waren die Lehrer des jungen Leibnitz. Seine außergewöhn-
lichen Anlagen entwickelten ſich früh, und äußerten ſich, wie
zu geſchehen pflegt, in einer unerſättlichen Begierde nach
geiſtiger Nahrung, welcher aber der Lehrer ſeiner Klaſſe, ein

mit allen Mitteln zu Hülfe kommen. So läßt er mich holen, und als er auf seine Fragen nichts Ungereimtes aus meinem Munde hörte, stand er nicht eher ab, bis er meinen Verwandten das Versprechen abgedrungen hatte, daß mir in die Bibliothek meines Vaters selbst, die so lange unter Schloß und Riegel gehalten ward, der Zutritt gestattet werden würde. Ich triumphirte über diese Ankündigung, als wenn ich einen Schatz gefunden hätte! Denn ich brannte vor Begierde, die Alten, mir nur erst durch ihren Namen bekannt, zu erblicken: den Cicero und Quinctilian und Seneca und Plinius und Herodot und Xenophon, Plato, die scriptores historiae Augustae, und die vielen lateinischen und griechischen Kirchenväter. Diese las ich, wie mich der Trieb führte, und fand mein Vergnügen an der außerordentlichen Mannichfaltigkeit der Dinge. So verstand ich, ehe ich mein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, das Lateinische geläufig und fing an, das Griechische zu stammeln. Verse schrieb ich mit besonderm Erfolg und erlangte darin eine solche Fertigkeit, daß, als einst einem Knaben in der Schule aufgegeben worden war, am Vorabende von Pfingsten eine Rede in Versen zu halten, und dieser, kaum drei Tage vor dem Akte, durch Krankheit davon abgehalten ward; Keiner aber die Sache für ihn übernehmen wollte, wenn man ihm nicht die von dem Ausbleibenden verfaßte Rede verschaffte, ich mich von selbst erbot, mich in mein Studirzimmer einschloß, und von Tagesanbruch bis zum Mittag dreihundert Hexameter niederschrieb, welche den Beifall der Lehrer erhielten; wobei ich mir besonders in den Kopf gesetzt hatte, jede Elision zu vermeiden.

Und an dem festgesetzten Tage trug ich diese Ver[illegible]
Dies fand zu Pfingsten des Jahres 1659 statt, [illegible]
dreizehn Jahr alt war. Es kann als die erste [illegible]
Leibnitzens gelten, wenn sie auch nie im Druck e[illegible]
Er hat diesen Zug übrigens gern und öfters in se[illegible]
erzählt.

In der Geschichte seines Geistes hat Leibnitz diese früh gewonnene Freiheit und Sel[illegible]es Studirens, welche ihn namentlich den Schri[illegible]erthums zuführte, als eine für ihn unberechen[illegible]bezeichnet. Unter dem bedeutungsvollen Namen Gallei Pacidius führt er sich selbst, mit höherer Weihe, in einem philosophischen Aufsatze folgendermaßen redend ein: „Wilhelm Pacidius, ein Deutscher von Geburt, aus Leipzig, welcher in erster Kindheit seinen Vater, als Führer im Leben, verloren hatte, ward durch einen angeborenen Drang seines Geistes zu dem Studium der Wissenschaften geführt, und gleich groß war die Freiheit, mit welcher er in ihnen lebte. Denn da ihm eine Bibliothek im Hause zur Hand war, verbarg er sich, ein achtjähriger Knabe, oft ganze Tage darin, und kaum lateinisch stammelnd, nahm er jedes ihm in die Augen fallende Buch bald in die Hand, bald legte er es weg; ohne Wahl die Bücher aufschlagend und wieder schließend, naschte er hier, übersprang er dort, wie eben die Klarheit des Ausdrucks oder der Inhalt durch Annehmlichkeit ihn fesselte. Es hatte das Ansehen, als wenn er Fortuna zur Lehrerin genommen, oder als wenn er das Tolle, lege! (des heiligen Augustinus) von einer höheren Stimme zu hören geglaubt hätte. Denn

dem Knaben, welcher nach einem höheren Geschick fremden Raths entbehrte, war die diesem Alter eigene Verwegenheit, welcher Gott zu Hülfe zu kommen pflegt, nothwendig. Und der Zufall hat es wenigstens geleitet, daß sein Eifer ihn den Alten zuführte, in welchen er im Anfange nichts, nach und nach aber etwas, endlich das Nothwendige verstand: bis er, gleich wie diejenigen, welche in der Sonne wandeln, während sie mit Anderm beschäftigt sind, gebräunt werden, eine gewisse Färbung nicht nur des Ausdrucks, sondern auch der Gedanken von den Alten angenommen hatte. Als er daher von diesen zu den Neuern kam, wie sie damals in den Buchläden Mode waren, ekelten sie ihn an mit ihrem schwülstigen Schaume, der nichts sagte, mit den zusammengeflickten Lappen, die nur Fremdes zum Vorschein brachten: ohne Anmuth, ohne Kraft und Mark, ohne allen Nutzen für das Leben, sollte man meinen, wären sie für eine andere Welt geschrieben, welche jene schon damals bald die Gelehrten-Republik, bald den Parnaß nannten: — wenn man sich vergegenwärtigte, daß der Alten männliche und große, treffende, die Dinge gleichsam überragende, das ganze Leben wie in eine Tafel zusammenfassende Gedanken, dazu ihre natürliche, klare, fließende und den Dingen angemessene Ausdrucksweise ganz andere Bewegungen in den Gemüthern erzeugt! Dieser so hervortretende Gegensatz bewirkte bei dem Jünglinge, daß er von damals ab die beiden Axiome für sich feststellte: immer bei den Worten und den übrigen Zeichen der Seele die Klarheit, bei den Dingen aber den Nutzen zu suchen. Er hat nachher gelernt, daß jenes die Grundlage des

und Wege abging und ſie das: Dic cur hic, das
no und das respice finem nicht beſtändig übten —
u gebrauchen wußten.“ Daher alſo, lernen wir hier,
ibnitz noch als junger Mann, in dem berühmten Auf-
ber den Stil des Marius Nizolius, mit ſo vielem Eifer
e Klarheit bei den Philoſophen und Phyſikern
gen.

rch den Unterricht in der Logik, welcher den Vor-
ttenern auf der Schule vorgetragen wurde, geſchah es
daß der Erfindungsgeiſt des jungen Leibnitz zum erſten-
uf eine ſo eigenthümliche, als fruchtbare Weiſe geweckt
auch hier laſſen wir ihn die Erinnerungen und Bekennt-
us ſeinem ſpätern Leben ſelbſt erzählen. In ſeinem
an Gabriel Wagner, vom Jahre 1696, zur Verthei-
z der von dieſem verworfenen Logik, muß er bekennen,
:: „daß er auch in der bisherigen Logik viel Gutes und

leſen können, und in den Verſen fand ich große Luſt und Leichtigkeit; aber ſobald ich die Logik anfing zu hören, da fand ich mich ſehr gerührt durch die Vertheilung und Ordnung der Gedanken, die ich darin wahrnahm. Ich begundt gleich zu merken, daß ein Großes darin ſtecken müßte, ſo viel etwa ein Knabe von dreizehn Jahren in dergleichen merken kann. Die größte Luſt fand ich an den ſogenannten Prädicamenten, ſo mir vorkam als eine Muſter-Rolle aller Dinge der Welt, und ſuchte ich in allerhand Logiken nach, um zu ſehen, wo ſolch allgemeine Regiſter am beſten und ausführlichſten zu finden; ich fragte oft mich und meine Mitſchüler, in welches Prädicament und deſſen Fach wohl dies oder jenes gehören möchte, ob mir wohl nicht anſtund, daß man ſo viel davon ganz ausſchloß; einige der Prädicamente, als ſonderlich die zwei, wo nicht vier letzten, auch bei mir bald wegfielen, weil ſie in den vorigen begriffen, oder deren Nutzen ſich in der That nicht zeigen wollte. Ich kam bald auf einen luſtigen Fund, wie man oft vermittelſt der Prädicamente etwas errathen, oder ſich erinnern könne, was einem ausgefallen, wenn man nemlich das Bild davon noch hat, aber ſolches in ſeinem Hirn nicht ſofort ertappen kann; denn da darf man ſich oder Andere nur nach gewiſſen Prädicamenten und deren ferneren Eintheilungen (davon ich gar ausführliche Tafeln aus allerhand Logiken zuſammengetragen hatte) befragen und gleichſam examiniren, ſo ſchließet man bald aus, was zur Sache nicht dienet, und treibet das Werk dergeſtalt in die Enge, daß man auf das recht Schuldige kommen kann; und dergeſtalt hätte vielleicht Nebucadnezar auch ſeinen

vergessenen Traum wieder erwecken können. Bei solchem Eintäfeln der Kenntnisse kam ich in Uebung der Eintheilung und Aftereintheilung (divisionis und subdivisionis), als einen Grund der Ordnung und als ein Band der Gedanken. Da mußten die Ramisten und halben Ramisten herhalten, sobald sich ein Register zusammen gehörender Dinge fand; und sonderlich so oft ich ein Geschlecht oder Gemeines antraf, so eine Zahl der befundenen Arten unter sich hatte, als z. B. die Zahl der Gemüthsbewegungen, oder der Tugenden und Laster, so mußte ich sie in eine Tafel bringen und versuchen, wie die Arten nach einander herauskämen, und da fand ich gemeiniglich, daß die Erzählung unvollkommen, und noch mehr Arten beigesetzt werden könnten. Mit solchen allen hatte ich meine besondere Lust, schrieb auch allerhand Zeug zusammen, so zwar nicht geachtet, sondern verloren, doch lange Jahre hernach etwas davon ohngefähr gefunden, so mir noch jetzt nicht ganz mißfällt. Den Nutzen dieser Uebung befand ich hernach, wenn ich eine Materie ausführen wollte; und erinnere mich, daß einstmals, da etwas von mir aufgesetzt, mich ein gelehrter Freund gefraget, wie mir doch alles, so ich anbracht, auch dienlich, aber nicht sofort zu erblicken, beigefallen. Dem ich geantwortet (wie es dann auch wahr), daß es durch divisiones und subdivisiones geschehen, die ich gleichsam als ein Netz oder Garn gebrauchet, das flüchtige Wild zu fangen. Ich fand auch, daß die Eintheilung diene, rechte Beschreibungen von den Dingen zu machen, andern Nutzen zu geschweigen. Zu allem Glück war ich in den sogenannten Humanioribus [illegible]

geſchritten, ehe ich zu dieſen Gedanken kommen, ſonſt würde ich mich ſchwerlich haben überwinden können, wieder zurück von den Sachen zu den Worten zu gehen."

„Ich hatte auch ſonſten viel Einfälle (fährt Leibnitz fort); die ich zu Zeiten den Lehrmeiſtern fürtrug, als unter andern: ob nicht, gleichwie die termini simplices oder Kenntniſſe (notiones) durch die bekannten Prädicamente in Ordnung bracht, alſo auch eigene Prädicamente und ordentliche Reihen für die terminos complexos oder Wahrheiten zu machen. Ich wußte nämlich damals nicht, daß der Wißkünſtler Grundbeweiſe (mathematicae demonstrationes) eben dasjenige ſei, was ich wünſchte. Ich bemerkte auch, daß die Topica, oder Sammelplätze der Erklärungs- und Beweismittel, nicht wenig dienen, um dasjenige, ſo wir zwar im Kopf, aber nicht in Gedanken haben, zu gehöriger Zeit zu erinnern, alſo nicht nur von den Sachen viel herzuſchwätzen, ſondern ſie auch beſſer zu unterſuchen; und bemerkte ich bereits damals, daß ſolche Plätze (loci) oder Hauptſitze als Quellen zu gebrauchen, nicht nur der Beweismittel einer dargeſtellten Wahrheit, ſondern auch der Erklärungsmittel einer vorgegebenen Sache, und daß ſie alſo nicht allein Beweislichkeiten (argumentabilia), ſo zu reden, ſondern auch Beileglichkeiten (praedicabilia) ſeien, alſo die bekannten fünf Prädicabilia des Porphyrii bei weitem nicht zureichen, welche nur die praedicata in recto oder Benennungen, und auch die nicht alle in ſich halten, maßen noch die Begränzung (definitio, bepaeling nennen es die Holländer) und Eintheilung (divisio) beizufügen. — Es entſteht auch eine gewiſſe Kunſt zu fragen, nicht nur

den Richtern und Berichtenden dienlich, ſondern auch auf Reiſen wohl zu gebrauchen, bei denen Gelegenheiten, da ſeltſame Dinge oder ſonderbare Perſonen zu ſehen oder zu ſprechen, von denen viel zu erfahren ſtehet, damit man nemlich ſolche vorbeiſtreichende und nicht wieder kommende Fügung wohl brauchen, und nicht hernach auf ſich ſelbſt böſe ſei, daß man dies oder jenes nicht gefraget oder beobachtet. Dahin gehöret auch die Kunſt, die Natur ſelbſt auszufragen und gleichſam auf die Folterbank zu bringen, ars experimentandi, ſo Verulamius wohl angegriffen. Mein geehrter Herr wird ſagen, daß die wackerſten Köpfe ſich ſolcher Vortheile wenig bedienen, ſondern mit ihrem natürlichen Verſtande genug zu recht kommen, und daß ſchlechte Tropfe mit allen Vortheilen es ihnen nicht gleich thun. Es iſt nicht ohne; es iſt aber auch wahr, daß wenig ſind, ſo die Vortheile wiſſen oder brauchen, und daß es gleichſam ein Verhängniß für das menſchliche Geſchlecht, daß es die von Gott erzeigte Gnade und Schätze der gütigen Natur ſo wenig ſich zu Nutz macht; wie ich dann der Meinung bin, daß die Menſchen bereits jetzo unglaubliche Dinge leiſten können, wenn ſie recht dazu thun wollten; aber ihre Augen werden [illegible] und Alles muß Zeit haben, reif zu werden. Demnach ſtehe ich in den Gedanken, daß ein ſchlechter Kopf mit den [illegible]vortheilen und deren Uebung es dem Beſten bevorthun könne, gleichwie ein Kind mit dem Lineal beſſere Linien ziehen kann, als der größte Meiſter aus freier Hand. Die herrlichen Ingenia aber würden unglaublich weit gehen können, wenn die Vortheile dazu kämen."

Hieran reiht ſich, der Verwandtſchaft der Ideen nach, ein zweites Bekenntniß Leibnitzens über die Einwirkung des Studiums der Logik auf ſeine frühzeitige Spekulation, mit Rückſicht auf den Entwurf jener allgemeinen Charakter-Sprache, welcher ihn von der Schule ab bis an das Ende ſeines Lebens unausgeſetzt begleitet hat. Es iſt in dem Vorhergehenden bereits, doch ſehr kurz, von ihm berührt worden. „Durch eine ſonderbare Schickung," bekennt er alſo, „iſt es gekommen, daß ich noch als Knabe auf dieſe Gedanken verfiel, welche, wie die erſten Neigungen zu thun pflegen, nachher immer meinem Geiſte am tiefſten eingeprägt geblieben ſind. Zwei Dinge haben mir außerordentlich gedient (obſchon ſie ſonſt zweideutig und Vielen ſchädlich zu ſein pflegen): erſtlich, daß ich nachgerade ein Autodidakt war, und zweitens, daß ich in einer jeden Wiſſenſchaft, kaum daß ich an ſie herangetreten war, da ich oft das Gewöhnliche nicht einmal hinlänglich verſtand, Neues ſuchte. So aber gewann ich zweierlei: erſtlich, daß ich meinen Geiſt nicht mit leeren und wieder zu verlernenden Dingen, welche mehr durch das Anſehen der Lehrenden, als aus Gründen angenommen ſind, gefüllt; zweitens, daß ich nicht geruht habe, als bis ich einer jeden Wiſſenſchaft Fibern und Wurzeln erkundſchaftet hatte, und bis zu den Principien ſelbſt gelangt war, von wo mir ganz unabhängig alles, was ich behandelte, zu finden vergönnt war."

„Als ich daher von dem Leſen der Geſchichten, woran ich ſchon als Kind ein außerordentliches Vergnügen fand, und von den Uebungen des Stils, welche ich in Proſa und in gebundener Rede mit ſolchem Glücke betrieben hatte, daß die

Lehrer beſorgten, ich würde über dieſe Ergötzlichkeiten nicht hinauskommen — zur Logik und Philoſophie geführt worden war, und wie ich nur erſt etwas in dieſen Dingen zu verſtehen anfing, Himmel, wie viele Chimären tauchten da ſogleich in meinem Gehirn auf, welche ich zu Papier brachte und bisweilen damit die Lehrer in Verwunderung ſetzte! (Nicht allein, ſchalten wir aus dem Fragment der Autobiographie ein, wandte ich die Regeln leicht auf Beiſpiele an, was ich zur Verwunderung der Lehrer unter meinen Mitſchülern allein that, ſondern ich brachte auch Zweifel vor, und unternahm ſchon damals Neues, was ich, damit es nicht verloren ginge, zu Papier brachte. Ich las lange nachher, was ich als vierzehnjähriger Knabe geſchrieben habe, und ergötzte mich gar ſehr daran). Unter andern brachte ich einmal einen Zweifel vor über die Prädicamente. Ich ſagte nemlich, wie es Prädikamente oder Klaſſen der einfachen Begriffe gebe, ſo müßte man auch eine neue Gattung von Prädikamenten haben, in welchen auch die Propoſitionen ſelbſt oder die zuſammengeſetzten Ausdrücke (termini complexi) nach einer natürlichen Ordnung an einander gereihet erhalten würden; man muß wiſſen, daß ich die Demonſtrationen damals nicht im Traume kennen gelernt hatte und nicht wußte, daß eben dasjenige, was ich vermißte, die Geometer thun, welche die Propoſitionen in derjenigen Ordnung aufſtellen, worin die eine durch die andere demonſtrirt wird. Daher war zwar mein Zweifel ein eiteler, jedoch da die Lehrer ihn nicht auflöſten (ſie erinnerten blos, es paſſe nicht für einen Knaben, Neues zu unternehmen in Dingen, welche *er noch nicht hinlänglich* [illegible]),

Mompelgardense und das Aegidii Hunnii scripta zu Handen kommen. Worauf ich ferner nicht nur viele Streitſchriften der Unſrigen und Reformirten darüber zu leſen begierig geweſen, ſondern auch nach der Hand der Jeſuiter und Arminianer, theils der Thomiſten und Janſeniſten Bücher zu Rath gezogen, hernach auf meinen Reiſen mit viel berühmten Theologis und Andern, ſonderlich dem berühmten Arnaud darüber conferirt. Habe aber von dem ſechzehnten Jahr meines Alters, aus ſonderbarer Schickung Gottes wie es ſcheinet, mich zu einer an ſich ſelbſt ſchweren, und dem Anſehen nach unannehmlichen Unterſuchung angetrieben gefunden, aber für wenig Jahren erſt mich völlig vergnüget..." Daſſelbe Geſtändniß hat Leibnitz dann auch öffentlich in der Vorrede zu ſeiner Theodicee abgelegt; mit dem Unterſchiede, daß er dort das Werk des Laurentius Valla gegen Boethius und das von Luther gegen Erasmus als diejenigen anführet, welche vor den übrigen ihn entzückt hatten, wiewohl er ſchon geſehen hätte, daß ſie einiger Milderung bedurften. „Ich vernachläſſigte die Belehrungen unſerer Theologen nicht," ſagt er, „und das Leſen ihrer Gegner, weit entfernt mich zu verwirren, diente dazu, mich in den gemäßigten Meinungen der Kirchen der Augsburgiſchen Confeſſion zu beſtärken." Hier finden wir ſchon die Anlage zu Leibnitzens nachherigen Bemühungen um Herſtellung des Kirchenfriedens, und den Keim zu ſeiner Theodicee.

Als fünfzehnjähriger Jüngling, damals aber ſchon ein vielſeitiger und gründlicher Gelehrter, und, was mehr iſt, Selbſtdenker, bezog Leibnitz zu Oſtern 1661 die Univerſität ſeiner

Vaterstadt Leipzig. Auch hier aber wird der Fortgang innern Entwickelung und Selbstbestimmung in der Geschichte seines Geistes die erste Stelle einnehmen: auch hier ist Leibnitz vor allem Autodidakt. Beinahe gleichzeitig mit dem Uebergange von der Schule auf die Universität fällt eine entscheidende Epoche in der Richtung seines Denkens und seiner Studien. Cartesius fällt ihm in die Hände; er muß jetzt zwischen der Philosophie der Schule und der neuern Physik wählen, und nach tagelangem Sinnen und Ueberlegen entscheidet er sich für die letztere; ohne aber die Alten, namentlich Aristoteles, aus den Augen zu verlieren. Darüber hat sich Leibnitz noch im hohen Alter, in einem Briefe an Remond von Montmort, den Gang seiner philosophischen Studien zusammenfassend, wie folgt mitgetheilt: „Außer daß ich meine Sorgfalt darauf gerichtet, Alles auf die Erbauung anzulegen, war ich auch bestrebt, die Wahrheit, welche unter den Meinungen der Sekten der verschiedenen Philosophen vergraben und zerstreut liegt, aufzugraben, und ich glaube von dem Meinigen etwas beigetragen zu haben, um einen Schritt vorwärts zu thun. Die Gelegenheit meiner Studien seit meiner ersten Jugend hat mir für diese Thätigkeit die nöthige Leichtigkeit erworben. Ich war noch Kind, als ich den Aristoteles kennen lernte; und selbst die Scholastiker stießen mich nicht zurück; und dieses reut mich jetzt keineswegs. Aber auch Plato und Plotin gaben mir später einige Befriedigung, der übrigen Philosophen des Alterthums zu geschweigen, welche ich zu Rathe zog. Nachher aber, als ich die niedere Schule verlassen hatte, fiel ich auf die neuern Philosophen, und ich erin-

mich, endlich in einem Wäldchen bei Leipzig, das Rosenthal genannt, in dem Alter von fünfzehn Jahren einsam lustwandelte, um mit mir zu Rathe zu gehen, ob ich die substantiellen Formen beibehalten sollte. Der Mechanismus gewann endlich die Oberhand und führte mich der Mathematik zu."

So wenig aber als die Schule hielt die Universität, nach dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft und des höhern Unterrichts in Deutschland, mit dem Vordringen, mit dem Feuer des jungen Universalgelehrten gleichen Schritt. Die Vorlesungen über Mathematik eines fast unbekannten Johann Kühn führten den damaligen Studenten zum erstenmal in die Elemente des Euklides ein, und sie waren dabei so dunkel, daß, wie berichtet wird, außer Leibnitz die Uebrigen ihnen kaum folgten, daß er selbst mit dem Lehrer in Erörterungen und Fragen sich theilte, um dann seinen Mitzuhörern die Lehrsätze deutlicher zu machen. Auf diesem Punkte aber schien er selbst stehen geblieben zu sein bis er Weigel in Jena hören ging, welcher ihn in die Arithmetik, die niedere Analysis und Combinationen einführte. Obgleich Leibnitz diese Lücke nachher auf das glänzendste ausfüllte, so war ihm die Erinnerung daran auch in spätern Jahren empfindlich. „Die Mathematik," sagt er einmal in Bezug auf die Geschichte seiner mathematischen Bildung, „wurde in jenen Orten gar nicht betrieben, und wenn ich, wie Pascal, meine Jugend in Paris zugebracht hätte, würde ich vielleicht die Wissenschaften früher bereichert haben."

In der Philosophie hatte Leibnitz im achten Jahre Johann Adam Scherzer und Jacob Thomasius. Jener war der Ver-

trer der guten alten Scholastik, worin er als r
troversist große Stärke entwickelte und deshalb von Leibnitz noch später immer hochgehalten und noch in der Theodicee gerühmt wurde. Jacob Thomasius, Vater des vielberühmten Christian Thomasius, kann indeß mit viel mehrerm Rechte als jener der Lehrer Leibnitzens genannt werden; er selbst hat ihn dafür anerkannt. Thomasius gehörte zu den eleganteren Peripatetikern, er hat ein wissenschaftlicheres Studium der Geschichte der Philosophie in Deutschland begründet. Um jedoch selbst an den Fortschritten der Wissenschaft Theil zu nehmen, war er, nach Leibnitzens Urtheil, zu spät geboren worden. Thomasius hatte übrigens, wie erzählt wird, die Größe Leibnitzens schon auf der Schule vorhergesehen, ihn aufgemuntert und ihn durch Bande der Hochachtung und Dankbarkeit bis über die Schule hinaus gefesselt, was ihr Briefwechsel bekundet.

An die Namen dieser Beiden nun knüpft sich die erste akademische Handlung und Druckschrift des im Jahre 1663 sechszehnjährigen Leibnitz, seine Graduirung zum Baccalaureus der Philosophie durch die Vertheidigung seiner Dissertation: **De principio individui, gehalten den 30. März 1663.** Thomasius, als Präses, führte den jungen Gelehrten durch eine Vorrede ein, worin er den Ursprung und die Geschichte der aus der scholastischen Philosophie entlehnten Controverse kurz entwickelte. Er hebt Leibnitzens große Jugend hervor, welche „bereits den schwierigsten und weitläuftigsten Controversen gewachsen sei." Es scheint, als habe Leibnitz dieses Thema gewählt, um den erstaunlichen Umfang seiner

Belesenheit in den Scholastikern und die Leichtigkeit in dem Gebrauche ihrer Methode an den Tag zu legen. Hat er auch dieser Methode und dieser ganzen Richtung von Stunde ab einmal für immer den Rücken gekehrt, so bleibt immer die bloße Wahl des Gegenstandes für die Geschichte der Philosophie Leibnitzens merkwürdig und bedeutungsvoll; denn das ganze Leibnitzsche System, in seinem Gegensatze zu den vorhergehenden, dreht sich ja um das Princip der Individualität. Leibnitz ließ indeß in dieser Dissertation den Anfangspunkt seiner wahren Richtung in so fern durchblicken, als er sich, im Geiste der modernen Physik seines Zeitalters, für den Nominalismus und gegen den Realismus aussprach, was keineswegs die allgemein herrschende Richtung auf den deutschen Universitäten war. Je mehr er die Schriften der Reformatoren der Philosophie kennen lernte, desto mehr wuchs sein Widerwille gegen die unfruchtbare Scholastik; und bedeutsam und poetisch ist die Schilderung einer Art von Vision, welche er als Jüngling gehabt hat, eine Vorahnung seines großen Berufs als eines Reformators der Wissenschaften, als eines Genossen der Baco, Galilei, Cartesius, wie er dies unter dem angenommenen Namen Wilhelm Baldins aufzeichnete. Es ist die Fortsetzung des oben angefangenen Stückes, wo er, nachdem er die Alten gegen die Neuern erhoben, so fortfährt: „Von solchen Gesinnungen beseelt, galt er, wenn er, wie gewöhnlich, in die Versammlung seiner Altersgenossen kam, für einen Sonderling (pro monstro erat). Denn daß die scholastische Philosophie und Theologie, wie sie bei der Menge damals für den Gipfel der Weisheit gehalten wurde, leicht, und dem, welcher

ſich nur an die Schalen der Worte hielt, geläufi[illegible]re, [illegible]e er durch ſein Beiſpiel, da er durch keine andere [illegible] ihre Geheimniſſe gedrungen war; im Uebrigen verach[illegible]e er ſie als oberflächlich und unnütz für den menſchlichen Fortſchritt."

„Unterdeſſen fügte es ſich glücklich, daß ihm die Rathſchläge des großen Franz Baco, Kanzlers von England, über die Bereicherung der Wiſſenſchaften (de augmentis scientiarum) und die anregendſten Gedanken des Cardanus, Campanella, und Proben einer beſſern Philoſophie von Kepler, Galilei und Carteſius in die Hand kamen."

„Da nun wurde er, wie er nachher vor ſeinen Freunden ſich ausgeſprochen hat, wie in eine andre Welt verſetzt. Den Ariſtoteles, Plato, Archimedes, Hipparchus und Diophantus und die anderen Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes glaubte er von Angeſicht zu ſchauen und anzureden. Und erkennend, daß es keinem Jahrhundert an großen Männern fehlte, groß durch ihr Genie, das Vortreffliche und Rechte zu unternehmen, und groß durch Urtheil, es zu [illegible], beſchloß er, beſtärkt in ſeinem Vorſatze, bei dem Beg[illegible] zu verharren; da er kurz vorher, weil er erfahren, daß [illegible] von denen, mit welchen er darüber ſprach, ſeiner Meinung war, an der Verbeſſerung der Dinge verzweifelt hatte."

„Und weil er, Dank der Freiheit, welche er benutzt hatte, Alles zu koſten, eine, wenn auch nur rohe Idee von der allgemeinen Harmonie ſich angeeignet hatte, hinreichend, die zu einer Einheit geordneten Zwecke [illegible] unter ſich verbundenen Wiſſenſchaften zu erkennen, ſo ging er mit ſich zu Rathe, was das Beſte zu thun ſei."

„Denn dieſes hatte ihn die combinatoriſche Kunſt, welche er ſich ſelbſt gemacht hatte, in allen Dingen zu thun gelehrt, unter deren Principien dieſes war, daß in einer jeden Gattung das Höchſte zu ſuchen ſei. (Hier führt er einige Beiſpiele aus der praktiſchen Geometrie und Mechanik an.) Daher, da er über die vorzüglichſte Lebensweiſe und gleichſam über die Staatskunſt eines Privatmanns zu Rathe ging, ſetzte er vor allen Dingen feſt, daß dasjenige erſt einem Privatmann das Beſte ſcheinen müſſe, was für das Allgemeine das Fruchtbarſte wäre, was zum Ruhme Gottes gehörte, an deſſen Verwirklichung nicht weniger dem Handelnden, als dem menſchlichen Geſchlechte gelegen wäre; daß aber unter den Mitteln zu dem Vortrefflichen für den Menſchen keines vorzüglicher ſei, als der Menſch, wie unter den Menſchen ein König, der Statthalter Gottes, ebenſo an Macht, als an Weisheit, wenn einmal die ſeltene Glückſeligkeit der Zeiten einen ſolchen hervorgebracht hätte.“

Bei ſolchen früh gefaßten, und wie wir ſehen werden, auch wiſſenſchaftlich angewandten Ideen und Geſinnungen war die Wahl eines künftigen Lebensberufs für Leibnitz von folgenreichſter Wichtigkeit. Seine Verwandten und Erzieher zeichneten ihm glücklicherweiſe diejenige bürgerliche Laufbahn vor, auf welcher er ſein unermeßliches Talent und die Univerſalität ſeiner Ideen am glänzendſten und freieſten entwickeln und bethätigen konnte: die des praktiſchen Rechtsgelehrten, wobei gewiß das Vorbild ſeiner in dieſem Fache zu Anſehen und Ruhm gelangten Verwandten mitgewirkt hat. Leibnitz brach ſich auch hier von Anfang an eine eigene Bahn und legte ſie

mit Riesenschritt zurück. Er selbst giebt die char[illegible]t
llmstände darüber in dem erwähnten Fragmente
an: „Als ich mich jetzt (nach dem Uebergang zur [illegible]niversität)
dem Studium der Rechte bestimmt wußte, ließ ich alles andere
liegen und richtete meinen Geist nach der Seite hin, wo sich
der größere Nutzen der Studien zeigte. Ich gewahrte aber,
daß mir aus meinen vorhergegangenen Studien der Geschichte
und der Philosophie eine große Erleichterung zur Erlernung
der Rechtswissenschaft erwuchs. Dies machte, daß ich die
Gesetze sehr leicht verstand und nicht lange bei der Theorie
hängen blieb, welche ich, als leicht, nicht zu hoch stellte, son-
dern mich der Ausübung befliß. Ich hatte einen Freund,
welcher Assessor am Hofgericht von Leipzig war; dieser nahm
mich oft mit in sein Haus, gab mir Akten zu lesen, und lehrte
mich durch Beispiele, wie die Urtheile abgefaßt werden müß-
ten. So drang ich frühzeitig in das Innere dieser Wissenschaft
ein; denn an dem Berufe des Richters fand ich Vergnügen;
den Ränken der Advokaten arbeitete ich entgegen; und dies ist
der Grund, warum ich niemals habe Prozesse führen wollen;
obgleich ich, nach Aller Uebereinstimmung, sehr gediegen und
geschickt auch in der deutschen Muttersprache schrieb. Und auf
diese Weise legte ich mein siebenzehntes Jahr zurück,
durch nichts glücklicher, als daß ich meine Studien nicht nach
der Andern Meinung, sondern nach eigener Lust geleitet hatte.
Dies hatte aber die Wirkung für mich, daß ich immer als der
erste unter meines Gleichen in allen Vorlesungen, und sowohl
in den öffentlichen, als den häuslichen Zusammenkünften
gehalten wurde; nicht allein nach dem Zeugniß der Lehrer,

ſondern auch der Commilitonen ſelbſt, wie es die im Druck bekannt gewordenen Glückwünſche und Carmina beweiſen."

Die auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt begonnenen philoſophiſchen und juriſtiſchen Studien unterbrach Leibnitz, bald nachdem er für das Baccalaureat disputirt hatte, durch einen halbjährigen Beſuch der Univerſität Jena, welcher bis zum Herbſte des Jahres 1663 dauerte. Dieſe Univerſität ſtand, ſeitdem Ernſt der Fromme ſeine reformatoriſchen Bemühungen vorzüglich auf ſie verwandt hatte, in großer Blüthe. Leibnitz hörte Vorleſungen über Jurisprudenz bei Falkner und über Geſchichte bei dem Polyhiſtor Voſſius. Am meiſten aber zog ihn der Unterricht und ſelbſt die Perſönlichkeit des ſchon erwähnten Profeſſors der Mathematik, Erhard Weigel, an; für ihn ſprach in ihm eine gewiſſe Geiſtesverwandtſchaft. Weigel war nicht bloß Mathematiker (allerdings noch nicht auf der Höhe der Wiſſenſchaft, und in der Richtung, welche ihn den Heroen im Auslande beigeſellt haben würde), ſondern auch Philoſoph, beſonders Monadiſt, und origineller Bearbeiter des Naturrechts. Es hieß in Jena, als Leibnitz dort ſtudirte, daß Samuel Pufendorf ſeine ſo berühmt gewordenen Elemente des Naturrechts aus den Heften Weigels entlehnt hätte. Dies ſchrieb er unter anderm von Jena an Jacob Thomaſius, vom 2. September 1663, der Zeit nach der erſte unter den uns aufbewahrten Briefen Leibnitzens. Originell war Weigel nicht nur in mancherlei Entwürfen aus der Mechanik und Aſtronomie, welche bisweilen in das Bizarre übergingen, ſondern namentlich auch in der Anwendung der Zahlenlehre auf die Moral, worüber er ein merkwürdiges Buch, die

[illegible], daß er bei Disputationen sie zwang, den [illegible] Terminologie und Bestimmungen in deut- [illegible] wiederzugeben, und sie dadurch [illegible]cherlich [illegible] jedoch hat Spiegel das [illegible] einiger [illegible] Köpfe getheilt, den echten [illegible] mit den [illegible] neuern Philosophen und Physiker zu versöhnen. [illegible]allen finden wir in den Jugendschriften und Brie- [illegible]itzens die deutlichsten Spuren, welche erst allmählig [illegible]höhern Entwickelung eigener schöpferischer Conceptionen [illegible]eten.

[illegible]rend seines Aufenthalts in Jena ward Leibnitz von [illegible] als Mitglied einer akademischen Gesellschaft von Pro- [illegible] und Studirenden aufgenommen, welche unter dem [illegible] Societas quaerentium, wöchentlich zusammenkamen, [illegible] neuere wie ältere Bücher ihre Urtheile und Ansichten [illegible] mittheilten, welche darauf in ein Tagebuch (diarium) [illegible] wurden. Diese Gesellschaft bestand noch als

Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt befliß sich Leibnitz vorzugsweise seiner Fachstudien, wobei ihm die Professoren Quirinus Schacher und Leonhard Schwendendörfer zu Führern dienen; woneben er jedoch alle übrigen Wissenschaften und Meditationen betrieb, und jenen unermeßlichen Reichthum an Kenntnissen, jene vielgepriesene Polyhistorie in seinem Kopf sammelte, welche ihn zum Wunder Aller, welche ihn als jungen Gelehrten in seiner Vaterstadt, wie nachher im Auslande, kennen lernten, machte. Nichts desto weniger gestattete man ihm keine Ausnahme, insofern er dem bestehenden Gesetze sich fügen mußte, welches dem angehenden Rechtsgelehrten bis zur Erlangung des Doctorats den langen Zeitraum von fünf Jahren unumgänglich vorzeichnete. Mit Bedauern sah auch Leibnitz bei dem Abgange von der Universität seiner Vaterstadt auf den Zeitverlust zurück, und sprach sich entrüstet darüber am Schlusse seiner Methodus nova jurisprudentiae docendae aus, wo er die fünf Jahre auf zwei zurückführt. (Ut me lustri hujus pudeat misereatque, schreibt er.)

Eine schmerzliche Unterbrechung in diesen Bestrebungen sollte jedoch Leibnitz zu Anfang des Jahres 1664 durch den Tod seiner Mutter erfahren, welche ihm den 6. Februar dieses Jahres in seinem siebzehnten Jahre entrissen wurde. Nicht lange vorher, den 28. Januar desselben Jahres, hatte er, nach rühmlich bestandener Prüfung, den Grad eines Magisters der Philosophie erlangt. Er sah sich jetzt im Leben, wie in der Wissenschaft, auf größere Selbstständigkeit zurückgeführt, als bisher, und die letztere an den Tag zu legen, bot sich jetzt die Gelegenheit von selbst dar. Es betraf die ihm und seiner Schwester

von der Mutter zugefallene, an sich zwar nicht bedeutende, doch verwickelte Erbschaft, wobei seiner Mutter Schwester, die Gattin des damaligen Syndicus und berühmten Rechtsgelehrten Johann Strauch in Braunschweig ebenfalls betheiligt war. Leibnitz begab sich deshalb nach dem Tode seiner Mutter eine Reise zu seinen Oheimen nach Braunschweig, und wenn er auch den Zweck derselben nicht ganz erreichte, so ist doch die persönliche Bekanntschaft des jüngsten Bruders nicht ohne alle Bedeutung und Aufmunterung für ihn. Johann Strauch lernte die hohen Fähigkeiten des jungen Rechtsgelehrten schätzen, und schickte einige Zeit nachher eine gelehrte Zuschrift aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft, mit welcher Leibnitz sich beschäftigt hatte, welche dieser dem ersten Theile seiner das nächste Jahr erschienenen Abhandlung de Conditionibus vordrucken ließ. Es war zu bedauern, daß wegen der seit damals entsponnenen Streitigkeiten und Mißhelligkeiten zwischen den beiden Familien, wobei die Verwandten Leibnitzens sich benachtheiligt glaubten, die Verbindung zwischen ihm und Strauch für ihr übriges Leben aufhörte.

Zu Ende dieses Jahres, den 3. December 1664, habilitirte sich Leibnitz, als Magister der Philosophie, durch eine Abhandlung: Specimen difficultatis in jure, seu Quaestiones Philosophicae amoeniores ex jure collectae. Die Wahl des Stoffes, wie die Behandlung sind für den Verfasser charakteristisch. Er sagt in der Einleitung: „er sei weit entfernt, sich einem so schwierigen Gegenstande gewachsen zu fühlen; aber es gebe wohl keinen für ihnen angemessenern, weil er, mit der Philosophie genährt, so bald als er der Rechtswissenschaft

ſich widmete, bei jeder Veranlaſſung zur Philoſophie zurückeilte, auf die Berührungspunkte der Philoſophie und der ihr verwandten Wiſſenſchaften mit der Jurisprudenz ſorgfältig achtete, und das ſie Vermittelnde aufzeichnete. Er möchte durch dieſe Betrachtungen bewirken, daß die Rechtsbefliſſenen von ihrer Verachtung gegen die Philoſophie zurückkämen, und einſehen müßten, daß ohne die Philoſophie die meiſten Fragen ihres „Jus" ein Labyrinth ohne Ausgang wären, wie denn im Alterthume die Schöpfer dieſer Wiſſenſchaft zugleich die oberſten Prieſter der Weisheit geweſen ſeien. Wenn, ſetzte Leibnitz hinzu, Ulpian die Rechtswiſſenſchaft eine Wiſſenſchaft der göttlichen und menſchlichen Dinge genannt hat, ſo lag darin, daß ohne Vorkenntniß der letzteren, es weder einen vollkommenen Juriſten giebt, noch daß, eine Folge davon, die Wiſſenſchaft von dem Gerechten und Ungerechten ohne ſie zu Stande kommen wird."

Das folgende Jahr 1665, vertheidigte Leibnitz nach einander unter dem Vorſitze Schwerdendorffers zwei Abhandlungen aus dem römiſchen Recht: De conditionibus, mit dem bezeichnenden Beiſatze: specimen certitudinis in jure. Es betraf die Bereicherung der juridiſchen Logik. Die ſtrenge Methode des römiſchen Rechts hatte ihn bei dieſer Arbeit begeiſtert. Schon hier bekennt er, was er bis in ſein ſpäteſtes Alter mit Nachdruck ſo gern verſicherte: „daß die alten Rechtsgelehrten bei der Abfaſſung des Rechts mit ſolchem Scharfſinn und ſolcher Tiefe zu Werke gegangen ſeien, daß es weniger Sache des Scharfſinns im Ergänzen, als Sache des Fleißes im Anordnen wäre, wenn jemand ihre Beſcheide auf die

gewissesten, und beinahe mathematischen Demonstrationen zurückführen wollte." Er gesteht zugleich, daß wenn er einen schon oft behandelten und jedermann geläufigen Gegenstand gewählt habe, es daher komme, daß „meistens das Gemeinste oder Gewöhnlichste zugleich auch das Nützlichste sei." Wir kennen übrigens diese Abhandlungen nicht in ihrer ursprünglichen Fassung und Eintheilung, sondern in derjenigen Ueberarbeitung und Verschmelzung, welche ihnen Leibnitz im Jahre 1672 in einer Sammlung seiner juristen Abhandlungen unter dem Titel: Specimina juris gegeben hat. Von der Schrift de conditionibus sagt Leibnitz später einmal, daß sie ihm in der ursprünglichen Fassung zu spitzfindig geschienen, und er sie dem populären Vortrage näher gebracht habe. Ueberhaupt aber fand er diese Jugendarbeiten zu unbestimmt und nicht anwendbar genug. Er habe, schreibt er 1695 an einen Rechtsgelehrten, wohl manches nicht zu Verachtende in ihnen angemerkt; vieles aber hätte genauer und für den Gebrauch bequemer geschrieben sein können.

Das Jahr darauf, den 7. März 1666, disputirte Leibnitz pro loco, d. i. in der Absicht, künftig in der philosophischen Facultät einen Platz zu erhalten, und vertheidigte dem Brauche gemäß, ohne Respondenten seine Abhandlung: Disputatio arithmetica de Complexionibus. Es bildet diese kleine Schrift nur einen Theil derjenigen Abhandlung, welche Leibnitz in dem nemlichen Jahre, nunmehr schon ohne alle weitere Beziehung zu der Universität, unter dem Titel: De arte combinatoria erscheinen ließ. Sie ist wichtiger, als alle vorhergehenden, minder durch die darin gewonnenen logischen

und mathematischen neuen Ergebnisse, als dadurch, daß die mannichfaltigen und vielseitigen Richtungen des jungen Philosophen sich hier wie in einem Brennpunkte vereinigen, und demjenigen, welcher von der Höhe, welche Leibnitz nachher in der Philosophie und Mathematik erstiegen, zurückblickt, die Keime einiger der größten Entdeckungen und Entwürfe darin erkennen läßt; es genügt an die Differentialrechnung und an den Plan zu einer Universal-Charakteristik zu erinnern. In dieser Richtung sind die kleinen Schriften Leibnitzen immer werth. „Es ist zwar, sagt er in dem Aufsatze über die allgemeine Charakteristik, wo er bis auf die frühesten Jugenderinnerungen zurückgeht, diese Abhandlung von der Beschaffenheit, wie sie von einem jungen Manne geschrieben werden konnte, welcher so eben die Schule verlassen und noch in seine realen Wissenschaften eingeweiht war ....., doch aus zwei Gründen freut es mich nicht, diese Abhandlung geschrieben zu haben; erstlich weil sie vielen sehr scharfsinnigen Männern ungemein gefallen hat, und dann, weil ich schon damals der Welt eine Ankündigung meiner Erfindung gemacht habe, damit es nicht scheine, als sei ich erst jetzt darauf gefallen." Ein der Schrift angehängter Beweis vom Dasein Gottes ist bemerkenswerth, wenn gleich Leibnitz den damaligen Standpunkt nachher weit hinter sich ließ, weil daraus die von Anfang an auf das Höchste der Speculation gerichtete Forschung hervorleuchtet.

Leibnitz hatte das zwanzigste Jahr zurückgelegt, und es fehlte ihm nun noch der höchste akademische Grad, welcher zu gleicher Zeit den Uebergang zum Leben und bürgerlichen Wirken vermittelte, der Grad eines Doctors der beiden Rechte zu

erwerben. Es ist bekannt, daß ihm diese Würde von der juristischen Facultät seiner Vaterstadt abgeschlagen wurde, so wie daß dies für ihn der Beweggrund wurde, aus seinem Vaterlande Sachsen auszuwandern; die eigentlichen Gründe dieser Zurücksetzung blieben jedoch verborgen und gaben zu verschiedenen, hier besser mit Stillschweigen zu übergehenden Vermuthungen Anlaß. Die Selbstbekenntnisse Leibnitzens haben zuerst den Schleier dieses [illegible] „Ich sol nun, schreibt er an der Stelle, [illegible] aus geführt hat, an einen [illegible] Promotion denken. Denn mein Name [illegible] allein in meiner Vaterstadt, sondern auch über seine Gränzen hinaus den gelehrtesten Männern bekannt worden."

„Die juristische Facultät zu Leipzig (fährt nun Leibnitz fort) besteht aus zwölf Assessoren, welche von den Professoren verschieden sind. Diese befassen sich weit mehr mit Responsen und Consultationen, als mit Vorlesungen und Disputationen. In diese Facultät werden alle Doctores Juris aus Leipzig, nach der Ordnung ihres Doctorats, aufgenommen, wenn durch Ausscheiden eines Mitgliedes ein Platz offen wird. Ich also erkannte, daß wenn ich früh zum Doctor creirt würde, ich einer von den ersten sein und mein Glück machen würde. Gerade da erhob sich ein großer Streit, da einige allein zu Doctoren gemacht sein wollten, und verlangten, daß etliche Jüngere ausgeschlossen, und beschieden werden sollten, eine andere Promotion abzuwarten. Diesen stimmten die meisten von der Facultät bei. Ich aber merkte kaum die Feinheit meiner Mitbewerber, als ich meinen Plan änderte und [illegible]

Diese gelehrte Abhandlung, unterstützt von den [illegible] Ergebnissen der mündlichen Prüfung und öffentlichen Disputation, verschaffte Leibnitzen mit allgemeiner [illegible] die Doctorwürde. Dieser feierliche Akt fand statt am 5. Novbr. 1666. Er blieb Leibnitz mit lebhaften Zügen in Erinnerung, und dem entspricht die anziehende Nachricht in den Lebensbekenntnissen, aus welchen hervorgeht, daß die Obrigkeit von Nürnberg [illegible] für die Universität Altdorf zu gewinnen und zu halten gewünschte, was aber Leibnitz, bei seinem Lebensplan, abzulehnen genöthigt war. „Kurz darauf (nach Herausgabe der Schrift De arte combinatoria), heißt es also, nahm ich auf der Nürnbergischen Universität den Doctorgrad, im ein und zwanzigsten Jahre, unter dem größten Beifall Aller. Denn als ich öffentlich disputirte, redete ich mit so großem Glücke und setzte meine Gedanken mit so großer Klarheit aus einander, daß nicht allein die Zuhörer diese neue, bei einem Rechtsgelehrten besonders ungewöhnliche Art des Scharfsinns (ἀκρίβεια) bewunderten, sondern auch meine Opponenten öffentlich anerkannten, daß sie außerordentlich befriedigt worden wären. Wenigstens schrieb damals ein mir unbekannter Gelehrter, welcher bei der Handlung gegenwärtig gewesen war, an einen Freund in Nürnberg einen Brief, welcher mir später gezeigt wurde, worin er mich durch seine übertreibenden Lobeserhebungen fast schamroth machte. Und ein Professor sagte öffentlich, daß man noch niemals vom Katheder solche Verse citirt, wie die, welche ich bei der Promotion selbst ausgesprochen hatte. Der Dekan der juristischen Facultät, Johann [illegible] Textor, von welchem ein schönes Buch über

die Verfaſſung des deutſchen Reichs exiſtirt, ſchrieb an den Paſtor Primarius Dilher in Nürnberg, daß ich mit dem höchſten Ruhme disputirt hätte; auch zwei Vorſteher des Unterrichts-Weſens, welche mit dem Kanzler und Syndicus der freien ReichsſtadtNürnberg der Promotion beigewohnt hatten, fanden eine eigenthümliche Veranlaſſung, mich zu loben. Da ich nemlich zwei Reden hielt, die eine in Proſa, die andere in Verſen, trug ich die erſtere ſo fertig vor, daß es das Anſehen hatte, als läſe ich ſie von dem Papier ab. Als ich aber darauf an das Recitiren der Verſe ging, wurde ich genöthiget, das Blatt ſo nahe zum Auge zu bringen (weil ich kurzſichtig bin), daß ſie bald erkannten, daß ich das Vorhergehende aus dem Gedächtniſſe hergeſagt hatte. Sie glaubten daher, daß ich die Rede in Proſa auswendig gelernt hatte, wunderten ſich aber, warum ich dies nicht lieber mit den Verſen gethan hatte, weil dies leichter wäre. Ich erwiderte darauf, daß ſie im Irrthum wären; ich hätte die Rede in Proſa gar nicht auswendig gelernt, ſondern während des Vortrags aus dem Stegreif gehalten; und da ſie dies ſchwer glauben wollten, ſo berief ich mich erſt auf das Beiſpiel der Prediger, welche ſich mit einer gedrängten Aufzeichnung der Dispoſition ihrer Predigt begnügend, dadurch nicht gebunden würden; und dies fließe bei mir im Lateiniſchen mit eben ſolcher Leichtigkeit,, als bei ihnen im Deutſchen. Jetzt aber zog ich das Papier mit meiner Rede hervor, worauf ſie ſich überzeugten, daß es ganz andere Worte enthielt, als die, welche ich recitirt hatte.“ — „Dieſer Umſtand (fährt Leibnitz fort) erwarb mir bei den Männern von Nürnberg großen Beifall, ſo daß bald darauf [illegible]

liche der Stadt, Dilher, im Auftrage der Vor[illegible] Unterrichts mir anzeigte, daß, wenn ich Neig[illegible] Zeit die Stelle eines Professors an jen[illegible]stät zu bekleiden, er mir zeitl[illegible]g dafür einstünde: allein mein Geist bewegte sich in einer ganz anderen Richtung." — Hier hielt Leibnitz weiter aus und geht noch einmal auf die ersten Anlagen und Anleitungen seiner Studien zurück; mitten in diesen Betrachtungen bricht das anziehende Fragment ab. Leibnitz hat, denken wir, zeigen wollen, daß eine Reform und Verbesserung der Wissenschaften nach der Idee, welche ihm vorschwebte, innerhalb der Schranken einer Universität nicht Raum und Boden hätte finden können; jene Idee also, welche ihm ein Princip seines Lebens gab, gestattete ihm nicht, eine Laufbahn einzugehen, welcher er gleichsam das Leben selbst zum Opfer bringen müßte. Daß er die innern, wie die äußeren Mittel zu dem ihm angetragenen Berufe im höchsten Grade beherrschte, daß namentlich Rednergabe und Geistesgegenwart ihm zu Theil geworden war, hatte er zwar an sich erfahren: dennoch folgte er muthig dem innern Genius, der ihm sagte, daß da, wo für die meisten Gelehrten des Strebens letztes Ziel sein möchte, für ihn der Anfang seiner eigentlichen Laufbahn sich gestalten müßte.

Es war natürlich, daß Leibnitz, dem in seiner [illegible] das anfangs erzielte Fortkommen auf lange Zeit [illegible] war, an sein Fortkommen in der Fremde dachte, wo [illegible] mendlich empfänglichen und verarbeitenden Geist [illegible] neue Nahrung lockte. Als der nächste Aufenthalt bot sich Nürnberg dar, dahin, unter den Gelehrten, sein Ruf ihm

vorangegangen war. Diese kleine, wohlhabende Republik (Nürnberg befaßte sieben Städte, darunter die Universität Altdorf, und eine große Menge von Burgen und Dörfern) gewährte ihm das eigenthümliche Schauspiel eines bewegten, öffentlichen und in seinem Wesen so ganz deutschen Lebens; in jenem Zeitpunkte besonders bedeutungsvoll und anregend. Zu einer Zeit (sagt ein Geschichtschreiber) wo in ganz Deutschland der Kunstfleiß zu Boden lag, war, außer Nürnberg, nur noch Augsburg, der einzige Zufluchtsort des alten deutschen Kunstfleißes. Dieser Wohlstand, dieses rührige Leben und Weben hielt die Einwohner von jener Nachäfferei der Franzosen ab, welche sonst überall, besonders da Fürsten und Höfe sich an die Spitze stellten, den alten guten Geist verderbte. Diese Haltung in Leben und Sitte machte auf Leibnitz Eindruck. In dem, einige Jahre später verfaßten „Bedenken über Securitas publica" tritt dies hervor, wo er für die Unabhängigkeit der deutschen Nation von ihrem Nachbarn jenseits des Rheins eifert. „Man sehe Nürnberg, ruft er aus, und etliche wenige andre Städte an, ob nicht darin noch die alten Trachten gelten, der meiste Luxus beschnitten, und daß ein solches eine große Ursache ihres annoch dauernden Florirens sei." — Für die Werke der bildenden Kunst, deren die Vaterstadt Albrecht Dürers so viele aufzuweisen hatte, oder wie für die Denkmäler der Baukunst, war um jene Zeit der Sinn nicht gebildet genug, auch bei Leibnitz nicht; das Nützliche und andrerseits das Geheimnißvolle, das vielfach an die noch in der Kindheit befindliche Wissenschaft der Natur und ihrer Kräfte knüpfte, zog ihn weit mehr an. Damals [illegible]

Dero Excellenz in meiner erſten Jugend [illegible] zu haben, je größere Empfindlichkeit habe ich, niemalen [illegible] meiner letzten Tour nach dieſem rauhen Norden [illegible] genießen zu können, [illegible] ſo großen Freund zu ſprechen, denn ich bei den Nürnberger Münzmeiſtern zu Nürnberg das letztemal aufgewartet [illegible]

Ueber dieſe Beſchäftigungen verging der Winter.

Im Frühjahr 1667 kam der Baron Johann Chriſtian von Boineburg, der berühmte Staatsmann und einer der größten Gelehrten ſeiner Zeit, lange erſter Miniſter des großen Kurfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, damals aber, einige Jahre nach ſeinem Falle, in Frankfurt am Main, zurückgezogen und wiſſenſchaftlichen Studien lebend, auf einer ſeiner häufigen Reiſen auch nach Nürnberg. Er wurde ihm hier durch einen ſeiner Freunde unter der Alchymiſten (Boineburg, wie die meiſten Großen dieſer Zeit, trieb auch ein wenig Chemie) vorgeſtellt, oder der Baron machte ſeine Bekanntſchaft zufällig an der Tafel eines Gaſthauſes (darin weichen die Berichte von einander ab); aber dieſe Bekanntſchaft entſchied für ſeine Zukunft, ja für ſein ganzes Leben. Boineburg war der Mann, die außerordentliche Begabung des ein und zwanzigjährigen Gelehrten, und die ungemeinen Hoffnungen, zu welchen er berechtigte, bei erſter Zuſammenkunft zu erkennen. Er [illegible] nicht auf ſeinem Platze war, und, um ihn [illegible] haben, forderte er ihn auf, Nürnberg mit ſeiner und ſeine Nachbarſchaft von Mainz mehr verſprechenden Frankfurt, des Barons damaligem Aufenthaltsorte, zu vertauſchen. Dies

that Leibnitz. Er verließ Nürnberg und ging nach Frankfurt, und dort richtete er sich noch ohne alle bestimmte Aussichten für die nächste Zukunft ein. Für den Umgang mit Gelehrten und Geschäftsmännern fand er hier wenigstens viel mehr als in Nürnberg seine Rechnung. Von jenen nenne ich nur den damals auch noch sehr jungen Prediger Philipp Jacob Spener, welcher ungefähr zur selben Zeit (1666) dorthin berufen worden war, und mit dem Leibnitz in nähere Verbindung kam. Wichtiger war jedoch, daß er jetzt zum erstenmale den Umkreis der europäischen Politik betrat. „Auch war von Anfang an sein Blick auf das benachbarte Mainz gerichtet, wo der große Schönborn, als edler Beförderer alles Großen und Rechten in Staat und Cultur, jedes wahre Talent aufmunterte und belohnte. Von dem Wunsche getrieben, diesem Fürsten sich bekannt zu machen, und auch auf das Zureden seiner Freunde, gab Leibnitz eine kleine Schrift heraus, welche er, wie er selbst sagt, auf der Reise in den Gasthöfen, ohne Bücher oder sonstige Hilfsmittel, nur von seinem Gedächtnisse unterstützt, mehr aufs Papier geworfen, als geschrieben hatte, welche aber um desto reicher an Ideen war. Diese Schrift, welcher eine an den Kurfürsten von Mainz gerichtete, in die beredtesten Worte ausströmende Widmung vorgesetzt war, und 1668 zu Frankfurt, ohne den Namen des Verfassers herauskam, (die Widmung ist noch von 1667) führt den Titel: Methodus nova discendae docendaeque jurisprudentiae. In dieser ersten reformatorischen Schrift Leibnitzens ist die Gährung und Unruhe, welche der Altersstufe des kühnen Verfassers entsprach, nicht zu verkennen; eben so wenig, daß

er bei seinen Vorschlägen zur Verbesserung und zur Beschleunigung der Bildung zum Geschäfts- und Staatsmann [illegible] zu streng, aber ohne es zu wissen, seinen eigenen [illegible] als Maaßstab [illegible] Bei seinen die Reform der Gesetzbücher und Gesetzbücher Reiche betreffenden Ideen brachte er ferner den Widerstand der Gewohnheiten und das seine Hand im Spiel habende Interesse der Richter und Advocaten nicht genug in Rechnung; endlich bei der Verheißung, die vielen aufgedeckten Lücken und Mängel selbst noch auszufüllen und zu ergänzen, eine Arbeit, welche für sich das reichste Menschenleben hätte beschäftigen können, überflog er die im Leben unvermeidlichen Hindernisse der Ausführung, welche machen, daß er diese damals freiwillig übernommene Schuld nicht abgetragen hat. Sein Verdienst aber bestand darin, [illegible] Mängel entdeckt und die geeigneten Mittel [illegible] systematisch und rücksichtslos angegeben zu haben. Einen allgemeinen Ueberblick derselben gewährt zum Schluß der von ihm so genannte Catalogus desideratorum, wobei [illegible] gesteht er selbst, das Verfahren Baco's in dem Werke de augmentis scientiarum vorgeschwebt hat. Man kann daraus den damaligen Stand der Sache kennen lernen, wenn z. B. als fehlend aufgeführt wird: ein neues Corpus Juris — Elementa Juris (wir werden dies näher kennen lernen) — eine Geschichte der Wandelungen des Rechts — eine [illegible] des Rechts, juridische Concordanzen, [illegible] Rechts, Institutionen des allgemeinen Rechts, [illegible] Uebertragung der Gesetze, eine Hermeneutik, demonstrative Elemente des Naturrechts u. s. w., in Allem sieben und

mäßig Hauptſtücke, wobei doch, bemerkt der Verfaſſer, noch nicht alles geſagt worden, obſchon er bereits mit Mehreren hätte vorgekommen, als Anfangs ſein Wille geweſen. Kein Paragraph, ſagt er, ſei ohne eine neue Betrachtung, wenigſtens ohne neue Betrachtung vorbeigegangen, und zum Schluſſe: „Ich ſuche dabei nicht Ruhm, ſondern den allgemeinen Nutzen, darum habe ich mich nicht genannt. Werde ich ſehen, daß es einige Wirkung thut, ſo werde ich ſuchen, das vorgeſchlagene Verzeichniß der Desiderata nächſtens abzukürzen; wo nicht, ſo habe ich doch wenigſtens meinen Tribut entrichtet. Meinen Verächtern gereiche ihre Unwiſſenheit zur Strafe. Vielleicht kommt einſt die Zeit nachfolgender als die Gegenwart, wo der Fluch zum Schweigen gebracht iſt, und die Wahrheit triumphirt.“ Die Schrift erregte Aufſehen; einige Gelehrte fielen über ſie her, wie Nicol. Chriſt. Lynker, während ſie ſie ſtill benutzten; angeſehene Staatsmänner dagegen gaben den neuen Ideen Beifall, wenn ſie auch die Möglichkeit ihrer Ausführung bei der beſtehenden Verfaſſung der Juſtiz nicht eben ſo bereitwillig anerkannten. Zu dieſen gehörte ſelbſt der berühmte Polyhiſtor und Staatsgelehrte, Hermann Conring, welchem ſein vertrauter Freund, der Baron von Boineburg, der Gönner des genialen und ſo unermeßlich gelehrten, jungen Verfaſſers, die Schrift zugeſchickt, und um ſein Urtheil befragt hatte. Da zu der Zeit Ludwig XIV ſein neues Geſetzbuch veranſtaltete, ſo meinte wenigſtens Conring, in Frankreich dürften die Ideen des jungen Reformators wohl eher Anklang finden, als im deutſchen Reiche oder dem übrigen Europa. Leibnitzens Name und ihr *innerer Werth* ſchützten bis auf die

neueſte Zeit dieſe Schrift vor der Vergeſſenheit. Im vorigen Jahrhundert hat der Philoſoph Chriſtian [illegible] eine neue Ausgabe davon veranſtaltet, und ſie durch eine Vorrede eingeführt. Zu Anfange unſers Jahrhunderts hat der berühmte Rechtsgelehrte [illegible] in Göttingen von neuem die Aufmerkſamkeit darauf gelenkt und mit Begeiſterung davon geſprochen; und noch vor mehreren Jahren iſt die Schrift in Frankreich von einem Rechtsgelehrten in die Sprache dieſes Landes übertragen worden.

Für Leibnitz ward die Nova Methodus dadurch ſchon folgenreich genug, daß er durch ſie an den Hof und bei der Perſon des Kurfürſten von Mainz glücklich eingeführt ward. Er überreichte ſie ſelbſt dieſem Fürſten, und dieſer blickte ſeit der Zeit auf ihn aufmerkſam. Er ſetzte ihn auch ſogleich in eine ſeinem Streben, wenigſtens im Allgemeinen, entſprechende Thätigkeit. Es traf ſich nemlich, daß ein im Mainziſchen Dienſte arbeitender Gelehrter, der Hofrath und Hofgerichts-Aſſeſſor Dr. Herman Andreas Laſſer, unter Autoriſation des Kurfürſten, mit einer Verbeſſerung des römiſchen Geſetzbuches für die Bedürfniſſe des Reichs eben beſchäftigt war. Dieſem an die Hand zu gehen, ward Leibnitz von dem Kurfürſten aufgefordert, wofür er aus der Kaſſe zu Mainz wöchentlich eine Vergütigung erhielt, welche nach einiger Zeit aber in Stocken kam; was Leibnitz zu einer Vorſtellung an den Kurfürſten veranlaßte, in der er ihm an ſein Verſprechen erinnerte, und das von ihm unterdeſſen theils Geleiſtete, theils Vorbereitete kurz zuſammenfaßte; ſie iſt vom März 1669. Leibnitz hatte ſich des Laſſerſchen Unternehmens

ſo bemächtigt, daß es ſein eigenes wurde. Sie gaben 1668 einen Bogen heraus: Ratio corporis juris reconcinnandi, wobei Leibnitz die Feder geführt hat. Es war gewiſſermaßen das Programm ihres großartigen Unternehmens; gleichzeitig war eine kurze Denkſchrift in deutſcher Sprache von Leibnitz, gleichen Inhalts, handſchriftlich im Umlauf, welche aber erſt nach ſeinem Tode erſchienen iſt. Sein ganzes Streben war nicht ſowohl auf den Inhalt als auf die Form der Geſetze, und zwar, wie ſie in dem römiſchen Geſetzbuche, als der Grundlage des geltenden Rechts in Deutſchland, enthalten ſind, gerichtet. Die Arbeit beſtand „ſowohl in Verfertigung eines Ausbunds kurzer und klarer Rechte, als in deren Juſtification.“ Was er hier Ausbund nennt, darunter verſtand er die oben erwähnten: Elementa juris Romani hodierni; auf einer großen Karte ſollten „alle Hauptregeln alſo begriffen ſein, daß aus deren Combinationen alle vorfallende Fragen entſchieden, und aller Actionen, Exceptionen und Repliken Fundamente, gleichſam als in einer Nachahmung des Edictum perpetuum novum mit den Ringern gezeigt werden können.“ Das andere, die Juſtification dieſer Elemente, beſtand in den Worten der römiſchen Geſetze ſelbſt, und hatte zwei Grade, welche er nucleus Legum, und Corpus Juris reconcinnatum nannte. Man wird die nähere Ausführung dieſes Plans, und wie weit ſie gediehen, in den bezeichneten Schriften antreffen. Leibnitz war, trotz den vielen Unterbrechungen durch die verſchiedenartigſten Arbeiten, Reiſen und ſpäterhin durch amtliche Thätigkeit, während ſeines Aufhaltes zu Frankfurt und Mainz, zur Vollendung dieſes

aufrichtig bemüht; auch hatte er, wenn wir Eckhart glauben, bereits bei dem Kaiſer um ein Privilegium angehalten. Aber dieſe Vollendung ward nicht erreicht, weder damals, noch in ſpäteren Jahren, als Leibnitz den Lieblingsgedanken ſeiner Jugend wieder aufnahm. Der Fortſchritt der nachfolgenden Jahrhunderte hat dieſe Bemühungen, vorzüglich die Umarbeitung des Corpus Juris, überflüſſig gemacht. Die Staaten und Regenten haben ſich mehr oder weniger von dem Zwange des römiſchen Geſetzbuches befreit; neue, ſelbſtſtändige Rechts- und Geſetzbücher haben die Ausübung der Rechte und ihre klare Beſtimmung erleichtert; und vieles, was ſonſt im Leben ſtreitig war, iſt es höchſtens noch in den Hörſälen der Schule. Leibnitz ſelbſt erhob zuletzt ſeine Stimme für neue und eigene Geſetzbücher der europäiſchen Staaten, worin ſpäter Friedrich der Große und Maria Thereſia im deutſchen Reiche vorangingen.

An dem Baron von Boineburg gewann Leibnitz durch ſein Streben und ſeine Gelehrſamkeit einen immer wärmeren, ja bis zum Enthuſiasmus feurigen Gönner und Freund. Als er Conringen die nova methodus zuſchickte, äußerte er ſich über ſeinen jungen Freund, wie folgt (vom 26. April 1668): „Der Verfaſſer iſt mir perſönlich und wohl bekannt; es iſt ein Doctor Juris von zwei und zwanzig Jahren, gelehrt, ſehr philoſophiſch gebildet, fleißig, tüchtig und fertig in der Speculation: jetzt bereitet er auf meinen Rath „Elemente der Jurisprudenz" vor, ſorgfältiger, als man ſie gewöhnlich giebt. Er iſt gewiß ein Mann von vieler Gelehrſamkeit, ſcharfem Urtheil und großer Thätigkeit. Er lebt jetzt in Mainz, nicht

[illegible] wen weiß nicht, daß durch herrn [illegible] gesammte Studium der Moral und Politik [illegible] gewinnen wird?" — Bald veranlaßte Boineburg Conring mit Leibnitz in einen Briefwechsel trat, [illegible] über in Bewunderung von Leibnitzens Leistungen [illegible] bejahrten und dadurch hoffnungsvollen Polyhistor. Denn [illegible]ung die Frage hingeworfen hatte: wer der Leibnitz sei, [illegible]hes sein Stand? erfolgte vom 22. April 1670 diese [illegible]: „Er ist ein junger Mann von vier und zwanzig [illegible] aus Leipzig, Doctor Juris: ja gelehrt über alles, [illegible] nur sagen oder glauben läßt. Die Philosophie ver[illegible]ganz, ein glücklicher Vermittler der alten mit der neuen [illegible]sophie. Er ist Mathematiker, Kenner [illegible] Physik, der [illegible], der ganzen Mechanik [illegible] dafür; er ist [illegible]m und feurig. In der Religion ist er selbstständig [illegible]nontis); übrigens ein Mitglied eurer [illegible]er lutherischen)

sogleich von uns näher besprochen werden wird, einmal die Schriften und Arbeiten für Boineburgs Mission an den polnischen Reichstag von Seiten des Pfalzgrafen von Neuburg, denen der ganze Winter vom Jahre 1668 gewidmet war; das andere aber war eine Arbeit, von welcher die Welt niemals Kenntniß erhalten hat, und die für sich allein wieder einen Winter gekostet hatte: ein Katalog der sehr zahlreichen Bibliothek Boineburgs von Leibnitzens Erfindung: „ein Index," heißt es, „welchen er über seine ganze Bibliothek auf des Barons inständiges Begehren dergestalt verfertiget (wenn schon die Mühe des Abschreibens von Andern geschehen), daß dergleichen zuvor noch nicht gesehen worden, maßen alles auf das genaueste darin gebracht, und vermöge dessen über alle Materien die daran handelnde Autores zu finden, und ein einiger Traktat oft an mehr als zehn Orten allegirt wird. Wer die Menge Bücher, und sonderlich die unzählbar kleinen zusammengebundenen Traktaten wisse, werde dabei die Größe solcher Arbeit abnehmen können." Mit einem Wort, Leibnitz war während seines Aufenthalts zu Frankfurt oder Mainz des Baron von Boineburg Sekretair, Gehülfe, Bibliothekar, Advokat, Geschäfts- und Rathgeber abwechselnd und zu gleicher Zeit, und bethätigte eine nicht zu erkaltende Anhänglichkeit und Treue an seine Person und seine Familie. Einigemal ergingen ehrenvolle Anträge und Anerbietungen an Leibnitz zur Bekleidung eines Dienstes an deutschen Höfen. Schon zu Ende des Jahres 1669 wünschte ihn der Herzog Johann Friedrich von Hannover, welchem zu dieser Zeit sein Kanzler Langerbeck gestorben war, um seine Person; er wurde begierig auf Leibnitz durch die enthusiastischen Empfehlungen

des durch Hannover reiſenden, damaligen ſchwediſchen G
deten in Frankfurt, Habbeus von Lichtenſtern, an welchem
Leibnitz den wärmſten und uneigennützigſten Gönner gefunden
hatte. Doch Leibnitz lehnte den Antrag ab, ſo wie einen
gleichzeitigen Vorſchlag ſeines Freundes Habbeus, der ihm
einen Dienſt bei dem regierenden Fürſten von Durlach ver-
mitteln wollte. Der Hofrath Laſſer, mit welchem er an der
Verbeſſerung des Corpus Juris arbeitete, und bei welchem er
wohnte, bemühte ſich nach Kräften, ihn zurück zu halten. Es
vergingen einige Jahre, bevor ſeine Beharrlichkeit und Aus-
dauer in der großartigen intellektuellen und politiſchen Sphäre,
in welcher er ſich bewegte, belohnt wurde. Endlich aber,
nachdem er durch ſeine Verbindungen zu Boineburg und deſſen
Freunden in Mainz hinlänglich eingebürgert war, wurde er
es auf das ruhmvollſte durch ſeine Anſtellung im Dienſte des
Kurfürſten von Mainz ſelbſt. Im Sommer 1670, damals
kaum 24 Jahr alt, wurde Leibnitz [illegible] am Ober-Reviſions-
Collegium zu Mainz, dem höchſten Tribunale des Kurfürſten-
und Erzbisthums, welches, als ſolches, das jus de non
appellando hatte. Daß er Proteſtant war und blieb, mag
ihm viele Gegner und Neider unter den katholiſchen Hofleuten
und den Prieſtern zugezogen haben, ſo daß die Seinigen einige
Zeit darauf Unruhe und Sorge über ihn zu ſchöpfen anfingen.
Durch in der Verbindung mit der einflußreichen Familie des
Baron von Boineburg, welche, ſtatt lockerer zu werden, ſich
mehr täglich feſtigte, fing Leibnitz an, bei den höchſten
Männern im Staat Anſehen und Bedeutung zu gewinnen,
wie auch ſein Ruf ſich verbreitete. Es iſt hier unerläßlich

die Politik und die eigenthümliche persönliche Stellung des Baron von Boineburg einen Blick zu werfen, um den leitenden Faden für Leibnitzens Thätigkeit als Gelehrten und Staatsmanns in diesem Zeitraum zu gewinnen.

Es ist vorhin im Vorbeigehen an Boineburgs tragische Wechselfälle in seiner Laufbahn erinnert worden. Nachdem er von dem hohen Platze eines ersten geheimen Raths, oder, was es in Wahrheit bedeutete, eines ersten Ministers, in Folge einer französischen Kabale, welcher der auf ihn eifersüchtig gewordene Kurfürst nicht fremd war, im Jahre 1664 gestürzt, aber, als unüberwiesen, der Haft entlassen worden war, brachte er einige Jahre, in tiefer Abgeschlossenheit von der Welt, die Zeit mit Religionsübungen (er war ein eifriger katholischer Convertit), Studien und Vorbereitungen zu einem umfassenden gelehrten Werke, einer Art allgemeiner Literaturgeschichte zu, wovon er sich aber bald wieder abwenden sollte. So fand ihn im Jahre 1667 Leibnitz. Keinen Dienst bei einem andern Hofe in Deutschland anzunehmen, hatte er sich überdies bei der Entlassung aus der Haft verpflichten müssen, ward aber in so fern von weitem auf einen möglichen Wiedereintritt in die ehemaligen Verhältnisse hingewiesen. Ein solcher erfolgte eigentlich nie wieder, auch nicht als im Frühjahr 1668 die Versöhnung Boineburgs mit dem Kurfürsten durch die Heirath zwischen dem Neffen des letztern, des Obermarschalls Baron von Schönborn, mit der ältesten Tochter Boineburgs geschlossen und besiegelt wurde. Boineburg lebte indeß seitdem abwechselnd in Mainz, wo er ein eigenes Haus besaß, und in Frankfurt. Dem Kurfürsten war, seit der junge Ludwig XIV

das Beiſpiel eines, dem Scheine nach, ganz unumſchränkten Selbſtherrſchers gegeben hatte, der ehemalige Poſten eines erſten Miniſters unbequem erſchienen; und er fürchtete Boineburg, ſeinen Einfluß und ſein geiſtiges Uebergewicht im Rathe. So lebte dieſer äußerlich als Privatmann, in Wahrheit aber in jener kritiſchen Epoche nach dem Aachener Frieden bis zum Kriege Ludwigs XIV gegen Holland, als der Rathgeber, als das Orakel der angeſehenſten Fürſten Deutſchlands. Zwiſchen ihm und dem Kurfürſten entſtand ſogar eine perſönliche Entfremdung, welche zuletzt in eine erklärte Kälte und Spannung überging. Daran war hauptſächlich ihre entgegengeſetzte Anſicht und Auffaſſung der öffentlichen Lage Deutſchlands und namentlich der Nachbarn Frankreichs Schuld: wozu die letzten Ereigniſſe hindrängten. Der Kurfürſt, von dem Weſtphäliſchen Frieden ab (zu welchem er ſo viel mit gewirkt) als ein entſchiedener Anhänger des franzöſiſchen Kabinets bekannt, und als ſolcher durch Mazarin zu Stande gebrachten Rheiniſchen Allianz, welche gegen Oeſterreich gerichtet war, hatte bei dem Einfall Ludwigs XIV in die ſpaniſchen Niederlande nicht ſobald den Wendepunkt der europäiſchen Angelegenheiten durchſchaut, als er eine ganz entgegengeſetzte Bahn einſchlug, und gegen Frankreich von nun ab ſich als Widerſacher bezeigte. An ſeinem eigenen Hofe bildeten ſich einander gegenüberſtehende Partheien. Der Baron von Boineburg war zwar in der Kataſtrophe, welche ihn geſtürzt hatte, ein Opfer für das franzöſiſche Kabinet gefallen, da er als Geſandter an dem Reichstage zu Regensburg den Kaiſerlichen hinzugeben geſchienen: nichts

desto weniger war er es jetzt, welcher als Grundsatz aufstellte, daß das deutsche Reich, und vorzüglich die Fürsten am Rhein, Ludwig XIV sich zum Freunde erhalten müßten, um ihm jeden Vorwand, es zu überfallen, abzuschneiden. Sein persönlicher Einfluß wirkte in dieser Beziehung auf andere Fürsten, namentlich auf des Kurfürsten Verbündeten, den Kurfürsten von Trier; und es konnte nicht fehlen, daß das französische Kabinet, welches in dieser Politik keine höheren Triebfedern als die des Eigennutzes oder des Ehrgeizes sehen wollte, ihn in dem Maaße auszuzeichnen anfing, als die entgegengesetzte Parthei ihn auszuschließen bemüht war. Dies unterhielt die Kälte zwischen dem Kurfürsten und Boineburg.

Unter solchen Verhältnissen geschah es, daß Boineburg bald nach seiner Rückkehr an den Hof seine Unabhängigkeit zur Uebernahme einer außerordentlichen, nicht weniger Ruhm, als Vortheil darbietenden Mission benutzte. Der König Johann Casimir von Polen, unter welchem dieses Reich Verluste nach Verlusten erlitten hatte, war freiwillig vom Throne gestiegen; unter den Fürsten und Prinzen, welche den erledigten Platz einzunehmen sich drängten, und von denen jeder eine Parthei zu seinen Gunsten hatte, erschien als der am meisten berechtigte und begünstigte der katholische Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg; ihn unterstützte vorzüglich der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem Scheine nach auch Frankreich und Oesterreich, während im Geheimen jene Macht für ihren Kandidaten, den Prinzen von Condé, die letztere aber für den Prinzen Karl von Lothringen wirkte; vereinzelt stand als Mitbewerber der moskowitische Thronerbe neben

dieſer. Auf den Vorſchlag des Kurfürſten von Brandenb
wandte ſich der Pfalzgraf von Neuburg an den Baron von
Bolneburg und trug ihm, unter glänzenden Verſprechungen,
die Geſandtſchaft an den polniſchen Reichstag an, welche dieſer,
ungeachtet ſeine Freunde, unter ihnen Conring, ihm den
ſchlimmſten Ausgang vorherſagten, ohne Furcht übernahm.
Dies geſchah im Herbſte 1668, der Reichstag der Polen war
auf das Frühjahr des folgenden Jahres ausgeſchrieben; und
der dazwiſchen liegende Winter war es, den Leibnitz mit
Arbeiten für den Baron im Zwecke der bevorſtehenden Geſandt-
ſchaft ausfüllte. Es ſollte auf die Gemüther durch eine gelehrte
Staatsſchrift, unter dem verſtellten Namen eines polniſchen
Edelmanns und Mitglieds des Reichstags, gewirkt werden,
und im Frühjahr 1669, vor der Eröffnung des Reichstags,
erſchien zu Danzig die Schrift: Specimen demonstrationum
politicarum pro Rege Polonorum eligendo, auctore
Georgio Ulicovio Lithuano. Der Verfaſſer blieb durchaus
unbekannt; der Pfalzgraf, für welchen Lithuanus in die
Schranken getreten war, hat den verkappten Autor nie gekannt,
und erſt viele Jahre ſpäter (1708) hat Leibnitz dieſem Hauſe,
das unterdeſſen längſt zur Kurfürſten-Würde in der Pfalz
gelangt war, als den Verfaſſer des Specimen demonstra-
tionum ſich bei ſchicklicher Veranlaſſung entdeckt, und dabei
angemerkt, daß er ſeinen Anſpruch als Verfaſſer durch die
mit ſeinem Namen (Godefredus Vuilelmus Leibnitius)
übereinſtimmenden Anfangs-Buchſtaben des angenommenen
Namens hätte [illegible] wollen. Ungewiß des Erfolges, ſcheint
Leibnitz ſich mit dieſer Schrift *wenigſtens* ein Denkmal in der

Wiſſenſchaft haben ſetzen zu wollen. Sie iſt der erſte Verſuch, die Methode der mathematiſchen Demonſtration, welche man bis dahin wohl auf die Philoſophie und das Naturrecht (ſeit Spinoza und Hobbes) angewandt hatte, auf eine gegebene Frage aus der Politik und Diplomatie überzutragen; und ſo den Leſer zu dem Beifall und der Uebereinſtimmung gleichſam zu zwingen; eine Vorausſetzung, welche in der naiven Zuverſicht, wie ſie in der Vorrede ſich ausſpricht, das Alter des Verfaſſers — Leibnitz war damals zwei und zwanzig Jahr alt — verräth. Die Ausführung aber iſt bald nach dem Erſcheinen der Schrift von den damaligen Meiſtern der Staatswiſſenſchaft bewundert worden. Leibnitz ſprach in der Hauptſache mit dem Feuer der Ueberzeugung, nur da, wo er auf die Nationalität und die politiſchen Bedürfniſſe der Polen, ſo wie auf die Perſönlichkeit der Kandidaten Rückſicht nahm, vertrat er die Rolle eines ariſtokratiſchen und bigotten polniſchen Edelmanns. So wird man, was ſeine wahre Geſinnung und was nur diplomatiſche Verſtellung war, unterſcheiden können. Die eingeſchalteten Propoſitionen aus der Lehre vom Naturrecht enthalten in den Grundzügen ſchon die Theorie, welche Leibnitz ſpäterhin entwickelt hat. Endlich behandelte er hier ſchon Begriffe aus der Moral und Politik als Elemente einer Rechnung des Wahrſcheinlichen, und dies allein machte ihm ſelbſt im höhern Alter die Schrift werth. Er führte ſie 1697 in einem Briefe an Thomas Burnet als ein erſtes Beiſpiel dieſer Methode an. „Ich zeigte," ſchreibt er dort, „daß es eine Art von Mathematik in der Schätzung der Gründe giebt, und daß man ſie bald zu einander addiren, bald mit

[redacted] sehen worden ist.

Es ist bekannt, welchen unerwarteten Ausgang die Wahlverhandlungen, auf welche Leibnitz durch seine Schrift, und Boineburg durch sein persönliches Ansehen und seine mündliche, durch [redacted] Rede einen fast unfehlbaren Einfluß gehofft hatte, nahmen haben: die Polen übergingen sämmtliche Ausländer und wählten mitten unter den heftigsten Aufregungen aus ihrer Mitte einen Piasten. Der Baron von Boineburg, so unglücklich er auch von Polen zurückkehrte, erkannte das von Leibnitz Geleistete nichts desto weniger an, und legte ihm, obschon ohne ihn zu nennen, in einem Briefe an den berühmten Staatsrechtslehrer in Strassburg, Johann Böcler, wovon dieser 1670 in seiner Abhandlung De utilitate ex historiae universalis compositione capienda, einen Auszug mitgetheilt, die prägnante Bezeichnung eines: summus summarum rerum tractor et actor bei. Jede anderweitige Vergeltung aber blieb für den Verfasser aus.

An das engere Zusammenleben von Leibnitz mit dem Baron von Boineburg knüpfen sich jetzt einige seiner Arbeiten, welche zur Theologie und Philosophie gehören, und theils vor, theils nach Boineburgs polnischer Reise fallen, theils sogar damit in Verbindung stehen. Der Baron gehörte zu jenen tieferen Naturen, welche aus der Religion eine Angelegenheit, die höchste Angelegenheit des Lebens machen. Als Mitglied der [redacted] Kirche geboren, war er im Mannesalter zur römisch-katholischen übergegangen. Fast

wäre er dieses Schrittes wegen mit seinem Freunde Hermann Conring für immer zerfallen; nur das ihm eigene weichere Wesen führte die Wiederversöhnung herbei. Als sich nun im Jahr 1660 ein falsches Gerücht von vorgeblichen Verhandlungen der seltsamsten und widersprechendsten Art zwischen dem mainzischen Kabinet und der römischen Kurie über die Vereinigung der lutherischen mit der katholischen Kirche verbreitet hatte, gab dies gerade Boineburg die Veranlassung, unter Beistimmung des Kurfürsten, an zweckmäßigere Mittel zu einer solchen Vereinigung zu denken. Der politische Gedanke der nähern Begründung der Einheit Deutschlands gab dem Vorhaben eine festere Haltung. Das Kapitel von Mainz, wo die Grundsätze der gallikanischen Kirche vorherrschten, und die theologische Facultät der Universität Helmstädt, bekannt wegen des freisinnigen, duldsamen Geistes, welchen Georg Calixtus dort begründet hatte, schienen vorzüglich zur Vermittelung der beiden einander gegenüberstehenden Kirchen berufen. Man trat zuerst in Unterhandlungen, nachher ließ man von jeder Seite öffentliche Schriften ausgehen. An der Spitze der katholischen Parthei standen die Gebrüder, Peter und Adrian Walenburg, jener Suffragan in Köln, dieser Suffragan in Mainz; der letztere, welcher der talentvollere war, überlebte den andern, welcher 1668 starb. In ihren Streitschriften gegen die Protestanten machten sie ein vorübergehendes Aufsehen dadurch, daß sie, Begriffe und Kategorien aus der Jurisprudenz in die Theologie übertragend, Unkundigen imponirten; von Charakter waren sie ehrenwerth. Den Protestanten stellte sich Hermann Conring zum Vorkämpfer.

den Bruch der Kirche zu heilen, sich
Besorgniß zugleich nach einem
Anspruch genommen, da sowohl religiöse Sekten,
sophische Schulen, jene die Glaubenslehre des
thums, diese sogar die Grundwahrheiten der natür-
Religion zu untergraben drohten. Der Socinianismus
in Deutschland um sich zu greifen, seit namentlich
gnante, frei denkende Kurfürst von der Pfalz, Karl
welcher in seiner Residenz Mannheim den drei
chen Confessionen einen Tempel der Eintracht errichtet
im Jahre 1663 den aus Polen vertriebenen Socinia-
an deren Spitze Wissowatius stand, auf einige Jahre
reistätte gewährt. Schriften, in denen die Lehren des
thums mehr oder weniger offen und kühn angegriffen
besonders wenn sie mit dem Reize des Geheimnisses
waren, wie das Heptaplomeres von Bodin, wurden

Dedicatio; und der Responsio ad objectiones Wissowatii contra Trinitatem et Incarnationem Dei altissimi. In dem Streite, welchen der Baron mit dem gelehrten Socinianer seit längerer Zeit führte, und wobei jener auf den Consensus der Kirche ein großes Gewicht legte, hatte dieser die Dialektik des Verstandes gegen die Lehre der Kirche mit einer Schärfe entwickelt, welcher entgegen zu treten, Boineburg sich nicht stark genug fühlte. Leibnitz nahm den Kampf auf; nicht, daß er neue spekulative Gründe für das Mysterium der Offenbarung beigebracht hätte, sondern so, daß er sich auf das Gebiet des Gegners begab, und Fehler in seiner Dialektik auf das scharfsinnigste aufdeckte. Die Uebungen seiner ersten Jugend trugen ihm hier ihre Früchte. Ueber die Logik, namentlich über die Formen der Schlüsse, insbesondere des kategorischen, hatte Leibnitz bereits in der Schrift De arte combinatoria neue Untersuchungen angestellt, und war so in einem rein logischen Kampfe seiner Ueberlegenheit gewiß. Dies hielt Leibnitz für die Bekämpfung der Socinianer und zur Beruhigung Zweifelnder auch späterhin für ausreichend. Gegen die, welche im achtzehnten Jahrhundert, nach solchen Bestrebungen, des Philosophen Gesinnung und Charakter so gern verdächtigten, hat Lessing seinen Aufsatz: Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit, gerichtet, und den bis dahin sehr zerrütteten Text nach einer Handschrift wieder hergestellt. Auch der vorhin genannte Aufsatz: Confessio Naturae ward gleich beim ersten Abdruck sehr verstümmelt: Leibnitz beklagte es, verbesserte ihn aber nicht.

Nach seiner Rückkehr aus Polen veranlaßte der Baron von Boineburg Leibnitzen zunächst zu einer Arbeit kritischer und historisch-philosophischer Art; nemlich zur Herausgabe eines Buches des Italiäners Marius Nizolius: Anti-Barbarus seu de veris principiis et vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos, welches zu Parma 1553, also vor länger als hundert Jahren herausgekommen und dem Baron von Boineburg einer neuen Ausgabe werth erschienen war. Ihm hat es auch Leibnitz zugeeignet und bei dieser Gelegenheit seinem großen Gönner öffentlich den Tribut seiner Ehrfurcht und Dankbarkeit gezollt; (immer ohne sich zu nennen). Es schien, als wenn er damit seinem Mäcen gewissermaßen auch die Verantwortung eines solchen Unternehmens habe übertragen wollen. In der That hatte des Nizolius Polemik gegen die scholastische Philosophie, wobei es von ihm fast allein auf die Sprache, die Schreibart in der Philosophie, namentlich nach den eleganten und fließenden Darstellungen eines Cicero, abgesehen war (er hatte sich durch seine Ciceronische Concordanz einen Namen erworben), für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts wenig mehr als eine historische Bedeutung: nachdem Bacs und seine Schule, nachher Carteſius und seine Schüler einen Geist hervorgerufen hatten, welcher in seiner frischen Ursprünglichkeit den Stil nicht von außen annehmen konnte, sondern ihn sich selbst, wenn auch ringend, erzeugen mußte; wozu der wichtige Umstand kam, daß man in Italien, Frankreich und England mit Erfolg angefangen hatte, die Philosophie und die ihr ver-

wandten Wiſſenſchaften in der Mutterſprache zu behandeln. In Deutſchland hatten die Schriften des Jacob Thomaſius einen reinern Geſchmack für philoſophiſche Darſtellung, nur noch nicht in der Mutterſprache, herbeiführen helfen. Dieſen, für die Cultur der Nation, nicht blos für die Schule, wichtigen und beziehungsreichen Punkt faßt Leibnitz bei dieſer Gelegenheit auf, indem er in der, dem Texte des Nizolius vorangeſchickten Abhandlung: Dissertatio de stilo philosophico Marii Nizolii, das Verhältniß der Form zum Inhalt in der Philoſophie, mit beſonderer Rückſicht auf die Deutſchen, ſeine Landsleute, behandelt. Er ſetzt Popularität und Klarheit als das letzte Ziel eines echten philoſophiſchen Schriftſtellers. Auf die Behandlung der Philoſophie in der Mutterſprache legte er großen Nachdruck; und ſtellte hier den für das Ausland paradox klingenden Satz auf, den er nachher oft wiederholt hat: daß die Deutſchen einen ganz beſondern Maaßſtab und Probirſtein für die Wahrheit beſäßen, und worin beſtehe er? in ihrer Mutterſprache. Es iſt wahr, daß Leibnitz das tiefere ſpekulative Bedürfniß damals nicht berückſichtigte, ſondern vielmehr nur an die ſinnliche reale Welt- und Natur-Auffaſſung, im Gegenſatze gegen die ganz inhaltsloſe Naturerklärung und Metaphyſik der Scholaſtiker dachte: denn in ſpäterer Zeit hat er eben ſo ſehr die Mangelhaftigkeit des Deutſchen für den Ausdruck des höhern Gemüths- und Geiſteslebens bedauert; freilich ſo, daß er dieſen Mangel der Vernachläſſigung der Gelehrten und Schriftſteller anrechnete, die Anlage aber zur Erreichung dieſes höchſten Zieles einer gebildeten Sprache ihr zuerkannte;

seine eigenen, vereinzelten gelehrten Versuche bestätigen es, und im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert hat unsere National-Literatur dem Auslande dafür Zeugniß abgelegt.

Diese, wie die übrigen philosophischen und physikalischen Schriften aus jener Periode zeigen uns Leibnitz in dem Ringen nach einer selbstständigen Spekulation, wobei er sich eben so sehr gegen die scholastische Schulphilosophie, wie gegen die Physik und Kosmologie der Cartesianer in Opposition befand (schon in seinen Briefen von 1669 an Thomasius tadelt er die Physik des Cartesius, während er in der Ethik seine Autorität beinahe der Plato's gleichstellte); ohne aber einen fruchtbaren Begriff gefunden zu haben, der ihn eben so innerlich von jenem Schwanken, als äußerlich von der Autorität befreien konnte. Davon kommt die Nüchternheit her, welche in diesen Schriften herrscht, und sie zu bloßen Durchgangspunkten für die Entwickelung des Philosophen herabsetzt. Die Bemühungen, die peripathetische Philosophie mit den neuern Entdeckungen zu versöhnen, wovon Leibnitz seinen Lehrer Jacob Thomasius in einer dem Buche des Nizolius beigegebenen Epistel unterhält, haben auch keine tiefere Bedeutung; das nemliche wird von einer kosmologischen Hypothese gelten, welche ihn im Jahre 1670 beschäftigte, die er gleich in seinem Briefe an Thomasius wie einen „physikalischen Traum" darlegte, und im nächsten Jahre als eine besondere Abhandlung in zwei Theilen unter dem Titel: Hypothesis Physica nova; seu Theoria motus concreti, und Theoria motus abstracti zu Mainz herausgab. Daß Leibnitz der Königlichen *Societät der Wissenschaften* zu Lon-

Namen bekannt zu machen. In Paris war Leibnitz mit seiner Schrift und seinem Namen durch den Bibliothekar des Königs, Carcavy, eingeführt, dem er durch den Geometer Ferrand empfohlen ward.

An diesen Schriften ist, wie gesagt, der Mangel eines wirklich spekulativen Inhalts und Interesses bemerkbar; und daran war die todte und abstrakte Vorstellung von der Natur, als einer gleich einem aufgezogenen Uhrwerk sich abspielenden Maschine, ohne Kraft, ohne Lebens-Princip, wie sie Leibnitz von den Schriftstellern seiner Zeit sich angeeignet hatte, Schuld; der Geist, die Gottheit, war nur außer der Natur gedacht, und so bot diese selbst fast kein geistiges Problem dar, an welchem ein spekulatives Interesse sich entzünden konnte. Was in Leibnitz jedoch ein solches erweckt hat, war zwar, was man nicht erwarten sollte, gar nicht lange nach der Herausgabe seiner physikalischen Hypothese, war ein für ihn, als Christen und Lutheraner, eben so objektives und reales Gebiet, als die Natur: dies war das Gebiet der Offenbarung. Leibnitz beschäftigte sich, während seines Umgangs mit dem Baron von Boineburg, und angeregt von diesem, lange Zeit mit dem Probleme von der Möglichkeit der Gegenwart Christi im Abendmahle; dies war der Weg, auf welchem er über den Stand der herrschenden Natur-Ansicht hinausgetrieben werden sollte. Die Cartesische Lehre, daß mit Figur, Ausdehnung und Bewegung das Wesen des Körpers, als solchen, gegeben sei, schien nicht nur das katholische Dogma der Transsubstantiation, sondern auch die lutherische Bestimmung der reellen Gegenwart Christi in der

Eucharistie, als ein sich selbst Widersprechendes umzustoßen. In Frankreich waren die Jansenisten und besonders die Mitglieder von Port-Royal, unter ihnen einer der hervorragendsten Geister der Zeit, Anton Arnaud, Anhänger der neuern mechanischen Schule. Ihren eignen Glaubensverwandten, den Katholiken, und besonders den Jesuiten, verdächtig, als wären sie auf halbem Wege zum Protestantismus, was sie durch die Lehre von der Gnade in der That waren, klammerten sie sich nur um so fester an das Dogma der Transsubstantiation, doch ohne die Philosophie mit dem Glauben zu versöhnen. Mit dem Blicke des Genies, welcher das wahre Bedürfniß der Gegenwart ergreift, faßte Leibnitz gerade dieses Problem ins Auge: und dies führte ihn durch eine kühne Conception siegreich über die frühere Beschränktheit. Indem er sich fragt: besteht auch das Wesen des Körpers in der bloßen Ausdehnung? — entdeckt er, daß der Körper etwas Höheres voraussetze, welches von der Ausdehnung unabhängig sei, und dies sei die Substanz. In dem Begriffe der Substanz, den er aus der älteren Metaphysik wieder aufnimmt, ohne deshalb die neuere Schule zu verlassen, findet er das vermittelnde Moment, um ein Geistiges in und mit dem Körperlichen zu denken. Aber indem er dieses auf die Frage von der Möglichkeit der reellen Gegenwart übertrug, glaubte er zu entdecken, daß in diesen lutherischen Begriff, philosophisch erklärt, die Lehre von der Transsubstantiation als ideell aufgehe: glaubte er zu gleicher Zeit die Brücke gefunden zu haben, welche den schroffen Abgrund der beiden Religionsparteien verbinden müßte. Noch in

demselben Jahre, im Herbste 1671, knüpfte Leibnitz, durch Aufmunterung und mit Vermittelung des Baron von Boineburg, einen Briefwechsel mit Arnaud nach Paris an, dessen Bruchstücke uns einen Blick in jene Entwickelung des Philosophen werfen lassen. Leibnitz hat in spätern Jahren, und auf der Höhe seines Lebens, diesen Beweis, ja sogar den Glauben, einen solchen zu finden, wieder aufgegeben; doch an dem Begriffe der Substanz, als eines letzten unkörperlichen Princips der Masse, und von ihr unterschieden, hielt er fest, und dieser führte ihn zuletzt zu dem Systeme, welches ihm als eigenthümliches in der Geschichte der Philosophie zugesprochen wird. Auch in praktischer Hinsicht nahm er in seinen Meditationen damals schon jenen vermittelnden Standpunkt ein, welcher ihm die Vereinigung der lutherischen mit der katholischen Kirche immer wünschenswerth, und nie ganz unmöglich erscheinen ließ; dabei zeigte er doch die persönliche Selbstständigkeit in dem Festhalten an seine Kirche, welche sich ihm erst recht durch den Kampf mit ihren Gegnern bewährte. Gleichwohl erfuhr er von seinen Verwandten in der Vaterstadt die seltsamsten Beurtheilungen. Diese hatten ihn in Verdacht als einen Abtrünnigen an der Religion seiner Väter, und an seinem Vaterlande. In erster Beziehung hatte sich in Leipzig das Gerücht verbreitet, er wäre calvinisch geworden. Seine eigne Schwester machte ihm in einem Schreiben vom 10. Januar 1672 die dringendsten, zärtlichsten Vorstellungen, besonders da die sonderbare Nachricht an sie gelangt war, ihr Bruder habe am Hofe Feinde wegen der Gunst, welche der Kurfürst ihm zuwendete, und

diese gingen darauf aus, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen. Man kann sich bei diesem Schreiben kaum der Rührung erwehren.

Es ist für die Entwickelungsgeschichte Leibnitzens, wie für den Geist der Zeit bezeichnend, daß er um die Zeit, als er in den Briefen an den französischen Theologen die Keime zu einer neuen Spekulation niederlegte, dem tiefsten spekulativen Kopfe, welcher damals unter den Lebenden war, Benedikt Spinoza, nichts weiter, als eine kurze Denkschrift über die Vervollkommnung der Linsen: Notitia opticae promotae, mitzutheilen, und sein Urtheil darüber als eines geschickten und gelehrten Opticus sich zu erbitten hatte. Leibnitz dachte sich eine neue Gattung Linsen, durch welche man die wahren Entfernungen und Größen der Gegenstände aus Einem Standpunkte messen könnte, und wollte diese: Pandoche genannt wissen. Spinoza antwortete dem ihm unbekannten jungen Gelehrten mit der ihm eignen Urbanität und Zuvorkommenheit; bekannte aber, daß er seine Beschreibung nicht ganz deutlich fände. Der Briefwechsel brach damit ab. Auf Leibnitzens Verhältniß zu Spinoza werden wir zurückkommen. Es muß hier auch ein anderer tiefer Geist jenes Jahrhunderts genannt werden, an welchen Leibnitz von Mainz aus, als Einlage bei Oldenburg, einen Brief voll ehrerbietiger Huldigung, aber auch freimüthiger Kritik richtete: dies war der Engländer Thomas Hobbes. Aus Paris hat Leibnitz später einen zweiten Brief an Hobbes ergehen lassen: aber niemals scheint er eine Antwort erhalten zu haben. Zu jener Zeit fand er den junge Gelehrte, der von festem Triebe

nach Erkenntniß und Ruhm erfüllt war, nicht hinreichend, Schriften herauszugeben: bei der Unvollkommenheit und dem Mangel kritiſcher Inſtitute, welche heute ſelbſt für einen gemachten Ruf, damit er nicht erkalte oder einſchwinde, unentbehrlich ſcheinen, bot ſich der Briefwechſel als das unmittelbarſte, lebendige Umſatz-Mittel der Ideen und der Gelehrſamkeit unter den Eingeweihten, ſo wie als Weg, bekannt zu werden, dar: ſo haben wir denn auch von früh an die Fülle der Entfaltung von Leibnitz's Genie in allen Wiſſenſchaften, weniger in den ſpärlich, und wie gelegentlich ins Publikum geworfenen Druckſchriften, als in den Briefen an die Gelehrten in Deutſchland und im Auslande zu ſuchen, von denen vielleicht die größere Hälfte verloren gegangen, wenigſtens unbekannt geblieben iſt. In Verhältniß zu ſeinem ſpätern, die Welt erfüllenden Ruhm, war auch Leibnitz damals noch ſo gut als unbekannt: dagegen von denjenigen, welche nähere oder entferntere Zeugen ſeiner ſich nirgends begränzenden Thätigkeit waren, gleich einem Wunder angeſtaunt. So ſchrieb der Geſchäftsträger des Kurfürſten von Mainz in Paris, Herr du Fresne, als ihm Boineburg die Schreiben Leibnitzens an Arnaud zur Beſtellung überſchickt hatte, ganz begeiſtert von dieſem wunderbaren Sachſen: de ce merveilleux Saxon; und fügte hinzu: c'est un prodige d'esprit à étonner les autres! —

Der Schauplatz, auf welchem Leibnitz lebte, die nahe perſönliche Berührung, welche er mit dem Baron von Boineburg und deſſen Kreiſe hatte, hätte ihn ſchon nicht gleichgültig und kalt gegen die, den Horizont Deutſchlands

verdunkelnden Wolken, gegen die von Frankreich schwebende Gefahr lassen können, auch wenn sein Herz die begeisternden Ideen von Freiheit und Ruhm des deutschen Vaterlandes wenigstens tief und feurig umfaßt hatte. Wie sehr wurde erst sein ganzer Sinn nach jener Region des Staaten- und Völkerlebens hingezogen, da ihm so mächtig an-, ja aufregend der Antrieb von außen kam. Es war der, vorhin in allgemeinen Zügen angedeutete, verhängnißvolle Wendepunkt der französischen und europäischen Geschichte vor dem Jahre 1672. Ein beinahe fünf und zwanzigjähriger Zeitraum des Friedens hatte Deutschland die ihm durch den dreißigjährigen Krieg geschlagenen tiefen Wunden kaum vergessen machen; Leibnitz war in diesem Zeitraume groß geworden (er war zwei Jahre alt, als der westphälische Friede geschlossen wurde), der Friede und seine Segnungen für das Erstarken Deutschlands war mit seinem Bewußtsein verwachsen. Er lebte an dem Hofe und in dem Dienste desjenigen Fürsten, welcher nicht allein zur Abschließung jenes berühmten Friedens wesentlich beigetragen hatte, sondern auch die Erhaltung dieses Friedens als die Aufgabe seiner Regierung betrachtete, sie auch durch einen langen Zeitraum mit Erfolg gelöst hatte. Dieses mühevolle Werk drohte mit einemmale durch den übertretenden Ehrgeiz des mächtigen Ludwig XIV umzustürzen. Daß der Kurfürst seit dem Einfall Ludwigs XIV in die Niederlande, und dem daran sich anknüpfenden Aachener Frieden, gleich der diesem Frieden zu Grunde gelegten Tripel-Allianz zwischen der Republik Holland, England und Schweden, sich offen als Gegner Frankreichs bewies, der Baron von Boineburg aber,

aus tieferer Einsicht, das gute Vernehmen mit dem mächtigen und doppelt gefährlichen Nachbarn jenseits des Rheins, um so nothwendiger erklärte, um so nachdrücklicher darauf drang, davon ist bereits Erwähnung gethan. Daß nun Leibnitz bei diesem die Gemüther theilenden Streite ganz in die Ansichten Boineburgs und dessen Opposition einging, auch diesem seine Mitwirkung schenkte, und dessen Ideen vertrat und vertheidigte: dies ward Veranlassung zu Entwürfen und Handlungen, denen nur der Erfolg gemangelt hat, um für sich allein dem Urheber in der vaterländischen, ja in der Geschichte von Europa, einen Namen zu sichern.

Im Monat Juli 1670 hatte der Kurfürst von Mainz mit dem Kurfürsten von Trier, seinem Bundesgenossen und Freunde, eine persönliche Zusammenkunft in dem benachbarten Bade Schwalbach. Der Baron von Boineburg fand sich dabei ein und Leibnitz begleitete ihn. Der Zweck dieser Zusammenkunft ging dahin, bei dem kritischen Zustande der Angelegenheiten der Fürsten am Rhein, festere Maaßregeln zu treffen. Die nächsten Veranlassungen dazu gaben die dringenden Forderungen des unruhigen Herzogs von Lothringen, welcher schon einmal durch die Franzosen aus seinen Landen vertrieben worden war, und dem das gleiche Schicksal durch Ludwig XIV drohte, den er zu reizen nicht aufhörte. Er war in dem Bunde, welcher zwischen Mainz und Trier, unter dem Namen des Limburgischen geschlossen worden war, der dritte; und er verlangte von seinen Verbündeten, zur Garantie seines Landes, den gemeinsamen Anschluß an die Tripelallianz. Der Kurfürst von Trier, welcher sonst gern dem Kurfürsten

bis zum achten August 1670, die deutsche Denkschrift
nken, welchergestalt securitas publica interna, ut
a und status praesens im Reich jetzigen Umständen
uf festen Fuß zu stellen." Ganz im Geiste der Politik
urgs verwirft auch Leibnitz hier die Tripelallianz
in zerbrechlich Rohr"; und empfiehlt das beste Ver-
ß mit Frankreich. „Frankreich zum Feind haben,
daselbst, ist sonderlich den am Rheinstrom gelegenen
n höchst gefährlich; dagegen ist gewiß, und ein bewähr-
ats-Streich, daß Frankreich nicht besser zurückzuhalten,
en diejenigen mit ihm Freundschaft halten, die ihm am
n sein. In die Tripelallianz treten, ist bei Frankreich
als sich Feind erklären." Die andere Seite dieser
ung ist nun, des Verfassers eigne Worte zu gebrauchen:
ldung einer Particular-Union oder Allianz gewisser
ablen, der Gefahr nächsten, des Reichs sich für [illegible]
[illegible] Stände." Sie sollte gegen Frankreich gerichtet

und fremden Blutvergießens Materie zu sein, bis es aufgewacht, sich gesammelt, sich vereinigt — und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten. An den Gedanken von Deutschlands Einheit und achtunggebietende Macht knüpfte vielleicht ein heutiger Staatsmann und Menschenfreund die Idee eines allgemeinen Weltfriedens; aber zur damaligen Zeit hatte sich der geschichtliche Gesichtskreis noch nicht so sehr erweitert; dem Begriffe der Christenheit und des Christenthums klebte noch zu sehr das mittelaltrige Merkmal des Partikularismus an; der Krieg gegen die „Barbaren und Ungläubigen" galt als unbedingtes Recht, ja, gegen das auf das Herz des christlichen Europa noch immer andringende Osmanen-Reich in Europa war der Kampf so gut eine Pflicht, als ein Recht. So zeigt sich denn Leibnitzens Genie hier in dem Entwurfe eines allgemeinen christlichen Kreuzzuges gegen die Barbaren und Ungläubigen, in Europa und den übrigen Welttheilen; kehrt aber zum Schluß zu Deutschland wieder zurück, dessen innere Zerfallenheit ihm das Herz blüten macht. „Was ist untadeliger, ruft er aus, als ausländischer Händel sich entschlagen, und nur vor uns vigiliren [illegible]? was ist edler, höher und Gott angenehmer, als diesen letzten Dienst, diese so gewünschte Herzstärkung seinem in Agonie liegenden Vaterlande widerfahren zu lassen? — Ich habe ohne Passion geschrieben, wünsche ohne Passion gelesen zu werden, und Gemüther zu finden, so endlich aufwachen, in sich gehen, und erkennen, daß alsdann jedem insonderheit wohl sey, wenns insgemein wohlgehet, daß gemeine Ruhe nicht ohne Einigkeit, Einigkeit [illegible] ohne Allianz

Allianz, so durch Gegen-Allianz nicht unterbrochen, ohne Impartialität und jedermann gefälligen Zweck, nicht zu Wege zu bringen, da sie aber zu Wege gebracht, mit Gottes Hülfe auch vermittelst aufs äußerste differirender Gemüther zu einem heilsamen Zweck und Ziel zu bringen sei. Ist dieses nicht zu fassen, oder wenn mans fasset, aller Gründe ungeachtet, nicht zu erhalten, quando adeo fatis urgemur iniquis, so bekenne ich, daß ich an Verbesserung unsers Elends und Aufrechthaltung unsers übern Hals schwebenden, herannahenden, keine Säumung leidenden Unglücks verzweifle, und die gerechte Sache des uns strafenden Gottes für Augen sehe..."

Diese warnend hingestellte Ahnung erlebte schnelle Erfüllung. Gereizt durch die Umtriebe des Herzogs von Lothringen, Frankreich Gegner zu erwecken, vorzüglich durch das Gerücht eines Vorhabens der Mitglieder des Limburger Bündnisses, ein Heer von 20000 Mann zwischen dem Rhein und der Maaß, unter des Herzogs Oberbefehl, mit Zustimmung und Mitwirkung des Kaisers, zu sammeln, ließ Ludwig XIV den 25. August Lothringen überfallen: der Herzog rettete sich durch die Flucht, und 20,000 Franzosen besetzten das Land und die benachbarten Bisthümer für die Winterquartiere. Diese gewaltsame Handlung erregte in Deutschland den Verdacht und die Besorgniß, daß es nur der Anfang einer allgemeinen Invasion bedeutete; darauf bezogen Viele auch die großen Rüstungen, welche auf einen Feldzug im nächsten Frühjahr schließen ließen. Daß diese Rüstungen der Republik Holland gegolten, welcher Ludwig XIV sowohl aus Staatsgründen, als aus Rache den Untergang geschworen hatte, so

wie daß der Feldzug wirklich im Jahre 1671 ausbrechen ſoll e, und nur in Folge der Unterhandlungen mit dem Könige von England hinausgeſchoben wurde, hat ſich nachher erwieſen. Daß man aber ſogar in Mainz über die wahre Rüſtung und das Ziel der franzöſiſchen Rüſtungen im Ungewiſſen war, rührte daher, daß der Kurfürſt von Mainz wegen ſeiner umgewandelten Politik von Ludwig XIV in allen Geſchäften übergangen wurde, er, ohne deſſen Rath früher der junge Monarch keine Entſchließungen gefaßt hatte; ſo kam es, daß die eifrigen und glücklichen Unterhandlungen zur Auflöſung der Tripelallianz und zu einem Bündniß mit England gegen Holland, dem Mainziſchen Kabinet ein Geheimniß blieben.

In dieſer Stimmung und unter ſolchen Einflüſſen brachte Leibnitz im November deſſelben Jahres 1671 zu Mainz eine Fortſetzung oder den zweiten Theil ſeines Bedenkens zu Papier. Mit außerordentlichem Scharfſinn thut er hier dar, daß und warum die franzöſiſchen Rüſtungen zum nächſten Feldzuge (den er freilich mit der allgemeinen Annahme ſchon ins andere Jahr 1671 ſetzt) keineswegs ſchon das deutſche Reich, und überhaupt kein anderes Land, als nur die Republik Holland treffen werde. Er verwebt das lebendigſte Gemählde des damaligen Zuſtandes der ſich einander feindlich betrachtenden Länder, Frankreichs und Holland, hinein, und macht es pſychologiſch, wie hiſtoriſch greiflich, daß Ludwig XIV, ſein Uebergewicht gegen die übrigen Staaten Europa's klar erkennend, nicht zwar eine Univerſalmonarchie im Sinne eines Carolus Magnus oder Alexander, wohl aber die Hegemonie, oder, wie Leibnitz es nennt, das arbitrium rerum, in Europa erſtrebe.

:binden könnte, lag vielleicht außer der Berechnung befangenen, und von den geheimen Kabalen der Di- nicht hinlänglich unterrichteten Staatsmanns. ielt Holland allein für fähig und mächtig, Frankreich h zu halten, wenn es von Seiten Englands auch nur llsitzens" versichert wäre. Dann sollte es plötzlich einen Seeplatz überrumpeln, und den Krieg in das es Landes tragen; auf daß „Frankreich wie eine ihre Hörner einziehen, und in ihr Haus kriechen Dann werde ganz Europa, als wenn ihm eine Last se, respiriren, für allen aber das Reich Zeit haben, gelegenheiten in Ordnung zu bringen." Daran hm Leibnitz die Nothwendigkeit, die zu Schwalbach lag gebrachte Allianz in Ausführung zu bringen, ht bereits von der Pflicht, die Deutschland habe, ten, seine Sprache, seinen Geist in Zukunft eben so

welchen anheim zu geben, ob sie lieber einander nachgehen, und zusammentreten, oder mit getheilten Entwürfen alle einzeln draufgehn, und sich ihres Eigensinns, oder eingebildeten Nutzens, oder verderblicher Zögerung, oder eines unnöthigen albernen Luxus willen — mit ewiger Schande und Verfluchung der Posterität aufopfern wolle." —

Der kühne und großartige Vorschlag einer Coalition gegen Frankreich kam unter der damaligen Constellation zu früh: die Idee einer Defensiv-Allianz aber, dem Titel nach, zur Garantie des westphälischen Friedens, unter dem Directorium von Kur-Mainz, kam, wie die vorhandenen diplomatischen Urkunden lehren, in dem folgenden Jahre 1671 zwischen dem Kaiser, Kur-Mainz, Kur-Trier, Kur-Sachsen und dem Bischof von Münster auf dem Schlosse Marienburg bei Würzburg, der Residenz des Kurfürsten von Mainz, wirklich zu Stande; denen am 10. Januar 1672 der Markgraf Christian Ernst von Brandenburg-Baireuth beitrat. Diese Allianz, welche allen deutschen Fürsten und Ständen, ohne Unterschied der Religion, offen gehalten ward, war zunächst auf zehn Jahre geschlossen; sie aber mit eben so wenig Erfolg und Wirksamkeit vorüberging, als ähnliche Partikular-Bündnisse aus jener Epoche, lag an den allgemeinen Verhältnissen des deutschen Reichs im Innern, wie nach Außen, und besonders zu Frankreich.

Im Sommer des Jahres 1671 machte Leibnitz eine Reise nach Straßburg, allem Ansehen nach in Geschäften des Baron von Boineburg, welcher seinen Sohn Philipp Wilhelm daselbst unter Böcler studiren ließ. Mit diesem berühmten Gelehr-

gelehrten hatte er hier Unterredungen, deren er sich noch im spätern Leben gern erinnerte. Oft betrafen unter andern das Leben des Philosophen Carteſius, mit welchem Böcler an dem Hofe der Königin Chriſtine eine Zeit lang zuſammen gelebt hatte. Im Anfange des September trat er auf einem, zu ſeinem Gebrauche gemietheten, Kahne die Rückreiſe nach Mainz auf dem Rheine an, und hatte auf dem Schiffe ein merkwürdiges Geſpräch über Religion, worüber die Schiffsgeſellſchaft ihn zum Schiedsrichter erwählt hatte. Auf einem zwei Jahre ſpätern Blatte mit der Ueberſchrift: Dialogus de religione rustici, aufgeſetzt zu Paris, einem Fragmente, ſchildert Leibnitz in poetiſcher Rede den wehmüthigen Eindruck, welchen die Erinnerung an den Anblick der Rheinufer, im Vorgefühle des bevorſtehenden Krieges, in ſeiner Seele hervorrief. „Zwei Jahre und zwei Monate ſind es, ſo beginnt dieſer Aufſatz, daß ich bei günſtigem Winde von Straßburg nach Mainz herunterzufahren beſchloſſen hatte. Denn damals war jener Fluß, mit ſeinen ruhigen Ufern zu beiden Seiten, und dem Herbſte den glücklichen Weingott zeigend, für den durch die lange Reiſe Ermüdeten einladend, die anmuthigſte Fahrt zu unternehmen. Man hätte geglaubt, in der über den Erdkreis ausgegoſſenen Ruhe würden die Hügel ſelbſt vor Freude aufſpringen, während ringsum die Nymphen des Schwarzwalds den Reigen führten, in keckem Tanze vor übermüthiger Freude. Aber gleichwie oft der Thiere Ausgelaſſenheit eine Aenderung in der Luft anzeigt, und die freien Spiele der Delphine als Vorzeichen des Sturmes gelten, ſo ſchien Deutſchland damals des bald einzubüßenden Friedens zu übermüthig genießen zu

wollen: und der Rhein, der König der Flüsse, freute sich, als wäre er der Verhängnisse kundig gewesen, der nicht lange mehr währenden Freiheit. Denn jetzt, bald von gewaltigen Heeren eingezäumt, bald durch eine Furth besudelt, bald mit Flotten bedeckt, bald unter das Joch der Brücken geschickt, denkt der Unglückliche nur mit Seufzen der verlorenen Glückseligkeit. Doch ich will von diesen unangenehmen Vorstellungen meinen Geist abwenden." — Es war der trübe Wiederschein seines Gemüthes, in welchem die Umgebung sich hier spiegelte; er selbst war in jenem Augenblicke der Rheinfahrt noch voll Hoffnung, daß der Sturm, welcher dem Vaterlande drohte, nach einer andern Seite abgewendet werden könnte: und seinen jugendlichen Geist schwellte der Gedanke, daß er selbst eine neue große Epoche herbeizuführen vermöchte, gelänge es, Ludwig XIV und seine Minister für einen Plan zu gewinnen, den er ein ganzes Jahr mit sich herumgetragen, und den anzubringen, es nur auf einen günstigen Augenblick zu warten schien. Ein solcher traf bei seiner Rückkehr in Mainz ein, als die Nachricht von dem Tode des bisherigen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Hugo von Lionne, an eine Wendung in den Entschlüssen des Königs auf eine kurze Zeit glauben ließ.

Leibnitz war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Friede innerhalb der Christenheit nicht besser vermittelt werden könnte, als wenn Ludwig XIV mit seinem ruhm- und eroberungssüchtigen Sinne nach Aegypten gelenkt würde. Dieser Gedanke war nicht durchaus neu, also an sich Leibnitzen nicht eigenthümlich; schon im ersten Viertheil des siebzehnten Jahr-

kniſſe, gehörte ihm an. Als eine bloße politiſche Spe-
n tritt der Plan uns in dem ſchon erwähnten Bilde
llgemeinen Kreuzzuges gegen die Barbaren und Un-
gen, am Schluſſe der Schwalbacher Denkſchrift, von
entgegen. „Frankreich, heißt es, Frankreich iſt fatal
r der Vorſehung Gottes vorbehalten, ein Führer der
hen Waffen in die Levante zu ſein, und Godofredos,
ros, vor allen Dingen aber Ludovicos Sanctos der
nheit zu geben, das ihm gegenüberliegende Africa anzu-
, die Raubneſter zu zerſtören (hier ſchwebte dem Ver-
ie verunglückte Unternehmung der Franzoſen auf Gigeri
ſigelli, öſtlich von Algier, im Jahre 1664 vor) —
pten ſelbſt, ſo eins der beſtgelegendſten Länder in der
anzugreifen, und weils ihm weder an Volk, noch Geld
t, ſelbige Länder aber durch langen Frieden übel bewehret,
ineswegs ſich verſehen, wohl gar zu übermeiſtern, —

nimmt er für den Orient überhaupt), daß wenn der König in Frankreich Constantinopel und Cairo hätte, das ganze türkische Reich zugleich erobert sein würde. Und wollte Gott, er suchte einen solchen Weg zur Monarchie, dazu aber noch zur Zeit schlechtes Ansehen." Es verfloß kein Monat, so ergriff Leibnitz die Gelegenheit, diesen Gedanken auch mit der äußeren Form der Poesie auszustatten. Die Feier der Wahl des Coadjutors von Mainz, welche den 15. December 1671 an der Person des Bischofs von Speier statt fand, verherrlichte Leibnitz durch ein beglückwünschendes Gedicht, dessen Verlust wir bedauren, wovon er aber späterhin, in einem Briefe an Hiob Ludolph, aus dem Gedächtnisse ein Bruchstück mitgetheilt hat, welches, in einer Anrede an Ludwig XIV, den schon strategisch entwickelten Plan eines Feldzugs gegen Aegypten darbietet. Es lautet (vorher war von dem Kaiser gesprochen worden):

Alae Sarmaticae juxta pedes Hungarus ultro
Addit se comitem et spoliis Orientis inardet.
Tum repetens famae miserabile Graecia bustum.
Et Constantini redduntur moenia Christo.
Parte alia ventis et DJS, Ludovice, secundis
Immensum invictis insternis classibus aequor.
Rumpit enim dulces idem Tibi nomine somnos
Aeternam meritus Sancti cognomine famam
Progenitor subjicitque faces strages que suorum
Flagitat ulcisci, et duri vestigia ferri,
Brachia quod captiva notis inscripsit acutis,
Deleri tandem Saraceno sanguine poscit,
Fortibus atque animis heroibus adjicit Ille.
Sternuntur Mauri imbelles [illegible]

Gigeris, et quondam magnae Carthaginis arces,
Et toto accipiens victorem flumine Nilus. —

Leibnitz war damals weit entfernt, aus einer halb poetiſchen, politiſch-ſpeculativen Idee eine perſönlich-diplomatiſche Angelegenheit machen zu wollen, und kein Leſer ſuchte wohl etwas Tieferes darunter. Ernſt wurde es ihm erſt nach Verlauf des nächſten Jahres. Er wußte den Baron von Boineburg, bei ſeinem Wiedereintreffen in Mainz, im Herbſt 1671, für ſein Geheimniß zu gewinnen. Es ward von dem Augenblick an eine Beiden gemeinſchaftliche Angelegenheit.

In dem kritiſchen Zeitraume, welcher bis zur Wiederbeſetzung des, durch den Tod Lionne's erledigten Poſten eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten verfloß, die letzten Monate des Jahres 1671, ſehen wir Leibnitz mit raſtloſem Eifer den Entwurf einer umfangsreichen Denkſchrift an Ludwig XIV ausarbeiten, in welcher ihm die Eroberung von Aegypten und die Zerſtörung des türkiſchen Reichs, an der Stelle des Feldzugs gegen Holland, vorgeſchlagen wird. Boineburg hat ihn bei dieſer Arbeit unterſtützt, und unter andern ein Werk über die neueſte Geſchichte Aegyptens ſogar bei dem franzöſiſchen Reſidenten in Würzburg, dem Abbé von Gravel, gefordert. Das Manuſcript dieſer großen Denkſchrift, größtentheils von Leibnitzens eigner Hand, befindet ſich unter ſeinem Nachlaſſe in der königlichen Bibliothek von Hannover; doch mit bedeutenden Lücken. Dieſer großen Denkſchrift ſteht eine bei weitem kleinere, von Leibnitzens Hand, zur Seite, welcher man den Titel gegeben hat: De expeditione Aegyptiaca, epistola ad *Regem Franciae* scripta.

Beiden Denkschriften (von denen nur die letztere herausgegeben ist) ist die Tendenz gemeinschaftlich, den Krieg gegen Holland zu verhindern; die Nachtheile eines Krieges gegen diese Republik gehen in Parallele mit der Zeichnung der unberechenbaren Vortheile eines Zuges gegen Aegypten. Was nur Politik, Beredsamkeit, Geschichte, Philosophie, das erschöpfendste Studium der geographischen und strategischen Verhältnisse jenes Landes an die Hand gab, ward von Leibnitz aufgewandt, um zu überreden, ja zu überzeugen.

Aber diese voluminöse Ausarbeitung sollte für den Verfasser blos den Werth und den Nutzen von Studien haben. Sie trat in keine Wirksamkeit nach außen. Veränderungen in den Entschlüssen und in den Umständen waren davon die Ursache. In dem Augenblicke nemlich, als Leibnitz unter Mitwissen Boineburgs die Anlage zu seiner Denkschrift an Ludwig XIV entwarf, stand der Kurfürst von Mainz eben in Unterhandlungen mit dem französischen Monarchen wegen der Wiederherstellung des ehemaligen guten Verhältnisses, an welcher er, im Angesichte der nahen Gefahr und unter dem eifrigsten Mitwirken des Baron von Boineburg, seit dem Anfang des Jahres 1671 arbeitete. Der letztere hatte aber noch persönliche Beweggründe, den Franzosen sich gefällig zu zeigen. Er strebte schon lange nach der Wiedererlangung einer bedeutenden rückständigen Rente, welche Ludwig XIV ihm während der Kaiserwahl zu Frankfurt, im Jahre 1658, zur Anerkennung bewiesener Treue und Aufopferung durch königlichen Brief zugesagt, die er ihm aber bei der Katastrophe, welche seinen Sturz herbeiführte, entzogen hatte. Mit dieser

[illegible] außerdem eine Pension [illegible] Beides wieder zu erlangen, machte man ihm Hoffnung; knüpfte aber daran als Bedingung seine persönliche Anwesenheit am französischen Hofe, um seine Gesinnungen für Frankreich besser zu befestigen. Zu dieser Reise an den französischen Hof war Boineburg gar nicht ungeneigt; zum Vorwande sollte ihm die Begleitung und Einführung seines Sohnes in Paris dienen. Er wagte nur diesen Schritt nicht bei dem Mißtrauen, welches der Kurfürst in ihn setzte; späterhin, gegen das Ende des Jahres 1670, hatte es wohl den Anschein, als würde der Kurfürst selbst ihn an den französischen Hof als einen Vermittler absenden; aber mannichfaltige Hindernisse vereitelten die Sendung, an welche übrigens der Baron seine eignen persönlichen Angelegenheiten zu knüpfen nicht aufhörte. Der Tod des Ministers Lionne, die Erwartungen, welche sich an seinen Nachfolger knüpften, zu welchem der Gesandte in Schweden, der Marquis Arnaud de Pomponne, bezeichnet wurde, dies bestimmte den Geschäftsträger des Kurfürsten von Mainz, du Fresne, den Baron von Boineburg, in einem Schreiben von Ende November 1671, zur endlichen Ausführung seines Vorhabens einer Reise an den Hof aufzufordern. „Es gebe, machte er ihm bemerklich, keinen passendern Augenblick für diese Reise, sowohl in den politischen, als in seinen eignen Angelegenheiten. Im Januar werde der neue Minister, Herr von Pomponne, seinen Posten angetreten haben, und bis dahin könne der Baron seine Reise aussetzen.“ Unterdessen aber war die wichtige Entscheidung erfolgt, welche es überflüssig machte, im Dienste des Kurfürsten an den Hof

Ludwigs XIV sich zu begeben. Dieser Monarch hatte den wandelbaren Kurfürsten nur das Gewicht seiner Ungnade fühlen, nicht aber am Vorabende seines Rachekrieges gegen Holland in ihm einen unversöhnten, und im Reiche gefährlichen Feind zurücklassen wollen; er lieh seinen Wünschen um Wiederherstellung der freundschaftlichen Verhältnisse im rechten Augenblicke Gehör, und gab seinen Entschluß durch Absendung des an seinem Hofe sich aufhaltenden Geschäftsträgers des Kurfürsten von Trier, Namens Heiß, mit geheimen Aufträgen nach Mainz zu erkennen, wo dieser im Anfang des December sofort bei dem Baron von Boineburg sich meldete, und unter dessen Mitwirkung seine Geschäfte bei dem Kurfürsten auf das glänzendste vollbrachte. Zum Zeichen seiner wiedererlangten Gnade theilte Ludwig XIV jetzt zum erstenmale dem Kurfürsten seinen festen Entschluß mit, die Holländer für ihren Uebermuth zu züchtigen; ließ sich aber gleichzeitig von ihm das Versprechen der freien Rheinschiffahrt durch seine Staaten geben, und vor allem die Zusage, seinen Einfluß auf Kaiser und Reich zu verwenden, daß sie sich in keinerlei Weise in seinen Handel mit den Holländern mischten. Der Erfolg dieser Mission des französischen Abgesandten äußerte sich nun auch in den Entschlüssen des Baron von Boineburg, sowohl für sich, als auch in seinen und Leibnitzens geheimen Entwürfen. Für ihn selbst hatte die Reise nach Paris die Bedeutung einer politischen Nothwendigkeit verloren; die Betreibung seiner eignen Angelegenheiten am Hofe blieb allein als Zweck der Reise übrig; denn sein Sohn, der in Straßburg studirte, schien ihm zur Einführung in die große Welt noch

nicht reif genug. Da [illegible] schon so oft ausgeholfen hatte, die geeignete Person war, seine Stelle am französischen Hofe zu vertreten, und damit zu gleicher Zeit einen großartigen politischen Zweck zu verbinden. Leibnitz selbst ersah die Gelegenheit, die glühendsten Wünsche seiner Jugend zu befriedigen, wenn er eine Zeit lang in Paris, damals dem Mittelpunkte alles Wissens und Forschens, zubringen könnte. Sein Projekt, worüber er die umfangreichste Arbeit vollendet hatte, festhaltend, veränderte er nur den ursprünglichen Entwurf der Handlung: statt seine Denkschrift einzuschicken, faßte er den originellen und kühnen Gedanken, sich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit einem von Ludwig XIV Abgeordneten anzubieten. Von den größern Denkschriften sollte erst nicht die Rede sein; er entwarf jetzt nur auf einem halben Bogen, ohne Kunst der Darstellung oder Verbindung, die Uebersicht der Vortheile, welche der König von Frankreich aus einer „gewissen Unternehmung" ziehen könnte, zu deren Ausführung der Urheber des Projektes die geeigneten Mittel in Person anzugeben sich erbot. Hier war das Wort: Aegypten nicht ausdrücklich genannt. Diese Note ward französisch abgefaßt; mit Verbesserungen und Ergänzungen von der Hand Boineburgs. Die Seele davon war noch immer die Abmahnung von dem Kriege gegen Holland, welches sich fast in jedem Satze ausspricht. Es wird besonders hervorgehoben, daß die vorgeschlagene Unternehmung die Holländer, obschon indirekt, mit mehr Sicherheit und Wirksamkeit zu Grunde richten werde, als durch den größten Erfolg eines

offenen Krieges vernünftiger Weise sich erwarten ließe: mit dem Vortheile, daß sie sich weder widersetzen noch rächen könnten, und, sollten sie es dennoch versuchen, von ihren eignen Bundesgenossen verlassen und gehaßt werden würden. Dieselbe Unternehmung werde sie außer Besitz des beträchtlichsten und ansehnlichsten Theils ihres Handels setzen, und ihn auf Frankreichs Unterthanen übertragen. Sie werde also der gegenwärtigen Richtung der Entwürfe parallel sein, und wie lange vorausbedacht und angeordnet erscheinen. Und wenn dieses Vorhaben unerwartet zum Ausbruch komme, werde die ganze Welt über die geheime Betreibung der Geschäfte Seiner Majestät in Ueberraschung und Erstaunen gerathen; — und „durch den Ausgang das ehrenhafte Urtheil derjenigen bekräftigen, welche, indem sie den Krieg gegen Holland noch nicht ganz für beschlossen hielten, gerade aus dem Grunde, daß er überall geglaubt und ausgebreitet werde, Recht haben, die Rathschläge Seiner Majestät le miracle du secret zu nennen. Und dies Vorhaben werde Ihr und ihren Nachkommen den Weg zu den höchsten und heroischesten Hoffnungen eröffnen, ganz würdig, mit Grund von dem größten Monarchen des Jahrhunderts gewünscht zu werden. Und werde von einem beständigen Interesse des menschlichen Geschlechts sein, und so die Quelle eines unsterblichen Ruhmes für die Zukunft, gleich dem der größten Heroen werden. Und weil das Geheimniß die Seele eines solchen Projekts sei, dessen Ausführung wie der Blitz ausbrechen müsse, so behalte sich der Autor vor, den besten Theil und das Wesentlichste davon in Person zu sagen. Denn wenn die Holländer oder ihre

Partheinehmer auch noch so wenig davon unterrichtet oder benachrichtiget wären, so würden sie leicht alle Hoffnung, es auszuführen, auf immer nehmen: was ihnen unmöglich sein werde nach dem Beginn der Ausführung, und sobald man Hand ans Werk gelegt habe. Zuletzt bemerkt der Autor, daß das erste Jahr das beste sei, und man alle Gründe der Welt habe, zu fürchten, daß man durch etwas zu langen Aufschub die schönste Gelegenheit verlieren werde, ohne etwas anderes zu behalten — als die Erinnerung, voll Bedauern dessen, was man hätte thun können. —

Einen Stoß erhielt aber auch dieser Entwurf, als die Nachricht von dem Abschluß des Bündnisses des Königs von England mit Ludwig XIV gegen Holland bekannt wurde: die Unmöglichkeit lag zu Tage, daß der Feldzug gegen Holland, es sei durch welchen Vorschlag auf der Welt, von dem Könige von Frankreich aufgegeben werden würde. Leibnitz und der Baron von Boineburg verloren jedoch ihre Hoffnung nicht ganz, entsagten auch ihrem Vorhaben noch nicht. Der Zug gegen Aegypten konnte noch immer als eine würdige und belohnende Unternehmung, im Hintergrunde des nicht fern gedachten Friedens Ludwigs XIV mit den Holländern, vorgestellt werden: dieses dem Könige eilends vorzustellen, wurde beschlossen. Leibnitz fügte der französischen Note eine eben so kurze in lateinischer Sprache bei; wo es in Rücksicht auf die früher zu Papier gebrachte Auseinandersetzung heißt: „Man gestehe, daß bis zu diesem Augenblicke der Beitritt Englands zu einem Angriffs-Bündnisse gegen Holland nicht wahrscheinlich gewesen wäre; doch nun, der Krieg gegen Holland

Princip geſetzt, müſſe man ſogleich annehmen, daß es ein ſehr kurzer Krieg ſein werde, wofern der König, ſeinen Worten nach, nichts als die Demüthigung der Republik beabſichtige: denn ſollte er auf ihren Untergang durch einen offenen Krieg ausgehen, ſo werde er die Sache weder ſo ſicher, noch ſo raſch vollführen, denn er werde die Eiferſucht ſelbſt der gelaſſenſten ſeiner Nebenbuhler erwecken. Der allerchriſtlichſte König könne daher in demſelben Augenblicke, da er mit den Holländern Friede ſchließt, die Kräfte auf jene vorgeſchlagene Unternehmung richten, und durch dieſes Stratagem erlangen, was durch offenen Krieg nicht möglich ſei: das Ende des holländiſchen Handels; denn ſie würden nach dem Kriege in einer ſolchen Verfaſſung ſein, daß ſie ſich ruhig und widerſtandslos verhalten müßten. Und was höchſt beachtungswerth ſei: er werde nicht gezwungen ſein, das Heer zu entlaſſen und wieder zu entwaffnen, oder die Einkünfte des Staats in dem Unterhalte ſo vieler ſtehender Truppen ſich aufzehren zu laſſen. Wünſchenswerth bleibe es immer, daß die Unternehmung noch in demſelben Jahre begonnen werden könne. Es wären nemlich gerade außerordentlich günſtige Conjuncturen vorhanden, welche, unbenutzt, zum Theil für immer vorübergehen würden. Doch könne der allerchriſtlichſte König, mit Hülfe und Beiſtimmung von Kaiſer und Reich, auch von Italien ohne allzugroße Mühe dahin wirken, daß die Lage der Dinge ſich nicht verändere, welche, ſich ſelbſt überlaſſen, gewiß nicht bleiben werde. Und aus dieſem Grunde ſei es rathſam, wenn auch nicht ſchon die Unternehmung ſelbſt, doch wenigſtens die Vorbereitungen und Mittel dazu bereits ins Leben zu rufen;

und zwar vielleicht noch [illegible] des Krieges m[illegible] lan[illegible] obwohl nicht mit ganz so sicherm Erfolge: weil die Verständigung mit England vorangehen müsse, man aber zur Zeit der Gesinnungen des Königs Karl II noch nicht sicher genug sei."

Diese beiden Blätter, das eine in französischer, das andere in lateinischer Sprache, von der Hand Leibnitzens, befinden sich noch heute in dem Archive der auswärtigen Angelegenheiten in Paris; der Baron von Boineburg sandte sie selbst an den König Ludwig XIV mit seiner Empfehlung in einem, aus Mainz vom 20. Januar 1672 datirten Schreiben von seiner eignen Hand. Darin spricht er von dem Urheber des Projektes, ohne ihn zu nennen, als einem Manne von großer Fähigkeit. „Beim ersten Ansehen erscheine allerdings dasselbe etwas überspannt (extravagant), verdiene aber doch vermöge der Wichtigkeit des Gegenstandes beachtet zu werden. Seine Majestät werde also geruhen, Ihr Augenmerk auf die Wirkungen und Früchte dieser vortheilhaften Unternehmung zu richten, wie sie in dem beifolgenden billet préliminaire auf französisch und auf lateinisch verzeichnet seien, und ihm (Boineburg) befehlen, wo Sie wolle, daß man Ihr oder Ihrem Abgeordneten die wahrhafte Realität der Angelegenheit selbst, und die geeigneten Mittel, sie auszuführen, im einzelnen mittheile. Indessen sei der Autor zu einer persönlichen Zusammenkunft bereit, mit welcher Seine Majestät gewiß zufrieden sein werde. Darüber erwarte er des Königs Befehle."

Nach wenigen Wochen erfolgte an den Baron von Boineburg die Antwort des Königs durch das Organ des [illegible]

reçues ici pour son voyage à Paris. Il est seul avec un valet, n'a rien de son chef qu'il puisse contribuer, si non son étude, sa fidélité et son application qu'il employera parfaitement à l'execution des ordres de Sa Majesté. Je m'en remets à Votre disposition et vous assure de nouveau, qu'il n'y a plus de personne, qui soit autant que je le suis, Monsieur, Votre très obéissant etc. J. C. Baron de Boinebourg." Mit diesem Briefe in der Hand stellte sich Leibnitz bei seiner Ankunft in Paris und St. Germain zu der von dem Könige bewilligten persönlichen Zusammenkunft. Sein Vorschlag wurde angehört, in Betracht gezogen — und verworfen: dies lehrt der Erfolg; mehr zu berichten ist uns nichts hinterlassen. Seine eignen Bekenntnisse über die Aufnahme seiner Person und seiner Aufschlüsse sind nicht zu uns gelangt. Nach etwa zwei Jahren nur äußerte er sich in einem Briefe an des, unterdessen verstorbenen Boineburg Verwandte in Mainz ziemlich dunkel: „Was die französische Reise betrifft, so kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß auf des seel. Herrn Barons Wort und Ordre ich solche gethan, und haben wir einen Vorschlag gehabt, welcher, da er angegangen, ich den Herrn Baron seel. gern schadlos gehalten, auch ihm auf einem Conditional-Versprechen gemäß, die hundert Thaler Reisekosten, welches alles ist, so er mir gegeben, gern restituiren wollen, weil ich einen großen anderweitigen Vortheil würde gehabt haben: es ist aber solches, wie ich aus seinen eignen Briefen belegen kann, wegen der widrigen Zeiten nicht angangen." Leibnitz blieb indeß in Paris, wie er hier hinzufügte, auf das Begehren des Baron von

Boineburg, theils dessen Unterhalt auf den öffentlichen Schatz zu betreiben, theils ihn selbst, den Baron, und seinen Sohn, den er nach einiger Zeit dahin zu führen die Absicht hatte, zu erwarten."

Noch immer aber war der Plan, das deutsche Reich von der drohenden Uebermacht Ludwigs XIV durch den diesem gestellten Vorschlage einer Unternehmung nach dem Orient zu retten, der Gedanke, welcher Leibnitz, wie den Baron von Boineburg, über Alles beschäftigte. War auch die von ihnen im Geheim betriebene Unterhandlung und die dadurch herbeigeführte Sendung Leibnitzens an den französischen Hof verunglückt, so blieb die Hoffnung übrig, daß derselbe Vorschlag, durch eine höhere Autorität unterstützt, wenigstens die Aufmerksamkeit des jungen Monarchen spannen und zum Handeln reizen könnte. Für diesen Fall hatte Leibnitz eine besondere Handschrift in Boineburgs Händen zurückgelassen, worin er dem Plane, Ludwig XIV nach dem Frieden mit den Holländern zu einem Zuge gegen Aegypten zu bewegen, die Form einer Denkschrift an den Kurfürsten Johann Philipp gegeben hatte. Sie ist uns erhalten unter der Aufschrift: Consilium Aegyptiacum, für den patriotischen Geist des Vorschlags das unwidersprechlichste Dokument. Sie hat den für die Freiheit Deutschlands und den Frieden der Christenheit besorgten großherzigen Fürsten überzeugen sollen, daß beides nicht besser zu sichern wäre, als durch den Zug der Franzosen gegen Aegypten, während der Kaiser und die Polen die Türken zu Lande angreifen sollten. Dieses gelang Leibnitzen vollkommen. Denn als nach dem Ausbruch des Krieges, während der ersten,

vielversprechenden Triumphe der französischen Waffen, der General-Lieutenant Marquis de Feuquières als außerordentlicher Gesandter nach Mainz kam, um den Kurfürsten in seinen guten Gesinnungen für Frankreich, wegen der Aufrechthaltung der Neutralität im Reiche, zu bestärken, in den ersten Wochen des Monat Juni, nahm der Kurfürst die Gelegenheit wahr, Ludwig XIV den Antrag wegen eines heiligen Krieges vermöge jenes ganz besondern Planes zu machen. Er entwickelte dabei umständlich und eifrig die Ideen, welche uns aus den beiden kleinen Denkschriften Leibnitzens an Ludwig XIV schon bekannt sind; und überließ sich, nach mehrern Unterredungen mit dem französischen Gesandten, welche diesen anfangs sehr befremdeten, und von denen er dem Könige nach dem Lager zu Doesfeld ausführlichen Bericht abstattete, der Hoffnung, daß es Ludwig XIV mit dem nahen Frieden Ernst, und er zu dem glorreichen Unternehmen gegen den Feind der Christenheit geneigt sein würde. Er bot sich zum Vermittler mit den übrigen Mächten Europa's an, damit der Friede mit Holland ohne Einmischung eines Dritten rasch, und zum alleinigen Ruhme des Königs, zu Stande käme. Durch einen besondern Artikel sollten die Holländer sich verpflichten, den König in der Unternehmung gegen die Ungläubigen mit ihren Schiffen und ihrem Gelde beizustehn: eine Unternehmung, welche viel leichter und nützlicher, und weniger gewagt wäre, als der holländische Krieg, wo die Person des Königs in einer beständigen Gefahr schwebte. Wir haben die Antwort, welche der Minister Arnaud de Pomponne, im Namen des Königs, dem Marquis de Feuquières auf diese Vorschläge, in seiner In-

struction aus dem Lager von Dockburg vom 21. Juni 1672, gegeben hat; sie lautete französisch: „Ich sage Ihnen nichts über die Projekte zu einem heiligen Kriege: aber Sie wissen, daß sie seit Ludwig dem Heiligen aufgehört haben, Mode zu sein." Wenn wir uns aus der Geschichte zurückrufen (was in jenem Augenblicke für den Kurfürsten, wie für die meisten christlichen Mächte und Staatsmänner ein Geheimniß war, von Leibnitz daher nicht in Rechnung gebracht wurde), daß das französische Kabinet seit einigen Jahren in Unterhandlung mit der Pforte wegen Erneuerung des alten Freundschaftsbündnisses und der Handelsverträge stand, so kann uns die jener Antwort beigemischte Ironie nicht befremden. Wahr ist es, daß gerade in den letzten Jahren, in Folge der gegen die Türken geschickten Hülfe bei St. Gotthart, durch die verunglückte Unternehmung auf Gigeri an der algierischen Küste (1664), zuletzt durch den, den Türken bei der Belagerung von Kandia geleisteten Widerstand, die äußerste Spannung zwischen Frankreich und der Pforte ausgebrochen und zu einer Höhe gediehen war, daß ein Krieg fast unvermeidlich schien: daß wenigstens noch im Frühjahr 1672 der französische Gesandte Konstantinopel verlassen wollte, wenn die Pforte in ihrem Trotze und Uebermuthe verharrte; kurz daß man einen Augenblick die auffallenden Rüstungen in den französischen Häfen am mittelländischen Meere gegen die Ungläubigen gerichtet glaubte — um so weniger jedoch konnte der Vorschlag des jungen Leibnitz, von der Seite des Heroischen und Religiösen in die Seele eines Monarchen einschlagen, der für die Erlangung einiger Handelsvortheile, wobei ihm doch noch die in erste

Linie gestellte, freie Schiffahrt auf dem rothen Meere abgeschlagen wurde, dem Türken seinen Uebermuth verzieh, um sich ungetheilt der Eifersucht und Rache gegen den christlichen Nebenbuhler hinzugeben. Alsdann aber wäre es freilich, wie der geistreiche Mignet bemerkt hat, zu naiv von Ludwig XIV gewesen, wenn er die Holländer in ihren ostindischen Besitzungen anzugreifen sich angeschickt hätte, da er sie zu Lande nach einer Tagereise zu erreichen vermochte! Kurz, je deutlicher es ist, daß eigentlich in dem Leibnitzschen Vorschlage dem eroberungssüchtigen und gefährlichen Monarchen nur eine Falle gestellt war, desto scharfsichtiger war der Instinkt des französischen Ministers, ihn, selbst nach wiederholtem Antrage, von der Hand zu weisen. Leibnitz aber werden wir noch einen dritten, wiewohl bei der Einleitung bald scheiternden, Versuch mit seinem Projekte machen sehen.

Die hier erzählten, in das innere Staatsleben damals tief eingreifenden Bestrebungen innerhalb der politischen Atmosphäre von Kurmainz, blieben während der ganzen Regierung Ludwigs XIV, und noch länger, bis nach dem Ausbruche der französischen Revolution, ein undurchdringliches Geheimniß. Warum eigentlich und unter welchen Verhältnissen Leibnitz im Jahre 1672 plötzlich von Mainz nach Paris ging, ohne wiederzukommen, hat Niemand auch unter seinen nächsten Freunden und Verwandten jemals erfahren: es hieß allgemein, Leibnitz habe damals den jungen Baron von Boineburg als Erzieher nach Paris geführt .... Wie mußte die Welt überrascht werden, als im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ein Ungenannter, welcher die Dienste der englischen

Regierung schrieb, mit einem Auszuge aus Leibnitzens Denkschrift an Ludwig XIV über die Eroberung von Aegypten auftrat, als mit einer Entdeckung der Quelle, aus welcher Napoleon Bonaparte sowohl Idee, als Plan und Mittel zu der Eroberung von Aegypten im Jahre 1798 geschöpft hätte! „Jene über ein Jahrhundert in den geheimen Archiven des Staats aufbewahrte Schrift, hieß es, habe den Herrschern Frankreichs eine Aussicht enthüllt, die sie längst, aber vergebens zu erreichen suchten: bis endlich die durch die Anstrengungen der Revolution geöffneten Hilfsquellen ihnen die Mittel zur Ausführung dieser denkwürdigen Unternehmung verschafft hätten. Die Expedition, die im Sommer 1798 aus Frankreich unter Bonapartes Oberbefehl abseegelte, und die Welt durch die Usurpation Aegyptens in Erstaunen setzte, wäre blos die Ausführung und genaue Vollziehung eben dieses Plans gewesen, den Leibnitz dem Könige Ludwig XIV vorgelegt hätte." Dies suchte jenes englische Manifest gegen den ersten Consul ausführlich und in das Einzelne eingehend zu beweisen, um auf das Ganze den Schluß zu gründen, daß England berechtigt wäre, trotz den Stipulationen des Vertrags von Amiens, die Insel Malta, als den Schlüssel Aegyptens, zu behalten. Unmittelbar darauf brach der Krieg aus, welcher erst zu gleicher Zeit mit dem Sturze Napoleons geendet hat.

Die Ueberzeugung von einem Zusammenhange zwischen der denkwürdigen Unternehmung Bonaparte's und dem von Leibnitz Ludwig dem XIV im Jahre 1672 vorgelegten Entwurfe wurde von jener Zeit ab fast allgemein; sie wurde von den angesehensten Geschichtforschern getheilt, und zum Ruhme,

anfangs mitunter doch auch zur Verunglimpfung des deutschen Philosophen ausgelegt. Leibnitzen gebührt indeß (unsere Erzählung bewährt es) dieser Ruhm nicht, aber noch viel weniger der Vorwurf wegwerfender Gesinnung, welchen vordem Stimmen in Deutschland, in der Zeit des Druckes, dem großen Manne wegen jenes Vorschlags — aus Unkunde des Hergangs — anheften wollten. Weder das Direktorium, noch der General Bonaparte kannten eine Denkschrift von Leibnitz über die Eroberung von Aegypten, am wenigsten jene Denkschrift, deren Auszug im Jahre 1803 in England herauskam: die Voraussetzungen, um jene Aussagen zu unterstützen, waren ohne Grund. Bloß hat Napoleon von dem Vorhandensein dieser Denkschriften in Leibnitzens Nachlasse zu Hannover, nach der Besitznahme dieses Landes im Jahre 1803, Nachricht, und eine Abschrift des von Leibnitz an den Kurfürsten von Mainz gerichteten Consilium Aegyptiacum, durch den General Mortier, erhalten; und ein geistiges Verhältniß zwischen Leibnitz und Napoleon, in der Größe und Originalität der Entwürfe in ihrer Jugend, findet auch so in höherm Sinne allerdings statt. —

Während Leibnitz in Paris der Ankunft des Baron von Boineburg entgegen sah, die Geschäfte aber dieses Gönners in der Abwesenheit des Hofes, nach dem Ausbruche des Krieges, in keiner fördernden Folge führen konnte, gab er sich um so freier dem Durste nach Vermehrung seines Wissens hin, von welchem die Hauptstadt Ludwigs XIV so reiche und mannigfaltige Quellen darbot. Er begrub sich in den Bibliotheken, (schrieb er 1716 an die Grafen von Kielmannsegge) und

entdeckte seltene Urkunden, besonders in der Geschichte. Uneingeweiht in der höhern Mathematik und Analysis, wie er noch war, beschäftigte er sich hier mit dieser Seite des Wissens, wie mit einem bloßen Spiele des Geistes. Er erhielt in dieser Zeit Kenntniß von der durch Pascal erfundenen Rechenmaschine, und sogleich erfand er ein Modell zu einer viel vollkommnern Maschine dieser Art, wodurch er sich als einen außerordentlichen Kopf bemerklich machte, und die Aufmerksamkeit des Ministers Colbert auf sich lenkte, der ihn zur Verfertigung und Vollendung der Maschine aufmunterte und durch seine Leute ihm Beistand leisten ließ. Pascals Maschine leistete nur Addition und Subtraction; Leibnitzens neue Maschine aber war angelegt, auch große Multiplicationen und Divisionen hervorzubringen, ja sogar die Quadrat- und Cubikwurzel auszuziehen. Er dachte dabei an den Nutzen von Feldmessern, Astronomen, bei trigonometrischen Berechnungen, auch beim Kriegswesen, sogar in fürstlichen Kammern. Die berühmten Männer Arnaud, Huygens, Thevenot, und selbst die Freunde Pascals bewunderten das Modell und gestanden, daß Pascals Erfindung damit nicht zu vergleichen wäre. Im nächsten Jahre, 1673, legte er es der Akademie der Wissenschaften vor. Der Mathematiker Matthion in Paris, welcher damals eine Zeichnung herausgab, wo er die Toise in tausend gleiche Theile theilte, bemerkte darin, daß durch Anwendung der Maschine Leibnitzens, die er gesehen, ein Knabe die Rechnung vollbringen könnte. Leibnitz, welcher auf alles seine Aufmerksamkeit richtete, was von Paris, als dem Mittelpunkte damaliger Erzeugnisse des Kunstfleißes, für sein Vaterland zu

lernen und überzutragen wäre, benutzte diese Gelegenheit, mit den ausgezeichnetsten Arbeitern in allen mechanischen Künsten und Gewerben, denen er manches ablockte, in Berührung zu kommen. So schrieb er im April 1673, ein Jahr nach seiner Ankunft von Paris, von dort an den Residenten Habbeus in Hamburg, seinen Freund, welcher unter der Zeit in dänische Dienste übergegangen war: „Ich habe, seit ich in Frankreich bin, wahrgenommen, daß die Manufakturen hier zum größten Theil in dem blühendsten Stande sind, theils durch die Geschicklichkeit der Nation, theils durch die besondere Sorge des Königs, welcher die besten Arbeiter von allen Seiten hat kommen lassen, und nichts spart, um ihnen ihre Geheimnisse und Erfindungen abzunehmen, welche oft in den Händen eines Privatmanns nicht viel bedeuten, aber fähig sind, viele Menschen zu bereichern, wenn sie durch das Ansehen eines großen Fürsten gepflegt werden ... Wie nun Paris die Metropolitane der Galanterie ist, so wäre es wichtig, von den Arbeitern hier das Feine und Delikate ihrer Geheimnisse zu fischen, was man zuweilen durch Geschicklichkeit, mit Anwendung einer kleinen Aufmerksamkeit, thun kann." Hier zählt Leibnitz die Reihe der verschiedenartigsten Kunstzweige auf, „auf welche, sagt er zuletzt, unsre Fremden nicht Acht geben, und wovon jedoch ein einziges, das sie nach Hause brächten, ihre Auslagen bezahlen würde. Was mich betrifft, setzt er hinzu, so habe ich Gelegenheit gehabt, nicht nur mit einer Menge guter Handwerker umzugehn, sondern auch etwas aus ihnen herauszuziehen, und wenn ich zuweilen kleine Ausgaben nicht gespart hätte, so würde ich von ihnen viel mehr gelernt haben."

Leibnitz trug ſich zu der Zeit, ſo tauſendfältig von außen angeregt, mit den mannichfaltigſten und ſonderbarſten Entwürfen aus der Mechanik. Seiner Rechnenmaſchine wollte er eine, von ihm ſogenannte lebendige Geometrie an die Seite ſetzen, d. h. ein Inſtrument, dadurch, wie er ſich (in einem Briefe an den Herzog von Hannover) ausdrückt, „die ganze Geometrie, ſo weit ſie im Leben gebraucht wird, auf einmal perficirt und ein Mittel gegeben werde, aller erdenklichen Linien und Figuren, ſie mögen ſo krumm ſein, als ſie wollen, Inhalt, Additionen, Multiplicationen, auch Proportionen und Veränderungen in einander, ohne einiges Kopfbrechen, dergeſtalt mechaniſch zu finden (wenn es eben nicht anders als mechaniſch in der Natur liege), daß man einiges mehrern ſo wenig, als jetzo der Quadratur des Cirkels ad praxin von nöthen hätte, welches von mehrer Wichtigkeit ſei, als der Proportionalcirkel oder andere frühere Inſtrumente. Aus der Nautik, ſchreibt er, mangelte ihm nur eine genaue Erkundigung eines einzigen Experimentes, das für wahr ausgegeben werde; in dieſem Falle nun wolle er, die Längen vollkommen zu finden, demonſtriren, und an die Hand geben, wodurch ein Schiff ohne Hülfe von Sonne, Mond und Sterne, als welche man nicht allezeit obſerviren könne, und worauf eine viel gerühmte Erfindung von Huygens allein beruhe, den Ort, wo man ſei, finden könne: was dem Huygens noch nicht gelungen ſei. Aber wenn auch gleich jenes Experiment den Stich nicht halten und nicht ganz genau ſein ſollte, ſo werde dieſe ſeine Erfindung doch die univerſellſte und genaueſte unter

allen vorhandenen seyn. In der Hydrostatik habe er die verlorene Erfindung Drebbels, mit einem Schiff unter Wasser bei Sturm, oder vor Seeräubern, und nach Belieben wieder heraus zu gehen, das Mersenius vergeblich nachthun wollen, restituirt. In der Pneumatik habe er ein Mittel gefunden, dadurch in eine Büchse oder einen Recipienten tausend und mehr mal Luft, als jetzo, doch mit geringer Kraft gepresset, und also eine Kraft zuwege gebracht werden könne, der bisher in der Welt nichts zu vergleichen, auch höher zu treiben, als das Büchsenpulver selbst, in welchem die Luft bereits von der Natur zusammengepreßt worden. Eben diese Pressung sei auch mit Wasser zu bewirken, und dadurch Spritzen zuwege zu bringen, von einer Gewalt, daß man mit derselben in der See gegen den Wind selbst segeln könne, und so wenig aufgehalten werde, als ein Kanonenschuß von widrigem Sturme. In der Optik habe er, außer den uns schon bekannten Vandochen, katadioptrische Tuben erfunden, daß nemlich in einem Tubus ein Spiegel und ein Perspectiv mit einander verbunden, und dadurch viele, fast unvermeidlich verloren gehende Strahlen, zu wenigsten noch einmal so viel, als jetzo möglich, erhalten werden; endlich ein bisher vergebens gesuchtes Mittel mit Perspectiven aus Einem Stande zu messen. Eine vollkommen practische Demonstration eines längst gesuchten mechanischen Werkes wolle er nicht nennen, bis er es in der That geleistet, um für keinen Aufschneider angesehen zu werden; und weiter wolle er von Mechanicis überhaupt nichts mehr gedenken, bis er die Demonstrationen in Praxin selbst *werde transferiren* können." Es waren also, er gesteht es

selbst, nur Entwürfe auf dem Papiere, welche ihn in jener Zeit beschäftigten, und von denen er außer der Rechenmaschine, keines jemals ausgeführt hat. Oeffentlich ist Leibnitz auch nur einmal, nach einigen Jahren, zu Paris mit einem Entwurfe aus diesem Gebiete aufgetreten, und zwar in einem Briefe an den Herausgeber des Journal des Savans vom 1. März 1675: Lettre touchant le principe de justesse des Horloges portatives de son invention. Er strebt darin, die Construction der Uhren von der blos physikalischen Beobachtung hinsichtlich der gleichen Dauer ungleicher Schwingungen der Pendel oder Federn, dem Principe Huygens's, auf rein abstrakte mechanische Principien zurückzuführen. Er bemerkt dabei, daß er sich schon mehrere Jahre mit diesem Projekte trage.

Leibnitz verschmähte, sahen wir eben, den Umgang und das Lernen von Handwerkern und Arbeitern nicht; wie hätte er sich nicht an die großen Männer gedrängt, welche Paris damals in allen Wissenschaften verherrlichten, Einheimische wie Ausländer, welche durch die Freigebigkeit Ludwigs XIV dahin gezogen waren. Einige dieser weltgeschichtlichen Namen werden im Verfolge der Erzählung vorkommen. Der Akademie der Wissenschaften war er bereits durch die ihr im vergangenen Jahre gewidmete Abhandlung bekannt. In der ersten Zeit war er oft bei Anton Arnaud, Oheim des Ministers Arnaud de Pomponne, an den er von Mainz aus die Briefe über die Vereinigung der Kirchen gerichtet hatte. Arnaud war nicht blos einer der größten Theologen, sondern auch ein Kenner der Mathematik, wenigstens in einigen ihrer

Theile, und konnte von jedem universellen Gelehrten auch von dieser Seite schätzen. Er war aber heftigen Temperaments und nahm sich gegen einen erst auftauchenden Gelehrten, wie Leibnitz ihm erschien, nicht immer zusammen, wohin folgender von Leibnitz selbst aufbewahrter Zug gehört. „Es sind ungefähr fünfzehn Jahre her, schrieb er 1686 an den Landgrafen von Hessen-Rheinfels, als ich mich einmal in Paris in seiner Wohnung im Faubourg St. Marceau befand, wo er, wie ich glaube, um mich den Vornehmsten von seiner Parthei zu zeigen, sie zu vier oder sechs bei sich versammelt hatte, unter welchen die Herrn Nicole und St. Amand waren. Da mich die Rede darauf brachte, so sprach ich ihm von einem kurzen Gebete, von der Länge etwa des Vater Unser, in welchem implicite Alles, und, was noch mehr, in einer gewissen Ordnung enthalten wäre. Dieses Gebet ist so beschaffen, daß nicht nur jeder Christ, sondern auch jeder Jude und jeder Mahomedaner es sagen kann. Hier ist dieses Gebet: „„O einziger, ewiger, allmächtiger, allwissender und allgegenwärtiger Gott! der einzige, wahrhafte und unbeschränkt regierende Gott, ich, dein armes Geschöpf, ich glaube und ich hoffe auf dich, ich liebe dich über Alles, ich bete dich an, ich lobe dich, ich danke dir und ich gebe mich auf an dich. Vergieb mir meine Sünde, und gieb mir, so wie allen Menschen, was nach deinem heutigen Willen nützlich ist für unser zeitliches, wie für unser ewiges Wohl, und bewahre uns vor allem Uebel. Amen.““ Sobald er dies gehört hatte, rief er, während wir alle im Kreise saßen: das taugt nichts, weil in diesem Gebete keine Erwähnung unsers Herrn Jesu Christi vorkommt! Im ersten

Augenblicke war ich von [redacted] und rauhen Censur ein wenig außer Fassung: nichts desto weniger verlor ich die Geistesgegenwart nicht, und sogleich erwiderte ich ihm: aus diesem Grunde wird also das Gebet des Herrn, und werden eben so viele Gebete, welche sich in der Apostelgeschichte und in den Briefen der Apostel finden, und besonders dasjenige, welches St. Petrus in dem ersten Kapitel der Apostelgeschichte verrichtet, bei Gelegenheit des über den Nachfolger des Apostels Judas geworfenen Looses, nichts taugen müssen: denn in diesen Gebeten ist nicht immer ausdrücklich Christi, noch der Dreieinigkeit Erwähnung gethan. Da wurde mein Bonhomme verwirrt — und wir gingen einen Augenblick darauf aus, Luft zu schöpfen." Arnaud blieb indeß Leibnitzen für die Dauer seines Bleibens in Paris gleich zugethan, und Leibnitz selbst kam in der Folge immer gern zu ihm.

Seit dem August war der Hof aus dem Lager nach St. Germain zurückgekehrt; der Baron von Boineburg hatte unterdessen von Arnaud de Pomponne die bestimmtesten Versicherungen wegen der Auszahlung der ihm schuldigen Rente erhalten, und er feuerte durch Briefe Leibnitz an, alle Schritte zu thun, daß er nicht mit leeren Händen zurückkäme. Dabei verließ er sich ganz auf seinen Eifer, wie seine Einsichten. „Was soll ich machen? schrieb er in einem Briefe vom 15. Juli, auf deinen Rath, dein Urtheil, deinen Beifall ist alles das meinige gestellt. Alles, was du ausrichtest, wird mir lieb sein." Er schickte Leibnitzen nach einiger Zeit neue Vollmachten.

Kurze Zeit darauf traf der Obermarschall Baron von

Schönborn, des Barons von Boineburg Schwiegersohn, in einer außerordentlichen Gesandtschaft vom Kurfürsten von Mainz, bei dem französischen Hofe ein; er brachte zugleich den Sohn Boineburgs, Philipp Wilhelm, mit, indem sein Vater durch die drangvollen Zeitumstände, besonders durch die Anwesenheit der Brandenburgischen Truppen im Mainzischen Gebiete, behindert war, seinem frühern Wunsche und Vorhaben nach, die Reise nach Paris in Gesellschaft seines Sohnes zu machen. Der Gesandte sollte von Seiten seines Herrn, des Kurfürsten, Anträge behuf der Vermittelung zum Frieden zwischen den kriegführenden Mächten stellen, oder vielmehr frühere, aber von Ludwig XIV verworfne Vorschläge dringender von neuem anbringen. Während nemlich Ludwig XIV die angebotene Vermittelung nicht weiter als auf die inneren Angelegenheiten im Reiche sich erstrecken lassen wollte, bestand der Kurfürst von Mainz, in Verbindung mit andern Reichsfürsten darauf, daß die Reichsangelegenheiten, so weit sie durch den holländischen Krieg verwickelt waren, von den allgemeinen Friedensverhandlungen, zu denen man sich anschickte, nicht getrennt würden. Er stellte sich deshalb der Absicht der kriegführenden Mächte entgegen, zwei verschiedene Orten, Köln und Dünkirchen, zu den Verhandlungen zu wählen, sondern strebte dahin (was nachher auch erfolgt ist), Köln zum einzigen Kongresse zu bestimmen. Der Obermarschall hatte den gemessenen Befehl, im Falle das französische Kabinet nicht nachgeben würde, sogleich nach England hinüberzugehen und bei dem Könige Karl II das Nothwendige auszuwirken. Für diesen Fall hatte der Baron von Boineburg angeordnet, daß

sein Sohn an der Reise Theil nehmen sollte; während auch Leibnitz der Gesandtschaft nach London sich anzuschließen befehligt war.

Diesem hatte Boineburg in einem dem Obermarschall mitgegebenen Schreiben seinen einzigen Sohn angelegentlichst empfohlen und ans Herz gelegt, und mit dem Baron von Schönborn theilte Leibnitz die Sorge für den vielversprechenden, sechszehnjährigen Jüngling, den in der Geschichte von Mainz so berühmt gewordenen Statthalter von Erfurt, Grafen von Boineburg, welcher auch schlechtweg der große Boineburg heißt. In einem nachträglichen Briefe vom 9. December trug er Leibnitzen wiederholt auf, dem Sohne bei seinen Studien mit Rath und That beizustehn; dies war das letzte Vermächtniß für den seinem Hause treu anhängenden Freund, und wie eine Ahnung seines herannahenden Endes. Schon längere Zeit war seine Gesundheit zerrüttet; er war von der verhängnißvollen, schweren Zeit daniedergedrückt. Eine heftige Aufregung, welche die Nachricht von den Verwüstungen seiner Güter durch die Brandenburgischen Truppen ihm brachte, hatte in der Mitte des December einen Schlagfluß zur Folge, an welchem er nach einigen Tagen starb. Sein Tod war für Freunde, wie für Gegner in jenem Wendepunkte ein Ereigniß zu nennen. Ein Courier brachte dem Minister Arnaud de Pomponne die Nachricht davon; dieser ließ sie den andern Tag dem Baron von Schönborn durch einen Edelmann beibringen und zugleich sein Beileid bezeugen. Auf jenen, wie auf den jungen Boineburg und Leibnitz, machte sie den erschütterndsten *Eindruck; Leibnitz mußte* alles aufbieten,

den verwaisten Sohn einigermaßen zu trösten. Er sprach sich in einem uns erhaltenen Briefe an einen Herrn in Mainz, über die Stimmung, in welche sie versetzt waren, folgendermaßen aus: „Es ist leicht, sich unsere Ueberraschung und Erstaunen vorzustellen. Man verheimlichte es jedoch dem jungen Herrn Baron, indem wir sagten, daß wir Briefe mit der Post vom neunten dieses Monats erhielten, welche etwas von dem schlechten Stande seiner Gesundheit berichteten. Der Brief vom 16. redete in Ausdrücken, welche die geringe, uns übrig bleibende Hoffnung bezeichneten; und ein Brief vom Abbé de Gravel gab uns vollends den verhängnißvollen Schlag, und raubte uns jeden Rest des Zweifels. Der junge Herr Baron nahm eine so schmerzliche Nachricht mit der Zärtlichkeit eines wohlerzogenen Sohnes auf, die alle Welt zu Mitleid rührte. Ich hatte Mühe, sein Gemüth ein wenig zu beschwichtigen, aus Besorgniß vor einer Krankheit. Ich stellte ihm vor, daß er Grund habe, sich zu trösten, da der Vater ihm, an seiner Stelle, seinen Ruf hinterlassen habe, welcher ihn überallhin begleiten, und ihm günstigen Zutritt zu allen großen Männern Europa's verschaffen würde. Er habe nur den edlen Fußtapfen seines Lebens nachzugehn, um niemals weder gute Diener, noch Freunde, weder Glück noch Ruhm zu vermissen. Und gewiß, was ich gesagt habe, um ihn zu trösten, diente mir selbst zum Troste. Denn nach dem Verluste eines so großen Mannes, welcher mich mit seiner Freundschaft beehrte, sah ich auf die schönen Eigenschaften dieses jungen Herrn (seigneur), welcher seinen seligen Herrn Vater wieder

aufleben lassen wird, mit Vergnügen. Er wird ernst und sittlich sein, und ich gönne in ihm Spuren seines Vaters, welche sich immer reicher entwickeln werden." Hier spricht Leibnitz die Hoffnung aus, daß die Reise, welche dem jungen Baron in Gesellschaft seines Schwagers bevorstehe — sie war also damals schon beschlossen — sehr geeignet sei, ihm Eintritt in die Welt zu verschaffen, wovon seine Bildung so sehr abhänge. Er drückt die Hoffnung aus, daß Seine kurfürstliche Gnaden von Mainz bei diesem hoffnungsvollen jungen Verwandten Vaterstelle vertreten werde. Er befürchtet blos, daß die verwittwete Mutter des letztern ihn werde zurückkommen lassen, und bittet, bei ihr zu vermitteln, daß der junge Baron in Paris bleibe, um für seine Studien und Bildung zu arbeiten. Diese Furcht war ohne Grund. Leibnitz richtete zu gleicher Zeit an die bekümmerte Freifrau von Boineburg ein Trostschreiben in den schönsten und kräftigsten Worten. Er sagt darin: „Derer Tod soll trostlos sein, mit denen all ihr Ruhm begraben wird! Die aber, so durch eine unvergeßliche Glorie sich selbst überleben, sind glückselig zu achten, sie sterben, wann sie wollen. Denn sie selbst sterben sich nie zu frühe, dieweil sie alles erreichet, was ein verständiger Mensch wünschen kann. Den ihrigen aber und guten Freunden und dem gemeinen Besten sterben sie allezeit zu zeitlich, wenn sie auch noch tausend Jahre lebten." Den wesentlichsten Trost gab er auch der Mutter durch Hinweisung auf ihren hoffnungsvollen Sohn, und „er werde sich für eine Ehre achten, des seligen Herrn Vertrauen zu ihm, so er auch

noch in seinem letzten Brief bezeigt und ihm aufgetragen, seinem Herrn Sohn bei seinen Studien mit Rath und That beizustehn, wahr zu machen." —

Die mainzische Gesandtschaft begab sich, da sie ihres Zwecks bei Ludwig XIV verfehlt hatte, im neuen Jahre 1673 nach London. Im Gefolge des Baron von Schönborn war bestimmtermaßen auch Leibnitz; aber der junge Boineburg blieb unter der Aufsicht eines jungen deutschen Gelehrten, für welchen der Baron von Schönborn und Leibnitz, auf den Wunsch der Verwandten in Mainz, Sorge gehabt hatten, in Paris zurück. Er hätte sonst nemlich die Rückreise von London nach Paris allein machen müssen, weil, nach der letzten Bestimmung des Kurfürsten, der Gesandte nicht über Paris, sondern über Holland den Rückweg von England nehmen sollte, um auch bei den Generalstaaten in den nemlichen Absichten zu wirken. Mit diesem Plane trat der Gesandte, und mit ihm Leibnitz, am 11. Januar 1673 von Paris die Reise an den englischen Hof an. Da keiner von ihnen das Englische sprach, so diente ihnen ein Deutscher, der sich auf dasselbe Schiff begab, als Dolmetscher, den auch Leibnitz später in Paris an Huet, dieses Umstandes gedenkend, empfohlen hat. Ihr Aufenthalt am Hofe hing von dem mehr oder weniger guten Erfolge der Unterhandlungen ab, welchen indeß dort fast noch größere Schwierigkeiten entgegentraten, als in St. Germain. Karl II wollte von einer Vereinigung sämmtlicher streitigen Fragen auf dem zu Köln angesetzten Kongresse im Anfange nichts hören, und bestand, daß zwischen England und Holland in Dünkirchen besonders verhandelt würde.

Johann Philipp aber, gereizt durch allen diesen Widerstand, wartete voll Spannung den endlichen Bescheid dieser Gesandtschaft nur ab, um darnach sofort die Richtung seines Handelns zu bestimmen. Längeres Zaudern schien ihm bedrohlich für das deutsche Reich, und er war nun entschieden für den Reichskrieg gegen Ludwig XIV, gegen welchen er sich so lange gesträubt hatte. Neben diesen Geschäften waren der Baron von Schönborn und Leibnitz noch mit Aufträgen von Seiten der Baronin von Boineburg in Geldangelegenheiten ihres verstorbenen Gemahls beim Londoner Hofe versehen, welche ebenso, wie die französischen Forderungen, noch von der Zeit der Kaiserwahl in Frankfurt herrührten, als Cromwell im Bündnisse mit Ludwig XIV die Niederlande überfallen hatte. Die Boineburgischen Verwandten in Mainz verließen sich wieder bei diesem Geschäfte besonders auf ihres Leibnitz „Dexterität und hohen Verstand."

Ihn zog es unterdessen, wie in Paris, so auch hier in London, nach den Kreisen der großen Männer, deren Namen das goldene Zeitalter der Wissenschaft in England bezeichneten. Ein Prinz Robert in der Mechanik, ein Boyle in der Chemie, ein Hook in den mikroskopischen Beobachtungen, ein Sydenham oder Lyster in der Medicin, Ray in der Botanik, endlich die Wren, Newton (damals in Cambridge), Wotton und Andere glänzten, Namen, wie sie keine spätere Zeit in England leicht so zusammen antreffen konnte. Als Autodidakt hat Leibnitz nicht selten das Mißgeschick gehabt, zu erleben, daß seine Entdeckungen zu spät kamen, und ihm überdies wohl gar dem Verdachte des Plagiats ausstellten; und so ging es ihm

wirklich bei diesem Besuche in London in demjenigen Theile der reinen Mathematik, welche ihn bis dahin vorzugsweise beschäftigt hatte, nemlich in der Lehre von den endlichen Reihen und Combinationen der Zahlen, in welcher man auch den Keim zu seinen spätern Entdeckungen zu suchen hat. Er befand sich eines Tages bei Boyle (es war der zweite Februar 1673), wo sich ein vorzüglicher Mathematiker, Namens Pell, eingefunden hatte. Die Rede kam auf die Zahlen, und im Laufe des Gesprächs erwähnte Leibnitz, er besitze eine Methode, mit Hülfe einer gewissen Art Differenzen, welche er differentiae generatrices nannte, die Glieder einer jeden stetig wachsenden oder abnehmenden Reihe zu summiren. (Es kam auf die genauen oder annäherungsweisen Constanten derjenigen Zahlen an, zu welchen man immer am Ende gelangt, wenn man die successiven Differenzen der Glieder einer numerischen Reihe nimmt, nachher die Differenzen dieser Differenzen, und so fort, so weit als nöthig ist). Als Leibnitz seine Theorie auseinandergesetzt hatte, fiel Pell ein: diese Formel sei seit längerer Zeit von dem berühmten französischen Mathematiker Reynaud in Lyon gemacht, und in dem 1670 erschienenen Buche Mouton's: Observationes diametrorum solis et lunae apparentium ausgeführt. Leibnitz hörte den Titel dieses Buches zum erstenmal. Er eilte zu Oldenburg, dem Sekretair der Königlichen Societät, seinem Freunde, der auch mit dem Baron von Schönborn in näherer Verbindung stand, ließ sich das Buch Mouton's geben, „begierig zu erfahren (sagt er in der über diesen Anlaß aufgesetzten Denkschrift) wie weit man seiner Entdeckung zuvorgekommen sei"; durchlief es eilig

und fand, daß Pell zwar die Wahrheit gesagt hatte; daß ihm aber auch von seiner Entdeckung Eigenes genug blieb, um nicht nur die Originalität, sondern auch die weit größere Fruchtbarkeit seiner Formel vor der des Regnauld darzuthun. (Sie bestand darin, daß er auch im Stande war, aus denselben Principien alle Progression, bestehend aus Gliedern, welche zum Zähler die Einheit und zum Nenner figurirte Zahlen einer beliebigen Ordnung haben, zu summiren). Leibnitz setzte den andern Tag die eben erwähnte kurze Denkschrift über diesen Vorfall auf, und legte sie als eine Art diplomatisches Dokument in die Hände Oldenburgs. Es hat nachher als ein erstes Aktenstück in dem, am Abend seines Lebens erhobenen, berühmten Streite zwischen ihm und Newton über die Erfindung der Differential-Rechnung gedient; als Bestandtheil des von Collins 1712 herausgegebenen Commercium epistolicum. Pell machte übrigens Leibnitzen unter andern auch auf die Schrift des Holsteinischen Geometers, Mercator, über die Rectification der Hyperbel, aufmerksam, welche er kaufte und nach Paris zurückbrachte. Ueberhaupt bildet diese erste Reise Leibnitzens nach London einen wichtigen Punkt in jenem berühmten Streite, er selbst sah sie dafür an, und es lag ihm daran, von dem damaligen Standpunkte seiner mathematischen Bildung einen genauen Begriff zu geben. „Es ist gut zu wissen (schrieb er vom 9. April 1716 an den Abbé Conti, welcher einen der Vermittler abgab), daß ich bei meiner ersten Reise nach England im Jahre 1673 nicht die mindeste Kenntniß von den unendlichen Reihen hatte, wie Herr Mercator sie so eben gegeben hatte, *eben so wenig von andern* Materien der

Geometrie, nach ihren Fortschritten in Folge der jüngsten Methoden. Ich war nicht einmal in der Analysis des Descartes hinlänglich bewandert. Ich behandelte die Mathematik blos wie ein Parergon; ich kannte nur die Geometrie der Untheilbaren von Cavallieri und ein Buch vom Pater Leotaud, wo er die Quadraturen der Möndchen und ähnlicher Figuren gab, was meine Neugierde einigermaßen erregt hatte. Aber noch mehr fand ich meine Lust an den Eigenschaften der Zahlen, wozu der kleine Traktat, den ich, fast noch ein Knabe, über die Kunst der Combination (De arte combinatoria) im Jahre 1666 herausgab, die Gelegenheit gegeben hatte. Und da ich seitdem den Nutzen der Differenzen für die Summen beobachtet hatte, so wandte ich sie auf die Reihen der Zahlen an. Man sieht wohl aus meinen ersten, mit Oldenburg gewechselten Briefen, daß ich nicht weiter gegangen war." — In der gedachten zu London verfaßten und bei Oldenburg gelassenen Denkschrift hebt Leibnitz noch hervor, daß er bei den numerischen oder von ihm genannten combinatorischen Reihen frühzeitig ein elegantes Gesetz gefunden, das dem Pascal, in dem darüber verfaßten Buche Triangulus Arithmeticae, entgangen war: mit der bescheidenen Bemerkung, „daß ein Zufall bei dem Erfinden herrsche, welcher nicht immer den größten Geistern das Größeste, sondern oft auch Mittelmäßigen einiges darbiete."

Auch für seine Rechenmaschine, deren Modell er nach London mitgebracht hatte, und wegen welcher, durch Oldenburgs Vermittelung, die Königliche Societät ihm ihre Anerkennung bezeigte, begegnete er dort einem Nebenbuhler in einem

Mechaniker, Namens Wiedeburg, dessen Arbeit sich jedoch nur als eine Combination der Neperschen Rechenstäbe mit [illegible] als Maschine auswies, wie er sich, in Gesellschaft Oldenburgs, der ihn selbst zur Vergleichung aufgefordert hatte, an Ort und Stelle überzeugte.

Diesen Geschäften und Anregungen ward plötzlich ein Ende gesetzt durch die unvermuthete Nachricht von dem Tode des Kurfürsten von Mainz, welcher nach kurzer Krankheit den 12. Februar sein glorreiches Leben und Walten beschlossen hatte. Sein Tod war ein Schlag für die deutsche Sache und ihre Anhänger, während die französischen Staatsmänner darüber frohlockten. Leibnitz verlor an ihm nicht blos einen Herrn, dem zu dienen sein Stolz ausmachte, sondern der ihn auch seiner persönlichen und gnädigsten Aufmerksamkeit gewürdigt hatte. Er blieb ihm immer das Ideal eines großen Fürsten, in dessen wahre Politik Wenige so richtig und unpartheiisch gesehen haben, als er. In einem nach dem Nimweger Frieden an einen Minister geschriebenen Briefe, über den Zeitraum der Geschichte von dem westphälischen Frieden bis zum Kriege von 1672, vertheidigt er mit Wärme Johann Philipp gegen den Verdacht, daß er jemals sein Vaterland an Frankreich hätte verrathen können. Hier nennt er ihn „ein erhabenes Genie, und der nichts weniger in seinem Geiste betrieb, als die allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit.“ Noch spät, in seiner Theodicee, hat Leibnitz jenem Fürsten ein Denkmal für die Culturgeschichte Deutschlands gesetzt, andere Zeugnisse in den übrigen Schriften zu übergehen.

Der Tod Johann Philipps bestimmte den Baron von Schönborn, welcher für seine Person stets den politischen Grundsätzen seines Schwiegervaters, des Baron von Boineburg, zugethan, und der daher seiner Mission von Paris nach London im Herzen ungern gefolgt war, von der Instruktion, in Betreff des Rückwegs über Holland, abzuweichen, und sofort über Frankreich wieder zurückzugehen. So kam es, daß auch Leibnitz Anfangs März 1673 in Gefolge des Gesandten wieder in Paris eintraf. Ludwig XIV hatte sich aber unterdessen zur Einwilligung in die Beschickung des Congresses zu Köln, wo die Angelegenheiten der kriegführenden Mächte, auch so weit Kaiser und Reich betheiligt waren, verhandelt werden sollten, verstanden: und von ihm bestimmt, weigerte auch der König von England seine Zustimmung nicht länger. Der Kongreß nahm im Juni seinen Anfang, und zog sich fast ein Jahr lang in fruchtlosen Verhandlungen hin, bis im Jahre 1674 die gewaltsame Wegführung des Bischofs von Fürstenberg durch die Kaiserlichen den Vorwand zum Abbruch des Kongresses lieh, worauf die Kriegs-Erklärung des Reichs gegen Ludwig XIV erfolgte. Bald hatte das deutsche Reich, besonders den Rhein, die Wuth des Krieges zu erfahren.

Statt den nach Mainz zurückkehrenden Baron von Schönborn zu begleiten und dort seinen frühern Wirkungskreis unter dem Nachfolger Johann Philipps, dem neuen Kurfürsten, Karl Heinrich von Beilstein-Metternich, wieder anzutreten, zog Leibnitz es vor, die Entladung des umwölkten politischen Horizonts in Paris abzuwarten, an welchen Ort er

wenigſtens mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Sympathieen ſich gefeſſelt fühlte. Dem neuen Kurfürſten war er nicht unbekannt; ſeine Muſe hatte ihn denſelben bei ſeiner Coadjutor-Wahl perſönlich empfehlen müſſen; und in einem Briefe, welchen Leibnitz nach ſeiner Rückkehr von Paris nach London an Oldenburg ſchrieb, ſagt er, nachdem er des betrübenden Todes Johann Philipps Erwähnung gethan: „Wir tröſten uns durch ſeinen Nachfolger, den Biſchof von Speier, einen nicht allein weiſen Fürſten, ſondern der ſeine Wißbegierde auch bis zur Mechanik treibt, der übrigens mit derſelben Familie verſchwägert iſt, (denn ein Bruder des Schönborn, welcher jetzt bei Euch geweſen iſt, hat ſeine Schweſter zur Ehe), und nächſtdem darüber, daß alle Briefe und Papiere, beſonders die, welche ſich auf die Philoſophie (ad rem philosophicam, hier wohl nichts als die Phyſik oder Chemie) beziehen könnten, in unſern Händen ſein werden. Doch dies behalte für Dich und nur noch den berühmten Boyle.“ Dieſe dunklen Worte, welche ein ſtillſchweigendes Verhältniß zwiſchen den Correſpondenten vorausſetzen, gehen ziemlich deutlich auf den handſchriftlichen Nachlaß des verſtorbenen Kurfürſten. Wie dem nun auch war, Leibnitz erhielt ohne Mühe durch ſeinen Patron und Freund, den Baron von Schönborn, bei dem regierenden Kurfürſten die Erlaubniß ausgewirkt, länger in Paris zu bleiben. „In großen Sachen, ſchrieb ihm Schönborn in einem Briefe aus Mainz vom 5. Mai 1673, iſt hier zur Zeit noch nichts zu thun: habe alſo die Speculation, den Herrn in Paris in Negotiis zu gebrauchen, nicht können

machen reüssiren; interim aber habe ich desselben Person bestens recommandirt; und sind Seine Kurfürstlichen Gnaden zufrieden, daß mein hochgeehrter Herr zu Paris noch eine Weile sich aufhalte, ohne Gefahr des Diensts." —

So fand sich Leibnitz nach Verlauf eines Jahres wieder auf dem Platze, wohin er ohne die wunderbarste Mission, welche ein junger untergeordneter Beamter und Gelehrter in seiner Stellung jemals erhalten haben mag, vielleicht nie, wenigstens nicht in demjenigen Abschnitt seines Lebens gelangt wäre, wo noch die Welt mit ihren wirklichen oder idealen Gütern für seinen alles umfassenden Geist offen lag; so daß der Aufenthalt, den er von jetzt ab für unbestimmte Zeit in Paris nahm, für die Vollendung seiner Bildung und seines künftigen Ruhmes unberechenbar war, und ihm für das Mißlingen seines geheimen politischen Reisezweckes den reichsten Ersatz darbot. Indeß, was überraschen möchte, war nur Herr, welche ihn zu jenem kühnen Unternehmen begeistert hatte, trotz der gemachten Erfahrungen in ihm noch nicht erkaltet; diejenigen, welche darum gewußt und mitgewirkt hatten, der Kurfürst Johann Philipp und Boineburg, waren jetzt beide todt. Leibnitz wagte es, mit seinem Geheimnisse an einem dritten Orte den Versuch zu machen. Dem Herzoge Johann Friedrich von Hannover, einem die Erudition, aber auch chemische und mechanische Studien eifrig beschützenden Fürsten, war er seit längerer Zeit durch den mit ihm geführten Briefwechsel vortheilhaft empfohlen, nachdem er durch den Baron von Boineburg aufgemuntert worden war, ihm nicht nur seine in Frankfurt und Mainz herausgegebenen

Schriften, sondern auch handschriftliche Aufsätze, welche zum Theil noch das Licht nicht gesehen haben, und [illegible] Theologie und Religion sich beziehen, zu übersenden. [illegible] von Seiten der Politik hatte der Herzog von Hannover ihn noch nicht kennen gelernt; denn das undurchdringlichste Geheimniß galt damals, mehr als zu irgend einer andern Zeit, als die erste Tugend eines Staatsmannes; Rückhaltung dagegen, welche unter Umständen in Verstellung oder Ueberlistung überging, ward sich in der Sphäre der Kabinetspolitik gegenseitig zugestanden. Angenommene, erkünstelte Naivität und Bonhommie mußten besonders demjenigen zu Statten kommen, welchen sein bürgerlicher Stand von aller Verbindung mit Staatsmännern fern zu halten schien. Eine solche Stellung hatte Leibnitz dem gelehrten Herzog von Hannover gegenüber. Er wollte sie benutzen, um diesem, bei Ludwig XIV sehr angesehenen und mit ihm verbündeten Fürsten das, obgleich schon zweimal verworfene, Projekt einer Eroberung von Aegypten an die Hand zu geben. In dieser Absicht richtete er aus Paris vom 26. März 1673 ein sehr ausführliches, auf den angegebenen Zweck künstlich angelegtes Schreiben an Johann Friedrich, paradox, ja auffallend für jeden Leser, der den Schlüssel dazu nicht mitbringt. Dem Ansehen nach wäre dieser Brief, welcher nach dem Concepte im Drucke erschienen ist, nur abgefaßt, um den durch die französische Reise abgebrochenen Briefwechsel wieder anzuknüpfen, und das Versäumte in den Berichten fortgesetzter Bestrebungen für Wissenschaft und Bildung nachzuholen: dies geschieht auf eine ziemlich großrednerische Art, der Verfasser entfaltet die

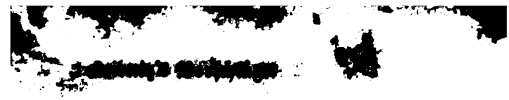
welche [illegible]versalität seines Genies: erst ganz am Ende folgt [illegible] alles Vorhergehende von weitem vorbereitete Vor[illegible], welcher, wie ohne Absicht, dem fürstlichen Empfänger zur Ausführung hingehalten wird. „Endlich will ich, heißt es hier, mit Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigster [illegible], zum Corollario, eine, wenn ich so reden darf, mir in den Sinn gekommene Staats-Invention anhängen. Ich sorge, man wird sagen, ne sutor ultra crepidam. Gleichwohl ist das Proponiren Niemanden verboten, und das Judicium hochverständigen Staatsleuten vorbehalten. — Es ist klar, daß so große französische Armaturen endlich ausbrechen müssen, daß, wenn sie in Europa ausbrechen, ein langer Universalkrieg und jämmerlicher Ruin vieler hundert[illegible]tausend Menschen zu besorgen, daß also alle, nicht allein catholische, sondern auch andere Christen" (Leibnitz sprach als [illegible] zu einem katholischen und eifernden Convertiten), [illegible] Verwendung in die Levante gegen den Erbfeind wünschen. „Alle, die bisher ein solches gerathen, haben meist theologische, als politische Beweggründe gebraucht, und gesagt, daß man's thun solle, etliche auch ihre Maaßregeln [illegible] und sind daher von verständigen Staatsleuten verachtet worden, und also ist eine Sache, daran die Ehre Gottes und die allgemeine Wohlfahrt hanget, nur auf Kanzeln und nicht in Cabinetten in Consideration kommen." Ich aber habe durch fleißiges Lesen der glaubwürdigsten Reisen einen so wichtigen, von Niemand meines Wissens berührten Vorschlag gefunden, daß ich kühnlich sagen darf, nächst Erfindung des [illegible] lapidis Philosophorum, könne

einem solchen Potentaten, als der König in Frankreich ist, nichts Importanteres vorgetragen werden; denn es [illegible] daran, als vor dessen Erklärung zu glauben. Ich [illegible] noch niemand zuvor, als dem Herrn . . . . . (hier ist in dem Concepte eine Lücke, daß aber der Baron von Schönborn genannt gewesen, ist kaum zu bezweifeln), zu erkennen gegeben, der ihn ästimirt, und mich, ein Bedenken darüber zu verfassen, eifrigst urgirt, so ich thun will, und solches auch bei dem schärfsten Examen der raffinirtesten Staatsleute zu sustinuiren mir getraue. Saepe etiam olitor valde opportuna locutus. Vielleicht giebt Gott die Gnade, daß durch mich an einem hohen Orte res Ecclesiae et patriae tam salutaris mit Nachdruck angebracht werden könne." — Der Herzog hätte auf den Gedanken kommen können, als hätte dieser Vorschlag dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Arnaud de Pomponne, vielleicht von Leibnitz schon gemacht sein können — dieser Muthmaßung im voraus zu begegnen, fährt Leibnitz in einem unbefangenen Tone fort: „Ob ich zwar in Frankreich so große Freundschaft noch nicht habe, so bin ich doch bereits an Herrn Colbert recommandirt, und auf dessen Befehl zur Verfertigung meiner arithmetischen Maschine urgirt worden; und nunmehr auch an Mr. de Pomponne, als Secretarium Status, wird mir durch seinen Vetter, Mr. Arnaud, den ich in vindicatione philosophica mysteriorum Eucharistiae hoch genug zu obligiren versichert bin, an Adresse nicht mangeln. Zudem habe ich doch meistentheils das Glück gehabt, an steinfremden Orten, so bald ich mich zu [illegible] Gelegenheit

gefi in einige Consideration, auch ohne alle Recommen-
gezogen zu werden. Waßen zu Mayntz, als ich
erst kommen, mich kein Mensche gekennet, und gleich-
Churfürstliche Gnaden gleich anfangs favorable Gedan-
ken von mir geschöpft. Auch viele Curiosi, zu denen ich die
geringste Kundschaft nicht gehabt, haben auf meine Briefe
an sie mit einer extraordinären Höflichkeit und Willfährigkeit
geantwortet.“ —

Diese diplomatische Feinheit schlug nichts desto weniger
fehl. Der Herzog von Hannover ging über das so künstlich
eingekleidete Anerbieten, das Leibnitz mit einer Denkschrift
über die Eroberung von Aegypten ihm gestellt hatte, ganz
gleichgültig weg, und dachte wohl wirklich: ne sutor ultra
crepidam. Dagegen war er von dem Briefe im Ganzen in
einem solchen Grade eingenommen, daß er ohne Zögern eine
Antwort an Leibnitz ergehen ließ, und ihn in der ehrenvoll-
sten Art in seine Dienste und persönliche Umgebung einlud.
Weil Leibnitz nach mehreren Jahren einer wiederholten Auf-
forderung dieser Art von dem Herzog von Hannover wirklich
Folge geleistet, so muß immer der im Jahre 1673 an ihn
ergangene Antrag als der herbeiführende Grund des nach-
maligen Verhältnisses Leibnitzens zu dem Hause Hannover,
welches sich auf seine ganze Lebensdauer erstreckte, betrachtet
werden. Deshalb verdient des Herzogs Antwort auf Leib-
nitzens Schreiben hier eingeschaltet zu werden. „Von Gottes
Gnaden Johann Friedrich Herzog zu Braunschweig und Lü-
neburg u. s. w. Unsern gnädigsten Willen zuvor, Ehrbarer,
Hohgelahrter, Lieber, Besonder. Wir haben Ewer zu Paris

den 26. [illegible] mehres abgelassenes Schreiben zu recht geliefert empfangen, und daraus sowohl von Ewrer, eine Zeithero gehabten Peregrination in Frankreich und England und daselbst mit verschiedenen vortrefflichen Leuten zugelegten Kundschaft, als auch bei denenselben allenthalben gefundenen, rühmlichen Beifall, Ewrer ersonnenen künstlichen arithmetischen Maschine, zusammt Ewrer uns beständig zutragenden Dienstbegierigkeit, ganz gerne und höchst vergnüglich vernommen. Gleichwie wir nun von verständigen und gelahrten Leuten, und also unter denenselben auch von Ewrer Person, jederzeit sonderbare Estime gemacht, und noch diese Stunde, bei Unsern obhabenden vielfältigen und fast (sehr) schweren Regierungsgeschäften, aus der mit denenselben je zuweilen pflegenden anmuthigen Conversation und Correspondence große Ergötzlichkeit empfinden. Also würde uns so viel mehr zu gnädiger und dankgenehmiger Gefälligkeit gereichen, wenn wir Ewrer nähern Conversation und sogar persönlichen Gegenwart an diesen Ort zu genießen, und aus ein und andern vorkommenden, curiosen Dingen uns mit Euch mündlich besprechen und divertiren möchten. Wir erinnern uns, daß der wohlseel. Freiherr von Bolneburg hiervon, und bei angelegentlicher Recommendirung Ewrer Person sich vernehmen lassen: „Dar wir belieben möchten, Euch nebenst dem zulegenden Prädicat unsers Raths, von Haus aus eine jährliche Besoldung von etwa 600 Rthlr. zu vermachen, Ihr alsdann nicht abgeneigt wäret, Euch dieses Orts her in Unsre wirkliche Dienste zu begeben.“ Wir seynd dazu, gleich damals, auch noch allerdings erbötig



darauf seine Mission nach Paris antrat. Jetzt, nach Verlauf eines Jahres, im März 1673, erneuerte Habbeus seine Anfrage bei Leibnitz; der erste Minister des Königs von Dänemark, der Graf Güldenlow, dessen Aufenthalt in Hamburg Habbeus benutzt hatte, ihm Leibnitzen zu empfehlen und auf ihn begierig zu machen, verlangte ihn zu seinem Secretair mit angemessenem Gehalte und häuslich persönlichem Zusammenleben mit ihm; Vortheile, welche er in der Zukunft zu erhöhen bereit war. War auch Leibnitzens Antwort darauf nicht geradezu ablehnend, so bereitete er doch seinen Freund und Vermittler hinlänglich darauf vor, daß er in die Wünsche des dänischen Ministers in diesem Augenblick nicht eingehen werde. „Sie kennen mein Naturel, (schrieb er in aller Vertraulichkeit an jenen) welches nicht darin besteht, so viel Geld als möglich zusammen zu bringen, noch auch mich den gewöhnlichen Vergnügungen hinzugeben, sondern meinen Geist zu befriedigen, indem ich etwas Solides und Nützliches für das Allgemeine hervorbringen kann. Wenn Sie also glauben, daß Herr von Güldenlow von solidem Geiste, und für augenscheinlich nützliche und leicht auszuführende Unternehmungen empfänglich ist, und bereit, sie mit seinem Ansehn zu unterstützen, woran ich auch nicht zweifle, wenn ich den hohen Rang, den er einnimmt, erwäge, und den Ruf, welchen sein Ruhm aller Orten verbreitet, und ich von seiner Seite auch ein einigermaßen vollkommenes Vertrauen erwarten kann — indem ich nicht gewohnt bin, mich gewissen politischen Launen einiger großer Herren zu unterwerfen, und ich mich lieber von allen diesen Geschäften entfernt halte, als daß ich in

beständiger Unruhe lebte — dieses vorausgesetzt, bin ich bereit, mein Herr, Ihre Befehle zu empfangen, und ich hoffe, durch meinen Eifer nicht ganz unnütze Dienste leisten zu können. Auch dieses Geständniß lege ich ab, daß ich an einem Fehler leide, welcher in der Welt für bedeutend gilt, nämlich es oft an den Ceremonien fehlen zu lassen, und im ersten Augenblicke keine zu gute Meinung von mir einzuflößen. Wenn man auf diese Dinge viel giebt, was ich nicht glaube; und wenn man trinken muß, um sich ein Ansehen zu verschaffen, so werden Sie schon entnehmen, daß ich nicht in meinem Elemente sein würde. Aber um mich desjenigen, was ich hoffen könnte, zu vergewissern, so will ich einen Vorschlag machen, welcher mir sehr vernünftig scheint." Dieser Vorschlag ging nun zunächst auf nichts anderes hinaus, als von Paris aus der Berichterstatter für die dänische Regierung über den französischen Kunstfleiß in den verschiedensten Gattungen zu werden; auch auf die wichtigsten literarischen Erscheinungen wollte er sein Augenmerk richten, doch auch wieder nicht von dem Standpunkte eines Gelehrten, sondern im Interesse eines Staats- und Geschäftsmannes. „Die meisten Bibliotheken, bemerkt er dabei, welche für schön und interessant gelten, seien beinahe nur mit Büchern von geringem Nutzen angefüllt. Wenn er eine nach seinem Geschmacke errichten sollte, so würde er hauptsächlich nur zwei Arten von Büchern aufnehmen, erstlich solche, welche von Erfindungen, Demonstrationen und Versuchen handelten, und nachher solche, welche Staats-Denkschriften und die Geschichte, zumal die der neuesten Zeit, und Beschreibungen der Länder enthielten.

Eine Bibliothek der Art kostete nicht viel, und wäre unendlich interessant. So habe er selbst (mit Rücksicht auf die Gränzen, die er sich vorgeschrieben, und nach Verhältniß seiner Börse) für vierzig Thaler die Blüthe der Bücher Englands zurückgebracht." Schließlich macht Leibnitz noch einige, den Dienst betreffende Bedingungen, so wie er erwartet, daß mit dem, von dem Minister gemachten Anerbieten der Titel eines königlichen Raths verbunden sei, so wenig er auch sonst auf solchen äußeren Schein gebe. Bis er von seinem Freunde übrigens Antwort habe, wage er nicht, an den Minister selbst zu schreiben." Man merkt es an dem ganzen Tone schon, daß es Leibnitzen mit der Uebernahme der ihm angetragenen, so ehrenvollen Stelle kein rechter Ernst war. Aber auch der dänische Minister hat auf die, seinem Antrage von Leibnitz gegebene Wendung nicht eingehen können: so verlautete denn auch während des Lebens unsers Leibnitz von jener vorübergehenden Absicht keine Spur, und auch sein Freund Habbeus muß von jener Zeit ab jeden weitern Versuch dieser Art aufgegeben haben. In Leibnitzens Nachlaß findet sich übrigens noch manches andere Blatt der Erinnerung an jenen, mit mancher Sonderbarkeit behafteten und anziehenden Geschäftsmann und Halbgelehrten.

Leibnitz blieb also, ohne ein festes Ziel zu verfolgen, in der äußeren, von dem regierenden Kurfürsten von Mainz ihm belassenen Eigenschaft eines Mainzischen Raths in Paris; so jedoch, daß das Band, welches ihn an den frühern und hoffnungsreichen Schauplatz seiner amtlichen Thätigkeit knüpfte, immer lockerer und loser wurde, wie es denn in der That schon

durch ſein erſtes Verbleiben im Auslande, nach dem Tode Johann Philipps und des Baron von Boineburg, ja gewiſſermaßen bereits durch ſeine Sendung an den franzöſiſchen Hof im Frühjahr 1672 aufgelöſt war. Leibnitz hatte die Möglichkeit, daß er nicht mehr nach Mainz zurückkommen würde, bald bei den Anſtalten zu ſeiner geheimnißvollen Entfernung von dieſem Orte vorausgeſehen, und ſeine ſämmtlichen Bücher und angefangenen Arbeiten oder Entwürfe ſeinem Freunde und Wirth, dem Hofrath Laſſer, zur Aufbewahrung übergeben. Daher blieb Vieles von ihm dort, auch als Laſſer unterdeſſen mit Tode abging, ohne das von ihm und Leibnitz gemeinſchaftlich betriebene Unternehmen vollendet zu haben. Erſt als Leibnitz in Hannover Anſtellung und feſten Sitz genommen hatte, und zwar im Jahre 1679, ließ er ſich von den Verwandten Laſſers ſeine in Mainz zurückgelaſſenen Papiere zukommen. Merkwürdig iſt die Wendung, deren er ſich bei dieſem Anlaß bediente, um ſeine Trennung von Laſſer und ſein Bleiben im Auslande zu begründen. „Das ausbrechende Kriegswetter, ſchrieb er, und erfolgte Veränderung habe ihn gezwungen, auf ſeine eigene Wohlfahrt Acht zu haben: dann er ſchon zuvor auf des ſeel. Herrn Laſſers Zureden einige ſehr anſtändige Beförderungen ausgeſchlagen. Welches aber (fährt Leibnitz fort) in die Länge ſich nicht thun laſſen; denn er ſo gar in Mainz nichts erworben, daß er auch nicht wenig von dem Seinigen zuſetzen müſſen. Habe er alſo ſeine Reiſe fortſetzen, und dahin trachten müſſen, wie er mit Gottes Hülfe zu einer anſtändigen Bedienung gelangen möchte. Mit dem ſeel. Herrn Laſſer

aber habe er die Abrede genommen, daß er dieſes Werk (nemlich das verbeſſerte Corpus Juris) wiewohl abweſend, dennoch gemeinſchaftlich mit ihm, ſobald ihm ein gewiſſer Ort zugewieſen worden, vornehmen wollte. Unterdeſſen ich ihm (lauten die ferneren eigenen Worte Leibnitzens) alle zu dem Werk gehörigen, auch ſonſt viele meiner anderen Schriften und Bücher, ſo zu Mainz bei mir gehabt (wie denn darüber Bekenntniß und Unterſchrift habe) als einem treuen Freunde in Depoſito gelaſſen, und meine Reiſe fortgeſetzt." Hier zollt Leibnitz dem Tode und Gedächtniſſe ſeines ehemaligen Verbündeten einige Worte der Pietät, und ſpricht endlich ſein Verlangen aus: „daß er, nachdem er, Gottlob, ſeine Sachen etwas in Ordnung gebracht, er nun nicht allein ſeiner Schriften, ſondern auch des von Laſſer beigetragenen Apparatus von nöthen habe, damit nicht eine Arbeit zweimal geſchehen müſſe. Er verſpricht zum Schluſſe, daß bei des Werkes Ausfertigung ſowohl Laſſers, wie ſeines eignen Namens dabei gedacht werden ſollte." Wir wiſſen ſchon, daß es dahin nie gekommen iſt, weil Leibnitz mit zu viel Hinderniſſen und täglich wachſenden Aufgaben zu kämpfen hatte; aber, was er deſſen ungeachtet auch ſpäterhin für jenes Jugendunternehmen, mit Hülfe einiger Rechtsgelehrten, noch gethan hat, iſt zum Theil noch vorhanden, und zum andern Theil vielleicht in einer von Deutſchlands Bibliotheken noch aufzufinden. Nur ſo lange Leibnitz in Paris gelebt hat, ließ er die Theorie der Rechtswiſſenſchaft, als ſolche, am weiteſten aus den Augen, und noch in den letzten Monaten ſeines dortigen Aufenthaltes hielt er es für nöthig, ſich wegen dieſer ungelöſten und auf

[redacted] hinausgeschobenen Schuld vor einem deutschen Rechtsgelehrten und Literatoren, welchem er aus Paris den 19. Mai 1676 schrieb, gewissermaßen [redacted] legen. „Sie werden fragen, schrieb er, was von [redacted] in sprechungen einst so freigebigen, seit der [redacted] Ich antworte: Angelegt und angefangen [redacted] vieles worden, ausgeführt aber und zur Vollkommenheit gebracht freilich nichts. Denn da mir die Nothwendigkeit, nach Frankreich zu reisen, aufgelegt worden war, so habe ich seit der Zeit an alles andere eher, als an die Jurisprudenz gedacht. Nicht so aber, als gäbe ich es auf, das Begonnene in Zukunft wieder aufzunehmen; ja sogar, wenn Sie die Jurisprudenz als einen Theil der Staatswissenschaft ansehen wollen, denjenigen meine ich, welcher nicht auf der Willkühr der Gesetze, sondern auf dem Wohle des Ganzen beruht, so habe ich auch jene nicht vernachlässiget. Ich habe ein etwas tieferes Studium der Mathematik damit verbunden, und habe es, gegen mein Erwarten, dahin gebracht, daß man mich in Paris, unter einer so großen Zahl von gelehrten Männern, nicht ganz übersieht. Denn meine Entdeckungen, sowohl in der Zahlenlehre, als auch in der Geometrie, wie in der Mechanik sind mit Beifall aufgenommen worden. Und so hätte ich, wenn auch sonst nichts, so doch so viel erreicht, daß ich die wahre Analytik und die echten Methoden der Demonstration an hervorstechenden Beispielen gegeben habe, und jetzt, wenn auch nicht so Vieles, doch Besseres, auch in der Wissenschaft des Rechts zu geben vermag.“ Man braucht nur an die Principien des Naturrechts zu denken, welche Leibniz

späterhin als einen wesentlichen Bestandtheil seines philosophischen Systems neu begründet hat. Doch, um nicht aus dem Gebiete der Rechtswissenschaft und ihrer Anwendung in gesellschaftliche Gesellschaft hinauszugehn, so hat [redacted] Vereinfachung der Interusurrechnung (Dissertatio Juridico-Mathematica de interusurio simplice) vom Jahre 1683, als eine Anwendung der unendlichen Reihen auf die Bestimmung des Unterschiedes eines Kapitals und seines augenblicklichen Werthes, das erst an einem anberaumten Termine fällig ist, in dem vorhin ausgesprochenen Sinne seine Schuld abgetragen. „Advokaten, sagt belehrend Kästner, klagten wohl über Unverständlichkeit — einsichtsvolle Regierungen aber haben sie in ihren Dikasterien eingeführt."

Seine in den ersten Jahren ununterbrochen gepflogene Verbindung mit dem Hause Boineburg-Schönborn in Mainz trug viel bei, Leibnitzen über die engere Sphäre der bloßen Gelehrten in die der höhern Gesellschaft des Hofes und hoher in Paris lebender Fremden zu erheben; und der Verlust an Zeit und Kräften, den ihm diese zerstreuenden Verbindungen [redacted] herbeiführten, glich sich durch den höhern Gewinn derjenigen Bildung aus, welche für den künftigen Hofmann unerläßlich war. Nur fehlen uns zu sehr die Nachrichten, um nach den beiden, sich einander ergänzenden Seiten mehr als Blicke hinwerfen zu können: wir können nur von einzelnen Zügen auf das Allgemeine seiner, gewiß nicht gewöhnlichen Stellung zurückschließen. Eine von Leibnitz in seinem spätern Leben aus der Erinnerung erzählte Anekdote über den gelehrten

Abbé Gallois, welcher 1707 gestorben ist, gehört hieher, wie Leibnitz sie in einem Briefe an Johann Be[redacted] vom 24. Juni 1707 erzählt. Er spricht von [redacted] Liebe und dem Starrsinn dieses Gelehrten, [redacted] andern durch unermüdliche Bekämpfung [redacted] nung gezeigt hatte. „Ich stand früher mit [redacted] Manne vertrauter Bekanntschaft, da er die Gunst des Minister Colbert besaß. Eines Tages befand ich mich selbst bei Colbert, als Begleiter des edlen Herzogs von [redacted]evreuse. Ich traf dort Gallois an, wie er mit dem jüngern Colbert, mit dem Beinamen Croissy, kurz ehe dieser zu den Friedensverhandlungen nach Nimwegen abging, sprach, und es darauf anlegte, durch närrische Reden sein Lachen zu erregen, zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß der nicht unberühmte Mann um die Gunst der Großen durch beinahe skurrile Witze buhlte. Aber man sagte, daß der ältere Colbert sich an der Geschwätzigkeit des Mannes ergötzte, wenn er sich von den Anstrengungen seines Ministeriums erholen wolle.“ Der Herzog von Chevreuse war der Schwiegersohn des Ministers Colbert, zu welchem Leibnitz ihn begleitete. Seine Verdienste als Staatsmann und Mensch schildert ausführlich St. Simon in seinen Denkwürdigkeiten.

Die häufig gebotene Gelegenheit, für die Geschäfte hoher Personen und Familien in Paris an den Hof zu schreiben, Denk- und Staatsschriften auszuarbeiten, war eine in ihren Folgen auch für das Allgemeine höchst fruchtbare Uebung, insofern Leibnitz dadurch am meisten jenen Grad in

der Kunst, französisch zu schreiben, an Ort und Stelle erwarb, vermö[redacted] er nachher, bei dem politischen Uebergewicht [redacted] Eroberungen von 1672, allein ein euro[redacted]er werden konnte. Gerade in dieser Epoche [redacted]eratur der Franzosen auf dem Punkte ihrer [redacted]ten [redacted]ung, um nach einigen Decennien wieder abzu[redacted]hmen. Racine war auf der Höhe seiner Schöpfungen; Moliere starb ein Jahr nach Leibnitzens Ankunft in Paris, (1673) aber er [redacted] noch selbst in einem seiner Stücke spielen sehen, auch nach seinem Tode das auf den unsterblichen Dichter verfaßte Stück, Ombre de Molière, woran Leibnitz im spätern Leben mit Genugthuung sich erinnerte. Denkschriften aufzusetzen, wenn auch nicht von der Ausdehnung und höhern Bedeutung, wie es in Mainz geschah, gab ihm aber nicht allein die öffentliche Lage der Dinge, sondern vielleicht mehr noch das Interesse einzelner hoher Personen Anlaß genug. Er zog seinen Unterhalt daraus, während seine wissenschaftlichen Entdeckungen ihm nur Erholung und eigene geistige Förderung, nicht einmal Ruhm einbrachten, weil er nicht eilte, sie zu veröffentlichen. So schrieb Leibnitz im dritten Jahre seines Pariser Aufenthaltes an den Secretair der Königlichen Societät zu London, Oldenburg, vom [redacted]. Juli 1674: „Auf mir lasten viele und zwar unter sich ganz verschiedene Arbeiten, welche zum Theil Fürsten, zum [redacted]heil Freunde von mir fordern. Daher bleibt mir nicht die nöthige Zeit übrig, welche ich der Erforschung der Natur und den mathematischen Contemplationen widmen möchte. Ich [redacted]ehle mich jedoch, so viel es angeht, davon, und will lieber

meinen, zu diesen Dingen hingenigten Geist, befestigen, als auf meine Vortheile bedacht sein.“ Gerade zu der Zeit, als Leibnitz dies Bekenntniß im Allgemeinen dem Freunde vorlegte, hatte er einen so schwierigen, als merkwürdigen Fall unter der Feder. Im Jahre 1674 traf der von seinen Unterthanen verfolgte und gehaßte Herzog Christian Ludwig von Meklenburg-Schwerin, welcher sich von seiner ersten protestantischen Gemahlin unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft getrennt, und eine Katholikin, die Wittwe des Herzogs von Coligni geheirathet hatte, nachdem er selbst katholisch geworden war, in Paris ein: innerlich zerrüttet, wollte er sich jetzt auch von seiner zweiten Gemahlin scheiden lassen, wenn die Gesetze des Landes es zuließen. Die Frage war eine der schwierigsten; der Herzog wurde an Leibnitz verwiesen, und dieser entschied zu seinen Gunsten. Als lange nachher das Buch von Launoy von der königlichen Gewalt über die Ehe erschien, fand Leibnitz seine eigene Meinung durch jene viel geltende Autorität bestätigt.

Einer nähern Ausführung bedarf das vorhin angedeutete, durch mehrere Jahre fortgehende Verhältniß Leibnitzens zu dem Hause Boineburg-Schönborn nach dem Tode des Baron Johann Christian von Boineburg, da die schöne Pietät, welche ihn an den Vater geknüpft hatte, sich jetzt in der engsten Anhänglichkeit an dessen, nachher in der Geschichte von Kurmainz so berühmt gewordenen einzigen Sohn, Philipp Wilhelm, äußerte. Die verwittwete Mutter desselben hatte Leibnitzen, sobald dieser seinen Vorsatz, in Paris zu bleiben, ausgesprochen *hatte, zum Mandatarius* für der noch immer

schwebenden Angelegenheit bei dem französischen Hofe, welche wir oben berührt haben, bestellt, und durch unermüdlichen Eifer erreichte auch Leibnitz einen Theil der auf den jungen Baron übergegangenen Forderungen. Wichtiger war der ihm gleichzeitig gewordene Auftrag, über diesen Jüngling, die einzige Hoffnung des Hauses, als Freund, Rathgeber und Lehrer die Aufsicht zu führen. Leibnitz hatte nicht selten mit den jugendlichen Neigungen und Entwürfen des nach mehr Selbstständigkeit strebenden Zöglings, welcher mit ihm die Wohnung theilte, zu kämpfen, und wie er in dieser Hinsicht auf ihn damals wirkte, läßt uns ein Schreiben aus jenen Jahren an die Freiin von Boineburg in lebendiger Veranschaulichung am besten erkennen. „Die Studia betreffend, klagt Leibnitz, so thut er nichts mehr richtig und beständig seither; er weiß nicht, mit was für Prätext er die sehr nützliche Methode, so ich mit ihm gehalten, ihm Autores, so von Staatssachen, sonderlich in französischer Sprache geschrieben, zu geben, und den Kern darin zu zeichnen, den er hernach herausgezogen und bisweilen übersetzt, und sich also auf alle Manieren in Historie, Sprache und Stylo exercirt, quittirt hat. Und kann ich sagen, daß er ein gutes Ingenium hat, die Sachen bald zu begreifen, auch gute Gedächtniß, sie zu behalten, welches zwei herrliche Gaben Gottes seyn: so geräth es ihm auch gar wohl, wenn er sich einmal appliciren will. Allein der Wille mangelt, und sucht er tausend Prätexte seiner Nachlässigkeit.“

„Neulich habe ich ein Langes und Breites über solche Dinge mit ihm raisonnirt; worauf er denn endlich in Herrn

Schützen (einen Verwandten des Hauſes), Beiſein einer Beichte gethan, [redacted] herausgelaſſen. Er befinde, daß er mehr Luſt habe zu Fatiguen des Leibes, als zu Studien des Gemüths; und hielte er deswegen dafür, es ſei das Beſte, ſich in eine Akademie zu begeben und ſich darinnen, wozu er inclinire, völlig zu exerciren. Allein es war gleich zu merken die ganze Subtilität des Vorſchlags: denn wir haben Nachricht, daß ihm Verſprechen gegeben war, mehr Freiheit zu haben, als insgemein die jungen Akademiſten, die unter der Disciplin ſeyn, haben; wie denn auch zu geſchehen pflegt, und mehr dergleichen darin ſeyn, mit denen einigen er geredet haben mag. Und weil er ſiehet, daß er dergeſtalt Prätext haben würde, erſtlich die Studia gänzlich zu abandonniren, fürs andere faſt keine Viſiten zu geben, und die Gelegenheit finden wird, mit einem Schwarm junger Leute umzugehn, wornach er ſich längſt ſehnet, ſo iſt er jetzo damit auf die Bahn kommen . . . ."

„Weil ich nun aus dieſer Propoſition die ganze Fineſſe leicht merken können, habe ich ihm geantwortet, daß ſolche Reſolution ganz labre, und gleichſam eine Deſparation an gutem Succeß ſey, und daher als eine Peſt geflohen und aus'm Sinn geſchlagen werden müſſe. Sie ſey der Intention des ſeeligen Herrn Vaters, der Hoffnung der ganzen Freundſchaft und Reputation der Familie ganz und gar zuwider. Er habe alles, was ein Menſch wünſchen könne, zu einer einem Cavalier anſtehenden Perfection in allen Dingen zu gelangen. Daß er aber ſage, er habe mehr Luſt zu Leibesfatiguen, als Gemüthsübungen, *dieſes ſey kindiſch*; denn alle Kinder in der

wandte er sich häufig voll Vertrauen an ihn, welches er auch erwiederte. Unter andern bemühte sich Leibnitz lange, wiewohl ohne Erfolg, den ihm rückständigen Gehalt von dem Kurfürstenthum Mainz zu erlangen; die Zerrüttung der allgemeinen Landesangelegenheiten stellte sich immer dagegen. Einmal, noch zu Anfang des Jahres 1676, schrieb ihm der Baron von Schönborn aus Aschaffenburg, daß der Kurfürst sein Schreiben zwar gnädig aufgenommen, in der Sache selbst aber keine günstige Entscheidung gegeben habe: „il me semble que la liberalité des Princes n'excède pas la ruine de leurs états", setzte er damals zu. Nach Mainz während dieser Zeiten zurückzukommen, hatte er Leibnitzen schon früher abgerathen. „So es Gottes Wille ist, schrieb er, daß mein hochgeehrter Herr dermalen einst wiederum herauskommt, so verlangt mich ja wohl herzlich darnach, obzwar bei jetzigen Conjuncturen der Aspectus des armen Deutschlands gar nicht angenehm ist." Unter solchen Verhältnissen blieb Leibnitz nur übrig, eine ihm günstigere Wendung der Dinge in Paris selbst abzuwarten.

Ein so vielfältig in Anspruch genommenes Leben war so wenig, ja noch viel weniger als sein vorhergehendes Leben und Wirken am Hofe von Mainz, geeignet, Leibnitzen zur Entwerfung und Ausarbeitung wissenschaftlicher Werke die Zeit zu lassen, obschon es ihm an Anregungen und Aufforderungen zu eigentlich gelehrter Thätigkeit in Paris nicht fehlte. Leibnitz war dort kaum ein Jahr bekannt, als ihm der ehrenvolle Auftrag wurde, einen der alten Autoren, welche damals unter dem Patronat des Herzogs von

Montaufiet, [redacted] gelehrten Leitung Huets, nachmaligen Bischofs von Avranches, zum Gebrauche des Dauphins (in usum Delphini) neu herausgegeben wurden, nach eigner Wahl zu bearbeiten. Huet zeichnete Leibnitzen und Oldenburg in London, vor den übrigen Mitarbeitern dadurch aus, daß er hauptsächlich solche Schriftsteller von ihnen bearbeitet zu sehen wünschte, bei denen es nicht auf Sprachkenntniß allein, sondern vorzüglich auch auf die Wissenschaft der darin behandelten Gegenstände aus dem Gebiete der Natur und der Kunst ankam, damit „die Ueberlieferungen der Alten durch die Erfindungen der Neuern Licht erhielten." Huet schlug daher Leibnitz mehrere Schriftsteller, als den Vitruvius, Pomponius Mela, Apulejus, Martianus Capella und den Boëtius vor, den erstern aber, Vitruv, legte er ihm dabei am nächsten. Leibnitz aber dankte dafür: „da der berühmte Philolog Valesius, schrieb er Huet, mit Vitruv sich beschäftigte, so würde ihm nichts übrig bleiben, als aus den älteren Interpreten einen Auszug zu machen. Da würde er doch lieber die Ausgabe von Valesius abwarten, um dann wenigstens eine nicht zu verachtende Nachlese eigener Beobachtungen hinzuzufügen. Denn, bemerkt er dazu, er habe die Eigenheit, daß er einen Gegenstand nicht gern anrühre, wenn er nicht hoffe, etwas Ungemeines zu leisten." Mit solchem Ausdruck gerechten Selbstgefühls in diesem Briefe scheint allerdings eine Aeußerung darin unverträglich, worin Leibnitz die eigene Bescheidenheit auf Kosten seiner Nationalität, als Deutscher, an den Tag legt, die Aeußerung: „quid aliud exspectes a Germano, *cui natiomi inter* animi dotes sola

laboriositas reliota est?" — Leibnitz entschied sich endlich für den Martianus Capella. Die encyclopädische Form dieses Autors, die Schwierigkeiten kritischer Art, besonders seine Fruchtbarkeit für nützliche Sacherklärung, gaben zu Gunsten jenes Schriftstellers (den ja schon Hugo Grotius im ersten Gefühle anstrebender Jünglingskraft gewählt hatte) den Ausschlag. Leibnitz arbeitete wirklich ein Stück zur Probe aus, schickte es Huet (nach St. Germain) zu und überließ es seinem Gebrauche; bereitete ihn aber gleichzeitig darauf vor, daß es mit diesem Probestück sein Bewenden haben möchte: „er möge sein Verzögern nicht anklagen, indem nur allzu häufige Unterbrechungen dazwischen träten. Außerdem werde er von seinen Freunden gedrängt, die von ihm gemachten Entdeckungen in der Analysis, Phoronomie, der Optik und Mechanik zu bearbeiten und herauszugeben; und hiernächst dürfe er auch seine Freunde in England, Deutschland und Scandinavien nicht vernachlässigen." So ist ohne Zweifel jene Ausarbeitung gar nicht zu Stande gekommen, und jene, von den älteren Berichterstattern an die Hand gegebene Vermuthung, daß Leibnitzen das Manuscript seines Martianus Capella in Paris entwendet worden wäre, scheint zu weit hergeholt. Leibnitz hat mit dem ersten und wahrscheinlich letzten Versuche philologischer Kritik, den er in Huets Händen ließ (wovon sich das Concept vielleicht aber noch in seinem Nachlasse finden möchte), einen Beweis seines stets bereiten guten Willens ablegen wollen: der Hang seiner übrigen, höhern Studien, deren er selbst erwähnt, und welche ihn, so oft er sich von seinen Geschäften „wegstehlen" konnte, am

meisten beschäftigten, verlang sich mit jener historischen Richtung damals zu wenig. Jene waren, wie Leibnitz in seinem Briefe an Huet hervorgehoben, die Geometrie und Analysis, in welchen Paris, nach seiner Rückkehr aus England, ein ganz neues Licht in ihm angezündet hatte: worin er von Entdeckung zu Entdeckung fortschritt, bis er, im Sommer 1676, zu der großartigen Entdeckung oder Erfindung der Differenzialrechnung durchbrach, welche hinreichen würde, seinen Namen unsterblich zu machen. Gerade in jenem Augenblicke indeß, da Leibnitz der ganzen Größe und unermeßlichen Wichtigkeit seines Fundes sich noch kaum bewußt war, erhielt er den entscheidenden Ruf, in dessen Folge er rasch nach Hannover, der Residenz des Herzogs Johann Friedrich, abging, und damit seinem Leben eine von dem Vorhergegangenen in vielem verschiedene Bahn vorzeichnete. Wir wollen vorher die Geschichte Leibnitzens bis zu diesem, für sein Leben so entscheidendem Momente fortführen, ehe wir uns einer zusammenhängenden Betrachtung und Zergliederung der epochemachenden Entdeckung, welche mit ihren Wirkungen bis an das Ende von Leibnitzens Leben und noch darüber hinausreicht, hingeben.

Wir beschränken uns dabei auf den an sich sehr merkwürdigen, doch früher nie ans Licht gelangten Punkt: auf die Entwürfe, welche Leibnitz, kein ganzes Jahr vor dem ihm zugegangenen Rufe aus Deutschland, mit größtem Ernst und Eifer betrieb, seinen Wohnsitz für immer in Paris aufzuschlagen, mit Verzichtleistung auf jeden Herrendienst in seinem Vaterlande. Dies wird uns aber auf Deutschland und Leibnitzens Verwandte *in seiner Vaterstadt* Leipzig, mit

welchen er sich deshalb in Verbindung setzte, einen Blick zurückzuwerfen nöthigen.

Durch seinen raschen Abgang von Mainz nach Paris, dessen eigentliches Motiv Allen ein undurchdringliches Geheimniß blieb und bleiben mußte, und von welchem er seine Verwandte vorher nicht erst in Kenntniß gesetzt hatte, war er ihrem Blicke ein ganzes Jahr über wie entschwunden. Nur so viel hatten diese, und namentlich der ältere Bruder, Johann Friedrich, von einem Bekannten Leibnitzens in Mainz in Erfahrung gebracht, daß er im Gefolge der Gesandtschaft des Kurfürsten von Mainz an die Höfe von Frankreich und England gegangen sei, und bald nach Deutschland zurückkehren werde: so lautete ein Brief, den Leibnitz von seinem Bruder aus Leipzig vom 11. März 1673, erhalten hatte. Zum Unglück waren die Briefe, welche Leibnitz unterdessen aus Paris an die Seinigen geschrieben hatte, ausgeblieben oder verloren gegangen. Waren die Seinigen schon vorher, als er im Dienste eines katholischen Fürsten und Prälaten in Mainz lebte, von Vorurtheilen gegen ihn über seine Religion und Vaterlandsliebe eingenommen, so hatte ihr Mißtrauen jetzt neue Nahrung gewonnen, und sprach sich in wirklicher Gereiztheit und den härtesten Vorwürfen gegen Leibnitz aus. Ein Brief des Bruders vom 7. Januar 1674 lautet, nach einem geistlichen Segen, wie folgt: „Die mir von Gott eingepflanzte Bruderliebe zwinget mich, Deinen, herzlich geliebter Herr Bruder, Zustand zu erforschen; ich geschweige die innerliche Sorgfalt, die ich vor Deiner Seelen und Leibes Wohlfarth trage, und solche öfters meinem Gott in meinem Gebet

mit Thränen vortrage, [illegible] wollte, daß ich Dein Angesicht sehen, und vor Deine Errettung aus vieler und großer Gefahr meinem Gott mit fröhlichem Munde danken könnte. Nam me vestigia aliorum, terrent, omnia introrsum summo impetu ruentia, nulla sine labe aliqua conscientiae retrorsum venientia! Und zwar betrübet mich nicht wenig, daß sogar die vorgedachte natürlich eingepflanzte Liebe bey Dir soll erloschen seyn, ob Du nicht einmal solltest eingedenk seyn soli natalis, quod tamen dulcedine sua cunctos allieere solet, welches daher leicht zu schließen, weil Du Deine hinterlassene Freunde nunmehr fast in Jahr und Tag keinen Buchstaben von Deinem Zustand hast wissen lassen, ob Du lebendig, gesund oder krank. Ich geschweige, daß Du solltest Verlangen getragen haben, den Ort zu sehen, welcher die Asche Deiner Eltern und Geschwister heget. Auch nicht zu gedenken der Noth und Elend, die mich indessen betroffen, davon Du mir leicht durch Deine Gegenwart hättest helfen können. Ich will nur der Obliegende gedenken, darmit Du Deinem Vaterlande verbunden; denn es werden die rationes ex lumine naturae petitae noch bei Dir gelten, wird Dir also des Ciceronis Dictenz nicht unwissend seyn, was für eine Ordnung er unter denen objectis halte, denen wir die debita officia vitae zu leisten schuldig seyn, vor andern, wenn er einem jeden zu erkennen giebt, non sibi soli natos esse, sed partem patriam sibi vindicare, partim amicos etc. Was würde er nun von denjenigen sagen, qui traditoribus patriae ihre officia unice vindicirten?! . . . . Nam etiam invitae *et ingratae studia* sunt deferenda

patriae. Denn Deine Entschuldigung Dich wenig helfen wird: simplici fide hoc fecisse haud sufficiet. Zudem ist besser Gott dienen in positivo vel comparativo gradu, als dem Teufel in superlativo . . . ." Diese Vorwürfe, Ermahnungen und Hinweisungen auf die bürgerlichen Pflichten, so wie die Verdächtigung seiner Treue an der väterlichen Religion konnten bei Leibnitz weniger Unwillen, als Mitleid erregen. Daher unterließ er in der Antwort seine Vertheidigung, und bemerkte nur, daß er in demselben Jahre mehr als ein Schreiben an die Verwandten habe abgehen lassen, die Vorwürfe also ihn nicht träfen. Er erkundigte sich mit theilnehmender Sorgfalt nach dem Befinden und der Lage eines jeden in der Familie, bis auf die nachgebornen Kinder; unter andern nach der alten Base, derselben, vermuthen wir, welche ihn hatte erziehen helfen, und deren er bei dem als Kind gethanen Falle und der wunderbaren Rettung gedacht hat. Ueber die öffentlichen Angelegenheiten wolle er bei der vorhandenen Verwirrung der Dinge und der vor der Thüre stehenden Krisis nichts schreiben. Aber auch dieser Brief ging verloren, kam wenigstens nicht in die Hände des ängstlichen Bruders. So erließ denn dieser ein drittes mahnendes Schreiben, vom 6. Mai 1675, voll neuer Klagen und Vorwürfe, welche damit schließen: „er erwarte des Herrn Bruders Antwort mit höchstem Verlangen, und wolle nicht hoffen, daß ihn Gott so weit verlassen, daß er seines Vaterlandes und Blutsfreunde werde vergessen."

Hatte Leibnitz die früheren Briefe mit den Vorwürfen wegen Vaterland und Religion mit Stillschweigen übergangen,

so ward er jetzt um so mehr aufgefordert, sie von sich abzulehnen, als er nun wirklich mit dem Entschlusse umging, sein Fortkommen in Paris zu begründen, und deshalb sogar sich veranlaßt sah, die Hülfe einer Verwandten in der Heimath zum Theil in Anspruch zu nehmen. Wir lernen das Nähere in seinen Briefen an einen Verwandten, Aegidius Strauch in Gießen, und seinen Bruder Johann Friedrich in Leipzig, aus Paris vom 20. Oktober 1675, kennen. Er leitet sein Anliegen in einem ausführlichen Briefe an den ersten durch das Bekenntniß ein: „Weil er durch seine Arbeit und von Gottes Seegen herrührendes Glück einiges Geld gesammelt, so habe er ein Mittel gefunden, solches dergestalt anzulegen, daß es ihm ein gewisses beständiges Einkommen bringen könne. Denn weil er in Frankreich auch an hohen Orten bekannt worden, so haben einige vornehme Personen, die ihn sonderlich begünstiget, ihm ein gewisses Amt oder Charge vorgeschlagen, so zu erkaufen, und nicht allein für ein Geringes bei gegenwärtigen Umständen zu haben, sondern auch, nach einmal abgelegten Theil des Kaufgeldes, sei das übrige durch mäßige Partikular-Zahlung abzustatten, daß es sich also hernach selbst bezahlet. Diese Personen, fährt Leibnitz fort, von denen die Sache zum Theil dependiret, halten sie zum Besten auf, und verhindern, daß Andere sich nicht dahinter machen, die auch ein Mehreres nicht ansehen würden. Weil es nun gewiß, daß das Amt ein weit mehreres, als das Interesse dessen, so es ihm von dem Seinigen kosten werde, nemlich bis auf 800 Thlr. austrage, 2) in Friedenszeiten auf die 1000 Thlr. jährlich *ausbringen* werde, 3) von ihm bei

habenden Gelegenheiten auch auf ein Höheres gebracht werden könne, 4) honorabel sey, 5) in solcher Verrichtung bestehe, darin er niemals etwas gegen sein Vaterland zu thun haben werde, 6) auch von Leuten seiner Religion besessen werden könne, maßen wirklich Subjekte damit beladen, so der Römischen (Religion) nicht zugethan, 7) mäßige Arbeit und wenig Verantwortung erforderte, ja 8) von Zeit zu Zeit einige Reisen in sein Vaterland nicht verbieten, und zum 9) Gelegenheit an die Hand geben werde, den seinigen und sonst guten Freunden an die Hand zu gehen, 10) daß er zu jeder Zeit das Amt wieder verkaufen könne, andere Umstände zu geschweigen: so könne er es nicht anders, als für einen Beruf und Schickung Gottes achten, der alles so wunderlich zusammengefüget, und würde eine Undankbarkeit und Unverstand seyn, dessen angebotene Gnade ausschlagen, und eine gewisse Ruhe ungewisser Hoffnung nachsetzen wollen." Nach dieser Auseinandersetzung spricht Leibnitz den nähern Zweck derselben aus: „Ob nun wohl dazu etliche tausend Thaler gehören, so ist doch die angebotene Anlage oder erstes Angeld leidlich, und habe solches theils von dem Meinigen, theils durch guter Freunde angebotene Beyhülfe großentheils beisammen; mangelt mir auch nichts, als etliche hundert Thaler, um solches Angeld zu erfüllen. Weil ich nun meiner Freundschaft von etlichen Jahren her verhoffentlich nicht beschwerlich gewesen, und die Meinigen, es sey auch noch so gering, nicht angegriffen, als verhoffe, ja versichre mich gestalter Sache nach, sie werden um viel desto weniger Bedenken tragen, und durch ihre Vorsorge und Vorschläge mir von den Meinigen

bis auf die 500 Rthlr. baares Geld, und zwar noch vor Ausgang dieses Jahres zusammenbringen.“ Zum Verständnisse dieser Forderung muß man wissen, daß die Eltern Leibnitzens ihren Kindern eine Forderung an die Sachsen-Altenburgische Kammer hinterlassen hatten, um welche sie sich seit Jahren fruchtlos bemühten; als Leibnitz noch im Jahre 1673 von Paris aus seinen Schwager, den Pastor Löffler, gefragt hatte, ob er die Vermittelung der landesherrlichen Regierung in Dresden in dieser Sache anrufen möchte, lehnte dieser eine jede Wirksamkeit von sich ab, bemerkte auch noch dabei, daß er, da „Leibnitz 1) den Behörden unbekannt, 2) dem Churfürsten von Sachsen, seinem angebornen Landesherrn, durch keinen Eid der Treue verbunden, 3) vielmehr dem Hofe von Mainz verpflichtet sei und 4) über ein Jahr zu Paris verweilen wolle,“ sehr zweifle, ob unter solchen Umständen etwas zu seinen Gunsten erlangt werden könne. Unterdessen war aber eine Veränderung in den Verhältnissen eingetreten, seit der Herzog von Gotha die Altenburgsche Erbschaft angetreten hatte, und darauf bezieht sich, was Leibnitz in dem hier unterbrochenen Schreiben an Strauch entwickelt: „Ich kann nicht zweifeln, es werde eines und das andere von den außen stehenden Zinsen, und was sonst etliche Jahre, hergefallen seyn, sonderlich nachdem die Altenburgischen Schulden dem Herrn Herzog zu Gotha nebst dem Land anheim gefallen, welcher richtig zu bezahlen pfleget.“ Nachdem Leibnitz noch einige ähnliche Familienverhältnisse berührt, fährt er fort: „Dadurch werden Sie mir eine rechtschaffene, sonderbare Freundschaft

thun, auch Gelegenheit und Mittel geben, den Meinigen wieder einmal mit der Zeit sowohl auf ihr [illegible] als durch Recommendation (maßen ich Gottlob nicht wenig Freunde und Kundschaft an viel Orten habe) nachdrückliche Dienste zu thun. Wofern aber nicht, so ich ganz nicht glauben kann, so ist leicht zu erachten, was für einen Schluß ich daraus zu machen hätte. Die Hauptsache würde deswegen wills Gott nicht liegen bleiben. Denn mir Gott allezeit gute Freunde wunderlich beschеert; ich gestehe aber gern, daß ein unverhofftes Außenbleiben des Meinigen mich anjetzo nicht wenig incommodiren dürfte, dieweil meine Bekannte und Patrone sich einbilden sollten, ich wäre gar eines Bauern oder Bettlers Sohn, und hätte von den Meinigen nicht das Geringste zu erwarten, welches ich gleichwohl auch nicht gern von mir sagen machen wollte." Jetzt läßt Leibnitz über seine Gesinnungen noch im Besondern ein Wort fallen. „Sonsten wofern sie (die Verwandten) sich von der Religion und Vaterland etwa wunderliche Concepten machen, so thun sie mir im höchsten Grade Unrecht; denn man weiß genugsam an den Orten, da ich gewesen, wie ich mich bezeiget, wie oft ich auch hohen Personen öffentlich gesagt, daß, wenn ich tausendmal die römische Religion für recht oder ungefährlich hielte, dann doch, weit gefehlet, ich nimmer ..... würde, wenn der geringste Schein eines Gewinnstes dabei wäre; und was mein Vaterland betrifft, so kann ich sogar beweisen, wie oft ich mich bemühet, ihm zum Besten zu reden und Vorschläge zu thun." Leibnitz äußert zuletzt die Abneigung, welche ihn damals gegen persönlichen Dienst und Abhängigkeit beseelte, unumwunden:

„Ich hoffe, nach eingerichteten meinen Sachen allen, künftiges Frühjahr eine Reise nach Teutschland zu thun; und wird sowohl meine Freundschaft, als ich, Ehre davon haben, wenn ich zuvor mein Schiff ins Trockene gebracht, und andern Leuten, wenns auch gleich Fürsten wären, nachzulaufen nicht mehr gezwungen bin. Denn ich habe aus der Erfahrung, daß man alsdann erst recht von den Leuten gesucht wird, wann sie sehen, wie man in einem Stand ist, daß man sie nicht suchen darf. Ich bin allezeit Meister davon, und kann, wie gedacht, mein Geld, dafern ich einmal ändern sollte, ... wieder haben. Unterdessen gehet auch, wills Gott, der Krieg vorbei, zeitdessen ich in publicis mich brauchen zu lassen, in Teutschland nicht wenig Bedenken habe; weil eine große Veränderung im Reich folgen kann, dafern der Krieg noch lange währen sollte, und einer den andern mit der Zeit anklagen dürfte. Da dann allemal der Ueberwinder Recht hat; diejenigen aber, so bei solchen Zeiten die Billigkeit vor den Augen haben, einige Mittel und Wege treffen, und nicht alles blind thun wollen, was einige hitzige Köpfe eines oder andern Theils vorschlagen, sind beiderseits in Gefahr. Hat man eines Fürsten Gunst, so ist er sterblich, und muß man sich oft bei seinem successori verantworten, dessen ich schon mehr als ein Exempel gesehen. Ja die Fürsten selbst sind änderlich, und muß oft ein unschuldiger Diener ihrem Wankelmuthe aufgeopfert werden, davon ich auch Exempel nennen könnte. (Hier schwebte ihm gewiß das Schicksal des Baron von Boineburg vor). Wollen wir also Teutschland sparen, bis der liebe Friede wiederkomme. *Wiewohl* ich gleichwohl, wie

gedacht, künftigen Frühling eine kleine Reise hinein zu thun gedenke. Denn weil ich Italien noch nicht gesehen, so sind meine Gedanken, durch das übrige Frankreich, Italien, Oesterreich, über Prag nach Haus, und von dannen über Hamburg, Holland und England wieder nach Paris zu kommen, dafern mir Gott Leben und Gesundheit verleihet."

In ähnlicher Weise läßt Leibnitz sich gleichzeitig gegen seinen Bruder aus, besonders faßt er seine Apologie gegen dessen Verdacht in folgende, mit Wärme vorgebrachte Worte: „Meine Maximen sind ehrlich und generös. Niemals habe ich um einiges Gewinnstes Willen das Geringste gethan, so mir mein Gewissen vorwerfen könnte. Ich habe bei Fürsten und Herren, deren einige mir nicht gemeine Gnade bezeuget, oft mit höchster, doch vernünftiger Freiheit meines Glaubens Freiheit vertreten, und bin nichts desto minder mit Gnaden angesehen worden. Dann man dabei die Aufrichtigkeit meines Gemüths erkennet. Ich habe niemals Andern zu schaden gesuchet, daraus gefolget, daß auch ich niemals einigen Feind gehabt. Ich habe niemals davon gehalten, solche Künste von nöthen zu haben, und hat mich ein richtiger Weg weiter, als manchen seine Fußstäge geführet. Maßen ich das Glück gehabt, wo ich auch hinkommen, daß vornehme Leute mich kennen lernen und an sich zu ziehen getrachtet; also bisher nicht Mangel, sondern zu wählen gehabt, wie ich mit einiger großer Fürsten und Herrn Briefe belegen kann. Was mir aber jetzo zu Handen stoßet, ist wie ich es gewünscht, daraus ich erkenne, daß Gott niemals diejenigen verläßt, so seinem Ruf und ihrer Schuldigkeit folgen. Ich

sage dieses nicht, damit ich mich weißbrennen wolle, gestehe gern, daß ich durch Mangel an Erfahrung viele und große Fehler begangen; es hat aber das Glück, d. i. die Providenz solche corrigirt, und mein guter Willen und richtige Intention angesehen worden, von deren ich auch, wills Gott, nimmermehr abweichen will. Dies schreibe ich deswegen, derweil der Herr Bruder daran einsmals gezweifelt haben mag, so zweifelsohne aus Mangel an Nachricht geschehen, denn die Abwesenheit mir nicht zugelassen, durch umbständlichen Bericht allem Argwohn zuvorzukommen."

So scharf und eindringlich auch Leibnitz den Verwandten seine Forderung ans Herz gelegt hatte, damit er nicht von seinen Gönnern in Paris wie „eines Bauern oder Bettlers Sohn" dastünde, so wenig Wirkung muß er dadurch erreicht haben, wenn der Erfolg zu irgend sicherm Schlusse berechtiget. Im Anfange des Jahres 1676 finden wir Leibnitz noch über seine Bestimmung und Wirksamkeit nicht mit sich selbst im Klaren; er schien den Gedanken, sich in Paris durch Ankauf einer Stelle anzusiedeln, wieder ganz hinausgeschoben zu haben. Denn an seinen Freund Habbeus schrieb er vom 14. Febr. 1676: „Pour moi, je crois que je serai un Amphibie, tantôt en Allemagne, tantôt en France, ayant, Dieu merci, de quoi m'arrêter pour quelque temps de part et d'autre, jusqu'à ce que je trouve sujet de me fixer avantageusement." Zu dieser Sorglosigkeit trug damals ein bedeutendes Geschenk vom Herzog Johann Friedrich von Hannover bei, das er gegen das Ende des vorhergehenden Jahres erhalten hatte, und wovon er Habbeus, in dankbarer Erinnerung, daß er es war, durch

den er dem Herzoge zuerst bekannt und empfohlen worden, die Mittheilung machte. So gab sich denn Leibnitz den übrigen Theil dieses Jahres mit verstärktem Eifer und Erfolg seinen Meditationen und literarischer Beschäftigung hin. Er hatte seit dem Ende des vergangenen Jahres an seinem Landsmann, dem nachher so berühmt gewordenen Walther von Tschirnhausen, welcher im Jahre 1672 in Holland, unter den Freiwilligen, gegen die Franzosen den Feldzug mitgemacht, dann sich auf Reisen begeben, und von Oldenburg in London Briefe an Leibnitz mitgebracht hatte, einen sehr werth gehaltenen Freund und Studiengenossen erworben, mit welchem er über Analysis und Philosophie Ideen austauschte, und dem er damals die leitenden Ideen an die Hand gab, welche Tschirnhausen späterhin seinem berühmten Buche **Medicina mentis** zu Grunde gelegt hat. Aber auch Leibnitz freute sich anerkennend des vielversprechenden Freundes, dessen Ruhm er voraussagte. „Das war freundschaftlich gedacht, schrieb er bald, den 28. December 1675, an Oldenburg, daß Du uns Tschirnhausen zuschicktest; ich finde großes Vergnügen an seinem Umgange und erkenne den vielversprechenden und vortrefflichen Geist in dem jungen Manne. Er hat mir nicht Weniges von dem Seinigen aus der Analysis und Geometrie gezeigt, wirklich sehr schöne Sachen, aus denen ich leicht urtheile, was man von ihm erwarten kann.“ Tschirnhausen hat seinerseits später selbst anerkannt, wie viel er dem Umgange Leibnitzens in Paris schuldig war, und dieses schöne Verhältniß dauerte bis an seinen, im Jahre 1708 erfolgten Tod, welchen Leibnitz als einen unwiederbringlichen Verlust

„dieſes alten Freundes und trefflichen Förderers gemeinſchaftlicher Studien" beklagte. Mitten in dieſer, täglich neuen Zuwachs erhaltenden Fülle der Erfindungen und gegenſeitiger Mittheilung wurde Leibnitz durch den Ruf nach Hannover in den Dienſt des ihm ſeit Jahren gnädigen Herzogs Johann Friedrich überraſcht. Dies hatte in einer, in den Verhältniſſen zu Hannover eingetretenen Veränderung den nächſten Grund. Der bisherige Bibliothekar des Herzogs, der erſte, welcher der von dem Herzoge geſtifteten Bibliothek vorgeſtanden hat, Tobias Fleiſcher, ein Franke, nahm im September dieſes Jahres einen Ruf als Rath an der königlichen däniſchen Kammer in Kopenhagen an. Der Herzog beeilte ſich, Leibnitzen, nunmehr zum drittenmale, die erledigte Stelle an ſeinem Hofe und um ſeine Perſon, als Bibliothekar und Rath, anzubieten. Leibnitz, welcher in jenem Augenblicke im erſten Feuer einer großartigen Entdeckung glühte, mußte gleichwohl in dieſem Ruf einen höhern Wink erkennen; er raffte ſich alſo auf und nahm ſich nur ſo viel Zeit, ſeine Angelegenheiten zu ordnen. Es waren ihm in den letzten Monaten unter andern geometriſche Papiere Blaiſe Pascal's über die Kegelſchnitte von deſſen Erben zur Anwendung und Herausgabe anvertraut worden, Papiere, welche, nach ſeiner Anſicht, wenn auch kein Ganzes daraus gebildet werden konnte, doch ſehr viel Vortreffliches, ſammt den Beweiſen, enthielten; Leibnitz mußte ſich begnügen, die von ihm geordneten Papiere, mit ſeiner Anſicht über ihre Anordnung und Herausgabe, den Beſitzern zurückzuſtellen, zum Verluſte der Wiſſenſchaft, da er viele Jahre nachher nicht *mehr wußte, was* das Schickſal jener

schätzbaren Ueberreste gewonnen wäre. Im October 1676 verließ Leibnitz Paris, wohin er in seinem übrigen Leben nicht wieder zurückkehren sollte. Geräuschlos, wie vier Jahre vorher seine Ankunft, war diesmal auch der Abgang Leibnitzens von dieser Hauptstadt: doch, wie jene, nicht weniger merkwürdig und bezeichnungsvoll für sein Leben und die Zukunft der Wissenschaft und Cultur, durch die Entdeckung, welcher wir nun unsere Betrachtung zuwenden. Hier aber müssen wir auf das zweite Jahr von Leibnitzens Leben in Frankreich zurückgehen.

Der Aufenthalt Leibnitzens in London hatte seine Begierde, sich in der höhern Geometrie und Analysis zu vervollkommnen, im stärksten Grade angefeuert, welche dadurch neue Nahrung erhielt, daß er, bald nach seiner plötzlichen Rückkehr nach Frankreich, nach dem Tode des Kurfürsten von Mainz, von der königlichen englischen Societät der Wissenschaften (den 18. April 1673) zu ihrem Mitgliede ernannt worden war, nachdem er sich in London, den Vorschriften gemäß, wahrscheinlich mit der Vorlegung des Modells zu seiner Rechenmaschine, um diese Ehre beworben hatte. Gerade ein Jahr vor ihm war Isaac Newton, welchen Leibnitz damals aber kaum dem Namen nach kannte, und dessen Nebenbuhler er nach wenigen Jahren werden sollte, zum Mitgliede der Königlichen Societät erwählt worden. Leibnitz war, wie wir wissen, bisher in der Mathematik Autodidakt gewesen, und an dem oben erzählten Falle seines Zusammentreffens mit Pell bei Boyle hatte er die Mangelhaftigkeit und das Lückenhafte eines solchen Weges erfahren

können. Er wählte ſich nun den in Paris lebenden großen Geometer, Chriſtian Huygens aus Züllichem, den Entdecker des Ringes um den Saturn und den Erfinder des Pendels, zum Führer, und war in Kurzem in der höhern Mechanik und Analyſis, auf ihrem höchſten damaligen Standpunkte, eingeweiht. Leibnitz hat ſelbſt, im Jahre **1691**, bei der Auflöſung des Problems von der Kettenlinie, dankbar bekannt, daß nach Galilei und Carteſius, die Wiſſenſchaft, und er im Beſondern, dem Huygens das Meiſte verdankte. Er ſtudirte ſein Buch de horologio oscillatorio, und verband damit die unter dem Namen Dettonville herausgekommenen Briefe Pascals, und des Gregor von St. Vincentio Werk de quadratura circuli et sectionibus conicis. Noch in demſelben Jahre, **1673**, brach ſich Leibnitz eine Bahn und machte eine Entdeckung, welche in Paris Aufſehen erregte. Das Nähere enthält folgende Mittheilung Leibnitzens an die Gräfin Kielmansegge vom Jahre **1716**, über die Geſchichte ſeiner Differenzialrechnung: „Da ich in Paris (nach der Rückkehr von London) mit Herrn Huygens von Züllichem — einem großen Geometer — Umgang pflog, begann ich an den geometriſchen Meditationen Geſchmack zu finden. Ich machte in Kurzem darin Fortſchritte und fand eine Series von Zahlen, welche für den Kreis daſſelbe leiſtete, was Mercator für die Hyperbel gethan hatte. Die Entdeckung machte Aufſehen in Paris. Huygens machte ſie geltend; und dieſes, nebſt noch andern Gründen, bewirkte, daß man mir einen Platz in der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zudachte. *Wir glaubten*, daß ich der erſte wäre,

welcher etwas der Art über den Kreis gethan, und in dieſer Meinung ſchrieb ich (den 15. Juli 1674) einen Brief an Oldenburg, mit welchem ich mich vorher über ſolche Dinge nicht unterhalten hatte, obſchon wir bereits mehrere Briefe gewechſelt hatten. Oldenburg ſchrieb mir (den 8. December 1674) daß ein Herr Newton in Cambridge ſchon ähnliche Dinge gegeben hätte, nicht nur über den Kreis, ſondern auch über alle Arten anderer Figuren, und ſchickte mir Proben davon. Indeſſen wurde die meinige von Herrn Newton ſelbſt hinlänglich anerkannt.“ Daß man ihm auf Grund jener Entdeckung ſchon im Jahre 1673 den Platz eines Mitglieds der Akademie angeboten habe, ſagt Leibnitz hier ausdrücklich, den Grund aber, daß es dabei ſein Bewenden hatte, läßt er nur errathen: es war kein anderer, als, weil damit die Bedingung verknüpft war, zur katholiſchen Kirche überzutreten: was Leibnitz ſtandhaft verweigerte.

Nun fährt Leibnitz in ſeinem Briefe an die Gräfin ſo fort: „Allein das iſt es nicht, um was es ſich handelt: denn ich ging weiter fort, und indem ich meine alten Beobachtungen über die Differenzen der Zahlen mit meinen neuen Meditationen in der Geometrie verband, fand ich endlich im Jahre 1676, ſo weit ich mich erinnern kann, eine neue Rechnung, welche ich die Differenzen-Rechnung nannte, deren Anwendung auf die Geometrie Wunder gethan hat. Doch da ich nach Deutſchland zurückkehren mußte, wohin der ſeelige Herr Herzog Johann Friedrich, Oheim unſers Königs (Georgs I), mich in demſelben Jahre berufen hatte, und da ich die wenige, mir noch übrig gebliebene Zeit

in Paris benutzen wollte, ſo kann man leicht denken, daß ich nicht Zeit hatte, in meinem Studirzimmer lange zu bleiben und viel zu meditiren.“ Noch ſchärfer, und dabei mit ſich ſelbſt in genaueſter Uebereinſtimmung, ſchrieb Leibnitz gleichzeitig (den 9. April 1716) an den Vermittler zwiſchen ihm und Newton, bei der Wendung, welche der Streit über die Priorität und das Eigenthum der Differenzialrechnung zuletzt genommen hatte, den Abbé Conti: „— Ich erfuhr alſo erſt durch Oldenburg von den Leiſtungen Herrn Newtons etwas; aber ich wußte nichts von der Ausziehung der Wurzeln der Gleichungen durch Reihen, noch auch von den Regreſſionen oder den Extractionen einer unendlichen Gleichung. Ich war noch ein wenig Neuling in dieſen Sachen; aber ich fand doch bald eine allgemeine Methode durch willkührliche Reihen — series arbitrarii —; (es war im Jahre 1675, in einem noch ungedruckten Tractate über die arithmetiſche Quadratur, auf welchen Leibnitz ſich in dieſem Streite öfters bezieht) und gelangte zuletzt zu meiner Differenzialrechnung, wobei die Betrachtungen, welche ich, noch ſehr jung (in der Schrift de arte combinatoria) über die Differenzen der Zahlenreihen gemacht hatte, dazu beitrugen, mir die Augen zu öffnen. Denn nicht durch die Fluxionen der Linien (wie Newton), ſondern durch die Differenzen der Zahlen bin ich dahin gekommen, indem ich zuletzt in Betracht zog, daß dieſe, auf ſtetig zunehmende Größen angewandten Differenzen, im Vergleiche mit den differenten Größen, verſchwinden, während ſie in den Reihen der Zahlen ſubſiſtiren. Und ich glaube, daß dieſer Weg der am *meiſten analytiſche* iſt, indem der

geometriſche Calcul der Differenzen, welcher mit dem der Fluxionen identiſch iſt, weiter nichts iſt, als ein ſpezieller Fall des analyſiſchen Differenzen-Calculs im Allgemeinen, und durch das Verſchwinden wird dieſer ſpezielle Fall bequemer." Zum Schluſſe hebt Leibnitz hervor, daß deutliche Spuren ſeiner eigenthümlichen Entdeckung ſchon in dem Briefe, welchen er kurz vor ſeinem Abgange von Paris, den 27. Auguſt 1676, an Oldenburg, zur Mittheilung an Newton in Cambridge, ſchrieb, vorhanden ſeien.

Dieſe drei, von Leibnitz ſelbſt mit Bewußtſein herausgeſtellten, wichtigen und den Ausſchlag in ſeinem berühmten Streite mit Newton gebenden Punkte: die Zeit, die Geneſis ſeiner Entdeckung und das ſie von der Fluxionsrechnung Newtons Unterſcheidende, drittens endlich die urkundliche Erhärtung deſſelben durch ſeinen von Paris mit Oldenburg geführten Briefwechſel ſind in neueſter Zeit von den größten Heroen, den Pairs Leibnitzens in der Geometrie, als unwiderſprechlich dargelegt und glänzend entwickelt worden. Der Geſchichtſchreiber Leibnitzens findet in ihnen Autoritäten, welchen kein jetziger Mathematiker ſich entziehen darf. Dieſe Heroen ſind Euler, Lagrange, Laplace, Poiſſon. An ſie ſchließt ſich in unſern Tagen der vortreffliche Phyſiker und Geometer Biot. Aus deſſen unpartheiiſch kritiſchen Zergliederungen der Urkunden geht hervor, wie glücklich Leibnitz auf ſein, vor dem Abgange nach Hannover an Oldenburg und Newton erlaſſenes Schreiben, als ein Dokument der Originalität der Differenzialrechnung, ſeiner Erfindung, hingewieſen hat. Jener Brief war die Antwort auf einen vorhergehenden

Brief Newtons an Oldenburg, vom 23. Juni 1676, die Reſultate Newtons über die Reihen, und namentlich die Formel des Binoms enthaltend, alles ohne irgend eine Demonſtration, nach Indication einer Methode, indem Newton nur ſagt: „daß er eine Methode beſitze, durch deren Hülfe er, wenn dieſe Reihen gegeben ſind, die Quadraturen der Curven, aus welchen ſie fließen, ſo gut als die Volumina und die Schwerpunkte der durch dieſe Curven erzeugten Körper erlangen könne.“ Alles dieſes, bemerkt Biot, wußte Newton in der That damals durch die Fluxionen zu bewirken (er hatte ſie bereits 1665 entdeckt); aber man konnte durch ein anderes Verfahren, welches Mercator bekannt gemacht hatte, ebenfalls dahin gelangen. Das iſt es auch, was Leibnitz in ſeiner Antwort vom 27. Auguſt 1676 antwortete, hinzufügend: „daß er für dieſe Gegenſtände eine andere Methode anwende, welche darin beſtehe, die gegebene Curve in ihre ſuperfiziellen Elemente aufzulöſen, und dieſe unendlich kleinen Elemente in andere Aequivalente zu transformiren; daß er für die Fragen, bei denen es ſich darum handle, von den Tangenten zu den Curven hinaufzuſteigen, deren ſchon mehrere durch eine direkte Analyſis behandelt habe, und daß unter andern eine, welche er angiebt, mit Hülfe dieſes Verfahrens nur ein Spiel für ihn geweſen ſei.“ Bei dieſem Berichte von ſeiner neuen Methode, welche er noch allgemein Transmutationen nennt, vermittelſt deren man alle möglichen Curven auf einfache Fälle zurückführen könne, nimmt man nun deutlich den Gebrauch des Unendlich-Kleinen wahr. „Dieſes alles reichte, *mehr als nöthig war*, hin,“ (ſagt Biot)

Newton zu zeigen, daß Leibnitz zum wenigsten auf dem Wege zu einem, den Fluxionen ähnlichen Calcul, und daß er schon hart an demselben war, wenn er ihn nicht schon besaß." Und so beeifert sich Newton in der Antwort, welche er Leibnitz durch Oldenburg zukommen ließ, und welche vom 24. October 1776 datirt ist, zu berichten: daß er ebenfalls gewisse Methoden besitze, deren allgemeine Anwendung auf die Tangenten und Quadraturen er anzeigt; aber anstatt diese Methoden zu enthüllen, hüllt Newton sie in zwei Anagramme transponirter Buchstaben, um einen Titel für die Priorität der Erfindung in Leibnitzens eignen Händen zu haben. Diese Versteckheit, diesen Neid bei Entdeckungen im Reiche der Geister, im Gebiete der Wahrheit, theilt Newton allerdings mit den größten Geometern und Physikern seines Jahrhunderts, was Göthe, mit besonderm Bezuge auf Newton, aus der menschlichen Natur selbst rechtfertigen möchte, wenn er sagt: „Recht genau besehen seien die Streitigkeiten über die Priorität einer Entdeckung Streitigkeiten um die Existenz selbst. Galilei, um sich zu verwahren, legte seine Entdeckungen in Anagrammen mit beigeschriebenem Datum Freunden nieder, und sicherte sich so die Ehre des Besitzes. Sobald Akademien und Societäten sich bildeten, wurden sie die eigentlichen Gerichtshöfe, die dergleichen aufzunehmen und zu bewahren hatten. Man meldete seine Erfindung: sie wurde zu Protocoll genommen, in den Akten aufbewahrt, und man konnte seine Ansprüche darauf geltend machen. So bringt Newton (1671) sein neuerfundenes katoptrisches Teleskop zur Sprache. Er legt es ihr vor, und bittet, seine

Rechte darauf zu verwahren. Und so legt er nach sechs Jahren die Erfindung seiner Fluxionsrechnung in Anagrammen in die Hände seines Nebenbuhlers nieder; diesmal nicht ohne Gefahr seines Ruhms, ja seiner Ehre." Wenig liegt in der That daran, bemerkt Biot, daß Newton in dieser Epoche im Besitze seiner Methode der Fluxionen gewesen ist. Die Ehre der Entdeckung mit ihm zu theilen, blieb noch einem Andern, weil er nichts bekannt gemacht hatte. Die Regeln der literarischen Gerechtigkeit verlangen, daß die Veröffentlichung das einzige untastbare Kennzeichen des Vorhandenseins einer Entdeckung, ihre Epoche genauer festsetze; und der Vortheil, welchen man sich behält, im alleinigen Genusse eines Resultats oder einer Methode zu sein, ohne sie bekannt zu machen, wird billigerweise dadurch aufgehoben, daß man durch diese Zurückhaltung Andern die Freiheit der Mitbewerbung übrig läßt.

Diese den Geometern und Physikern damals eigene Zurückhaltung und Eifersucht war Leibnitzen vom ersten Augenblick an fern. Auf jenen durch Newtons Anagramme ausgezeichneten Brief antwortet Leibnitz das Jahr darauf, aus Hannover den 21. Juni 1677, mit der einfachen, offenen, klaren und vollständigen Exposition der Infinitesimalrechnung, mit ihrem Algorithmus, ihren Regeln, der Formation der differentiellen Gleichungen, und der Anwendung dieser Verfahren auf Probleme der Analysis und Geometrie; und was die Geometer (fügt Biot hinzu) als ein Zeichen von Wichtigkeit für die Identität betrachten werden: die in dieser Exposition gebrauchten Figuren bieten *genau dieselben* Buchstaben-Bezeichnungen

war, so wie denselben Modus der Notation, welchen Leibnitz in seinem *ersten* Briefe angewandt hatte, wo er die Methode der Transmutation auseinandersetzt. Auf diesen Brief Leibnitzens vor seinem Abgang aus Paris muß man also immer zurückkommen, auf ihn kann man nicht Nachdruck genug legen, wenn man mit voller Unpartheilichkeit die Rechte von Newton und Leibnitz einerseits, und den Grund und den Saamen des großen Streites, welcher später nicht blos die Einzelnen, sondern die Nationen einander gegenüber gestellt hat, genau erkennen und festhalten will. Und gerade diesen Brief, welcher den Schlüssel zu der sonderbaren Antwort Newtons enthält, dessen Bedeutung ihm groß genug erschien, um seine berühmten Anagramme zu veranlassen: diesen Brief Leibnitzens, bemerkt Biot, hat Brewster, der neueste Geschichtschreiber Newtons, bei der Zergliederung der denkwürdigen Korrespondenz zwischen Newton und Leibnitz ganz und gar fortgelassen . . .! In der That, fährt er fort, eine so stetige und so deutliche Reihe von Ideen, verbunden mit einem ganz abstrakten Modus der Bezeichnung der Größen, und ausgedrückt durch einen besondern Algorithmus von einer ebenso bewundernswürdigen Leichtigkeit, als Strenge, für alle Anwendungen auf die Fragen der Analysis und Geometrie, mußten in den Augen der Geometer schlagende Ansprüche sein auf eine *eigene* Erfindung — *nicht der Rechnung der Fluxionen*, welche Newton ohne allen Zweifel vor dem Jahre 1669 besaß, diesen mit der Idee der Bewegung behafteten und bis dahin ohne Algorithmus gebliebenen Calcul — sondern der *abstrakten Differenzialrechnung*, mit ihrer ganz fertigen Metaphysik, ihrem

Algorithmus, und ihren allgemeinen Methoden; und so haben in der That vier Richter entschieden, welche mich der Pflicht entbinden, auf noch Andre mich zu berufen, wenn ich sage, sie heißen: Euler, Lagrange, Laplace und Poisson." Diese großen Geometer stimmen in der Entwickelung der Genesis der Differenzialrechnung darin überein, daß, in drei auf einander folgenden Phasen, Fermat den Keim der großen Erfindung dargegeben, die Leistungen aber Newtons und Leibnitzens sich wie das Aufsteigen von dem Besondern zu dem Allgemeinen verhalten. Laplace namentlich hat es ins Klare gesetzt, daß wenn der Ausschuß der Königlichen Societät von London, welcher sich zu Richtern zwischen Newton und Leibnitz erhoben, jenem einseitig Unrecht gegeben, er gerade am meisten darin geirrt, daß er erklärte: „die Methode der Differenzen und die Methode der Fluxionen sei eine und die nemliche, bis auf den Namen und den Modus der Notation, indem Leibnitz dasjenige Differenzen nennte, was Newton Fluxionen oder Momente nennt, und sie mit dem Buchstaben d bezeichne, welchen Charakter Newton nicht anwende." Es war Leibnitzens Schuld nicht, daß so geschickte Richter die Bedeutung der von ihnen angegebenen Unterschiede nicht verstanden hatten: Laplace wenigstens sah in der Notation das Princip des neuen Calculs; und Poisson entschied, „daß die Differenzialrechnung nicht über Leibnitz, als den Urheber des Algorithmus und der Notation, hinaufgehe, welche seit dem Ursprung dieser Rechnung allgemein das Uebergewicht gehabt haben, und welchen die Infinitesimal-Analysis alle ihre Fortschritte

der Mathematik in unſerer Zeit haben den Streit über die Priorität jener Erfindung, welcher den Lebensabend von Newton und Leibnitz verbittert hat, als etwas Zufälliges angeſehen und beklagt, welches in den Leidenſchaften und dem vorlauten Zwiſchendrängen einiger unberufenen Köpfe untern Ranges, eines Fatio, eines Keil, ſeinen Urſprung, jedoch zuletzt die Wendung genommen hätte, die beiden Heroen, welche bis dahin einer dem andern Gerechtigkeit hätten widerfahren laſſen, gleichſam wider Willen gegen einander auf den Kampfplatz zu führen. Jetzt läßt ſich erkennen, daß im Gegentheil das innere Verhältniß der einander ſo verwandten, und doch wieder von einander ſo verſchiedenen Erfindungen von Newton und Leibnitz, verbunden mit den ſo verſchiedenen Charakteren und Temperamenten der Beiden, den Streit als einen unvermeidlichen herbeigeführt und gleichſam ein Verhängniß gebildet hat, welchem Leibnitz wie Newton, menſchlich betrachtet, kaum haben entgehen können. Man wird ſich faſt verwundern müſſen, daß die Reibung zwiſchen den beiden Heroen der Wiſſenſchaft, für welche Ein Jahrhundert nicht Raum genug zu haben ſchien, nicht viel früher, als gegen das Ende ihres Lebens in helle Flammen ausgebrochen iſt. So betrachtet gewinnt die Geſchichte dieſes Streites, welche mit der der Verbreitung, des Kampfes und der innern Entfaltung der Differenzialrechnung unauflöslich verbunden erſcheint, einen höhern Charakter, und für die ſittliche Beurtheilung des allgemein Menſchlichen in ſo erhabnen Gegnern eine bleibende Bedeutung. Wir werden ſie in dem folgenden *Buche wieder* aufnehmen. —

Seine Rückreiſe nach Deutſchland nahm Leibnitz über England und Holland, doch ohne an den Hauptörtern lange verweilen zu können. In London, wo er jetzt zum andern- und letztenmale eintraf, aber nur eine Woche verweilte, machte er unter andern die Bekanntſchaft des Geometers Collins, Freund des Newton. Leibnitz hat ſpäterhin in dem Streite über die Erfindung der Differenzialrechnung Gewicht darauf gelegt, daß er erſt damals, nicht aber ſchon bei ſeiner erſten Anweſenheit in London, Collins kennen gelernt, wie ſeine Gegner, um ihn des Plagiats an Newton deſto leichter zu überführen, vorzuſtellen verſucht hatten. Collins gab, einige Monate nach Leibnitzens Durchreiſe, in einem Briefe an Newton in Cambridge, von London den 5. März 1677, über die mit ihm gepflogenen Unterredungen nähere Nachricht. Leibnitz hatte ihm einige Aufgaben ſchriftlich zugeſtellt, welche er auch zu Newtons Kenntniß gelangt wünſchte. Dieſer Brief enthält gleichzeitig den Auszug aus einem Schreiben von Leibnitz an Oldenburg, das er von Amſterdam den $\frac{1}{2}\frac{8}{8}$. November 1676 gerichtet hatte, faſt ausſchließlich Mechanik und Geometrie betraf, und mit einer kurzen Nachricht über den als Mathematiker berühmten Bürgermeiſter von Amſterdam, Hudden, ſchloß. „Ich habe, ſchreibt er, in Amſterdam mit Hudden geſprochen, welchem aber die Geſchäfte für den Staat alle Zeit wegnehmen. Denn er iſt einer von den zwölf Bürgermeiſtern der Stadt, welche nach einander die Regierung führen; kürzlich war er regierender Bürgermeiſter, jetzt verwaltet er das Amt eines Schatzmeiſters. *Es iſt gewiß*, daß ſeine Papiere noch ſehr

Vortreffliches aufbewahren. Die von Sluſius bekannt gemachte Methode der Tangenten war ihm lange bekannt geweſen. Seine Methode iſt umfaſſender, als die, welche Sluſius herausgegeben hat. Aber auch Mercators Quadratur der Hyperbel iſt ihm ſchon im Jahre 1662 bekannt geweſen.“ So weit Leibnitz, fügt Collins an Newton hinzu.

Von Amſterdam begab ſich Leibnitz nach dem Haag. Hier ſah und ſprach er, nur noch kurze Zeit vor deſſen Ende, den merkwürdigen Weiſen, welcher ſelbſt den Beſten ſeiner Zeitgenoſſen den Stempel der Gottesverlaſſenheit auf der Stirn zu tragen ſchien: Benedict von Spinoza. Leibnitz hat an der einzigen Stelle, wo er ſeines Beſuches bei Spinoza gedenkt, in der Theodicee nemlich (III Partie, 376), eben nichts als das bloße Zuſammentreffen mit Spinoza erwähnt, und höchſtens dies, daß er einige gute Anekdoten über die Geſchichte jener Zeit, (ſo auch von dem Herrn de la Court im Haag, dem berühmten holländiſchen Publiciſten) von ihm, wie über ſeine Bildungsgeſchichte erfahren. Es war vielleicht der Ort nicht, von einem bedeutungsvollerm Austauſch der Ideen über Philoſophie und Theologie zwiſchen ihnen etwas durchblicken zu laſſen. Aber, wenn wir ſolch tiefere Geſpräche auch nicht von ſelbſt zwiſchen dieſen beiden Heroen vorausſetzen müßten: wie bedeutungsvoll für die Geſchichte jedes derſelben, ſo wie für die Geſchichte der Philoſophie, iſt das bloße Zuſammentreffen! wie beziehungsreich für Leibnitz in Hinſicht auf den Moment, da er Spinoza das erſte und letzte Mal in ſeinem Leben von Angeſicht zu Angeſicht ſah!

Beziehungen, welche sich unserer Betrachtung um so reicher und lebendiger aufdringen, je mehr wir die Beiden nach ihren ganzen individuellen und weltgeschichtlichen Erscheinung gegen einander halten.

Hier beschränken wir uns auf einen Punkt, welcher für die historische Auffassung und Würdigung der persönlichen Zusammenkunft zwischen Leibnitz und Spinoza nicht scharf genug ins Auge gefaßt werden kann. Leibnitz und die gesammte philosophische Welt kannte in jenem Augenblicke, gegen Ende 1676, Spinoza durch seine herausgegebenen Schriften nur erst noch als Cartesianer, und selbst sein berühmter Tractatus theologico-politicus sive de libertate philosophandi ratione ließ die Eigenthümlichkeit seines Systems, wie es sich aus dem des Cartesius entwickelt und sich demselben entgegen gestellt hatte, nur in allgemeinen Folgerungen und Anwendungen wahrnehmen. Erst nach dem Tode dieses Philosophen erschien, in den von seinem Freunde herausgegebenen nachgelassenen Schriften, die Ethik Spinoza's. Unterdessen aber hatte Leibnitz, wie seine Briefe aus Mainz und Paris bekunden, seit lange die Fesseln des Cartesianismus auf seine Weise, und zwar in so entschiedener, der des Spinoza entgegengesetzter Richtung gesprengt, und den Grund zu seinem Systeme gelegt, daß er bei seiner Unterredung mit Spinoza, wenn auch ohne sich dessen bewußt zu sein, schon als sein entschiedenster Gegner ihm gegenüber stand. Wir werden im folgenden Buche die Umrisse dieses Systems nach seiner innern Entwickelung zu zeichnen versuchen. Eines können wir jedoch beim *Uebergange* zu der Betrachtung der

folgenden Lebensperiode Leibnitzens nicht unbemerkt lassen. Er hebt es in seiner Theodicee hervor: schon in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Paris, im Umgange mit Anton Arnaud, ungefähr im Jahr 1673, hatte er diesem berühmten Theologen einen (wahrscheinlich verloren gegangenen) Dialog über die Prädestination und die Sünde, in lateinischer Sprache, mitgetheilt, welcher den Grundgedanken der Theodicee selbst klar und entschieden aussprach; „wo ich, sagt Leibnitz, schon darthat, daß Gott, als er die vollkommenste aller möglichen Welten erwählt hatte, durch seine Weisheit bewogen worden war, das ihr anhaftende Uebel zuzulassen, was nicht hindere, daß, alles in Anschlag und Rechnung gebracht, diese Welt nicht die beste wäre, welche gewählt werden konnte. Ich habe, fährt er an derselben Stelle fort, ich habe noch nachher die verschiedenen guten Schriftsteller über diese Gegenstände gelesen, und gestrebt, in denjenigen Kenntnissen Fortschritte zu machen, welche mir geeignet scheinen, alles zu beseitigen, was die Idee der höchsten Vollkommenheit, welche man in Gott anerkennen muß, verdunkeln könnte. Ich habe nicht unterlassen, die strengsten Schriftsteller zu prüfen, welche die Nothwendigkeit der Dinge am weitesten getrieben haben, wie Hobbes und — Spinoza ..." Diese nachträgliche Prüfung fällt in die ersten Jahre von Leibnitzens Aufenthalt in Hannover. In diese Zeit nemlich ist ein handschriftlich aufbewahrter Auszug von Spinozas Ethik aus Leibnitzens Feder zu setzen, dessen kritische Tendenz durch die Randbemerkung des Philosophen: „haec partim mea, partim aliena, aliena vero corrigenda", deutlich genug sich ankündiget.

Mit einem Wort, welch eine geheime Verwandtſchaft der Syſteme Spinoza's und Leibnitzens auch ſtattfinde, da ſie beide von Carteſius ausgegangen ſind, ſo iſt dieſe Verwandtſchaft um ſo beziehungsreicher, als feſtſteht: daß Leibnitz, in der hiſtoriſchen Bedeutung des Wortes, niemals ein Spinoziſt geweſen iſt.

Was Spinoza übrigens Leibnitzen von ſich ſelbſt erzählt hat, betraf unter andern ſeinen Lehrer in der lateiniſchen Sprache, den Holländer van den Ende, (eigentlich war es deſſen Tochter) welcher ſpäter nach Paris ging, und dort wegen ſeiner Theilnahme an der Verſchwörung des Chevalier de Rohan im November 1674 hingerichtet wurde. Dort, im Faubourg St. Antoine, hatte ihn noch Leibnitz aufgeſucht und geſprochen. Er erzählt in der Theodicee: „Er galt dort für vortrefflich in der Didaktik, und er ſagte mir, als ich ihn beſuchte, er wolle wetten, daß ſeine Zuhörer immer aufmerkſam auf das ſein würden, was er ſagte. Er hatte auch damals ein junges Mädchen bei ſich, welche lateiniſch ſprach und in der Geometrie demonſtrirte. Er hatte die Gunſt des Herrn Arnaud gewonnen, und die Jeſuiten fingen an, auf ſeinen Ruf eiferſüchtig zu werden. Doch bald darauf ging er zu Grunde, da er ſich in die Verſchwörung des Chevalier de Rohan gemiſcht hatte.“ —

Spinoza ſtarb zu Anfang des nächſten Jahres, den 21. Februar 1677 im Haag, im vier und vierzigſten Jahre. Leibnitz, am Anfange einer neuen, höhern, vielbewegten Laufbahn, hatte damals ſein dreißigſtes Jahr zurückgelegt.

Er traf gegen das Ende Decembers 1676 in Hannover ein, genau ſieben Jahre, ſeitdem der Herzog das erſtemal ſeinen Namen gehört, und begierig, aber noch vergeblich, nach dem Beſitze eines Leibnitz geſtrebt hatte.

# Zweites Buch.

Der Herzog Johann Friedrich hatte bei der Berufung Leibnitzens an ſeinen Hof, ſchon damals einen der glänzendſten und gebildeſten in Deutſchland, hauptſächlich den ihm aus Schriften und Briefen werth und lieb gewordenen Gelehrten von den ſeltenſten Talenten im Auge, in deſſen Umgange er, wie er bei der an ihn erlaſſenen Einladung 1673 geſchrieben hatte: „bei ſeinen obwaltenden vielfältigen und ſehr ſchweren Regierungsgeſchäften", Erholung und Ergötzlichkeit ſchöpfen wollte. Viel Aufſehen machte bei dem Herzoge und ſeinem Hofe ein Schreiben, welches Leibnitz von Anton Arnaud an einen der Capuciner am Hofe, welche den eifrig frommen, vor vielen Jahren zur katholiſchen Kirche übergetretenen Fürſten, umgaben, von Paris mitbrachte, worin Arnaud über die ſeltenen Talente und Eigenſchaften Leibnitzens ſich ausließ, und das charakteriſtiſche Wort ausſprach: „daß Leibnitzen nichts als die wahre, (d. i. die katholiſche) Religion fehlte, um in Wahrheit *einer der großen Männer des Jahrhunderts* zu ſein." Leibnitz

wußte bei der Abgabe des Schreibens nichts von diesem Inhalte, sondern erfuhr es erst nachträglich von dem Herzoge, welcher es in seinen Händen behalten hatte; er würde, gestand er später dem Nachfolger des Herzogs, Ernst August, den Brief sonst nicht mitgenommen haben.

In kurzer Zeit fand sich Leibnitz bei dem Herzog Johann Friedrich so wohl, daß er, welcher noch das Jahr vorher so viel Abneigung gegen jeden Dienst, und so lebendige Lust an bürgerlicher Unabhängigkeit an den Tag gelegt hatte, seinem Pathen, dem sächsischen Hofprediger D. Martin Geier in Leipzig, seine Rückkehr ins deutsche Vaterlande mit der Versicherung anzeigte: „Jetzt lebe ich bei einem Fürsten, dessen Tugenden so groß sind, daß ich, ihm zu gehorchen, jeder Art Freiheit vorziehe.“ Die große und weise Mäßigung, welche Johann Friedrich in Bezug auf alle seine protestantischen Unterthanen an den Tag legte, ohne den Einflüsterungen mancher Eiferer unter der, ihn umgebenden Geistlichkeit Gehör zu geben, ist bekannt. Viele Jahre nachher, als in Sachsen durch den Uebertritt des Kurfürsten August III zur römischen Kirche ein ähnliches Verhältniß sich gestaltet hatte, stellte Leibnitz den Herzog als ein nachahmungswürdiges Muster auf. „Dieser Fürst, welcher mich in dieses Land berufen hat (schrieb Leibnitz 1697 an Thomas Burnet) bekannte sich zur römischen Religion und ohne Zweifel in gutem Glauben; bewies aber dabei eine bewundernswürdige Mäßigung. Den Ständen des Landes und selbst der protestantischen Geistlichkeit gab er nicht den geringsten Grund zur Klage, und was

*ren, welche die Rechte nicht hinlänglich kennen, scherzhaft*

klingen möchte: er übte ſo gut, als die proteſtantiſchen Fürſten, dem Weſtphäliſchen Frieden gemäß, das biſchöfliche Recht aus, was immer auch der Nuncius zu Köln, die apoſtoliſchen Vicare und die Miſſionare dagegen ſagen mochten; und als die Sache in Rom zur Sprache gebracht wurde, ſprach der Pabſt ſelbſt zu ſeinen Gunſten. Denn dieſer Fürſt that alle Dinge mit vieler Umſicht."

Es iſt möglich, daß, wo nicht der Herzog ſelbſt, doch die Geiſtlichkeit am Hofe, an dem beſonders auch viele katholiſche Ausländer, Franzoſen und Italiäner, aufgenommen waren, wie ſo manchen Mann in Hannover, auch Leibnitz zur katholiſchen Kirche hinüber zu ziehen ſich Hoffnung gemacht hätten: wenigſtens aber brachte ihm die Beharrlichkeit, womit er, wie früher in Mainz und in Paris, ſo auch jetzt den Lockungen widerſtand, bei dem Herzoge keinen Verluſt, und ſeine, durch den häufigen Verkehr mit Katholiken erworbene Milde, und ſeine ganze Welt- und Lebensanſicht als Philoſoph ſetzte ihn bald mit ſeiner Umgebung in ein harmoniſches Verhältniß. Unter dieſer war, beinahe gleichzeitig mit Leibnitz, der apoſtoliſche Vicar und Biſchof von Titiopolis, Nicolaus Steno aus Jütland, an den Hof von Hannover gekommen, merkwürdig, weil er, früher Proteſtant, dabei ein ausgezeichneter Arzt, Anatom und Geolog, durch ein Omen verleitet, Religion, Stand und Lebensberuf plötzlich vertauſcht hatte, übrigens durch verträglichen Charakter ſich empfahl. In einem Briefe an Boſſuet, welchen Leibnitz im Jahre 1679 ſchrieb, rühmt er das Urtheil und die Mäßigung, welche Steno bei den Controverſen der Religion an den Tag legte. Er

gewann zu Leibnitz Vertrauen, und theilte ihm unter andern die eigenthümlichen Motive seiner Bekehrung mit, welche Leibnitz für unterrichtend genug hielt, um sie nachher, an passendem Orte, in seiner Theodicee zu erzählen, wo von der Bekehrung des heiligen Augustinus die Rede ist. „Der gute Herr Stenonis, lesen wir dort, aus Dänemark, apostolischer Vicar zu Hannover und in der Umgegend, zur Zeit, als hier ein Herzog von seiner Religion regierte, erzählte uns, daß ihm etwas Aehnliches begegnet war. Er war ein großer Anatom, in der Kenntniß der Natur sehr bewandert; doch leider wandte er den Untersuchungen den Rücken, und aus dem großen Naturforscher wurde ein mittelmäßiger Theolog. Seitdem wollte er von den Wundern der Natur nichts hören, und um die Beobachtungen, welche Thevenot von ihm verlangte, von ihm herauszuziehen, hätte es eines ausdrücklichen Befehls des Pabstes in virtute sanctae obedientiae bedurft. Er erzählte uns also: was nicht wenig dazu beigetragen hätte, ihn zum Uebertritt zur Parthei der römischen Kirche zu bewegen, war die Stimme einer Dame zu Florenz, welche ihm aus dem Fenster zurief: Gehen Sie nicht nach der Seite, mein Herr, gehen Sie nach der andern Seite! Diese Stimme machte mich bestürzt, sagte er, weil ich damals mich dem Nachdenken über die Religion überließ. Diese Dame wußte, daß er jemanden in dem Hause, das sie bewohnte, suchte, und als sie ihn den rechten Weg verfehlen sah, wollte sie ihm das Zimmer seines Freundes zeigen.“... Leibnitz machte nach Steno's Ankunft in Hannover vergebliche Versuche, seine Abneigung gegen die Naturforschung zu überwinden, und

er klagte über dieſe Verkennung der wahren Frömmigkeit in mehreren Briefen an Hermann Conring in Helmſtädt. Zum Glück gewann der neue Biſchof in dieſer Hinſicht auf den Herzog von Hannover nicht Einfluß genug, um deſſen Wißbegierde und Theilnahme an der damals aufkeimenden Phyſik, durch Beobachtungen und Verſuche, zu ſchwächen. Leibnitz ſorgte dafür, ihr Nahrung zu verſchaffen, und ſie zum Beſten der Wiſſenſchaft zu wenden.

Ein anderer Geiſtlicher hatte, zur nemlichen Zeit mit Leibnitz, in Hannover einen bedeutenden Wirkungskreis für eine inhaltsreiche Zukunft angetreten, ein Gelehrter von den umfaſſendſten Kenntniſſen und ehrwürdigem Charakter, welcher bald mit ungeſchmälerter Hingebung für verwandte große und edle Zwecke an Leibnitz ſich anſchloß. Dies war Gerhard Molanus, Abt zu Lokkum, welchen der Herzog Johann Friedrich damals (1677) zum Präſidenten des Conſiſtoriums in Hannover ernannte. Er war ein Schüler des berühmten, durch ſeine Mäßigung ausgezeichneten Georg Calixtus in Helmſtädt, wo er ſelbſt in früherer Zeit Profeſſor der Theologie und der Mathematik geweſen war. Leibnitz nannte ihn einen „unvergleichlichen Theologen", und wie großes Vertrauen er in ſeine geſammte philoſophiſche und mathematiſche Bildung ſetzte, zeigte ſich bald bei einer beſondern Gelegenheit. Molanus hatte einen Freund in Jeinſen, unweit Hannover, der ehemals Profeſſor der Mathematik in Rinteln war, Namens Arnold Eckhart, einen eifrigen Anhänger des Carteſius in der Mathematik nicht minder, wie in der

Philoſophie [illegible] den Fortſchritten in der Wiſſenſchaft, deren erſter Repräſentant unter den Deutſchen jetzt in Leibnitz lebte, zu wiſſen. Er hörte damals, durch die Mittheilungen von Molanus, zum erſtenmale Leibnitzens Namen, und verwundert, von einem ausgezeichneten Mathematiker in ſeiner Nähe zu erfahren, ward er es doppelt, als er hörte, derſelbe wage ſich mit ſeinen eignen Ideen und Erfindungen bis an Carteſius. Bei einem Beſuche, welchen er zu Oſtern 1677 in Hannover abſtattete, hielt Leibnitz im Hauſe von Molanus, vor dieſem und deſſen Bruder, einige Unterredungen mit ihm über den Carteſianiſchen Beweis vom Daſein Gottes. Dieſer Streit wurde ſpäter eine Zeit lang in Briefen, wobei Molanus den Vermittler machte, fortgeſetzt, und auf die Geometrie und Analyſis ausgedehnt. Zuletzt mußte Leibnitz dennoch die Hoffnung aufgeben, mit dem hartnäckigen Carteſianer auf dem einen oder dem andern Felde ſich zu verſtändigen; und begnügte ſich, gemeinſchaftlich mit Molanus, ihm wenigſtens eine gute Anſtellung bei dem Herzoge auszuwirken.

In demſelben Jahre verſchaffte Leibnitz einer deutſchen Entdeckung bei dem Herzoge und dem Hofe Eingang, welche bald in Europa Aufſehen erregte. Es war die ganz neue Entdeckung des ſo genannten Kunkelſchen Phosphors, deſſen wahrer Erfinder Brand, ein Hamburger, war. Verſuche, nach Anleitung eines alchymiſtiſchen Buches, aus dem Urin eine flüſſige Materie, zur Verwandelung des Silbers in Gold, zu gewinnen, hatten ihn zu dieſer unvermutheten Entdeckung geführt. Er hatte darauf dem kurſächſiſchen Commerzienrathe Johann Daniel Kraft eine Nachricht davon brieflich

mitgetheilt; dieser den Kammerdiener [illegible]rsten, Johann Kunkel, in das Geheimniß gezogen; beide [illegible] sich zu Brand nach Hamburg begeben, und sich in der Verfertigung des Phosphors von ihm unterrichten lassen. Kunkel, welcher nachher seine Kenntniß unzureichend fand, und sich von Brand getäuscht hielt, aber durch weitere eigene Versuche das ihm Fehlende ersetzte, hielt sich nun für befugt, sich selbst die Entdeckung des Phosphors öffentlich anzueignen, und es gelang ihm bei dem überraschten Publikum, seinen Namen an die ursprüngliche Entdeckung eines Andern zu knüpfen. Sein Genosse, Kraft, unternahm gleichzeitig Reisen, um das Geheimniß bei den Großen zu verkaufen; und auf seiner Durchreise durch Hannover nach England, **1677**, sprach er bei Leibnitz vor. Unter vielen und mannichfaltigen Gegenständen aus dem Gebiete der Chemie, wovon Leibnitz mehreres aufgeschrieben hinterlassen hat, nannte ihm Kraft den Grundstoff des Phosphors und den Namen des eigentlichen ersten Erfinders; er machte auch Versuche vor ihm, und wiederholte sie vor den Augen des darüber in Staunen gesetzten Herzogs Johann Friedrich. Die nähern Umstände berichtet Leibnitz in seiner, den Verhandlungen der Königlichen Preußischen Societät der Wissenschaften (**1709**) einverleibten: **Historia inventionis Phosphori**, und setzt hinzu: „Der Herzog, freigebig und edel, wie er war, gab mir Befehl, den Erfinder Brand von Hamburg kommen zu lassen. Brand kam auch nach Hannover, und theilte uns ehrlich sein Verfahren mit; denn alles, was er selbst verrichtete, habe ich mit meinen Leuten in *einem andern Laboratorium* nachgebildet. Der

Urin von So[redacted] einem Lager ſtanden, wurde in Fäſſern geſam[redacted], und als eine hinreichende Menge davon vorräthig war, kam Brand, und machte die Verſuche außerhalb der Stadt. Der Herzog ſetzte dem Manne bei ſeiner Rückkehr nach Hamburg eine jährliche Penſion feſt, welche ihn, ſo lange der Herzog lebte, ausgezahlt wurde; es war vielleicht die einzige Belohnung, welche Brand von ſeinem Phosphor gezogen hat.“ Leibnitz überſchickte damals Proben vom Phosphor an Huygens in Paris, und nach einiger Zeit nahm Tſchirnhauſen, der jetzt zum andernmale nach Paris ging, eine an die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften gerichtete Beſchreibung von Leibnitz mit, welche in demſelben Jahre (1677) in dem Journal des Savans, als: Relatio de Phosphoro a Domino Craftio invento erſchien. Als, zwei Jahre darauf, der Herzog mit Tode abging, ließ Leibnitz in das, auf das Leben und die Verdienſte ſeines Herrn gedichtete heroiſche Carmen eine begeiſterte Schilderung der Wirkungen des Phosphors einfließen, welche Fontenelle, in der Lobſchrift auf Leibnitz, für eines der ſchönſten Stücke der neuern lateiniſchen Poeſie erklärt.

Gegen Ende des Jahres 1678 ward Leibnitz von dem Herzoge nach Hamburg geſchickt, um den Ankauf des von dem dortigen gelehrten Arzt und Naturforſcher, Martin Fogel, hinterlaſſenen werthvollen Bücherſchatzes, zur Bereicherung der Bibliothek des Herzogs von Hannover, in Perſon abzuſchließen. Er ſelbſt hatte mit jenem Gelehrten früherhin von Mainz aus Briefe gewechſelt, und als er in der letzten Zeit *ſeines Aufenthaltes* in Paris den Tod des Mannes erfahren

hatte, sein Augenmerk darauf [redacted] deshalb seine Freunde in Hamburg, den Residenten [redacted] und Placcius, aufgefordert, zu sorgen, daß die kostbare Bibliothek nicht zerstreut würde. Sie bildet seitdem einen bedeutenden Zuwachs der von dem Herzog Johann Friedrich zuerst angelegten, jetzt Königlichen Bibliothek von Hannover. Bei Placcius und zwei andern Hamburger Gelehrten, Vagetius und Sivers, Schülern des berühmten Joachim Jungius, drang Leibnitz mit Eifer auf die Nachforschung und Herausgabe der von Jungius hinterlassenen und von ihm in Augenschein genommenen Papiere, jenem von Leibnitz überaus hochgestellten, den Reformatoren der Wissenschaft und Philosophie verglichenem Manne; und wäre man dem bald nachgekommen, so hätte die Welt den unwiederbringlichen Verlust jener Schätze nicht zu beklagen, da der bedeutendste Theil davon durch eine im Hause von Vagetius entstandene Feuersbrunst im Jahre 1691 zerstört worden ist.

Eine merkwürdige Bekanntschaft machte Leibnitz bei diesem Aufenthalte an dem berühmten, in mancher Hinsicht auch berüchtigten Chemiker und Mechanikus, Johann Joachim Becher. Dieser geniale und unruhige Kopf, welcher lange für einen Adepten galt, konnte wenigstens seiner Zeit als der Repräsentant der Chemie in Deutschland gelten, wie in England Robert Boyle oder Lemery in Frankreich. Er war es, welcher den ersten Grund zu der phlogistischen Theorie gelegt hat, welche Stahl in ein System brachte, das bis zu den Entdeckungen Lavoisiers das allgemeine war. Aber dieser Mann war zugleich *ein abentheuerlicher*, unstäter Charakter,

neidisch gegen [illegible] Verdienst und voll Bosheit in seinen Ausfällen gegen die hervorstechendsten Zeitgenossen, ohne immer sich selbst zu schonen. In einer Unterhaltung mit ihm über Maschinenwesen ließ Leibnitz unter andern von einer Verbesserung der Mechanik an den Reisewagen, welche ihn im Entwurf beschäftigt hatte, etwas fallen. Als Becher einige Zeit nachher, bei dem damals regierenden Herzoge von Hannover auf dessen Liebe zur Chemie und Alchymie spekulirte, trat Leibnitz, von früher Jugend mit diesen Umtrieben nur zu sehr vertraut, Bechern zur rechten Zeit in den Weg. Dieser trug Leibnitzen es nach, und als er nach wenigen Jahren (1683) seine skurrile Schrift: Närrische Weisheit und weise Narrheit, herausgab, worin er unter absichtlichen Uebertreibungen die paradoxen oder so erscheinenden Entwürfe und Erfindungen der ausgezeichnetsten Zeitgenossen bespottete, führte er als eine der weisen Narrheiten: „Leibnitzens Postwagen von Hannover nach Amsterdam in 6 Stunden zu fahren" an, und stellte ihn, der damals in den Kreisen des eigentlichen gelehrten Publikums in Deutschland noch nicht recht bekannt, wenigstens nicht so, wie er es verdiente, war, als einen literarischen Abentheurer vor. Leibnitz that nichts, jene boshaften Anmuthungen zu widerlegen; doch in einem Briefe an den später regierenden Herzog Ernst August, welchem Bechers Buch zugekommen war und seine Neugierde erregt hatte, erzählte er den wahren Hergang der Sache, wie folgt: „Ich bin Ihrer Hoheit für das günstige Urtheil, das Sie von mir an den Tag legten, und welches Sie abgehalten hat, der Erzählung des Doctor Becher Glauben beizumessen,

verpflichtet. Dieſer Mann iſt bekannt genug durch ſeine Uebertreibungen (extravagances), mit der ihnen beigemiſchten ſchwarzen Bosheit. Man braucht nur ſeine Bücher zu leſen, um ſich davon zu überzeugen; er zerfleiſcht unverſchämt große Perſonen, und Perſonen, welche ihm Wohlthaten erzeigten, haben ſeinen Undank erfahren, als ſie ſein Verfahren nicht billigen wollten oder konnten. Er iſt gegen mich aufgebracht geweſen, weil ich eine gewiſſe alchymiſtiſche Gaunerei, die er vorhatte, gehindert habe. Und indem er ein Mittel ſuchte, ſich zu rächen, griff er zu einer Unterhaltung, welche wir vor einigen Jahren in Hamburg hatten, wo wir von Maſchinen ſprachen, und ich ihm unter andern Dingen ſagte, ich glaubte, daß man etwas an den Wagen verbeſſern könnte. Ich ſpreche nie aus freien Stücken von dieſer Art von Materien, außer zu Perſonen, welche ſich damit befaſſen, und da Becher Profeſſion macht, die Mechanik zu verſtehen, berührte ich etwas davon bei Gelegenheit, obſchon ich niemals mit Andern davon geſprochen und noch weniger verſucht habe, ſie auszuführen. In der That Niemand hier (in Hannover) hat davon ſprechen hören, und Mehrere haben mich gefragt, was das heißen ſollte. Aber ich glaube jetzt, daß Becher, welcher die Andern nach ſeinem Kopfe beurtheilt, das für einen großen Entwurf nahm, was ich nur im Vorbeigehen geſagt hatte, und indem er vorausſetzte oder aus Bosheit erdichtete, daß ich an dieſem imaginären Wagen immer gearbeitet hätte, hat er die Gelegenheit zu finden geglaubt, mich zu ſticheln, um ſich zu rächen. Was er von den ſechs *Stunden Weges ſagt, in* welchen dieſer Wagen von

Hannover nach Amsterdam gehen sollte, gehört zu seiner Erfindung, und stimmt sehr wenig zu der Vorrede des Buches, wo er vor Gott betheuert, daß er aufrichtig spreche, und nicht den Vorsatz habe, die Personen zu verletzen. Denn man müßte den Verstand verloren haben, um jemals daran gedacht zu haben. Ich war Willens, ihm in einem Briefe privatim seine Bosheit vorzuwerfen und ihn an seine Vorrede zu erinnern; aber ich höre, daß er in London gegen Ende des vergangenen Jahres gestorben ist. Indessen mache ich mir sehr wenig daraus, daß er den Gedanken, von welchem ich ihm gesprochen habe, unter die gelehrten Narrheiten setzt; ich bin in zu guter Gesellschaft, weil er in dieselbe Klasse den König von Frankreich, den seligen Kardinal von Salzburg, den seligen Herrn von Zinzendorf, Präsidenten der kaiserlichen Kammer, Herrn Hudde, Bürgermeister von Amsterdam, Herrn Huygens, den Erfinder der Pendel, und eine Menge anderer Personen von Verdienst und Ruf setzt." Diese Erfahrung hielt Leibnitz indessen niemals ab, Bechern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. So in einem Briefe an den Herausgeber der Monatlichen Unterredungen vom Jahre 1692: „Becher, heißt es da, ist gewiß ein trefflicher Kopf gewesen, und hat viel gewußt, wiewohl mehr aus Relation guter Autisten, als aus eignem Grunde. Daher so oft er ein neu Buch gemacht, hat er auch neue Principia chymica auf die Bahn gebracht. Daß aber Leute sein sollten, die ihn pro Adepto halten, habe ich nicht gewußt, noch mir einbilden können."

Da der Herzog Johann Friedrich auf die Verbesserung der werke im Harz große Sorgfalt wandte, und sie wirklich

auf eine Stufe hob, welche ſie allen übrigen Deutſchlands zur Nacheiferung darſtellte, ſo ergriff Leibnitz dieſe Veranlaſſung, ſich mit dem Berg- und Hüttenweſen, als Geognoſt, Mineralog und Mechaniker, bekannt zu machen und zu beſchäftigen. Wie er alles, was er anfaßte, als beſondere Wiſſenſchaft bis auf den Grund zu erſchöpfen und ſich anzueignen ſuchte, ſo beherrſchte er mit der Zeit die mineralogiſche Kenntniß vollkommen, wie ſie die Kenner in ſeiner Protogäa, von welcher wir bald mehr ſagen wollen, bewundern, und verband damit die eigentliche Bergwerkskunde als eine ſeiner Profeſſionen, in Bezug auf die damals noch in der Kindheit liegende höhere Staatswirthſchaft, und die von ihr abhängende Nationalwohlfahrt. Leibnitz ſelbſt legte 1680, kurz nach dem Tode des Herzogs, in einem Schreiben an einen Freund am kaiſerlichen Hofe ein beſonderes Gewicht auf dieſen Zweig der Staatswirthſchaft, und ſprach ſich dabei über einen von ihm gemachten und ins Werk geſetzten Vorſchlag zur leichteren Entfernung der wilden Waſſer aus den Gruben, wobei er ſo eben war, wie folgt, aus: „Geſtern begab ich mich, berichtet er, auf Befehl meines Fürſten, nach den Gruben im Harze. Sie wundern ſich vielleicht, was ich, als Mann vom Staatsfache, mit den Gruben gemein habe? Aber ich bin lange ſchon der Anſicht, daß die Staatswirthſchaft der bei weitem wichtigſte Theil der Staatswiſſenſchaft ſei, und daß Deutſchland aus Unwiſſenheit oder Gleichgültigkeit darüber zu Grunde gehen muß. Die Gruben aber machen einen großen Theil unſerer Einkünfte aus; dieſe werden *nun jetzt vortrefflich* verwaltet. Denn Johann

Friedrich, glorwürdigen Andenkens, hat unter den übrigen trefflichen Maßregeln seiner Regierung auch dieses Zweiges sich eifrigst angenommen. Als ich (fährt Leibnitz fort) bei Gelegenheit diesem Fürsten vorstellte, daß ich auf ein Mittel verfallen sei, um dem Uebel, das die Gruben durch das Wasserleiden, zu Hülfe zu kommen, nahm er meinen Vorschlag mit vielem Beifall auf; berief bald die betreffende Behörde vor sich, und setzte mir für den Fall, daß ich das Beabsichtigte ausrichtete, und durch den Erfolg auch nur Eines Jahres bewährte, eine jährliche Belohnung von zweitausend Thalern aus. Als ich bereits auf dem Punkte war, mein Wort durch die That zu bewähren, unterbrach die traurige Nachricht von dem Ableben des erhabenen Fürsten das Begonnene. Ich mußte die Sache von Neuem beginnen, und hatte dabei viel zu kämpfen mit neidischen, in dergleichen Dingen unwissenden Menschen; aber der Durchlauchtigste Nachfolger selbst, nachdem er das Unternehmen einer gänzlichen Prüfung unterworfen, und mich lange und ausführlich angehört hatte, hat das Beneficium seines Bruders bestätiget. Jetzt bin ich eben bei dem Werke, unter dem Beifall der Kenner, welche sich von dem guten Fortgang selbst überzeugen, und zwar hoffe ich in wenigen Monaten damit zu Stande gekommen zu sein.“ Diese Hoffnung ward nicht erfüllt. Die von den Menschen, mehr als von den Dingen immer neu geschaffenen Hindernisse zogen die Sache in die Länge; ein in dieser Beziehung ganz vollgütiger Richter, der ehemalige Ober-Berghauptmann von Trebra in Freiberg, hat in seiner Bergbaukunde es bekräftigt, daß Leibnitz darin sein größtes Hinderniß fand, daß er mit

den Praktikern im Bergbau und ihren Vorſtehern ſchlechterdings zu keiner Verſtändigung kommen konnte. Eine ganze Reihe von Jahren verging, während welcher Leibnitz Monate im Harze, meiſt in Zellerfeld, zubrachte; und als er endlich ſelbſt darum bat, von ſeinen vergeblichen Arbeiten erlöſt zu werden, beſtand ſein Hof noch längere Zeit darauf. Noch zum neuen Jahre 1684 bat Leibnitz die Herzogin Sophie um ihre Verwendung bei dem Fürſten: „Er habe augenſcheinlich Dinge dargeſtellt, die man für unmöglich hielt, und hoffe verdient zu haben, dies Geſchäft mit Ehren niederzulegen.“

Dieſer häufige, in einer gewiſſen Folge wiederholte Aufenthalt im Harze regte Leibnitz zu geologiſchen Beobachtungen, Unterſuchungen und Reflexionen an, welche allmählig einer kühnen ſpekulativen Combination über die Entſtehung der Erde die Grundlage darbot. Leibnitz war in Deutſchland der erſte, welcher vaterländiſche Geſtaltungen und Bildungen der Erdoberfläche zum Ausgangspunkte einer allgemeinen Theorie nahm, wie er denn mit einem gewiſſen Nationalgefühl ſeine Protogäa mit dem Bekenntniſſe eröffnet: Domi nobis insignes conjecturae, et velut radii nascuntur publicae lucis, unde ad caeteras regiones aestimatio procedat. Die im Harze vorzugsweiſe gewonnenen Kenntniſſe und Beobachtungen der Foſſilien und Verſteinerungen dienen ihm hier zum Leitfaden, und machen ebenſo das Charakteriſtiſche ſeines Syſtems aus, wie ſpäterhin die Alpen und andere Gebirge den Typus anderer geologiſcher Arbeiten beſtimmt haben. Mit ihnen verknüpfte er die Beobachtungen, welche er ſpäter auf einer größern Reiſe durch Süddeutſchland, Dalmatien und

Italien machte, und ſetzte die Ergebniſſe in der 1691 zu Papier gebrachten Protogäa nieder, welche erſt nach ſeinem Tode herauskam, weil Leibnitz, eingedenk des lokalen Urſprungs ſeiner Spekulation, aus einer gewiſſen Dankbarkeit, ſie als eine Art phyſikaliſcher Vorhalle ſeiner hiſtoriſchen Urſprünge des Hauſes Braunſchweigs hat herausgeben wollen, wozu es nie kommen ſollte. Ein kurzer Ueberblick daraus, für die Acta Eruditorum von 1693, und eine populäre Darſtellung davon, noch ſpäter, an einer Stelle der Theodicee, machte jedoch ſchon ſeine Zeitgenoſſen auf das Originelle ſeines Unternehmens aufmerkſam. In einem Jahrhundert, wo auch unter den Proteſtanten die Theologie die Naturwiſſenſchaften bewachte und ſich unterordnete, damit dem Buchſtaben der Schrift nicht widerſprochen oder Gewalt angethan würde, war es ſchwer, eine reine und folgerechte Naturbetrachtung durchzuführen, zumal bei einer Frage, wie die von der Geſchichte der Erde, welche mit der von der Schöpfung an einem Punkte zuſammenfiel. An myſtiſchen Combinationen von Phyſik und Schriftauslegung fehlte es nicht; noch Thomas Burnets Theoria Sacra Telluris, welche 1682 herauskam, war ein verunglückter Verſuch kabbaliſtiſcher Schwärmerei und willkührlicher Hypotheſen zur Erklärung des Zuſtandes unſers Planeten. Ohne die beſtändige Rückſicht auf die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte zu verbannen, hielt gegen Leibnitz in der Protogäa den Begriff einer Geſchichte, einer Geneſis der Erde feſt, und zwar nach Analogieen der Natur und den hinterlaſſenen Spuren früherer Revolutionen. Nur hat Leibnitz

cht zu ſehr den endlichen Maaßſtab eines chemiſchen

Laboratoriums auf die große chemiſche Werkſtätte der univerſellen Natur angewandt. Die Erde ſieht er als das jüngſte Ergebniß mehrerer großer Revolutionen an. „Die Erdkugel, einſt ein geſchmolzenes, aus ihrem Centrum, der Sonne, herausgefallenes Stück oder auch ein Sonnenfleck, ſtrebend in ihr Centrum zurückzufallen, ſtand in Feuer: die Felſen, gleichſam, die Knochen der Erde, ſind Schlacken, Vitrificationen des Guſſes, wie aus einem Vulkane; der Sand bedeutet das Glas dieſer Vitrification, nur durch die Bewegung pulveriſirt. Das Meerwaſſer ſtellt das oleum per deliquium vor, durch Abkühlung und Calcination. Das Meer, die Felſen und der Sand, dieſe Hauptbeſtandtheile der Oberfläche der Erde, wären alſo durch Feuer entſtanden; in der That finde man im Innern der Felſen Erzeugniſſe von Metallen und Mineralien, ähnlich denen, welche aus unſern Oefen hervorgehen. Als die Oberfläche der Erde nach der großen Verbrennung ſich abgekühlt hatte, fiel die Feuchtigkeit, welche das Feuer in die Luft getrieben hatte, auf die Erde nieder, wuſch ihre Oberfläche ab, löſte und ſaugte das in der Aſche feſtgebliebene Salz auf, und füllte endlich jene große Höhlung der Oberfläche unſrer Erdkugel, um den Ocean mit geſalzenem Waſſer zu füllen. Das Feuer zog ſich darauf in das Innere der Erde als Centralfeuer und giebt durch die Vulkane und verwandte Erſcheinungen noch immer ſein Daſein kund. Hierauf folgte eine neue, ebenſo mächtige Zerſtörung durch das Waſſer, lange vor der Sündfluth. Vielleicht fiel die durch die Abkühlung gebildete Erdrinde, welche viele Höhlungen unter ſich hatte, zuſammen, und Thomas Burnet

hätte Recht, daß wir nur noch auf Ruinen wohnen. Spuren und Ueberreste in den Gebirgen zeugen, daß das Meer auf Stellen gewesen sein muß, von denen es heute weit entfernt ist. Moses gab diese großen Veränderungen durch zwei Worte zu verstehen: die Scheidung des Lichts und der Finsterniß zeige die durch das Feuer gemachte Fusion an; und die Scheidung des Feuchten und Trocknen die Wirkung der Ueberschwemmungen." — Leibnitz hatte die eigenthümliche Genugthuung, von der Sorbonne, welcher er seine Protogäa in der Handschrift untersandt, eine Approbation zu erhalten. Ohne Zweifel hat er sich dadurch gegen mögliche Angriffe von Seiten katholischer und anderer Theologen im Voraus schützen wollen. Lange ist durch Büffons glänzenden Namen die Ansicht von der Gestaltung der Erdfeste und Oberfläche durch Erkältung und Abdampfung durch ein in das Innere der Erde zurückgezogenes Feuer die geltende gewesen; und immer wird wenigstens die Protogäa wegen des, der Wissenschaft nach der wahren Methode hin gegebenen Anstoßes den Kennern wichtig und beziehungsvoll bleiben. Leibnitz wandte auf Sammlung und Erhaltung vorweltlicher Ueberreste aus einer untergegangenen Thierwelt, welche ehedem Gegenstand eines abergläubischen Staunens gewesen waren, viel Aufmerksamkeit, und näherte sie selbst der Theilnahme und dem Vergnügen empfänglicher Seelen aus den höchsten Ständen. So übersandte er im Jahre 1692 der regierenden Kurfürstin von Brandenburg, Sophie Charlotte, ein im Harze aufgefundenes animalisches Fossil, nach Berlin, mit einer Beschreibung und Erklärung in dem begleitenden Briefe, der uns noch erhalten ist.

Die jahrelangen genauen Beziehungen, welche Leibnitz zu dem Bergwesen im Harz hatte, wo das gewonnene Silber zugleich in Münzen ausgeprägt wurde, führten ihn auch zu staatswirthlichen Meditationen über das Münzwesen und dessen Verbesserung, mit Rücksicht auf das deutsche Reich. Die größten Denker des Jahrhunderts haben diesen wichtigsten Punkt in dem Systeme des gesellschaftlichen Verkehrs, auf welchem das neuere Staatsleben und die Gesellschaft basirt ist, in ihre Betrachtung gezogen; Copernikus zuerst, gleichzeitig mit Leibnitz Locke, der berühmte Urheber des Versuchs über den menschlichen Verstand, endlich auch Newton. „Ich habe, schrieb Leibnitz in Bezug auf die letztern, im Jahre 1700 an Thomas Burnet, in früher Zeit viel über diese Materie gedacht, und habe eine Menge populärer Irrthümer darüber entdeckt"; und ein andermal, über das neue Münzreglement in England im Jahre 1696: „Das Münzreglement ist ein Gegenstand, den ich vielleicht eben so sehr, als irgend jemand studirt habe. Ich habe so viele Bemerkungen darüber aufgesetzt, daß es mir leicht wäre, einen Band daraus zu machen, weil die Angelegenheit auf dem deutschen Reichstage und bei mehreren Ständen der Kreise oft verhandelt worden ist." Von dem Verfahren und dem Principe, das das Haus Braunschweig bei der Münzung des Silbers verfolgte, ging Leibnitz aus, indem er es, bei der damaligen, täglich zunehmenden Unordnung und Verwirrung im Reiche, den Staatsmännern an den Höfen der andern Fürsten und selbst des Kaisers, bei allen Gelegenheiten empfahl. Dieser Grundsatz bestand darin, ein reines, *so wenig als* möglich legirtes Silber

bei den Münzen zu nehmen, und diesen einen innern, unzerstörbaren, alle Wandelung in den Waaren- und politischen Verhältnissen überwindenden Werth zu geben; was Leibnitz, dem das allgemeine Wohl nicht weniger, als das Interesse und der Ruhm des Hauses, dem er diente, am Herzen lag, durch sein von Jahr zu Jahr steigendes Ansehen aufrecht erhalten half. Er rühmte auch in seinen Briefen, daß die Silbermünzen des Hauses Braunschweig, welche im Harz geschlagen wurden, schlechterdings die besten von ganz Europa wären, besser selbst als die englischen. Ueber diese und damit verwandte, vaterländische Fragen gedachte Leibnitz schon in den ersten Jahren seines Dienstes in Hannover eine eigne Schrift, mit dem bezeichnenden Titel: Consultationes Germanicae herauszugeben, aber die waltenden Verhältnisse im Reiche schreckten ihn davon zurück. „Es verdrießt mich, schrieb er in dem schon erwähnten Briefe an einen Staatsmann in Wien, Worte in den Wind auszustreuen, und nach Art der Deklamatoren, welche in den Schulen über die rechte Verfassung der Republik Athen oder Carthago berathschlagen, erfolglos zu rathen. Ja, die besten Gedanken verlieren, wenn sie öffentlich Preis gegeben werden, und man macht unsere Feinde erst aufmerksam, statt sie im Zaume zu halten." Leibnitz zog es vor, im Stillen, aber desto sicherer, für jene höchsten Zwecke eines patriotischen Staatsmanns zu wirken, und schon der Herzog Johann Friedrich ging darauf ein. In einem Schreiben an den, durch seine henotischen Reisen und Bemühungen aus dieser Zeit bekannten Bischof von Tina, von dem wir des Mehreren zu berichten haben werden, aus Hannover den

24. Mai 1679, thut Leibnitz die bedeutende und ihn so charakteriſirende Eröffnung: „Es werden hier gute Reſolutionen, dem Reiche zum Beſten, ergriffen, welche bald ausbrechen dürften. Und weil ich in Wahrheit ſagen kann, daß auch ich Gelegenheit gehabt, etwas Nützliches dabei zu thun, ſo aber Niemand ſowohl, als Ihrer Durchlaucht ſelbſt bekannt, als welche mir die Gnade thut, oftmals meine Gedanken über allerhand Materien anzuhören, ſo möchte wohl wünſchen, daß ſolches am rechten Orte einigermaßen bekannt wäre. Der Ruhm iſt nicht allemal dasjenige, ſo ich ſuche, und gilt bei mir mehr: conscientia recte factorum, als opinio quam alii a me habere possent. Nichts deſto weniger iſt bisweilen nöthig, daß hohen Perſonen unſer gutes Gemüth bekannt ſey, damit uns Gelegenheit gegeben werde, ſolches ferner zu üben.“ Die Entwürfe zur Wiedervereinigung der beiden Kirchen ſind hier beſonders gemeint; ſie aber ſowohl als auch andere, auf die allgemeine Wohlfahrt des Reichs ausgehende Entſchließungen, geriethen durch den baldigen Tod des Herzogs in Stocken, und wurden zum Theil erſt unter ſeinem Nachfolger wieder aufgenommen.

Das Bisherige zeigt uns Leibnitzen weniger in einer amtlichen, als einer freien, individuellen Thätigkeit wirkend; indeſſen erlangte er auch dieſe in dem dritten Jahre ſeines Dienſtes, 1678, durch die Erhebung in den Rang eines herzoglichen Hofraths, aber ohne daß er der Bibliothek des Herzogs vorzuſtehen aufhörte. Nach der in Hannover eingeführten Regierungsordnung war der Hofrath, wie der Kanzleirath, ein

wirkliches Mitglied der Kanzlei, „wo die Justiz-Sachen tractiret wurden", deren Chef der vor dieser Zeit von Johann Friedrich ernannte Vicekanzler Ludolph Hugo war, ein Schüler Conrings, gleich ausgezeichnet als Staatsgelehrter und Publicist, wie als Rechtsgelehrter. Er blieb bis an seinen Tod (1704) der höchste Vorgesetzte Leibnitzens, dem bürgerlichen und amtlichen Range nach; seitdem nach dem Tode des letzten Kanzlers (Langerbeck) im Jahre 1669, die Kanzlerwürde für immer in Hannover aufgehoben war, wie mit Ludolph Hugo der letzte hannöversche Vicekanzler starb; diese Würde allmählich eingehen zu lassen, war Regierungs-Grundsatz nach dem Westphälischen Frieden bei den deutschen Fürsten. Leibnitz war also wieder in seiner ursprünglichen, fachlichen Wirksamkeit, wie früher in Mainz, von der er sich bei seiner Mission an den französischen Hof, 1672, herausgerissen hatte, und ein Theil seiner Zeit ward in der That von da ab seinem höhern wissenschaftlichen Wirken entzogen; aber das war ihm nicht unerwünscht. Das ruhige, in sich gekehrte Leben eines Gelehrten und Denkers hat Leibnitz nicht auf Kosten einer glänzendern Wirksamkeit in der Welt und auf die Welt erlangen und genießen wollen; sondern er strebte gerade beides zu vereinigen. Als er, zwei Jahre nach seiner Ernennung zum Hofrath, einen Augenblick den Wunsch hegte, in kaiserlichen Dienst zu treten, und zu der durch den Tod des Bibliothekars Lambecius in Wien erledigten Stelle zu gelangen, (welche statt seiner Nesselius erhielt) stellte er von selbst als eine erste Bedingung: daß er den Posten eines Bibliothekars nur dann annehmen würde, wenn er zugleich eine Stelle auf der Bank

der (proteſtantiſchen) kaiſerlichen Hofräthe bekleiden könnte. „Sie entnehmen leicht, (ſchrieb er deshalb in jenem Briefe an einen Staatsmann an dem Wiener Hofe, welcher eben dieſes Geſuch bei dem kaiſerlichen Kanzler, Grafen von Stratmann, vermitteln ſollte) daß ich, der ich in der That im Rathe meines Fürſten ſitze, von dieſer Stufe nicht gern herabſteigen würde; dies würde aber Statt finden, wenn ich das bloße Amt eines Bibliothekars und Hiſtoriographen übernähme, und ſo auf dieſe Art von dem Glanze der Geſchäfte in das Dunkel zurückträte.“

Noch viel weniger jedoch würde Leibnitz ſich dem monotonen, alle höhere Kräfte verzehrenden Geſchäftsdienſt um irgend einen Preis hingegeben haben, was er, nach ſeiner Erhebung zum Hofrath, Conringen nachdrücklich zu verſichern Anlaß nahm. Der alte Polyhiſtor, welcher von dem höhern Geiſte, der in ſeiner Nähe neue Bahnen in den Wiſſenſchaften zu brechen glühte, keine Ahnung hatte, und alles, was Neuerung hieß haßte, behandelte in dem Briefwechſel, welchen Leibnitz von Hannover aus mit ihm wieder angeknüpft hatte, dieſen ein wenig vornehm, und nicht viel beſſer wie einen philoſophiſchen Schwärmer, wegen der neuen Methoden in der Analyſis, Demonſtration und Erfindung, von welchen Leibnitz ihm geſprochen hatte. Dieſer ſetzte im Jahre 1679 einen Brief an ihn auf, wo er ſich voll Selbſtgefühl gegen die Anmuthungen Conrings rechtfertigt. Er ſpricht darin von dem Abſtande ſeines iſolirten Lebens gegen das nicht lange vorhergegangene in Paris, wo er für ſeine Studien Ehre und Beifall eingeerntet *hätte; während er* jetzt höchſtens in Neben-

ſtunden, welche ſeiner freien Thätigkeit übrig blieben, ältere Erfindungen weiter verfolgen könne. „Uebrigens geſtehe ich, heißt es dann, daß mir, ſeit ich unter die Hofräthe aufgenommen bin, andere Geſchäfte auferlegt ſind, daß ich ſowohl gerichtliche Akten leſen und nach ihnen über Prozeſſe Spruch fällen muß, als auch zuweilen Staatsangelegenheiten auf Befehl des Fürſten zu behandeln habe. Doch will der edle Fürſt, in ſeinem Wohlwollen für mich, nicht, daß ich meine ganze Zeit den Geſchäften der Kanzlei widme, und hat mir daher freigeſtellt, von den Sitzungen ſo oft auszubleiben, als es mir in Rückſicht anderweitiger Arbeiten nothwendig erſcheint. In der That, da der Fürſt zuweilen einige Dienſte für ſich ſelbſt von mir verlangt, da ich auch für die Bibliothek Sorge zu tragen habe, und häufig mit gelehrten Männern Briefwechſel pflegen und unterhalten ſoll, ſo war es einleuchtend, daß ich auf eine etwas liberalere Behandlung Anſpruch hätte. Wahrlich ich möchte nicht verurtheilt ſein, dieſen Siſyphus-Felſen der Geſchäfte am Gerichtshofe einzig und allein zu wälzen, und wenn mir die größten Schätze und die höchſten Ehren verheißen wären.“ Im Verfolge läßt Leibnitz durchblicken, daß, wie auf deutſchen Univerſitäten die Wiſſenſchaften behandelt würden, ſie ſolchen Geiſtern, welche ihren eignen Flug zu nehmen berufen ſind, noch das Meiſte zu thun übrig laſſen; und daß, ſo hoch auch Conring unter ſeines Gleichen ſtehe, er doch hinter der Bewegung, welche in Italien, England und Frankreich die Geiſter bewege, weit zurück ſei. Nicht lange darauf ſtarb Conring (1681), hochbetagt, nachdem ein

Verständniß zwischen ihm und Leibnitz von seiner Seite unmöglich geworden war.

Wie Leibnitz im jüngern Alter zu Mainz, wurde er auch bald nach seinem Eintritt in den Dienst des Herzogs von Hannover in die höheren Staatsangelegenheiten eingeweiht, und ein großer Theil seiner Zeit und Kräfte für sie von ihm verwendet. Hier freilich zeigt sich ein auffallender Unterschied in den Aufgaben und ihrer Behandlung; denn ein ganz anderer Geist war es, welcher die deutsche und europäische Staatskunst eines Kurfürst Johann Phillipp beseelt hatte, als der, welcher die Kabinets-Politik des Herzogs Johann Friedrich von Hannover bestimmte: Leibnitz hatte in Betreff seines Entwurfs zur Eroberung von Aegypten durch Ludwig XIV diesen Unterschied erfahren. Dieser Fürst, von so vielen Seiten des Geistes und Gemüths ausgezeichnet, hat den Glanz, welchen sein Name in der Geschichte Deutschland hinterlassen haben würde, durch eine unwürdige Abhängigkeit von Ludwig XIV, als seiner Richtschnur innerer, wie äußerer Politik, verdunkelt. Beim Ausbruch des Kriegs Ludwigs XIV gegen Holland (1672) war er mit diesem Feinde des deutschen Reichs ein Bündniß eingegangen; seine Truppen wurden von einem französischen General „gedrillt"; während des Reichskriegs stand er mit Köln und Münster auf Frankreichs Seite, indeß die Verwandten seines Hauses die Ehre des Reichs und des Kaisers tapfer in dessen Reihen vertheidigten, so lange, bis er von den Verbündeten gegen Schweden zu einer Neutralitäts-Erklärung gezwungen wurde. Er war unritterlich, nicht *mehr in Gemeinschaft* mit dem großen Könige

handeln zu können. Ludwig XIV. war sein Muster. „Ich bin Kaiser in meinem Lande" sagte er, wenn die Landstände ihm Vorstellungen zu machen wagten, wie der König von Frankreich: l'état c'est moi. Sein Streben war dahin gerichtet, die welfische Macht zu einer der ersten in Nordeutschland, ja der des Kurfürsten von Brandenburg gleich zu erheben, dessen Uebergewicht ihn drückte. Schon er dachte auf Erwerbung des Kurhuts, welcher jedoch erst dem Ehrgeize seines Bruders und Nachfolgers überlassen blieb. Im Dienste dieses deutschen Fürsten war dem politischen Streben und Wirken selbst eines Leibnitz keine höhere Linie, als die Beförderung der Interessen und Entwürfe zu höherer Macht und Würde des Hauses vorgezeichnet: und gewiß einen treuern Diener als Leibnitz hat das Haus Hannover nicht gehabt. Jedoch zu einer weltgeschichtlichen, ja nur zu einer allgemein deutschen Wirksamkeit, wie es sich ehedem in Mainz angelassen hatte, konnte sich Leibnitz auf diesem Boden nicht erheben: und die Widersprüche, die Verwickelungen, in welchen das öffentliche Recht des deutschen Reiches, in dem Verhältnisse seiner Glieder zu demselben und dem Kaiser, im siebzehnten Jahrhundert sich befand, lähmte den freien Schwung von [illegible] politischen Combinationen, beengte den Umfang seiner Begriffe in ihrer Anwendung. Gleich der Antritt [illegible] Laufbahn wird durch eine berühmte Staatsschrift Leibnitzens, welche aber schon den Geist jener verwickelten Verhältnisse nicht undeutlich abspiegelt, bezeichnet.

Schon seit dem März 1675 war auf Betrieb des Königs von England, der sich im Jahre 1674 von Frankreich getrennt

und mit den Staaten vertragen hatte, ein Congreß aller kriegführenden Mächte in Nimwegen zusammengetreten, auf welchem drei Jahre fruchtlos unterhandelt wurde, bis die Fortschritte Ludwigs XIV und die Anmahnungen des Königs von England zuerst Holland, dann Spanien zur Annahme der von Frankreich angebotenen Bedingungen eines Separatfriedens bestimmten; so daß der Kaiser das Jahr darauf, den 5. Februar 1679, zu einem, für ihn selbst und das Reich schimpflichen Frieden mit Frankreich und Schweden gezwungen wurde. Darauf schlossen auch die Herzoge von Braunschweig, so gut wie Brandenburg und andere Reichsstände Separatfrieden mit Frankreich, froh des einzelnen Gewinnes, während dem Ganzen des Reichs eine unheilbare Wunde geschlagen wurde. Leibnitz blickte klar in die Gefahr, welche aus diesem Frieden für Deutschland drohte, konnte seinen Schmerz aber nur in Klagen an einen vertrauten Freund ausschütten. Oeffentlich war ihm eine andere Aufgabe geworden, welche ihm der Ehrgeiz seines Fürsten diktirte.

Bald im ersten Jahre des Friedens-Congresses zu Nimwegen behaupteten die Welfischen Fürsten, Gesandte von [illegible] Range mit allen ihnen gebührenden Vorrechten, gleich den Kurfürsten, schicken zu dürfen, und sprachen in einem gemeinschaftlichen Schreiben an den König von England, vom 14. August 1676, ihre Ansprüche darauf, aber ohne Erfolg aus. Der Herzog Johann Friedrich und sein Bruder Georg Wilhelm von Celle hatten den Geheimen Rath Valentin von Schütz nach Nimwegen abgeordnet, welcher dem kaiserlichen Bevollmächtigten, *Minister Stratmann*, ohne Rückhalt erklärte,

daß das Haus Braunschweig zu jedem Opfer für das Reich bereit sei, wenn man darauf eingehe, seine Abgeordnete für hohe Gesandte gelten zu lassen. Doch die kaiserlichen Gesandten, welche ohnehin beauftragt waren, ohne die Abgeordneten der Reichsstände mit Frankreich zu unterhandeln, verweigerten es beharrlich, und der Wunsch von Valentin von Schütz, mit den Gesandten kurfürstlicher Häuser in gleichem Range zu stehen, blieb unerfüllt. Auch später, auf dem 1681 zu Frankfurt gehaltenen Congresse, wo der Geheime Rath Otto Grote die nämliche Angelegenheit betrieb, blieb diese Forderung unerfüllt, und deshalb der Wunsch Hannovers, in den Rang der Kurfürstenthümer einzutreten, um so lebendiger erhalten.

Es war also vielmehr eine Frage des innern öffentlichen Rechts des deutschen Reiches, als die vorübergehende Angelegenheit der äußeren Politik, welcher Leibnitz, auf Befehl und im Interesse des Hauses Hannover, eine der gründlichsten und erschöpfendsten Abhandlungen gewidmet hat, welche noch vor Abschluß des Friedens, mit verstelltem Namen des Verfassers im Jahre 1677 zu Amsterdam, unter dem Titel herauskam: [illegible]i Furstenerii de jure Suprematus ac legationis [illegible]um Germaniae. Die erdichteten Namen geben den Sinn, daß der Verfasser, indem er die Rechte der deutschen Fürsten verficht, nichts desto weniger ein Anhänger und Verehrer des kaiserlichen Ansehens wäre. Denn je mehr Leibnitz, um das Recht, hohe Abgesandte zu schicken, für die deutschen Fürsten abzuleiten, der Souveränität der letztern gegen die Oberhoheit des deutschen Kaisers das Wort redet, und dies

in einem Augenblicke, wo eine Controverſe von dieſer Natur die Verhältniſſe des Reichs gegen das übermüthige Frankreich nur noch mehr herabſetzen und drücken mußte: deſto mehr war der Patriot in ihm beſtrebt, ein Gleichgewicht und eine Harmonie in jenem, ſeit dem weſtphäliſchen Frieden im Reiche waltenden, und von Frankreich genährten Kampfe des Ehrgeizes deutſcher Fürſten herauszubringen; das mittelalterliche Syſtem des heiligen römiſchen Reichs, unbeſchadet der ihm durch die Souveränität der Stände beigebrachten Erſchütterung, in ſeiner Integrität darzuſtellen. Dies hat Leibnitz nur auf eine künſtliche Art vermocht, dadurch daß er dem deutſchen Reiche und dem Kaiſer auf eine ideale Art wiedergab, was er ihnen durch eine auf die Spitze getriebene Ausbildung und Anwendung des Souveränitäts-Begriffs der deutſchen Fürſten in der Wirklichkeit entziehen half; während er aus dieſer idealen Erhöhung von Kaiſer und Reich in Haupt und Gliedern wiederum die Anſprüche der deutſchen Fürſten auf Gleichheit mit dem ſouveränen Fürſten Italiens ableitete. Leibnitz behauptet unter andern, als ein hiſtoriſches Paradoxon, aber unter einer Fülle von Erudition, daß es ein Irrthum wäre, die ſogenannte germaniſche Freiheit mit dem Verfalle der kaiſerlichen Macht in Verbindung zu ſetzen: „weil Deutſchland bereits in den Zeiten der Carolinger, ja noch kurz vorher, voll von Fürſtenthümern, Dynaſtien und edlen Familien geweſen wäre, von denen die meiſten noch jetzt fortdauerten, welche ihre Länder durch Erbrecht beſaßen, und von den heutigen Häuſern ſich nicht viel unterſchieden, außer daß wegen der häufigen *Bewegungen und* der beſtändigen Kriege die

Veränderungen häufiger waren, als jetzt, und kleine Könige (reguli), welche auf Neuerungen ausgingen, oft von ihren Gebieten vertrieben wurden." Der ſyſtematiſche Geiſt Leibnitzens wollte von dem, was ſich hiſtoriſch im Reiche entwickelt hatte, nichts fallen laſſen, und indem er die Fürſten erhob, konnte er nicht umhin, die Kurfürſten in ihrem noch höhern Range, mit ihren noch höhern Anſprüchen, zu befeſtigen, was die Spitze des Buches gewiſſermaßen wieder abſtumpfte. Wir wiſſen von Leibnitz ſelbſt, daß der Präſident des geheimen Raths, Otto Grote, ein Staatsmann, welchem, wie Spittler ſagt, um in der Geſchichte den Rang eines Richelieu oder Mazarin einzunehmen, nichts gefehlt, als Königreiche zu regieren, ſich gegen jene Faſſung in Leibnitzens Darſtellung erhoben hat. Aber der Herzog, ſetzt Leibnitz hinzu, trat auf ſeine Seite, als er ihm vorſtellte, daß auf die Art, wie er die Frage behandelt habe, die Dinge eher gemildert, als geſpannt würden, und daß überhaupt ſein Syſtem nicht leicht geändert werden könnte, ohne einen ganz andern Begriff von ſeinem Werke zu geben. Lange nachher, als das Haus Hannover ſich um den Kurhut bewarb, habe er den Präſidenten Grote gefragt, ob es nicht von Vortheil ſei, daß man das Werk gelaſſen, wie es war, da es nun auch dem kurfürſtlichen Hauſe zum Vortheil gereiche? und dieſer habe nicht Anſtand genommen, was ihm zur Zeit Bedenken erregt hatte, jetzt zu billigen. Aber doch gereichte dasjenige, was das Buch als Syſtem zuſammenhielt, demſelben zu einem Hemmniß der Wirkung. Es waltete ein eignes Schickſal über die mannigfachen politiſchen Entwürfe und Schriften Leibnitzens, das ſie faſt alle der

beabsichtigten eigentlichen Wirkung beraubte; denn um derjenigen zu geschweigen, welche gegen die allgemeinen Verhältnisse von Deutschland und Europa zu kämpfen hatten, so blieb auch eine spätere Staatsschrift Leibnitzens, zu Gunsten der Kurwürde Hannovers und des ihm verliehenen Erzamtes, ohne Erfolg. Einen Theil dieses Mißerfolgs mochte die Eigenthümlichkeit des Verfassers auf sich nehmen, welchem, um eine rasche, schneidende Wirkung des Augenblicks durchsetzen zu helfen, gewissermaßen bloß die Einseitigkeit und Partheilichkeit fehlte, weil ihr der Philosoph und gründliche Gelehrte ein herabdrückendes Gegengewicht anhing. Als staatsrechtliches Werk dagegen eines Philosophen, des Philosophen Leibnitz, nimmt das Buch de jure suprematus principum Germaniae eine um so bedeutendere Stelle in der Geschichte seines Lebens ein, als vielleicht kein anderes einen schicklichern historischen Gesichtspunkt zur Auffassung und Darstellung seines Systems darbieten möchte, welches in den Grundzügen damals in seinem Geiste fertig war; wiewohl er es noch eine Reihe von Jahren zum Gegenstande immer erneuerter Prüfung und Reflexion machte, und erst um sein vierzigstes Jahr, wie er selbst bekannt hat, zu einer unumstößlichen Ueberzeugung gelangte, gegen sein fünfzigstes Jahr dagegen zuerst öffentlich als Lehrer der Mit- und Nachwelt damit hervorzutreten anfing. Man kann auch, wenn man bis auf die frühesten Geistesäußerungen bei Leibnitz zurückgeht, beobachten, wie seine Philosophie sich von innen, wie aus einem befruchteten Keime, nach und nach entwickelt hat, indem das Ende und der Schlußstein

ſeines Syſtems in den Anfängen ſeines ſelbſtſtändigen Denkens deutlich vorgebildet liegt.

Bei Leibnitz gab nemlich nicht, wie bei den Scholaſtikern die Theologie, oder bei den großen Philoſophen nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, die Phyſik, ſondern, eigenthümlich genug, die Jurisprudenz, ſein in der Jugend ergriffenes Fach, ſeinem Denken den Typus, welcher die Modalität deſſelben in großen und weiten Zügen beſtimmt hat. Der Begriff des Rechts, der Gerechtigkeit, und was damit zuſammenhängt, verbindet bei Leibnitz das Syſtem des Univerſums mit dem beſondern poſitiven Geſetze eines gegebenen Staates, als Individuums; verknüpft bei ihm die Natur mit dem Geiſte, das Ewige mit der Geſchichte. Wenn die naturphiloſophiſchen Begriffe von Bewegung, Leben, Seele und Geiſt, die metaphyſiſchen von Subſtanz und Kraft, mehrfache Verwandelungen bei ihm durchgingen, ehe ſie diejenige Faſſung annahmen, welche ſie behalten haben: ſo ſind Leibnitzens Begriffe des Naturrechts, wie ſie in der Theodicee walten, ſchon den Grundzügen nach in der Jugendſchrift Methodus nova docendae jurisprudentiae, ja in der noch frühern, auf der Univerſität ausgearbeiteten De arte combinatoria enthalten: um ſo vielmehr alſo in der Schrift De jure suprematus, wenn auch nicht in Form einer abſtrakten Theorie, ſondern vielmehr in der Anwendung einer ſolchen auf das öffentliche Recht der Chriſtenheit und des heiligen römiſchen Reichs, in ſich und nach außen. Die leitende Idee Leibnitzens bei dem Philoſophiren über das Natur- und *Staatsrecht*, über Recht und Geſetz überhaupt, war aber die

Idee der Theokratie; dieſer Idee ordnet ſich auch nachher die Philoſophie der Natur und ſein ganzer Spiritualismus unter; es war die höchſte Idee, in welcher ſich in Leibnitzens Syſteme der Dualismus oder vielmehr der Paralellismus der Dinge zur Einheit auflöſen ſollte; mit einem Worte, die Idee der Theokratie hat Leibnitzen von Anfang an zu der präſtabilirten Harmonie der Welt und der Natur geführt. Von dieſer Idee hat ſich Leibnitz in ſeinem Leben und ſeinen Schriften leiten laſſen. Allerdings war es die Idee ſeines Jahrhunderts, nur ſpekulativ erweitert und geſtaltet, und dadurch geeignet, den Ausartungen, der Verendlichung dieſer Idee heilſam entgegen zu treten, wie wir dieſe in der abſoluten Monarchie Ludwigs XIV, jenem Ziele der gleichzeitigen Fürſten in Europa, beſonders auch in Deutſchland, wahrnehmen, theoretiſch aber in dem Naturrechte von Hobbes, wie nicht minder in dem von Samuel Pufendorf. Der Unterſchied zwiſchen Leibnitz und dieſen gleichzeitigen Repräſentanten des Naturrechts beſtand darin, daß er das Ideal der abſoluten Monarchie nur in dem ewigen Reiche Gottes, nicht in dem eines Menſchen oder eines endlichen Geiſtes überhaupt verwirklicht, oder in der Verwirklichung begriffen fand; daß er der menſchlichen Monarchie beſtändig die göttliche entgegenſtellte, und ihre Wahrheit und ihr Recht weſentlich in dem religiös-ſittlichen Verhältniſſe zum Reiche oder zur Stadt Gottes ſah, während Hobbes die menſchlichen Einrichtungen abſolut faßte, Pufendorf aber zuerſt ein von aller Moral und Religion unabhängiges, abſtraktes Naturrecht aufſtellte und zu begründen ſuchte. Leibnitz erkannte ſich daher *als ſpeculativer* Philoſoph in größerer

Verwandtſchaft zu Hobbes, als zu Pufendorf, und ward nicht müde, dieſem ſeine Geringſchätzung an den Tag zu legen, während er von Hobbes mit Hochachtung ſprach, ſelbſt wenn er ihn widerlegte, wozu er auch in der Schrift de jure suprematus die Gelegenheit wahrnahm. Schon früher, berichteten wir, hatte Leibnitz, in Briefen an Hobbes, dieſem Philoſophen freimüthig ſeine Ausſtellungen zu erkennen gegeben; er that es hier öffentlich, während Hobbes noch lebte, denn er ſtarb erſt zwei Jahre darauf (1679). „Die Demonſtrationen des Hobbes, ſagt er im 11. Kapitel, haben nur in derjenigen Republik ſtatt, in welcher Gott der König iſt, welchem allein man in Allem vertrauen muß. Die Reiche des Hobbes exiſtiren, glaube ich, weder bei den civiliſirten Völkern, noch ſelbſt bei den Barbaren; und ich halte ſie weder für möglich, noch für wünſchenswerth; wofern nicht diejenigen, in deren Hand die höchſte Macht ſein ſoll, die Tugenden der Engel üben: die Menſchen werden dafür ſein, den eignen Willen zu behalten, und für ihr Wohl nach beſtem Ermeſſen zu ſorgen, ſo lange ſie nicht von der höchſten Weisheit und Macht ihrer Regenten überzeugt ſind, was zur vollkommenen Entäußerung ſeines Willens nothwendig iſt.“

Gegen Pufendorf dagegen macht Leibnitz die Principien der Religion: das Daſein Gottes und die Unſterblichkeit der Seele, als die unumgänglichen Grundlagen des Natur- und Staatsrechts, wie der Moral, unaufhörlich geltend. War nicht die Religion und Kirche der Eckſtein des ganzen geſellſchaftlichen, bürgerlichen und ſittlichen Verbandes? das einzige Band, welches den in Stände, wie durch Klüfte geſpaltenen

Staat, und die Menschen unter einander vereinigte, der Willkühr der Mächtigen und Machthaber gegen die Uebrigen einigermaßen einen Damm entgegensetzte? Pufendorf verdient nur herkömmlich den Namen eines Vaters des Naturrechts, wenn von echter Wissenschaft und Philosophie die Rede ist. Eine Wissenschaft des Naturrechts, der Ethik, auf einer philosophischen Idee beruhend, ohne die Stütze der Kirche und der Theologie, kennen wir in Deutschland erst von der Epoche an, welche in Europa politisch, und gewissermaßen auch religiös, durch die Erklärung der Menschenrechte bezeichnet worden ist. Ein solcher gesellschaftliche und bürgerliche Boden für das Naturrecht war in Leibnitzens Zeitalter nicht gegeben; der Philosoph, der Weise erblickte Recht und Gerechtigkeit, die Gleichheit von dem Gesetze nur in der Republik, von welcher Gott König ist.

Schon in dem ersten systematischen Versuche daher, der in seinem zwanzigsten Jahr herausgegebenen Schrift de arte combinatoria, stellt Leibnitz die Jurisprudenz mit der Theologie in Parallele, so, daß er auf letztere die Form der erstern überträgt; er legte diese Parallele seiner Methodologie des Rechts in der Methodus nova jurisprudentiae zu Grunde. „Die Theologie an sich selbst, sagt er dort, ist nichts als eine gewisse Species der Jurisprudenz im Allgemeinen; denn es handelt sich in ihr um das Recht und die Gesetze, welche in der Republik oder vielmehr in dem Reiche Gottes über die Menschen statt finden; so auch handelt die Moraltheologie von dem in der göttlichen Republik bestehenden Privatrechte, das Uebrige aber von dem *öffentlichen* Rechte."

An dieſe Idee einer Theocratie im Allgemeinen lehnen ſich nun bei Leibnitz die Principien des Naturrechts. Wie ſie in der Methodus nova jurisprudentiae hingeſtellt, und bald nachher in der Staatsſchrift für den Pfalzgrafen von Neuburg, „Specimen demonstrandi“, ergänzt wurden, treffen wir ſie lange nachher in der bekannten Vorrede zu dem Codex juris diplomaticus von 1693 und den damit verwandten Aufſätzen. Er will dem Rechtsgelehrten „den Compaß überliefern, um ſich auf dem unüberſehbaren und klippenreichen Meere der beſondern Rechtsfälle zurecht zu finden.“ Er nimmt nun drei Stufen in dem Naturrechte an: das ſtrenge Recht, die Billigkeit und die Frömmigkeit (jus strictum, aequitas, pietas). „Von dieſen drei Stufen, ſagt Leibnitz, iſt jede gegen die vorhergehende vollkommener und beſtätiget ſie, und im Falle eines Widerſpruchs derogirt ſie ihr. Das ſtrenge Recht oder das bloße Recht iſt, richtig genommen, nichts als das Recht des Krieges und Friedens, es iſt dasjenige, welches aus der Definition des geſchriebenen Wortes fließt. Die Regel des reinen Naturrechts heißt blos: neminem laedere, damit ihm das Recht des Krieges nicht gegeben werde, oder ein Recht im Staate gegen den Staat (ne detur ei in civitate actio extra civitatem). Dahin gehört die „justitia commutativa,“ und was Hugo Grotius „facultas“ nennt.“

Die zweite Stufe iſt die Billigkeit oder Gleichheit, oder das gegenſeitige Verhältniß Zweier oder Mehrerer, und beſteht in der Harmonie oder Congruenz: es fällt zuſammen mit den Principien von Ariſtoteles, Grotius und Felden; dahin gehören des Hobbes „dispositiones ad pacem.“ Ihre Regel iſt:

„Suum cuique tribuere;“ ſie macht die „justitia distributiva“ aus, und ihr Streben geht dahin, Allen zu nützen, ſo wie das des unterſten Grades war: Niemanden zu verletzen. Dahin nun gehen die Geſetze der bürgerlichen Geſellſchaft, nemlich auf die Glückſeligkeit der Unterthanen, und bewirken häufig, daß diejenigen, welche nur, mit Grotius zu reden, die „aptitudo“ einer Sache haben, auch die „facultas“ erlangen, d. h. daß ſie fordern können, was billig iſt, daß die Andern ihnen leiſten. Wenn auf der niedrigſten Stufe des Rechts keine Unterſchiede unter den Menſchen beachtet ſind, diejenigen ausgenommen, welche aus dem Geſchäfte ſelbſt, daß ſie unter einander haben, entſtehen, und alle Menſchen allen gleich geſchätzt werden — ſo werden die Menſchen auf der zweiten und höhern Stufe des Rechts gewogen, und Privilegien, Belohnungen und Strafen finden hier ihre Stelle. Ein Unterſchied der Rechtsſtufen, bemerkt Leibnitz, welchen Xenophon in der Cyropädie an dem Beiſpiele des Knaben Cyrus ſchön zur Anſchauung bringt; denn die Billigkeit ſelbſt empfiehlt bei Geſchäften das ſtrenge Recht oder die Gleichheit der Menſchen, wofern nicht ein größeres Gut, als ein wichtigerer Grund, eine Ausnahme machen heißt.“

„Das dritte Princip, fährt Leibnitz fort, iſt der Wille des Höhern, „voluntas Superioris,“ und hieher gehört, was Thraſymachus beim Plato ſagt: das Gerechte, das ſei das dem Mächtigern Nützliche. Der Höhere aber iſt hier entweder von Natur, nemlich Gott, und ſein Wille iſt wieder ein natürlicher, d. i. aus der göttlichen Vernunft fließender, der

Grund der Frömmigkeit — oder ein Gesetz, daher das positive göttliche Recht; oder der Höhere ist es durch Vertrag geworden, daher das bürgerliche Recht. Die Frömmigkeit ist also die dritte Stufe des Naturrechts, und verleiht den übrigen ihre Vollkommenheit und Wirksamkeit. Denn Gott, der allwissende und weise, bestätigt das strenge Recht und die Billigkeit, als der allmächtige aber vollstreckt er es. Daher der Nutzen des menschlichen Geschlechts, ja die Schönheit und Harmonie der Welt mit dem göttlichen Willen zusammenfällt. Daher die Regel: Lebe tugendhaft! (Honeste vivere). Und weil das strenge Recht und die Billigkeit des physischen Bandes entbehren, so bewirkt, hinzutretend, Gott, daß, was immer dem Allgemeinen (publice) d. h. dem menschlichen Geschlechte und der Welt, nützlich ist, auch den Einzelnen nützlich werde; daß also alles Sittlich-Gute auch nützlich, alles Unsittliche schädlich ist: da aus seiner Weisheit hervorgeht, daß Gott den Gerechten Belohnungen, den Ungerechten Strafen bestimmt hat; und seine Allmacht bewirkt, daß er das, was er bestimmt hat, vollbringen wird. Das Dasein irgend eines allweisen und allmächtigen Wesens, d. i. Gottes, ist also das letzte Fundament des Naturrechts." Man kann diese Stelle mit Fug als den Keim der Lehre Leibnitzens von der prästabilirten Harmonie zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Gnade betrachten; sie ist hier noch in abstrakter Allgemeinheit, als ein Postulat des Naturrechts, oder der allgemeinen Gerechtigkeit, ausgesprochen: aber dieses Postulat ist deutlich der Ausgangspunkt *seiner ganzen* Speculation. Denn das, was Leibnitz seine

Monadologie genannt, und die Skizze, die er unter dieſer Ueberſchrift gegen das Ende ſeines Lebens ausgeführt hat, iſt in Wahrheit die concrete Ausführung des Beweiſes vom Daſein Gottes in der Natur, vermöge deſſen die Tugend der Geiſter, nach den Geſetzen in dem Reich der Gnade, oder den Principien des Naturrechts, zu ihrer Erfüllung gelangt. Was die Schrift das Reich Gottes nennt, Leibnitz aber die univerſelle göttliche Monarchie über die Geiſter, das iſt in ſeinem Syſteme der Idee nach das erſte, und dieſer Idee die Grundlage und Haltung der Wiſſenſchaft zu verleihen, dies iſt der Zweck des Naturrechts und der Naturphiloſophie. Das Recht und die Natur ſind die beiden Pfeiler des Syſtems; obſchon jede in ihre eigenthümliche Sphäre eingeſchloſſen, ſind ſie beide in ewige Beziehung oder Harmonie zu einander geſetzt. Von Gott, als abſolutem Princip, gehen beide Wiſſenſchaften aus. Die Wiſſenſchaft des Rechts, in ſeinen drei Stufen: eigentliches Recht, (Jurisprudenz) Politik, und Moral oder Frömmigkeit, geht aus von Gott, als abſolutem Monarchen in dem Reiche der moraliſchen Geiſter betrachtet; und die Wiſſenſchaft der Natur geht aus von Gott, als Urheber und Schöpfer der Welt; durch „Gott" ſind beide Wiſſenſchaften verknüpft. Der Gang, den Leibnitz in der Entwickelung ſeiner Lehre genommen, iſt alſo der von dem Rechte gegen die Natur hin; ſo zeigt es die Entwickelung ſeines Lebens und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn; und wegen dieſes eigenthümlichen Urſprungs ſeiner geiſtigen Entwickelung erklärt es ſich, daß Leibnitz während ſeines ganzen Lebens das Recht, die Politik und die Theologie, drei

Wissenschaften, welche den von Leibnitz gesetzten drei Stufen des Naturrechts entsprechen, mit entschiedenem Uebergewicht vor den Studien der Natur, welche nicht seinen eigentlichen Beruf ausmachten, getrieben hat. Wer von den wahren Principien des Naturrechts, in Bezug auf das Recht, die Politik und die Theologie, als Moral, durchdrungen ist, der ist, sagt, im Geiste Platons, Leibnitz, am Schlusse der Methodus nova jurisprudentiae, „der wahre Philosoph des Rechts (juris philosophus), der Priester der Gerechtigkeit (justitiae sacerdos), endlich der des Völkerrechts und des daraus fließenden öffentlichen und göttlichen Rechts Kundige; dem allein der Staat anvertraut werden kann, eben so wenig ein Aufruhrstifter, als ein Machiavellist." Es war dies das Ideal des Lebens und der Philosophie, welches Leibnitz sich früh vorgesetzt und niemals aus den Augen gerückt hat.

Zur Erläuterung der Fassung und Eintheilung des Naturrechts bei Leibnitz gehört aber wesentlich der Begriff von Recht und Gerechtigkeit überhaupt, welchen er in jene drei Stufen gelegt hat, des Juridischen, Politischen und Moralischen, oder Theocratischen, wo der letztere Gesichtspunkt, als der höchste, die beiden andern, niedern, in sich aufnimmt und aufhebt. Auf Gott, als Monarchen der Republik der Geister, wird die Gerechtigkeit, als absolute bezogen, und von der göttlichen Gerechtigkeit und Regierung das Ideal und die Norm der menschlichen Gesetzgebung und Politik abgeleitet. „Das Recht, heißt es demnach in der Vorrede zu dem Codex Juris diplomaticus, ist ein gewisses moralisches Vermögen, und

die Verbindlichkeit eine moraliſche Nöthigung. Moraliſch aber iſt das dem Tugendhaften zur Natur Gewordene; der Tugendhafte iſt derjenige, welcher Alle liebt, ſo weit die Vernunft es zuläßt. Die Gerechtigkeit, als die leitende Tugend des Affekts der Liebe, von den Griechen Philanthropia genannt, iſt hiernach die Liebe des Weiſen. Wenn Carneades geſagt haben ſoll, die Gerechtigkeit ſei die höchſte Thorheit, weil ſie für fremden Nutzen ſorgen heiße, während der eigene vernachläſſigt werde, ſo kommt dies von der Unwiſſenheit der wahren Definition her. Die Liebe, (caritas) iſt das allgemeine Wohlwollen, und Wohlwollen iſt eine Gewohnheit (habitus) zu lieben. Lieben aber heißt: durch die Glückſeligkeit eines andern erfreut werden, oder, was auf daſſelbe hinauskommt, die Glückſeligkeit eines Andern zu der ſeinigen machen. Die Liebe übergetragen auf Gott, als Gegenſtand, macht die Frömmigkeit in ihrer Vollkommenheit aus.“ Man findet dieſe Definition der Liebe, womit Leibnitz im Gebiet des Reichs und der Theologie ſeiner Zeit, beſonders bei dem damals ſo berühmten Probleme von der uneigennützigen Liebe ſo viel ausgerichtet hat, ſchon in ſeiner politiſchen Schrift: Specimen demonstrationum politicarum; was für den urſprünglichen Zuſammenhang dieſes moraliſch-theologiſchen Begriffes mit den Principien ſeines Naturrechts ſpricht. (Prop. 37.) Als das eigentliche Objekt der Liebe wird, übereinſtimmend mit Plato, das Schöne geſetzt. „Die Liebe bezieht ſich auf das Schöne, heißt es; ſchön aber iſt das, deſſen Betrachtung angenehm iſt; durch deſſen Vorzüge oder *Güter wir ergötzt* werden.“ Auch dieſes

Gleichniß behielt Leibnitz für die Folge bei. „Wie die Betrachtung ſchöner Dinge, heißt es in der Vorrede zum Codex juris diplomaticus, an ſich ſelbſt angenehm iſt, und ein Gemählde von Raphael den Kenner entzückt, obſchon es keinen Nutzen abwirft, ſo daß es gleichſam in das entzückte Auge übergeht, wie durch ein Abbild und Gleichniß der Liebe: ſo geht, wenn der ſchöne Gegenſtand zugleich der Glückſeligkeit fähig iſt, der Affekt in die wahre Liebe über. Die Liebe Gottes aber überwindet jede andere Liebe, weil Gott mit dem höchſten Erfolge geliebt werden kann, ſofern weder etwas Glücklicheres, noch etwas Schöneres und der Glückſeligkeit Würdigeres, als Gott zu gleicher Zeit gedacht wird. Und da Gott zugleich von der höchſten Macht und Weisheit iſt, ſo geht ſeine Glückſeligkeit nicht allein auf die unſrige über (wenn wir weiſe ſind, d. h. ihn lieben), ſondern ſie bewirkt ſie auch. Die Weisheit ſelbſt aber iſt nichts, als die Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit.“ Auf dieſe Begriffe baut Leibnitz die drei, auf das innigſte mit einander zuſammenhängenden Stufen des Naturrechts, welche die Principien des bürgerlichen Rechts, der Politik, zugleich als Staats- und Völkerrecht, und der Moral abgeben. Die Idee aber, in welcher dieſe Begriffe und Principien, bei ihrer Geſondertheit und Gliederung, immer unzertrennlich verknüpft ſind, bleibt die Stadt Gottes, oder wie in dem Aufſatze: Vom Naturrecht, ſteht, die Kirche Gottes, als „die letzte natürliche Gemeinſchaft“, ohne welche unſer Philoſoph einmal kein Naturrecht, kurz kein Recht denken kann: „Ihr Abſehen iſt eine ewige Glückſeligkeit, während das Abſehen der bürgerlichen Gemeinſchaft, zeitliche Wohlfahrt

iſt. Und iſt kein Wunder, ſetzt der Weiſe hinzu, daß ich ſie eine natürliche Geſellſchaft nenne, maßen ja auch eine natürliche Religion und Begierde der Unſterblichkeit uns eingepflanzet." Die Kirche Gottes, in ihrer Verwirklichung gedacht, iſt die Gemeinſchaft der Frommen und Heiligen. „Dieſe Gemeinſchaft der Heiligen iſt katholiſch oder allgemein, und verbindet das ganze menſchliche Geſchlecht zuſammen. Sie hätte auch wohl ohne Offenbarung unter den Menſchen beſtehen, und durch Fromme und Heilige erhalten und fortgepflanzt werden können. Kommt indeß eine Offenbarung dazu, ſo wird das vorige Band nicht zerriſſen, ſondern verſtärket."

Auf dieſen theologiſch-moraliſchen Grund ſeines Naturrechts baut endlich Leibnitz das Syſtem einer Republik der chriſtlichen Völker, in dem Verbande der allgemeinen chriſtlichen Kirche, und die Idee eines völkerrechtlichen chriſtlichen Senats oder Concils, zur Begründung des ewigen Friedens. Dieſelbe Idee iſt es, welche das ſyſtematiſche Band der Schrift de jure Supremátus ausmacht. Man erinnert ſich, daß dieſe Schrift nahe vor einem Friedensſchluſſe, und zum Zwecke des neuen Friedens in Europa verfaßt wurde. In den Hauptpunkten ſeines Plans begegnete ſich Leibnitz noch gegen das Ende ſeines Lebens mit dem bekannten „Entwurf eines ewigen Friedens", des Abbé von St. Pierre; daher ſein dieſem gegebenes Gutachten darüber (Observations sur le projet d'une paix perpetuelle) im Weſentlichen die Ideen der Vorrede zur Schrift de jure Supremátus wiederholt; ein Beweis, daß *er ſich wirklich ſeine* Ideen nicht erſt für die

Gelegenheit gebildet hat. Er faßt bei jener hypothetiſchen Vorſtellung das chriſtliche Europa, wie es während des Mittelalters, zur Zeit eines gewiſſen Gleichgewichts zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht beſchaffen war, aber wie es ſich, den chriſtlichen Principien gemäß, hätte entwickeln ſollen und können: wenn die Päbſte nach dem Concil von Conſtanz ſich den Concilien, als den Repräſentanten der allgemeinen chriſtlichen Geſellſchaft oder der Kirche, nicht widerſetzt, und dadurch ihren Bruch herbeigeführt; wenn die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften nicht einen Umſchwung in den Ideen bewirkt, wenn die Erhebung der beiden Häuſer Habsburg und Bourbon das Gleichgewicht in Europa nicht erſchüttert, vor allem aber, wenn durch die Reformation kein Schisma zwiſchen der germaniſchen und romaniſchen Zunge eingetreten wäre. Denn, ſagt Leibnitz, „wenn es Päbſte von großem Rufe an Weisheit und Tugend gegeben hätte, welche die zu Conſtanz beſchloſſenen Maaßregeln befolgten, ſo würden ſie den Mißbräuchen abgeholfen, dem Bruche zuvorgekommen ſein, und die chriſtliche Geſellſchaft aufrecht erhalten oder vielmehr fortbewegt haben.“ Sein Syſtem des chriſtlichen Völkerrechts beruht ſomit auf eine hiſtoriſche Abſtraktion, welche ihm dazu dienen muß, eine philoſophiſche Idee zu veranſchaulichen, für welche er das hiſtoriſche Recht von Seiten der Mehrheit in der chriſtlichen Geſellſchaft, wo die Autorität des Pabſtes anerkannt wird, für ſich hatte. Einem Philoſophen, welcher das Staats- und Völkerleben aus dem univerſellſten, höchſten Geſichtspunkte auffaßte, und welcher um zwei Jahrhunderte dem Mittelalter näher

gewesen ist, als wir, war es nicht zu verdenken, daß er die Idee der mittelalterlichen Hierarchie, als Idee einer wahren christlichen Gesellschaft, einem Zeitalter vorhielt, wo durch die Anmaßungen Ludwigs XIV das höchste Recht mit Füßen getreten wurde; das Schwärmerische, das dieser Reminiscenz in dem Auge des nüchternen Publikums anhaftete, ist am Ende ja der Antheil einer jeden höhern Idee, der geschichtlichen Gegenwart gegenüber. Die ganze Christenheit bildet für Leibnitz Eine Republik, in welcher Alles auf das Heil der Seelen und das allgemeine Wohl gerichtet werden müsse, und in welcher der Kaiser, als Advokat, oder vielmehr als Haupt, oder, will man lieber, als Arm der allgemeinen Kirche, auf ein gewisses Ansehen Anspruch habe. Daher der Name des „Heiligen Reichs", welches sich gewissermaßen so weit als die katholische Kirche erstreckte. Der Kaiser sei der Imperator, d. h. der geborene Anführer der Christen gegen die Ungläubigen; ihm komme es vor den Uebrigen zu, Schismen beizulegen, Concilien sowohl zu versammeln, als zu leiten, und endlich durch das bloße Ansehen seines Amtes dahin zu sehen: ne quid Ecclesia et Respublica Christiana detrimenti capiant. Viele Fürsten seien bekanntlich Beneficarii oder Vasallen des römischen Reichs oder wenigstens der römischen Kirche, welche vom Kaiser oder dem Pabste Könige oder Fürsten genannt werden; die übrigen aber gehören auch eher Christo, als ihrem eignen Reiche an, dessen Kirche sie Treue geloben, wenn sie von dem Bischofe gesalbt werden. Denn so regiere, siege, herrsche Christus. (Anspielung auf die Aufschrift der französischen Goldmünzen: Christus r

vincit, imperat), da, wie die Geſchichte lehrt, die meiſten Völker des Occidents der Kirche ſich unterworfen haben. Während des Mittelalters war lange Zeit die Formel: Regnante Christo üblich. In dieſem Reiche Chriſti, waren nach derſelben Vorſtellung, unter Chriſto ſelbſt, als Haupt und Herrn, zwei höchſte Beamte, der Pabſt und der Kaiſer, welche eine ſtellvertretende Autorität übten, jener in geiſtlichen, dieſer in weltlichen Dingen. Wenn auch die Tradition von Petri Vicariat und von der vierten Monarchie nicht göttlichen Rechtes ſei, ſo hielt man ſie wenigſtens für nützlich und zweckmäßig. Denn es ſchien dem öffentlichen Wohl daran gelegen, daß die Chriſten durch eine allgemeine Autorität verbunden würden, und unter ſich Frieden hielten, dadurch aber den Feinden des Glaubens furchtbarer würden. Und dieſes Verhältniß verdiene noch immer ſeine Anerkennung, in dem Maaße, daß die allgemeine Kirche über den Königen ſtehen müſſe, nicht daß dadurch ihr Anſehen geſchmälert, oder den Fürſten die Hände zur Verwaltung der Gerechtigkeit, oder um ihre Völker glücklich zu machen, gebunden würden; ſondern auf daß ſchlechte, ſelbſtſüchtige und ehrgeizige Männer, welche ſich auf Fürſten Einfluß verſchaffen, durch eine höhere Autorität in Schranken gehalten würden, welche eben in der allgemeinen Kirche oder dem heiligen Reiche und ihren Häuptern, dem Kaiſer und dem Pabſte, wenn ſie geſetzmäßig ſind und ihre Macht richtig anwenden, wohnen müſſe. Das Verhältniß der allgemeinen Kirche zu den gekrönten chriſtlichen Häuptern müſſe dem des deutſchen Reichs zu ſeinen Ständen ähnlich ſein; und wenn es ein immerwährendes Concilium

gäbe (entsprechend dem allgemeinen Reichstag), oder ein von dem Concile errichteter allgemeiner Senat der Christenheit, so würde das, was heute durch Bündnisse, Mediationen und Garantieen geschieht, durch das Einlegen der öffentlichen Autorität, die von den Häuptern der Christenheit, dem Pabste und dem Kaiser ausginge, durch eine freundschaftliche, aber wirksame Austragung, verhandelt werden. Wenn die deutschen Fürsten das Reich anerkennen, so gereiche dieses zu ihrer Ehre und Würde; die übrigen aber, welche sich von diesem christlich-socialen Verhältnisse ausnehmen, seien deshalb um nichts freier; diese Exemtion nütze ihnen nichts und schade dem Allgemeinen. „Sie schadet, sagt Leibnitz, weil sie jene Einheit der Christen auflöst, welche die öffentliche Ruhe befestigen würde; sie nützt aber den Usurpatoren nichts, weil sie um nichts mächtiger sind, als unsre Fürsten; denn die Macht der Kirche auf die Gewissen und das Ansehen des, mit der Kirche verbundenen, heiligen Reiches vernichtet ja die Freiheit oder die Souveränität der Fürsten nicht."

Zuletzt kommt Leibnitz zu dem schwierigen Punkte der fürstlichen Macht, und zu dem Verhältnisse zwischen Fürsten und Volk, und zwischen Fürsten und Fürsten. Entsprechend den drei Stufen des Naturrechts; dem strengen Rechte, der Billigkeit und der Frömmigkeit, lehrt er die drei wichtigsten Bande, welche die christliche Staatsgesellschaft zusammen halten, und welche, von dem höchsten zum niedersten absteigend, sind: das Gewissen, die Ehrfurcht, und die materielle Macht (conscientia, reverentia, vis ipsa). Diese Bande finden *sowohl in dem innern* Verhältnisse zwischen dem

Regenten und den Unterthanen, als in dem gegenseitigen äußeren unter den Fürsten und Nationen statt. Das Gewissen unterwirft Alle Gott; die Ehrfurcht unterwirft die Fürsten der Kirche, dem römischen Reiche und dem Kaiser; endlich die Macht die Unterthanen dem Fürsten oder dem Obern. Ohne diese naturrechtlichen Wechselbeziehungen sei „höchste Gewalt" etwas Zweideutiges. Denn betrachten wir blos das Recht für sich, so begründet dies keine Ungleichheit, sondern vielmehr absolute Gleichheit zwischen dem größten Fürsten und dem Verworfensten aus dem Volke, nemlich die Verbindlichkeit, ihre Handlungen nach den Vorschriften der Gerechtigkeit einzurichten; desgleichen die Macht, als Thatsache, betreffend, so wird ein Tyrann oder ein Räuberhauptmann, so gut als ein König mit der höchsten Macht begabt scheinen: es ist mithin eine Vermittelung zwischen dem bloßen Recht und der Macht nothwendig, und diese geschieht durch die Ehrfurcht vor dem Höhern und die Furcht vor Gott. So erhalte die bürgerliche Gesellschaft ihre Einheit, ihre Harmonie und Macht, ihre religiöse, göttliche Weihe. —

Leibnitz war in den ersten Stadien seines Denkens, als er von dem Plane der Reform des Rechts und der Gesetzbücher voll war, in der Philosophie ein Cartesianer; sociale Probleme sind es, welche ihn über das System von Cartesius hinausgeführt und doch von einem wesentlichen Einflusse der Philosophie Spinoza fern gehalten haben; denn auch die theologischen Probleme waren im Zeitalter Leibnitzens sociale, im höchsten Sinne. Dieses charakteristische Motiv für das Hinausgehen über die Philosophie des Cartesius hat Leibnitz mit Bewußtsein

ausgesprochen. In seinem Briefe aus Mainz an den Herzog Johann Friedrich, vom Jahre 1671, bekannte Leibnitz, daß ihn zu den Gedanken über die Natur der Seele, im Unterschiede von den Körpern, welche ihm damals die Wahrheit galten, „die genaue Untersuchung der Jurisprudenz geleitet; daß ihn aber die Begierde, so er von Jugend auf gehabt, in diesen Sachen auf einen beständigen Grund zu kommen, getrieben, weiter zu gehen, und die Natur des Gemüths, der Gedanken und Affekten zu untersuchen, mit Suchen aber allezeit neue Materien findend, habe er nicht geruht, bis er zu den letzten ursprünglichen Gründen kommen, so in der von Größe, Figur und Bewegung handelnden Kunst, das ist in der Mathesi und Physica sich befunden." Wir sehen, daß Leibnitz, von der Natur, den Gesetzen und Formen der bürgerlichen Gesellschaft ausgehend, die Natur des menschlichen Gemüths untersucht, und durch diesen Durchgangspunkt zur Physik geführt wird. In dieser ist er am spätesten selbstständig und originell geworden, während in der Politik, Moral und Theologie, seine Conceptionen ganz deutlich bereits auf eine Theodicee ausgingen. Es war zu der nemlichen Zeit, da Leibnitz, in dem Specimen demonstrationum politicarum, die Leidenschaften der politischen Partheien durch Methode und Demonstration zu leiten sich schmeichelte, unwillig darüber, daß man, nach seinem Ausdruck, „von irgend einer Uhr oder Maschine wohl Demonstrationen, dagegen über die Wohlfahrt der Völker nichts als Deklamationen habe." Diese Ausgangspunkte weisen Leibnitzen in der Geschichte der Philosophie und Cultur eine *eigenthümliche* Stellung an. Repräsentirt

Carteſius das Denkbedürfniß des [illegible], in ſich zurückgezogenen, von allem, außer dem [illegible], abſtrahirenden Individuum, ſo ging umgekehrt Leibnitz bei ſeinem Philoſophiren und Reformiren von den Forderungen der Geſellſchaft aus, welche den einzelnen ſtets nur als Glied eines Ganzen faßt. Die Geſellſchaft, nach ihrem politiſchen, moraliſchen und religiöſen Verbande, immer aber in ihrer innern Beziehung auf Gott und die Natur: die Geſellſchaft, als Object des Philoſophen, Geſetzgebers und Staatsmanns wird und bleibt der Typus der Forſchung und Speculation Leibnitzens; gerade wie er als Menſch nicht in ſelbſtiſcher Eingeſchloſſenheit, ſondern mitten im regen Leben der Geſellſchaft die Fülle ſeiner Thätigkeit von ſich entſtrömen ließ. So geſchieht es, daß man, um in die Geneſis der Natur- und Geiſtesphiloſophie bei Leibnitz einzudringen, an der Schwelle bei ſeinem Naturrecht verweilen muß. Die Idee der Geſellſchaft oder der Gemeinſchaft ſchwebt über der ſucceſſiven Bildung und Entfaltung des ganzen Syſtems. In der früheren Periode, da der Philoſoph noch nicht zu ſich ſelbſt gekommen iſt, bleibt jene Idee auf die ſpiritualiſche Welt beſchränkt; die Natur ſteht noch außer derſelben, ſie iſt ihm noch eine todte ſtarre Maſſe, eine Welt der Schatten, ohne Leben. Denken und Ausdehnung, ſtehen ſich, wie bei Carteſius, ausſchließend einander gegenüber, kein Geiſt in der Natur, das Thier ohne eine Seele, die Pflanze ohne ſubſtantielle Form. Dieſe waren ihm anfangs ein leeres Wort, welches nichts erklärte, noch bedeutete. „Wer, ſchrieb Leibnitz noch im Jahre 1669 an Jacob Thomaſius, wer kann ſich ein

Weſen vorſtellen, die weder der Ausdehnung, noch des Denkens theilhaft iſt? Was brauchen wir alſo die Seelen der Thiere, die unkörperlichen Formen der Pflanzen, die ſubſtantiellen Formen der Elemente und Metalle ohne Ausdehnung ... Auf dieſe Art kommen wir zu eben ſo vielen kleinen Göttern, als ſubſtantiellen Formen, und einem beinahe heidniſchen Polytheismus zurück ... da doch in Wahrheit in der Natur keine Weisheit, keine Begierde vorhanden iſt, ſondern die ſchöne Ordnung darin daher rührt, weil ſie das Uhrwerk Gottes iſt." Doch als dieſe harte Anſicht ihre letzte Höhe erreicht hatte, wurde Leibnitzens Geiſt mit raſcher Wendung in eine erquickendere Region hineingeführt; eben jene Idee der Gemeinſchaft war mächtig genug in unſerm Philoſophen, die Schranke zwiſchen Geiſt und Natur zu durchbrechen, bis auch die Natur in die Klarheit und Tiefe des Denkens von jener Idee der Gemeinſchaft aufgenommen wurde, bis zuletzt recht eigentlich ein, aber nicht heidniſcher, ſondern verklärter, Polytheismus, wenn man will: nemlich die eine harmoniſche Welt unendlich vieler, von der Urſubſtanz ausſtrömenden Subſtanzen oder Monaden, und in ihr die Welt der Geiſter unter ihrem Monarchen, Gott, kurz die Verwirklichung der Idee der Gemeinſchaft in ihrer Univerſalität und Unbedingtheit vor dem entzückten innern Auge des Philoſophen ſtand.

Den erſten tiefern Blick in die Natur zu thun, dazu hat ihn (wir wiſſen es bereits), kein phyſikaliſches, ſondern ein theologiſches Problem geführt, als Leibnitz zu Mainz im *Jahre 1671, ſeinem Gönner*, dem Baron von

[illegible]burg zu Liebe, über die [illegible]che Möglichkeit der praesentia realis im Abendmahl und der Transsubstantiation behuf der Vereinigung der Katholiken und Lutheraner nachdachte. Da ward er inne, daß dieses Dogma, der Mittelpunkt des christlichen Lebens, nach der Theorie, welche das Wesen des Körpers in die Ausdehnung setzte, und nach der damit zusammenhängenden Corpuscularphilosophie, an dem Grundsatze des Widerspruchs zu scheitern drohte. Er wählte zum Richter, durch Vermittelung des Baron von Boineburg, Anton Arnaud, den eifrigen Jansenisten und Carteſianer: dies feuerte seine jugendlichen Kräfte an. Die Jansenisten, erinnerten wir, welche in der Philosophie Carteſius huldigten, machten das Dogma der Transsubstantiation zum Mittelpunkte ihrer gelehrten und speculativen Anstrengungen, um von diesem Punkt aus ihre, von ihren Feinden, den Jesuiten, verdächtigte Rechtgläubigkeit zu bewähren, und zugleich ihre Controversen gegen die Reformirten zu führen. Es war die Frage der Zeit, hier faßte Leibnitz an. Er verwarf die Atome, als die letzten Gründe der Körper, indem er sich zu der Anschauung des Lebens erhob, oder, wenn man will, er behielt sie zwar bei, faßte sie aber als unendliche, geistige. Die Atomistik, diese dem Leben abgewandte Physik, war gewissermaßen der dunkle Grund, über welchem Leibnitz das helle Gemählde seiner Monadologie aufgetragen hat; nur daß Leibnitz, besonders im Anfange, mit den ihm überlieferten Denkformen der Schule zu ringen hatte, so daß er in die Scholastik zurückgefallen zu sein schien, als er sich mit Einem Schritt unserer *heutigen Naturanschauung* genähert hatte. Er schrieb also

noch im Jahre 1671 jenen merkwürdigen Brief an Arnauld, worin er den in ihm vorgehenden Umschwung darlegte und, wie im Triumphe, bekannte, er glaube die Lösung des großen Problems gefunden zu haben, seitdem ihm aufgegangen sei: „daß nicht in der Ausdehnung das Wesen des Körpers bestehe; daß selbst die Substanz des Körpers ohne Ausdehnung, die Substanz des Körpers an sich der Ausdehnung, mit den Bedingungen des Ortes, nicht unterworfen sei, was er streng beweisen werde, wenn er erst erörtert habe, was das sei: Substanz." Leibnitz befestigte sich in diesem Gedanken, und zwei Jahre später, in seinem Briefe an den Herzog Johann Friedrich aus Paris, wiederholt er denselben, immer mit Beziehung auf Vorbereitung des Kirchenfriedens zwischen Katholiken und Lutheranern, und auf die gescheiterten Versuche der Cartesianer, die Möglichkeit der Transsubstantiation zu beweisen.

Noch aber fehlte viel, daß Leibnitz sich der ganzen Tiefe und des unendlichen Umfangs seiner kühnen Conception bewußt gewesen wäre. Anfangs war ihm die Substanz, als geistiges Princip des Körpers, nichts Höheres, als eben ein geistiges Correlat der Atome, eine abstrakte, für eine lebendigere Naturbetrachtung immer noch unfruchtbare Abstraction, noch nicht das allgemeine und zugleich in das Unendliche individualisirende Band der Natur; Körper und Geist, oder Leib und Seele standen ihm noch als verschiedene, entgegengesetzte Substanzen oder Naturen da. Die Unsterblichkeit der Seele sucht Leibnitz in dem erwähnten Briefe noch blos aus der

[illegible] einer empirischen Beobachtung oder einer [illegible]; sie fließen von selbst aus dem ontologischen Begriffe der Creatur.

Als aber Leibnitz tiefer in die Geometrie und Analysis eingedrungen war, erweiterte sich auch sein Gesichtspunkt im Gebiete der Natur; er fing an, den Begriff der Substanz, als eines Uebersinnlichen, auf die Erklärung der Phänomene, mit einem Worte auf die Mechanik, überzutragen. Die Körperwelt stellt sich der Anschauung und Erfahrung in Bewegung dar. Wir sehen aber nur das Bewegte, so wie die Art und das Maaß der Bewegung, nicht aber das Bewegende. Leibnitz erfaßt nun die Substanz, das Uebersinnliche, als das Bewegende in dem Körper, als das Princip der Bewegung, und nennt es die Kraft. Diese ist das Ursprüngliche, die Bewegung aber das Abgeleitete; jenes also das Beharrende und wahrhaft Reale. Damit hat er einen Standpunkt gewonnen, den bereits in sich erstarrten Cartesianismus, und zugleich die Spaltung der einen lebendigen Natur in zwei einander ausschließende Substanzen, Denken und Ausdehnung, für immer gegraben. Er bleibt nicht innerhalb der Dialektik der Begriffe stehen; er stellt ein neues Gesetz der Bewegung auf. Im Jahre 1686, einige Zeit nachdem er die Elemente der Differentialrechnung bekannt gemacht hatte, gab Leibnitz in den Acta Eruditorum einen „Kurzen Beweis eines denkwürdigen Irrthums des Carteſius und Anderer in Betreff eines Naturgesetzes, wonach sie wollen, daß von Gott immer dieselbe Quantität der Bewegung erhalten werde, dessen sie auch in der Mechanik mißbrauchen.“ Er zeigte, daß die

Carteſianer, bei dem an ſich rechten und wahren Beſtreben, die Bewegung der Welt auf ein einfaches und conſtantes Princip zurückzuführen, die Wirkung mit der Urſache verwechſelten, indem wohl die Quantität der Kraft, quantitas potentiae, nicht aber die Quantität der Bewegung durch die Oekonomie der Natur gleich erhalten werde. Denn die Kraft exiſtire, auch wenn ſie nicht wirke, ſobald nemlich ihre Wirkung durch irgend einen Widerſtand gehemmt werde. Nachher bewies Leibnitz auch, daß nicht blos die Kraft, ſondern auch die Richtung derſelben conſtant ſei. Er wird der Vater der Dynamik, deren bloßer Begriff der Naturwiſſenſchaft einen neuen Schwung gegeben hat, ſchon daß daran eine Streitigkeit ſich knüpfte, welche über des Philoſophen Leben hinaus dauerte, ja dann erſt ſich mit verſtärkter Heftigkeit entzündete, und zuletzt noch von Kant aufgenommen wurde, der Streit nemlich über das Maaß der lebendigen Kräfte. D'Alembert entſchied, daß es für die Geometrie gleichgültig ſei, ob der von Leibnitz aufgeſtellte dynamiſche Gegenſatz der lebendigen und der todten Kräfte beibehalten werde, oder nicht: die mathematiſchen Ergebniſſe bleiben dieſelben. Merkwürdig aber bleibt es, daß Kant mit ſeinem Angriff auf Leibnitz an dem nemlichen Punkte begonnen hat, an welchem Leibnitz das noch unbedingte Anſehen des Carteſius zu erſchüttern anfing.

In dieſer Gedankenrichtung faßte indeß Leibnitz den Begriff der Kraft immer als noch an die Vorſtellung der Bewegung geknüpft, und war noch nicht aus den durch die Mathematik geſteckten Grenzen *hinausgekommen*; aber er befreite jenen

noch anklebenden empiriſchen Beſchränkungen [illegible] durch höhere Abſtraction in ſeiner Reinheit, und erhob ſich aus der Mechanik in die eigentliche Metaphyſik der Natur. Die Subſtanz iſt Energie überhaupt, und, individualiſirt, Seele oder Entelechie; ihr Weſen, ihr Unterſcheidendes, iſt Thätigkeit aus ihr ſelbſt, Autarkie. Die Subſtanz wird ein rein aprioriſcher, ſpeculativer Begriff, deren Merkmale, Beſtimmungen, Entwickelung und Geſetze, deren Natur mit einem Worte aus dem Begriffe ihrer ſelbſt folget. Die Subſtanz iſt rein in ſich ſelbſt, und was zunächſt von ihr ausgeſagt werden kann, iſt die Negation der Schranken, mit welchen die Dinge in der Erſcheinung behaftet ſind: daß ſie alſo keinen Anfang und kein Ende in der Natur hat; ſie iſt das Unzerſtörbare in der Natur. Die Subſtanz, oder vielmehr die Subſtanzen, bilden die wahren Einheiten in der Natur, als unmittelbare, unendliche Einzelſchöpfungen Gottes. Einheit und Individualität bildet die Form der Subſtanzen, Thätigkeit und Streben bildet ihr Weſen; aus der Vereinigung von Form und Weſen folgt die Natur, das Geſetz der Subſtanzen, oder Monaden. Die Monaden alſo bilden das überſinnliche Subſtrat der geſammten Natur, nach ihrer Thätigkeit und dem, ihnen als Creaturen weſentlichen, Leiden, dem activen und paſſiven Principe, welche zuſammen erſt die vollſtändige Subſtanz ausmachen. Die Natur wäre nicht, gäbe es nicht die Monaden; und ſie ſind das einzig und wahrhaft Reale, außer Gott; das andere iſt nur Erſcheinung, Phänomenon, „ein geordneter Traum.“ Das Individuellſte iſt zugleich das Allgemeinſte. Die Monaden

sind, als solche, über Raum und Zeit erhaben; denn Raum und Zeit sind nichts Reales, sondern drücken nur Verhältnisse aus; sie sind nur die Ordnung des Existirenden, der Raum des simultan, die Zeit des successiv Existirenden. Ohne die Monaden würden alle Dinge nur verschwindende, flüchtige Modificationen und Phantasmen der Einen göttlichen beharrlichen Substanz, d. h. die Natur selbst und alle Substanz würde Gott sein .... Hatte unser Philosoph zu Anfange in der absoluten Passivität der Natur einen Beweis des Daseins Gottes zu finden, und in den Formen und Substanzen eine Art heidnischen Polytheismus zu sehen geglaubt, so stellt er von jetzt an, Passivität und den Tod der Natur als einen gefährlichen Uebergang zum Atheismus, oder, was in den Augen jener Zeit, gleichbedeutend war, zum Spinozismus vor. Wer das „Idol" der Natur, sagte Leibnitz öffentlich dem Physiker Sturmius, als nach dem Heidenthum schmeckend, zur Ehre Gottes aufheben will, um den Ruhm Gottes zu vermehren, der wird vielmehr dadurch, daß die geschaffenen Dinge in bloße Modificationen der Einen göttlichen Substanz aufgehen, aus Gott, mit Spinoza, die Natur der Dinge selbst machen; weil dasjenige, was nicht handelt, was keine vis activa hat, was jeder Unterschiedenheit (Individualität), kurz jeder Weise und Grundlage des Bestehens beraubt wird, in keiner Weise eine Substanz sein kann. Würde die Kraft der Natur, sagt er, an einem andern Orte, auf ein bloßes Vermögen zu wirken herabgesetzt, so hätte selbst die, einer Creatur unerläßliche Mitwirkung Gottes kein Substrat, zu wirken; denn aus *dem bloßen* Vermögen könnte, trotz der

[redacted] Mitwirkung Gottes, keine Handlung folgen. Diese thätige [redacted] wie die Potenzen der Scholastiker, einer Anreizung, oder gleichsam eines Sporns von außen, um in Handlung überzugehen, sondern die thätige Kraft hält eine gewisse Mitte zwischen dem Vermögen zu handeln, und der Handlung selbst, schließt in sich ein Streben (conatus), und bedarf eigentlich keiner Hülfe, sondern des Wegräumens der Hindernisse.

Das Streben, der Trieb in den Monaden führt den Begriff der Veränderung oder des Wechsels, oder den Begriff der in der Vielheit sich erhaltenden Einheit mit sich. Diese Vielheit der Momente in der Einheit des Substrats wird am bestimmtesten angeschaut unter der Form der Vorstellung oder Perception, wie das Uebergehen von einer Vorstellung zur andern unter der Form des Triebes oder der Begierde. Dies sind die wesentlichen und allgemeinsten Attribute aller Substanzen.

Die Monaden in ihrer Totalität aber machen die Schöpfung Gottes aus. Gott selbst ist die primitive Einheit oder die Ur-Substanz, die Substanzen entstehen durch continuirliche Fulgurationen von Moment zu Moment in der Gottheit, dessen Schaffen begränzt wird durch die Receptivität der Creatur. Die Attribute der Substanzen, die Vorstellung und der Trieb, sind in Gott absolut, unendlich. Ihre Vollkommenheit haben die Substanzen durch Gottes Macht und Mitwirkung, ihre Unvollkommenheiten aber durch ihre eigene Natur, zu welcher gehört: beschränkt zu sein. Es giebt aber in Gottes Verstande ein Princip der Wahl des Besten oder

der Schicklichkeit, welches ſich in dem Plane der Welt, alſo auch in den die Welt ausmachenden Subſtanzen wiederſpiegelt und darſtellt. Gott hat in der Schöpfung bei jeder Subſtanz auf das Weltganze, nach ihrer Vollkommenheit, Rückſicht genommen; das Weltganze drückt an ſich ſelbſt dieſe Beziehung auf die einzelnen Subſtanzen aus. Es iſt mithin auch jeder Subſtanz weſentlich, Beziehungen zu der Welt, zu dem Univerſum auszudrücken, und dieſe innere Beziehung auf das Unendliche, aus einem beſtimmten Punkte der Welt macht für jede Monas das Princip ihrer Individualität aus. Sowohl in den Vorſtellungen, als in den Begierden der Monaden iſt der Weltverlauf das ideelle Objekt; und indem ſie ihren Zweck erfüllen, erfüllen ſie den Zweck der Welt. Ein unendliches Auge wird in jeder Monas das Univerſum, in jedem Momente die ganze Zukunft erkennen. Die Monaden aber drücken das Unendliche nicht in gleicher Art, ſondern nach den verſchiedenen Graden ihrer Vollkommenheit aus. Dieſe Verſchiedenheit ſpricht ſich darin aus, daß Gott in einer gewiſſen Monas Grund findet, ſie gewiſſen andern, oder dieſe ihr unterzuordnen, ſo daß die Natur der erſtern die Gründe a priori der Natur der andern enthält. Dieſe Beziehung iſt in der Welt unter allen Monaden gegenſeitig und nach Graden; überall heißt diejenige Monas, welche die Gründe a priori der Natur der andern enthält, activ, die andern dagegen paſſiv. Dieſe innerliche, ontologiſche Beziehung einer jeden Monas zu der Geſammtheit aller Monaden macht, daß eine jede die Geſammtheit von ihrem Standpunkte ausdrückt, ein lebendiger *Spiegel des Univerſums* iſt. Vermöge der

Unendlichkeit der Monaden giebt es gleichsam unendliche Welten, eine vielmehr die Eine Welt aus unendlich vielen Perspectiven. Diese Einheit begründet unter allen Monaden eine vorherbestimmte Harmonie, vermöge deren in der Welt die möglichst größte Mannichfaltigkeit mit der möglichst größten Ordnung, folglich die möglich größte Vollkommenheit herrscht, in welcher Alles sich nach innern Gesetzen entwickelt. Ein unendlicher Geist wird in dem Vergangenen das Zukünftige lesen, das Entfernte aus dem Nahen. Die Gegenwart geht mit der Zukunft schwanger. *Σύμπνοια πάντα.*

Außer daß jede Monas eine Beziehung zu dem Unendlichen des Weltganzen hat, welches sie vorstellt und wohin sie strebt, hat sie einen näheren und unmittelbareren Verband mit einer Vielheit besonderer Monaden, welche wieder ein Ganzes für sich, eine Totalität ausmachen, und zu welchen sie als dienende oder als herrschende, mit andern Worten, als leidende oder thätig, in dem reellen Sinne, gehört. Diese Verhältnisse sind, auf das Weltganze bezogen, in einem beständigen Fluße und Wechsel begriffen; für unsere Betrachtung aber als permanent hervorgehoben, giebt ein solches relative Ganze die Anschauung einer zusammengesetzten Substanz, d. h. einer Versammlung von Monaden, welche einer Monade unter ihnen, als herrschender, dienen, und in diesem Verbande ein unum per se bilden. Dergleichen Einheiten schauen wir an in den organisirten und beseelten Geschöpfen, nicht blos den Menschen, sondern auch den Thieren und den Pflanzen. Die *Seele* des Thieres stellt die herrschende Monas unter den

übrigen, im Flusse begriffenen Monaden vor, welche den Leib oder den Organismus bilden, von denen aber jede für sich, als Substanz, die Seele eines Leibes oder Organismus, und sofort in das Unendliche, ausmacht. Der Leib ist zugleich das Vermittelnde, durch welches und nach Maaßgabe dessen die Seele die Welt percipirt, und muß organisch, d. h. in sich geordnet sein, weil, wenn dem nicht so wäre, die Monas, als Spiegel der Welt, diese, als in sich geordnet, nicht vorstellen könnte. In so fern also die Materie in das Unendliche beseelt ist, ist sie auch in das Unendliche organisirt. Jeder organische Körper eines Lebendigen, ist, nach Leibnitz, eine Art von göttlicher Maschine oder ein natürliches Automat, welches noch in seinen kleinsten Theilen Maschine, d. h. zweckmäßig ist. Der Urheber der Natur hat dieses göttliche und unendlich wunderbare Kunstwerk auszuführen vermocht, weil jeder Theil der Materie nicht nur in das Unendliche theilbar ist, was die Alten erkannt haben, sondern auch wirklich getheilt und so in's Unendliche, sonst wäre es unmöglich, daß jeder Theil der Materie das Universum ausdrückte. Daraus folgt aber, daß es in dem kleinsten Theile der Materie eine Welt von Creaturen, Lebendigem, Beseeltem giebt. Jeder Theil der Materie gleicht einem Garten voll Pflanzen, oder einem Teiche voll Fische. Aber jeder Zweig der Pflanze, jedes Glied des Thieres, jeder Tropfe seiner Flüssigkeit, ist wiederum ein solcher Garten oder ein solcher Teich; und wenn gleich die Erde und die Luft, die sich zwischen den Pflanzen des Gartens befindet, nicht selbst Pflanze, oder das Wasser zwischen den Fischen des Teiches nicht Fisch ist, so enthalten sie deren

doch aber sehr häufig von einer uns unwahrnehmbaren Feinheit. Es giebt schlechthin nichts Ungebautes, Unfruchtbares, Todtes, kein Chaos in dem Universum, als nur dem Scheine nach. Die Glieder eines Thieres sind selbst voll von anderm Lebendigen, Pflanzen und Thieren, wovon jedes noch seine Entelechie oder herrschende Seele hat. Es ist bemerkenswerth, daß Leibnitz durch Speculation eine der folgenreichsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Physiologie und Biologie aus unsern Tagen, nemlich die von Schleiden und Schwann gemachte Entdeckung des in allen vegetabilischen und animalen Organismen waltenden Zellengesetzes anticipirt hat; eine Entdeckung, sagt ein Schriftsteller, wodurch das Leibnitzsche große Individuations-Princip eine objective Bestätigung erhielt. Der Organismus ergiebt sich hiernach in der That als ein System mikroskopischer Individualitäten, als ein Makrokosmus mit zahlreichen wesensgleichen Mikroorganismen, welche als individualisirte Abbilder und Reflexe des Ganzen erscheinen, und über welchen die Idee des Organismus, die Seele, schwebt.

Die Seele, lehrt Leibnitz diesen Principien zufolge, ändert ihren Körper nur stufenweise und allmählich, so daß sie niemals mit einemmale ihrer Organe beraubt ist; oft findet in den Thieren Metamorphose, aber niemals Metempsychose statt. Es giebt auch keine geschiedene Seelen, Geister, Genien, ohne Körper. Gott allein ist ohne Leib. Das macht auch, daß es dem Begriffe nach, weder eine Zeugung, noch einen vollkommenen Tod giebt. Was wir Zeugung nennen,

sind Entwickelungen und Wachsthum, was wir Tod nennen, sind Einhüllungen und Verringerungen.

Das Problem von dem Ursprung der Formen, Seelen oder Entelechien war mit dem der generatio aequivoca unter die Philosophen gekommen. Leibnitz ergriff mit Beeiferung die seiner Speculation entgegenkommenden physiologischen Entdeckungen und Hypotheſen seiner Zeitgenossen Swammerdam, Malphighi und Leewenhoek über die Trans- und Präformation der Thiere durch die Saamenthierchen. Dem Glauben an die generatio aequivoca hatte Harvey sein omne vivum ex ovo entgegengesetzt, welches durch die Entdeckungen der neuesten Tage für immer gerechtfertigt scheint, wenn schon die eigentliche Präformation des ganzen Thieres jenseits der Grenze der Erfahrung liegt. Leibnitz war also vielmehr der Richtigkeit seiner Folgerungen, als der Erfahrung, gewiß, wenn er weiter behauptete, daß nicht blos der organische Körper vor der Empfängniß in dem Saamen sei, sondern auch die Seele in diesem Körper, und mit einem Wort, das Thier selbst, und daß vermittelst der Conception dieses Thier nur zu einer großen Transformation disponirt würde, um ein Thier von einer andern Species zu werden. Die Thiere, deren einige vermittelst der Conception zu dem Grade größerer Thiere erhoben werden, könnten spermatische heißen; aber diejenigen unter ihnen, welche in ihrer Species bleiben, d. h. die meisten, werden geboren, vermehren sich, und lösen sich auf wie die großen Thiere, und nur Eine kleine Zahl Erwählter gebe es, welche auf einen größern Schauplatz übergeht.

Wenn das Thier niemals im Wege der Natur zu sein anfängt, so hört es auch auf dem Wege der Natur zu sein nicht auf; und so daß es nicht allein keine Generation, sondern auch keinen Tod im strengen Sinne giebt. Man kann demnach sagen, daß nicht nur die Seele unzerstörbar ist, sondern auch das Thier selbst, obschon seine Maschine oft theilweise untergeht und organische Hüllen bald verläßt, bald annimmt. Ist das leibliche Leben einem Flusse zu vergleichen, so kann man sich den Tod wie den jähen Fall eines Flusses vorstellen. Der Zustand nach dem Tode entgeht nur unsern Sinnen, wie der vor der Geburt. Auch kann Niemand die wahre Zeit des Todes bezeichnen, welcher lange Zeit für ein bloßes Einstellen der bemerkbaren Verrichtungen gelten kann, und in den bloßen Thieren auch nichts anders ist.

Durch diese Principien, welche von der Idee einer, ein Ganzes ausmachenden Vielheit von Monaden, oder einer dem Scheine nach zusammengesetzten Substanz ausgehen, wird die Peripherie des Lebens in der Natur umschrieben. Wir sagen, einer dem Scheine nach zusammengesetzten Substanz, weil eine dem Begriffe nach wirklich zusammengesetzte Substanz, den Principien der Metaphysik Leibnitzens widerstreitet. Es giebt nach dieser kein „Band der Substanz", vinculum substantiae, wenn gleich Leibnitz in seinem Briefwechsel mit dem Pater des Bosses, diesem zu Gefallen, ein solches gelten lassen wollte, um die Möglichkeit der Transsubstantiation von dem Standpunkte der Monadologie zu beweisen, wodurch er sich aber nur in unauflösliche Schwierigkeiten und selbst *Widersprüche* verwickelt hat. Der Zusammenhang der ein

Ganzes für ſich ausmachenden Monaden bleibt unter allen Beziehungen und Bedingungen ein ideeller, und ſelbſt der Leib eines lebendigen Thieres iſt in der Realität nur ein Aggregat von Monaden, deren jedes das Centrum eines Ganzen, und ſo in das Unendliche, iſt.

Das Verhältniß der dienenden Monaden zu der herrſchenden Monas, oder der einfachen Monaden zu der Seele, oder auch der minder vollkommnen zu der vollkommneren, einfachen Subſtanz in der Natur, drückt ſich für unſern Geiſt aus durch den Grad der Vollkommenheit in den Vorſtellungen und Strebungen unter ihnen. Es giebt dunkle und deutliche Vorſtellungen, beide in verſchiedenen Graden, welche die mit ihnen verknüpften Strebungen begleiten. Die deutliche Vorſtellung begründet eine Wahrnehmung, welche mit Aufmerkſamkeit und Erinnerung verknüpft iſt, ſie heißt alsdann Apperception; eine dunkle oder verworrene Vorſtellung, welche aus vielen kleinen Vorſtellungen beſteht, von denen keine aus den übrigen hervortritt, bildet erſt nur eine Perception. Wir erfahren dieſe Abſtufung in uns ſelbſt, wenn wir inne werden, daß der kleinſte Gedanke, den wir faſſen, eine Mannichfaltigkeit in dem Objekte befaßt. Monaden, welche der Apperception fähig ſind, können zum Unterſchiede der andern, welche blos Perceptionen haben, Seelen heißen; ſo wie diejenigen Monaden den höchſten Grad einnehmen, welche außerdem durch einen Act der Reflexion ſich ſelbſt erfaſſen und denken, d. h. Vernunft haben; dieſes ſind die Geiſter (esprits), zu welchen der Menſch gehört. Zu Apperceptionen, *welche einen* Schatten von Vernunft,

in einer gewissen Folge der Vorstellungen, nicht ausschließen, bringen es die Thiere. Die Pflanzen dagegen und alle die Monaden, welche den Leib der Thiere und der Menschen ausmachen, und die letzten Elemente alles Seienden sind, haben nur Perceptionen. Dieselbe Abstufung findet in dem Streben statt, von dem Willen, welcher den vernünftigen Geschöpfen eignet, und in Handlung übergeht, durch die Begierde, welche auch die Thiere haben, bis zu dem bloßen Triebe oder Streben (conatus), der allen Monaden eignet, und sich in der räumlichen Bewegung äußert.

Die endlichen Geister, zu welchen der Mensch, aber auch, obwohl in höherm Grade, die von Gott geschaffenen Genien gehören, deren Möglichkeit feststeht, offenbaren ihre Schranke und Endlichkeit, als Creaturen, darin, daß sie nicht ganz Geist sind, sondern nur zum Theil und in beschränktem Grade; eine Schranke, vermöge deren ihre vernünftige Erkenntniß von bloßen Apperceptionen, wie die Thiere sie haben, und von bloßen Perceptionen, welche die Pflanzen und alle simpeln Monaden charakterisiren, zum Theil beständig begleitet, zum Theil zurückgehalten und gehindert wird. Um mit den Perceptionen anzufangen, so bilden sie den, obwohl dunkeln und verwirrten Grund, selbst unsers hellen und deutlichen Bewußtseins. Der menschliche Geist, als Monas, stellt nemlich wesentlich das ganze Universum, immer von einem ganz bestimmten, individuellen Gesichtspunkte vor; es ist kein Grund vorhanden, diese repräsentative Natur einer Monade auf irgend welchen Theil des Universums einzuschränken; jede Vorstellung der Seele ist daher immer nur auf einen gewissen

Grad deutlich und klar, nemlich in Bezug auf einen gewiſſen, ihr zugeordneten Theil, wegen Nähe oder Größe ſeiner Peripherie; verwirrt aber in Bezug auf das Detail des Univerſums; wo nicht, wäre jede Monade eine Gottheit. Gott drückt ganz deutlich und vollkommen, Mögliches und Exiſtirendes, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges auf einmal aus; denn er iſt die allgemeine Quelle von Allem. Nicht in dem Objekte, ſondern in der Modification ihrer Kenntniß des Objekts ſind die Monaden begränzt. Sie gehen alle auf verwirrte Art auf das Unendliche, und ſind nur beſchränkt und unterſchieden durch die Grade der deutlichen Vorſtellungen; die Vergangenheit, das Gegenwärtige in Zeit und Raum, ſelbſt die Zukunft liegt in den Perceptionen und Strebungen jeder Monas, und jede deutliche Vorſtellung oder Begierde der Seele iſt aus unendlichen kleinen Perceptionen zuſammengeſetzt. Wegen dieſer Unendlichkeit in dem Streben der Seele iſt ihr eine Entwickelung in das Unendliche weſentlich. Die Beziehung dieſes kosmiſchen Verhältniſſes zu allen andern Dingen in der Welt macht den Unterſchied der Monaden von der Fiction der Atome. Es giebt kein individuelles Ding, welches nicht alle die andern ausdrücken müßte; ſo daß die Seele, in Bezug auf die Mannichfaltigkeit ihrer Modificationen, vielmehr mit dem Univerſum, welches ſie, nach ihrem Geſichtspunkte, vorſtellt, und ſelbſt mit Gott, deſſen Unendlichkeit ſie aber wegen der verwirrten und unvollkommnen Art ihrer Perception auf endliche Art darſtellt, als mit einem materiellen Atom verglichen werden muß. Der

Grund der Veränderung der Gedanken in der Seele ist derselbe, als der Grund der Veränderung in den Dingen in dem Universum, welches sie repräsentirt. Es sind verkürzte Welten auf ihre Weise; Centra, welche eine unendliche Peripherie ausdrücken.

Vermöge der Unendlichkeit in den Bewegungen und Veränderungen in dem Leibe oder Organismus einer Substanz, wird auch das gegenseitige Verhältniß zwischen der Seele und dem Leibe durch den dunkeln Grund des Bewußtseins constituirt, welches aus unendlichen Perceptionen besteht, deren Menge die Ursache ist, daß sie nicht zur Apperception gelangen. Man spricht von unwillkührlichen Bewegungen im Organismus, als wenn ihnen nichts in der Seele entspräche; und umgekehrt von abstrakten Gedanken, denen nichts im Körper entspräche; aber eben dies dunkle Bewußtsein, die Perceptionen und Strebungen vermitteln Leib und Seele bei allen Bewegungen und Gedanken. Die abstraktesten Gedanken bedürfen einiger Imagination, welche ihnen die Charaktere oder Schemata unterlegt; und umgekehrt begiebt sich immer etwas in der Seele, welches der Circulation des Bluts entspricht, und allen innern Bewegungen der Eingeweide, welche man jedoch nicht gewahr wird; gleichwie diejenigen, welche neben einer Mühle wohnen, das von ihr verursachte Geräusch nicht wahrnehmen.

Diese vollkommene und genaue Uebereinstimmung zwischen den Perceptionen der Seele und den Veränderungen des Leibes ist eine Folge der Einheit von Leib und Seele, und diese Einheit ist wieder eine Folge der prästabilirten Harmonie.

Dieſe Harmonie macht einen phyſiſchen und endlichen Einfluß des Leibes auf die Seele, nach der gemeinen Vorſtellung, nicht nur überflüſſig, ſondern ſelbſt metaphyſiſch unmöglich. Die Monaden eines organiſchen Ganzen haben jede in ſich die Kraft und das Princip, ſpontan nach ihrer Natur und ihrer Stellung zum Univerſum, und insbeſonders zu dem Theilganzen, dem ſie angehören, zu wirken; die herrſchende Monas oder die Seele, (in den vernünftigen Geſchöpfen der Geiſt) ſtrebt aus ihrem eignen Grunde in der Richtung, welche die Monaden des Körpers in der Bewegung einſchlagen, weil es die Richtung und das Ziel des Univerſums iſt. Die Seele folgt ihren eigenen Geſetzen, und der Leib auch den ſeinigen, und ſie begegnen ſich in Folge der zwiſchen allen Subſtanzen vorherbeſtimmten Harmonie, weil ſie alle Darſtellungen eines und deſſelben Univerſums ſind. Die Seelen handeln nach den Geſetzen der Endurſachen, durch Begierden, Zwecke und Mittel. Die Körper handeln nach den Geſetzen der wirkenden Urſachen oder der Bewegungen. Und die beiden Reiche, das der wirkenden, und das der Endurſachen, ſind harmoniſch unter ſich, unbeſchadet der Spontaneität, ſowohl der herrſchenden Monade oder der Seele, als auch der dienenden Monaden, oder des Leibes. Es findet alſo, ſtreng genommen, nicht ſowohl eine Einheit zwiſchen Leib und Seele ſtatt, denn es giebt keine wahren Einheiten, als die einfachen Subſtanzen oder Monaden; ſondern nur eine Communication, welche, vermöge der präſtabilirten Harmonie, diejenige Wirkung hervorbringt, welche man von der Einheit allein erwartet. *Carteſius hatte dieſe* Communication als ein Problem

hinterlaſſen, welches Malebranche nicht anders zu löſen wußte, als durch den ſogenannten Occaſionalismus, wonach Gott der Vermittler der Vorſtellungen der Seele bei Gelegenheit der Bewegungen des Leibes wäre, und umgekehrt; aber um Probleme zu löſen, ſagt Leibnitz, iſt es nicht genug, die allgemeine Urſache einzuführen, und das, was man Deus ex machina nennt, herbeizuholen. Auch in der Einen Subſtanz des Spinoza, von welcher die erſcheinenden Subſtanzen nur vorübergehende Modificationen ſind, herrſcht zwiſchen dem Körper und der Seele, als der Idee des Körpers, in Gottes Verſtande, eine adäquate Uebereinſtimmung; aber in dieſem Syſtem bleiben die Attribute des Denkens und der Ausdehnung ſo entgegengeſetzt und geſondert, als wären es verſchiedene Subſtanzen; während bei Leibnitz nicht die Attribute, ſondern die einfachen Subſtanzen ſelbſt, die Monaden, welche ein organiſches Ganze ausmachen, aus der eignen Quelle ihres Seins nach ihrer unendlichen Beziehung zur Welt dieſe Harmonie herbeiführen, an der Stelle der Attribute in der Einheit der göttlichen Subſtanz: ein Unterſchied, welchen einſt Leſſing gegen Mendelsſohn ſo ſcharfſinnig entwickelt hat.

Die Realität eines dunkeln unendlichen Hintergrundes unſers hellen Bewußtſeins, welcher die Einheit von Leib und Seele: vermöge des Zuſammenhangs des Weltganzen, die Einheit des ganzen Subjects mit dem Univerſum, räumlich und zeitlich, zur Anſchauung bringt, iſt eine der größten und folgenreichſten Entdeckungen von Leibnitz, welche durch die *modernen* Beobachtungen über den animaliſchen Magnetismus

und deſſen Wirkungen ein unumſtößliches Anſehen erhält, deren Theorie den Ideen aller Produktion in der Kunſt zu Grunde liegt, wenigſtens zur Vorausſetzung dient. Vor Leibnitz war jene an Tiefe und Ausdehnung im Seelenleben unendliche Region ſo gut wie ein unbekanntes Land, nur die Apperception und Reflexion galt als Denken und Vorſtellen und zwar nach beſtimmten Geſetzen, weiter ging die Analyſe nicht. Was die Thiere betrifft, ſo entwickeln ſie, nach Leibnitz, ein Analogon der Vernunft. Es iſt die Vergeſellſchaftung der Vorſtellungen, lediglich durch das Gedächtniß vermittelt, z. B. wenn man den Hunden den Stock zeigt, erinnern ſie ſich des Schmerzes, den er ihnen verurſacht hat, und ſchreien und laufen davon. Die ſtarke Imagination, welche auf ſie den ſtarken Eindruck macht, kommt von der Größe oder der Menge der vorhergehenden Perceptionen. Denn oft thut ein ſtarker Eindruck plötzlich die Wirkung einer langen Gewohnheit, oder vieler wiederholter mittelmäßiger Perceptionen.

Die Menſchen handeln wie die Thiere, ſo lange als die Folge in ihren Perceptionen nur durch das Princip des Gedächtniſſes geſchieht, den empiriſchen Aerzten gleichend, welche eine bloße Praktik ohne Theorie haben, und wir ſind, ſagt Leibnitz, in drei Viertheilen unſerer Handlungen nur Empiriker.

Was aber den Menſchen zum Geiſte macht, und ihn von den Thieren, und um ſo vielmehr von den niedern Monaden unterſcheidet, iſt die Kenntniß der nothwendigen und ewigen Wahrheiten, welche die Vernunft und die Wiſſenſchaften erzeugt, indem ſie uns zu der Kenntniß

unſer ſelbſt und Gottes erhebt. Durch die Kenntniß der nothwendigen Wahrheiten und durch ihre Abſtraktion geſchieht es auch, daß wir uns zu den reflexiven Acten erheben, vermöge deren wir dasjenige denken, das man Ich nennt, und betrachten, daß dieſes und jenes in uns iſt, und ſo, indem wir uns denken, denken wir das Sein, die Subſtanz, das Einfache oder das Zuſammengeſetzte, das Immaterielle und Gott ſelbſt, indem wir begreifen, daß, was in uns begränzt, in ihm ohne Gränze iſt. Und dieſe reflexiven Acte geben uns die vornehmſten Gegenſtände unſeres Denkens.

Unſer wiſſenſchaftliches Denken aber gründet ſich auf zwei große Principien: das Princip des Widerſpruches, nach welchem wir dasjenige für falſch halten, was einen ſolchen enthält, und für wahr, was dem Contradictoriſchen oder Falſchen entgegengeſetzt iſt; und das Princip des hinreichenden Grundes, in Folge deſſen wir erwägen, daß kein Factum für wahr oder exiſtirend gefunden werden kann, kein Satz für wahr (véritable), ohne daß es einen hinreichenden Grund gäbe, warum es ſo und nicht anders iſt, obgleich dieſe Gründe am häufigſten uns nicht bekannt ſein können.

Das erſte Princip leitet den Philoſophen in der Analyſe bis zu denjenigen primitiven Ideen, welche keiner Analyſe mehr fähig ſind, indem ſie die Identität der Sache mit ſich ſelbſt ausſprechen. Dadurch iſt das erkennende Subject ein Reflex des objectiven Geſetzes der Identität in den Monaden, welche die Natur und die Welt ausmachen. Durch das Princip des zureichenden Grundes reflektirt das geiſtige Subject das Geſetz der Continuität und der Individualität in den

Monaden. Es ist also auch in dieser Beziehung ein Spiegel des Universums, und insofern Gottes. Durch das Princip des zureichenden Grundes erhebt sich der endliche Geist aber zu Gott, als der einigen, hinreichenden Ursache der unendlichen Reihe und des Zusammenhangs der zufälligen Dinge in der Welt, und zu der Idee des Universums, enthaltend die zwischen den Monaden durch die Schöpfung gesetzte Harmonie, mit einem Worte, zu einem wissenschaftlichen System. Dadurch wird selbst der endliche Geist mehr als ein bloßer Spiegel des Universums der Creaturen, wie die Seelen und Monaden überhaupt; er ist auch noch ein Bild der Gottheit oder des Urhebers der Natur, eben durch die Fähigkeit, das System des Universums zu erkennen, und selbst es durch „architektonische Proben" nachzuahmen: jeder Geist ist wie eine kleine Gottheit in seinem Bereiche.

Denn die beiden großen Principien der Identität und des zureichenden Grundes sind nicht blos reell in der Welt, als Schöpfung Gottes, sondern auch ideell in Gottes unendlichem Verstande und in seiner unendlichen Liebe, verbunden mit seiner absoluten Macht. Gott selbst kann nichts denken, als nach dem Principe des Widerspruchs; es war einer von des Carteſius Irrthümern, die Wahrheiten der Geometrie, welche auf dem Satze des Widerspruchs beruhen, als von der Willkühr Gottes abhängig zu erklären. Was aber die Weltordnung betrifft, so hat sie Gott gewählt nach dem Princip der Schicklichkeit, oder der Wahl des Besten, d. h. dem Principe des hinreichenden Grundes. Was mithin nach Gottes Erkenntniß *oder logisch möglich* ist, ist nicht sogleich

auch möglich, d. h. zu verwirklichen in dem Plane der Welt. Das, was in dem Principe der Welt möglich ist, nach dem Principe des Grundes, oder des Besten, nennt Leibnitz mit Einem Worte, zum Unterschiede von dem blos ideell oder logisch Möglichen: compossibile, jenes aber: possibile.

Es giebt in dem Bereiche der Möglichkeit, im Verstande Gottes, eine Unendlichkeit möglicher Welten, von denen aber nur Eine existiren kann; Gott wählte diese nach dem zureichenden Grunde, und zwar nach den Graden der Vollkommenheit in den Monaden, da jedes Mögliche (possibile) ein Recht hat, nach dem Maaß der Vollkommenheit, welche es enthält, die Existenz zu verlangen. Und diese vollkommenste Welt ist die wirkliche, zu welcher wir gehören. Dieses ist der Grund der Existenz des Besten, welches die Weisheit in Gott erkennen, seine Güte ihn wählen, und seine Macht ihn hervorbringen läßt. Diese Welt enthält die größte Mannichfaltigkeit, und zugleich die größte Ordnung: der Raum, der Ort, die Zeit, ist hier am besten benutzt; die meiste Wirkung bei den einfachsten Mitteln; die meiste Macht, die meiste Kenntniß, das meiste Glück, die meiste Güte, welche das Universum zulassen konnte. Denn indem alle möglichen Creaturen, in Proportion ihrer Vollkommenheiten in dem Verstande Gottes auf die Existenz Anspruch machen, so muß das Ergebniß aller dieser Ansprüche die wirkliche Welt sein, die vollkommenste, welche möglich ist. Und sonst wäre es nicht möglich, einen Grund anzugeben, warum die Dinge vielmehr so, als anders sind: Optimismus.

Es giebt ohne Zweifel tauſend Unregelmäßigkeiten, tauſend Unordnungen in dem Beſondern. Aber es iſt nicht möglich, daß es deren in dem Ganzen gebe, nicht einmal in jeder Monade; weil jede Monade ein lebendiger Spiegel des Univerſums nach ihrem Geſichtspunkte iſt. Es iſt aber nicht möglich, daß das ganze Univerſum nicht wohl geordnet ſei, indem das Uebergewicht der Vollkommenheit der Grund der Exiſtenz dieſes Syſtems der Dinge iſt, im Vorzuge vor jedem andern möglichen Syſteme. Daher können die Unordnungen nur in den Theilen ſein. So giebt es Linien in der Geometrie, von denen es unregelmäßige Theile giebt; aber wenn man die ganze Linie betrachtet, findet man ſie vollkommen geregelt nach ihrer Gleichung oder allgemeinen Natur. Alſo ſind alle dieſe beſondern Unordnungen mit Vortheil in dem Ganzen, ſelbſt in jeder Monade wiederhergeſtellt. Dieſes bezieht ſich ſowohl auf die phyſiſchen, als auf die moraliſchen Unvollkommenheiten der Welt, und rettet die Gerechtigkeit Gottes ſowohl als Baumeiſters der Welt, wie als Monarchen und Geſetzgeber der Geiſter: Theodicee.

Vermöge der Vernunft und der ewigen Wahrheiten erkennen wir endlich, daß alle Geiſter, ſowohl Menſchen als Genien, in eine Art von Geſellſchaft mit Gott eingehend, Glieder der Stadt Gottes ſind, d. h. des vollkommenſten Staates, gebildet und regiert von dem größten und beſten Monarchen. Dieſe Stadt Gottes (la cité de Dieu), dieſe wahrhaft univerſelle Monarchie iſt eine moraliſche Welt in der natürlichen Welt, das erhabenſte und göttlichſte in den Werken Gottes,

worin wahrhaft der Ruhm Gottes beſteht, weil es keinen gäbe, wenn nicht ſeine Größe und Güte von den Geiſtern gekannt und bewundert wäre; auch iſt es in Bezug auf dieſe göttliche Stadt, daß er eigentlich Güte hat, während ſeine Weisheit und Macht ſich überall zeigen. Es herrſcht eine Harmonie zwiſchen dem phyſiſchen Reiche der Natur und dem moraliſchen Reiche der Gnade, d. i. zwiſchen Gott, betrachtet als Baumeiſter der Maſchine des Univerſums, und Gott, betrachtet als Monarchen der göttlichen Stadt der Geiſter.

Dieſe Harmonie macht, daß die Dinge zu der Gnade hinführen, ſelbſt auf den Wegen der Natur; und daß dieſer Planet z. B. zerſtört und verbeſſert werden muß durch die natürlichen Wege in den Momenten, welche die Regierung der Geiſter verlangt für die Züchtigung der einen und die Belohnung der andern. Man kann auch ſagen, daß Gott, als Baumeiſter, in Allem ſich ſelbſt als Geſetzgeber zufrieden ſtellt, und daß ſomit jede Sünde ihre Strafe durch die Ordnung der Natur mit ſich führen muß, vermöge der mechaniſchen Structur der Dinge ſelbſt, und daß die ſchönen Handlungen ſich ihre phyſiſchen Belohnungen zuziehen werden, obſchon dies nicht immer auf der Stelle eintreten kann und ſoll. Und Alles muß zum Beſten der Guten gelingen, d. h. derjenigen, welche nicht Unzufriedene in dieſem großen Staate ſind, welche auf die Vorſehung vertrauen, nachdem ſie ihre Pflicht gethan haben, und welche den Urheber alles Guten, wie es ſein muß, lieben und nachahmen, freudig in der Betrachtung *der Vollkommenheiten*, nach Art der wahren reinen Liebe,

welche Vergnügen faſſen läßt an dem Glücke des geliebten Gegenſtandes. Dies führt den Weiſen und Tugendhaften dahin, an demjenigen zu arbeiten, was dem vermuthlichen (präſumtiven) oder vorhergehenden (antecedirenden) Willen Gottes gemäß ſcheint, und ſich dennoch mit demjenigen zufrieden zu ſtellen, was Gott wirklich durch ſeinen geheimen, nachfolgenden und entſcheidenden Willen geſchehen läßt; indem ſie erkennen, daß, wenn wir die Ordnung der Welt hinlänglich verſtehen könnten, wir finden würden, daß ſie alle Wünſche der Weiſeſten übertrifft, und daß es unmöglich iſt, ſie beſſer zu machen, als ſie iſt, nicht blos für das Ganze im Allgemeinen, ſondern auch für uns ſelbſt im Beſondern, wenn wir gebührend dem Urheber des All's anhängen, nicht blos als dem Architekten und der wirkenden Urſache unſers Seins, ſondern auch als unſerm Herrn und der Endurſache, welche den ganzen Zweck unſers Willen machen muß, und unſer Glück allein machen kann: das höchſte Gut. Die Liebe Gottes giebt uns ſchon hier ſogar einen Vorſchmack der künftigen Glückſeligkeit; ſie verleiht uns eine wahrhafte Ruhe des Geiſtes, nicht wie bei den Stoikern, die zu einer, dem Fatum entgegen geſetzten Geduld, entſchloſſen ſind, ſondern zu einer gegenwärtigen Befriedigung, welche uns ſogar ein zukünftiges Glück zuſichert. So erfüllt die Liebe Gottes unſere Hoffnungen, und führt uns ſelbſt auf den Weg des höchſten Glückes.

Es iſt wahr, daß die höchſte Glückſeligkeit, wie auch immer von einer beſeeligenden Viſion (vision béatifique) oder Kenntniß Gottes ſie *begleitet ſei*, niemals vollkommen ſein

kann; weil Gott, da er unendlich iſt, nicht ganz gekannt werden wird. So wird denn unſer Glück in einem vollkommnen Genuſſe, wo es nichts zu wünſchen gäbe, und welches unſern Geiſt ſtumpf machen würde, nicht beſtehen und ſoll auch nicht beſtehen; ſondern in einem beſtändigen Fortſchritt zu neuen Vergnügungen und neuen Vollkommenheiten. —

Die Entwickelung dieſer Ideen hat uns von ſelbſt auf den Punkt zurückgeführt, von welchem unſere Betrachtung ausging. Wir haben die Grundzüge der Metaphyſik, der Natur und des Univerſums durchmeſſen, auf welchen das geſellſchaftliche Gebäude in dem Syſteme Leibnitzens ruht. Von der Idee der Gemeinſchaft ausgehend und von daher die Probleme empfangend, ruht der Philoſoph bei der Idee der Gemeinſchaft wieder aus. Seine Philoſophie nähert ſich der Philoſophie Plato's darin, daß die Phyſik ſelbſt eine objektive Ethik wird. Daher hielt Leibnitz, bei der Löſung derjenigen Zweifel des ſubjectiven Gemüthslebens in der Sphäre der chriſtlichen Moral und Theologie, von welchen ſeine Zeitgenoſſen befangen waren, ihnen immer nur die Anſchauung des Univerſums, der Totalität vor. Eine ſubjective Pflichtenlehre lag nicht in der Aufgabe Leibnitzens, außer in den Principien, welche das Ideal des Weiſen, in dem Univerſum, als Schöpfung und als Stadt Gottes, in ſich enthielt. Denn die Wirkung und Folge dieſes Syſtems, mit überwiegend ethiſchem Charakter, als Religion des Individuums, iſt: daſſelbe aus der Peripherie des einzelnen, ſelbſtiſchen Subjekts nach dem Centrum des All's, Gott, und der Harmonie des Ganzen hinzulenken; mit *andern Worten*, auf und für das Allgemeine hin zu ſtreben.

Dies zeigt in der That das Leben Leibnitzens. Eine Darſtellung der Grundzüge ſeiner Metaphyſik und Naturphiloſophie gehört daher weſentlich in die Darſtellung ſeines Lebens und Charakters; er lebte ſeine Philoſophie; und Philoſophie ward Weisheit.

Was die Form ſeiner Philoſophie betrifft, ſo iſt dieſe in ihren Principien einfach und harmoniſch, alles in dieſem Syſteme legt ſich um einen und denſelben Kern und Mittelpunkt; die große Fruchtbarkeit ſeiner Principien, deren Betrachtung hier nicht erſchöpft werden kann, wirft auf deren Einfachheit nur mehr Glanz und erleichtert ihre Auffaſſung und wiſſenſchaftliche Darſtellung. Was gleichwohl dem Syſteme Leibnitzens in der Geſchichte der Philoſophie, und ſeinen vielen in den Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätzen zur philoſophiſchen Literatur den Anſtrich des Verwickelten, Fragmentariſchen, Unfertigen, verleiht, rührt daher, daß Leibnitz, nicht zufrieden, wie Spinoza, mit der innern Genugthuung und Erbauung an der Arbeit, den Ergebniſſen der Meditation und der in ſich abgeſchloſſenen Darſtellung, von Anfang an ſich den Zweck ſetzte, ſeine Ueberzeugung zur allgemeinen zu machen, daß er ſie daher an die Fragen der Zeit in der Theologie und Politik knüpfte, um auf ſein Jahrhundert zu wirken. Aber eben dies lag in dem Geiſte ſeiner Philoſophie. Hat dieſe Tendenz den großen Vortheil für Leibnitz gehabt, daß er, um ſich ſeiner Wirkung zu verſichern, wartete, bis ſeine Meinungen die vollkommene Reife erhielten, ehe er öffentlich damit hervortrat, ſo hat andrerſeits ſein Syſtem, wegen der in die Darſtellung *unaufhörlich hineinſpielenden* Rückſichten auf

teu Wege verharrt, selten auf neue Dinge verfällt, so sind diejenigen, welche an einen Schriftsteller sich gewöhnt haben, gleichsam ihres Lehrers Sklaven (mancipia), und es wird ihnen schwer, sich zu etwas Neuem, Verschiedenem zu erheben, während doch kein Zweifel ist, daß die Wissenschaften durch nichts so sehr bereichert werden, als durch die Mannichfaltigkeit der Wege, welche die Verschiedenen in der Erforschung der Wahrheit einschlagen."

'Leibnitz selbst hat sich zum Glück angerechnet, daß er nicht zu früh mit den Schriften des Carteſius bekannt worden sei. „Ich habe ihn," bekennt er, „an einem Orte, erst mit Aufmerksamkeit gelesen, als ich bereits meinen Geist von tausend eigenen Gedanken voll hatte. Mithin glaube ich, von dem, was sein eigen ist, Nutzen gezogen zu haben, ohne mich ihm zu unterwerfen, wie ich sehe, daß es Andern erging, welche uns sonst viel schönere Dinge gegeben hätten, als ich zu versprechen wagte." Zwei Schüler des Carteſius, welche sich dafür bekannten, nannte und behandelte er mit Hochachtung und suchte selbst ihre Freundschaft; es waren Mallebranche und Anton Arnaud, mit welchen beiden er bis zuletzt in Briefwechsel stand. Den letztern gelang es ihm sogar, nicht ohne anfängliche Uebung großer Selbstverläugnung, am Ende von den Carteſianismus in den wichtigsten Punkten zu sich herüber zu ziehen. Denn wie er Arnaud bald im Anfange seiner philosophischen Laufbahn zum Vertrauten gemacht hatte, so that er es, nach völliger Reife seiner Meditationen, in den Jahren 1686 und 1687, in bogenlangen Briefen, deren Verlust

wir, einige Bruchſtücke ausgenommen, zu beklagen haben. Wie vorſichtig und behutſam Leibnitz im Anfange auftrat, um zu erfahren, wie weit er mit ſeinen Ideen gegen ſein Zeitalter hervorgehen könnte, zeigt ſein Bekenntniß vor Arnaud, ſelbſt als er allen ſeinen Einwürfen genug gethan zu haben glaubte. „Ich ſtoße die feſtgeſtellten Dogmen nicht um, ſagt er, ſondern ich erkläre und entwickele ſie nur weiter. Wenn Ihre Muße Ihnen geſtattete, einen Blick auf dasjenige, worin wir über den Begriff der Subſtanz übereingekommen ſind, zurückzuwerfen, ſo werden Sie vielleicht finden, daß wenn man mir dieſe Principien zugiebt, man bei dem Folgenden genöthigt wird, mir alles Uebrige zuzugeben. Man wird, ich räume es ein, die Fragen von einander trennen können; denn diejenigen, welche nicht anerkennen wollten, daß die Thiere Seelen haben, und überhaupt in der Natur ſubſtantielle Formen herrſchen, dieſe werden nichts deſto weniger die Art, wie ich die Einheit von Geiſt und Körper erkläre, und alles, was ich von den wahren Subſtanzen ſage, billigen können; mögen ſie ſehen, wie ſie ohne ſolche Formen und ohne etwas, das eine wahre Einheit hat, oder, wenn ihnen Recht dünkt, durch Punkte oder Atome die Realität der Materie oder der körperlichen Subſtanzen retten, oder mögen ſie dies auf ſich beruhen laſſen; denn man kann der Unterſuchung ein Ziel ſetzen, da, wo man es angemeſſen findet. Aber man muß auf ſo ſchönem Wege nicht ſtehen bleiben: will man von dem Univerſum und von der Vollkommenheit der Werke Gottes wahre Ideen haben, welche überdies uns die ſtärkſten Beweisgründe von Gott und

auch dann hat Leibnitz, offen genug, die Frage einmal nicht unterdrücken können: „was würde Bayle dazu sagen?“ —

Einen in der Philosophie ungleich gefährlichern Gegner erhielt nicht Leibnitz allein, sondern die ganze Richtung, welche er, trotz dem, daß sie sich einander abstießen, mit der Schule des Carteſius und mit Spinoza einnahm, in dem Engländer Johann Locke. Der ſpeculative Idealismus war ihr gemeinſamer Boden, und eine vollendete, die Sache von Grund aus und bei der Wurzel angreifende Widerlegung von Carteſius, dem Vater des neuern Idealismus, dem Urheber der Theorie der angebornen Ideen, wäre zugleich die von Leibnitz geweſen, um ſo mehr, als er ſich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, dieſe idealiſtiſche oder aprioriſche Grundlage der Vernunft-Religion und aller wahren Moral durch die Theorie der Monaden recht zu befeſtigen, und die Lehre von dem menſchlichen Verſtande, d. h. von dem menſchlichen Selbſtbewußtſein, ſeiner Natur, ſeiner Identität, dem Urſprung und der Natur unſerer Vorſtellungen und Begriffe, endlich die Lehre von der Freiheit und dem Guten, alles dieſes aus dem aprioriſchen Begriffe der Subſtanz, alſo, populär ausgedrückt, als angeboren, abzuleiten. Beinahe gleichzeitig nun erhob der Senſualismus, in einer ganz entgegengeſetzten Richtung, ſein Haupt in dem geiſtvollen Locke, dem Verfaſſer des Verſuchs über den menſchlichen Verſtand, eines Buches, welches jeden möglichen Widerſtand von Seiten einer tiefern Wiſſenſchaft bald überflügelte, da es, mit dem vollen Anſpruch, die einzig wahre Philoſophie zu ſein, ſich blos an dem geſunden Menſchenverſtand der Leſer richtete. Das Buch kam 1688 heraus,

und zog sogleich Leibnitzens Aufmerksamkeit im hohen Grade auf sich. Aber auf eine Widerlegung dieses Werkes ausgehen konnte Leibnitz nicht sogleich, er, welcher damals kaum den Anfang gemacht hatte, seine Ideen zu veröffentlichen, weil er bei einer wahren Widerlegung die Kenntniß seines eigenen Systems hätte voraussetzen müssen. Vielmehr war er der erste, welcher das Originelle und Verdienstvolle in Locke's Versuch über den menschlichen Verstand, wie in dessen übrigen Werken über die Erziehung, wie über die Münzreform, (die ihm alle Locke selbst 1697 sehr verbindlich aus England zukommen ließ), anerkannte, und diese Anerkennung ist in dem vortrefflichen deutschen Auszuge aus der französischen Uebersetzung des Werkes, im Septemberheft des Monatlichen Auszugs von 1701, hinlänglich ausgesprochen. So beschränkte sich denn Leibnitz, nach seiner Weise, einige Bemerkungen, wie sie das Lesen des Buches in ihm hervorgerufen, 1696 auf das Papier zu werfen; und diese Reflexions sur l'Essay de l'entendement humain de Mr. Locke, nicht für den Druck bestimmt (sie kamen erst unter Locke's Nachlaß heraus), ließ er, durch Vermittelung eines Freundes in England, Thomas Burnet, dem Verfasser zukommen. Locke hat sich in einem Briefe, welcher in seinem Nachlasse steht, ziemlich geringschätzig darüber ausgesprochen; als dies nach Locke's Tode Leibnitzen zu Gesicht kam, äußerte er sich an einen seiner eifrigsten Verehrer, Remond de Montmort; „Ich wundere mich darüber gar nicht; unsere Principien waren ein wenig zu verschieden, und was ich aufgestellt habe, kam ihm wie Paradoxien vor. Locke besaß Scharfsinn und Talent, und eine Art oberflächlicher

iſt das Stichwort für die ganze ſpätere, ſelbſt die in neueſter Zeit wieder aufgeſtandene idealiſtiſche Schule der Philoſophen gegen den Senſualismus geworden. Leibnitz ſchließt jene Kritik noch mit der Bemerkung, Locke habe ſich zu den Socinianern hingeneigt, deren Philoſophie von Gott und von der Seele immer armſelig geweſen ſei.

Auch wenn Leibnitz ſeine „Neuen Verſuche über den menſchlichen Verſtand" herausgegeben, und den Einfluß Locke's im Zuſammenhange bekämpft hätte, auch dann bleibt es höchſt unwahrſcheinlich, daß er jenen Einfluß auf die ganze Bildung und Wiſſenſchaft des achtzehnten Jahrhunderts bedeutend geſchmälert haben würde. Der Grund lag darin, daß Locke das Haupt einer Schule wurde, Leibnitz dagegen allein ſtand. Leibnitz hat Schüler gehabt, Schüler und Schülerinnen, aber keine Schule; und dies gilt nicht von ſeinen Zeitgenoſſen allein, ſondern von allen folgenden Zeiten; was von ſeinen Entdeckungen und Ideen in die Maſſe der Erkenntniß und Wiſſenſchaft allmählich während ſeines Lebens und nachher überging, hat man einzelnen ſeiner Schüler zu verdanken. In der Mathematik wird dies anſchaulicher, als in der Philoſophie; hier hat es zu lange gedauert, bevor Leibnitz, der wahre Leibnitz, verſtanden wurde, gewiß nicht vor Leſſing; daher iſt es kein Wunder, daß Locke und ſein Jahrhundert erſt hat vorübergehen müſſen, ehe die geheime Lebenskraft, welche in Leibnitzens philoſophiſchen Fragmenten ſchlummerte, in verwandten Geiſtern zu zünden vermocht hat.

Ein ähnliches Verhältniß, wie zwiſchen Leibnitz und Locke, bietet ſich uns endlich in dem gleichzeitigen Verhältniſſe

dar, das zwiſchen Leibnitz und Newton, als Natur-Philoſophen, ſtattgefunden hat. Wohl kann man ſagen: was Locke für ſich und durch ſich ſelbſt auf das achtzehnte Jahrhundert nicht ausgerichtet haben würde, das hat eine gewiſſe Uebereinſtimmung und Verwandtſchaft ſeiner Philoſophie mit der ſeines, ohne Vergleich größern, Landsmanns und Nebenbuhlers von Leibnitz, mit Newton, gethan, deſſen naturphiloſophiſche Ergebniſſe er, einer der erſten, aufgenommen hatte; Newton aber und ſeine Schüler haben in ihrem Kampfe mit Leibnitz und deſſen Anhängern aus der Wolfiſchen Schule an Locke keinen verächtlichen Bundesgenoſſen erfahren. Der philoſophiſche Kampf zwiſchen Leibnitz und Newton oder deſſen Stellvertreter, Samuel Clarke, hängt aber wieder mit ihrem mathematiſchen über eines jeden Priorität und Originalität der Differentialrechnung, nicht nur geſchichtlich, ſondern auch dem Geiſte nach ſo innig zuſammen, Licht und Schatten in der Geſchichte dieſer bis auf unſere Tage nachklingenden Streitigkeiten vertheilen ſich ſo ſehr nach den Eigenthümlichkeiten und entgegengeſetzten Principien dieſer Genien, daß wir die zuſammenhängende Erzählung derſelben, auf welche wir am Schluſſe des vorigen Buches hingewieſen haben, an keinem ſchicklichern Orte, als hier, bei dem Rückblick auf die von Leibnitz durchmeſſene philoſophiſche Laufbahn, aufnehmen zu können glauben.

Was wurde der Keim der tiefen Differenz, welcher die beiden größten Männer des ſiebenzehnten Jahrhunderts immer weiter und weiter von einander entfernte, daß ſie als erbitterte Gegner und Feinde aus dem Leben ſchieden?

Leibnitz, haben wir erwähnt, erwiederte das Schreiben Newtons, worin dieser die Formel der Fluxionsrechnung in einem Anagramm verhüllt hatte, durch seine Antwort, im ersten Jahre seiner Anstellung in Hannover, vom 21. Juni 1677, mit einer offenen und vollständigen Auseinandersetzung der Principien seiner Differentialrechnung, und hatte noch die Zuvorkommenheit, hinzuzufügen, „er vermuthe, daß dasjenige, was Newton in Bezug auf die Art, Tangenten zu ziehen, habe verstecken wollen, von dieser seiner Erfindung nicht sehr abweiche.“ (Arbitror, quae celare voluit Newtonus de Tangentibus ducendis, ab his non abludere.) Statt Leibnitzen auf diese Geradheit im Vertrauen sich doppelt zu nähern, wie man hätte erwarten sollen, was that Newton? Er brach den Briefwechsel plötzlich und für immer ab; womit denn das persönliche Verhältniß zwischen ihnen, wenn man von einem solchen überhaupt sprechen kann (die beiden größten Geister des Jahrhunderts hatten sich von Person nie gesehen, ja selten direkt geschrieben), für ihr übriges Leben aufgehoben wurde. Man hat als Grund dieses befremdenden Abbrechens von Seiten Newtons den nicht lange darauf erfolgten Tod des bisherigen Sekretairs der Königlichen Societät, Oldenburg, welcher zwischen entfernten Mitgliedern der Societät den Vermittler zu machen pflegte, angeführt: als wenn in Oldenburgs Nachfolger, als Sekretair der Societät, wie es bisher geschah, ein neuer Vermittler nicht gegeben war, als wenn ein Brief von der Wichtigkeit desjenigen, von welchem die Erfindung der Differentialrechnung urkundlich datirt, noch einen Dritten erfordert hätte, durch

welchen Newton den Weg zu Leibnitz finden mußte . . .! Aber Newton hatte ja ſeine deutliche Abſicht, den eigenen Nebenbuhler zum Zeugen der Priorität ihrer ähnlichen Erfindung zu machen, wenigſtens halb verfehlt; dies erklärt hinlänglich, aber auch nur dieſes erklärt ſeine Verſtimmung, die Selbſtgnügſamkeit, womit er ſich von da ab hinter ein undurchdringliches Schweigen verpflanzte. Was die Wiſſenſchaft durch ein dauerndes und unmittelbares Zuſammentreffen dieſer Dioskuren durch beinahe ein halbes Jahrhundert gewonnen haben müßte, iſt nicht anzuſchlagen, wenn man bedenkt, wie Unermeßliches jeder iſolirt, ja gewiſſermaßen im Gegenſatze gegen den andern, für die Wiſſenſchaften geleiſtet hat; abgeſehen von dem ſchönen ſittlichen Eindruck, den eine ſolche Freundſchaft in den Augen, nicht blos einer oder mehrerer Generationen, oder eines Volkes, ſondern in der Menſchheit ſelbſt zurückgelaſſen haben müßte. Hier alſo, in dieſem ſchroffen Abbrechen von Seiten Newtons, als Leibnitz im Feuer der gemeinſamen, wenigſtens auf das engſte verwandten Entdeckung ihm vertraut hatte, iſt der Keim des nachherigen Zwieſpaltes anzutreffen; er wäre, ohne Newtons Zurückhaltung, bei allem Gegenſatze in der Denkweiſe der beiden Heroen, vielleicht nie erfolgt. Ohne Zweifel hat die erlittene Zurückſtoßung auf Leibnitz, menſchlich wie er fühlte, einen Stachel des Mißtrauens in die Offenheit und Redlichkeit ſeines Nebenbuhlers zurücklaſſen müſſen. Leibnitz, bemerken wir es wohl, hatte anfangs nur den Glauben, nur die Vermuthung ausgedrückt, daß Newtons Anagramme mit dem Inhalte ſeiner Differentialrechnung ziemlich übereintreffen

werden: er hatte ohne Zweifel die Bestätigung dieser aus freien Stücken gewährten Anerkennung erwartet. Doch Newton, eifersüchtig die Priorität zu bewahren, zog es vor, sich zurückzuziehen; und Leibnitz wußte sein Geheimniß, bevor er sich irgend einem andern mitgetheilt, in den Händen eines solchen Nebenbuhlers. Es ist ihm vielleicht nicht zu verdenken gewesen, gegen das vollständige Recht des Nebenbuhlers auf die Miterfindung der Differentialrechnung Zweifel zu hegen. Wir werden wenigstens sehen, daß Leibnitz diese Rechte seinem Nebenbuhler niemals kategorisch zugestanden hat.

Leibnitz fuhr nach dieser Zeit eine Reihe von Jahren fort, die Analysis des Unendlichen für sich näher zu entwickeln und auszubilden, bevor er, und zwar in den Acta Eruditorum vom Jahre 1684, öffentlich damit hervortrat, um dann aber die Welt der Mathematiker in rascher Aufeinanderfolge über den Reichthum der neuen Entdeckung in Erstaunen zu setzen. „Er entwickelte ihre Macht, sagt ein Kenner, mit einem unbegreiflichen Feuer und der Fruchtbarkeit des Genies. Man sah ihn fast sogleich Anwendungen auf die Theorie der Curven in der Untersuchung der Tangenten, auf die der Osculationen im Allgemeinen und der Einschnitte der Curven unter gegebenen Bedingungen; ferner auf Fragen der Mechanik in der Auflösung von Problemen, wie die von der linea isochronea, der Kettenlinie, und der Linie des geschwindesten Falles, zeigen; und er arbeitete mit Feuer die Methode an sich selbst zu vervollkommnen; denn bald dehnte er ihren analytischen Gebrauch aus, wie da er den Modus der Integration der rationellen Brüche durch die Zerlegung ihrer

Nenner in ihre einfachen, reellen oder imaginären Factoren entdeckte; bald generalisirte er die Principien der Rechnung, wie indem er erfand, die Wirkungen der Veränderlichkeit willkührlicher Größen zu betrachten; ein ander Mal bezeichnete er mit der Sagazität der höchsten Philosophie die durch die Notation dargebotenen Inductionen, zum Beispiel die der Analogieen der Potenzen und der Differenzen, zwei Bemerkungen, von denen die eine, dadurch daß sie die Ideen der Veränderlichkeit erweitert, und die andere, indem sie die Bedeutung der Coefficienten erweitert, heute die am häufigsten benutzten Principien der Entdeckung geworden sind. Dieses neue und so lebhafte Licht, welches er auf die mathematische Analysis warf, machte, daß er neue Beziehungen zwischen den verschiedenen Theilen dieser Wissenschaft ergriff, welche bisher entgangen waren, weil das Bedürfniß derselben sich noch nicht bemerkbar gemacht hatte. So fand er die Rechnung der exponentiellen Funktionen, eine neue, an Resultaten eben so fruchtbare Quelle, deren Anwendung bei der Auflösung aller mathematischen und physikalischen Fragen in jedem Momente wiederkommt. Wir müssen uns, schließt Biot, auf diese großen Züge beschränken; denn man würde nicht fertig werden, wenn man alle die mathematischen Objekte, welchen sein Genie sich zugewandt, nur aufzählen wollte. — Hat man aber gegen so große und schöne Entdeckungen eine schwache Huldigung ausgesprochen, fährt unser Geometer fort, so muß man eben so sehr das Feuer, womit Leibnitz die neuen Methoden zu verbreiten suchte, und dies edle Vergnügen, welches er darin fand, ihre Anwendungen

Früchte tragen zu sehen, loben. In diesem Sinne kann man sagen, daß er zu Schülern diejenigen hatte, welche für die Lehrer sehr vieler Anderer gelten konnten, die beiden Brüder, Jakob und Johann Bernoulli, den Marquis von Hospital, und Huygens selbst, welcher (nach einigem Widerstande zwar) seinen Ruhm nicht zu schmälern glaubte, wenn er Leibnitzen die vollständigste, ehrenvollste Huldigung, als dem glücklichen Erfinder der neuen Rechnungen darbrachte." Wir fügen diesem bündigen, kennerhaften Lobe der mathematischen Verdienste Leibnitzens noch ein schönes Bekenntniß Leibnitzens selbst über die Art, wie er seinen Werth anschlug, mit seinen eignen Worten hinzu, als er, zehn Jahre nach der ersten Bekanntmachung der Differentialrechnung, bemerkte: „Ich habe die Elemente der neuen Analysis vor einigen Jahren bekannt gemacht, indem ich vielmehr auf den allgemeinen Nutzen, als auf meinen Ruhm bedacht war, welchen ich vielleicht mehr hätte fördern können, wenn ich die Methode zurückbehalten hätte. Aber es ist mir angenehm, auch in Anderer Gärten die Früchte des von mir gestreuten Samens zu sehen. Denn es lag weder selbst in meiner Macht, diese Entdeckung genügend fortzubilden, noch hat es mir an andern dargebotenen Gegenständen gefehlt, um neue Bahnen zu eröffnen, was ich immer für die Hauptsache betrachtete und die Methode viel höher schätzte, als die einzelnen Fälle, wenn gleich diese gewöhnlich sich eines größern Beifalls erfreuen." Großherzige Worte, mit welchen Leibnitz allen Geometern seines Jahrhunderts, den größten und ihm ebenbürtigen nicht ausgenommen, eine Lehre ertheilte. Wir haben

von der Engherzigkeit in dem Zurückhalten und Verſtecken ihrer Erfindungen und Entdeckungen in Anagrammen geſprochen; den Alchymiſten gleich, welche ihr meiſt unfruchtbares Treiben in Dunkel und Schweigen hüllten, in dem Wahne, die Goldbereitung ſich allein zu ſichern, verſteckten die Geometer ihre Methoden, um durch eigene oder fremde Probleme ihrem Ruhme einen Triumph zu bereiten. Manche erſprießliche Entdeckung, welche in den Händen eines Geſchicktern das Hundertfältige für das Allgemeine getragen hätte, ging vielleicht unter; durch das Einhalten der Methoden ward den Andern die Zeit gelaſſen, von ſelbſt darauf zu kommen, was jene in dieſem Jahrhundert ſo häufigen, ſo leidenſchaftlichen Streitigkeiten über die Priorität und das Eigenthum einer Erfindung erklärt. Eiferſucht und Mißgunſt hielt die Talente aus einander, und man erlebte damals, daß Brüder, wie die Bernouilli, Leibnitzens ruhmvolle Schüler, um ſolcher Eiferſucht willen, die letzte Zeit ihres Lebens in unbeſiegbarem Groll gegen einander zubrachten. Die Geometer forderten einander von einem Ende Europa's bis zum andern durch Probleme öffentlich heraus: die gelehrten Zeitſchriften und Tagebücher waren der Kampfplatz, auf welchem die Siege und Niederlagen erklärt wurden. In Deutſchland waren es die in Leipzig von Leibnitzens Schul- und Jugendfreunde, dem Profeſſor Otto Menken, im Jahre **1682**, nach dem Vorgange des ſeit **1666** beſtehenden Journal des Savans, gegründeten **Acta Eruditorum**, welchen Leibnitz und ſeine Schüler zu ihrer europäiſchen Berühmtheit und Bedeutung verhalfen.

Leibnitz stellte sich an die Spitze der Geometer und Physiker des Continents, und verschmähete es nicht, bei Aufgaben, welche seine Gegner, wie seine Freunde und Schüler, aufwarfen, in die Schranken zu treten, wiewohl die Lösung derselben ihm, wie außer ihm aber nur noch Newton, oft ein Spiel waren. Wer eine Aufgabe stellte, pflegte zugleich den Termin der Auflösung festzusetzen. So hatte Johann Bernouilli den Termin der Auflösung seines berühmten Problems von der Linie des kürzesten Falles (linea brachystochrona, im Jahre 1697) anfangs auf ein Jahr festgesetzt, dann aber, auf Leibnitzens Rath, der Schwierigkeit des Gegenstandes wegen, ihn auf neue sechs Monate verlängert. Unter den eingegangenen Auflösungen war auch eine anonyme von Newton, und es wird erzählt, daß er die Aufgabe zu Hause vorfand, als er erschöpft von seinen Geschäften aus der königlichen Münze zurückkam, und die Auflösung noch vor dem Abendessen zu Papier brachte. Aber Leibnitz war eben so schnell, und wie im Vorübergehen zu der seinigen gelangt; nemlich im Wagen auf einer Reise von Hannover nach Wolfenbüttel; und sobald er im Wirthshause abgestiegen war, brachte er mit der Feder die Sache in's Reine. Dies erzählte er in einem Briefe an Thomas Burnet ausdrücklich, um zu zeigen, daß er nicht mehr Zeit zur Lösung des Problems gebraucht hätte, als Newton. Die Aufgaben, welche Leibnitz seinerseits stellte, wählte er mit der Absicht, die Gegner der Analysis des Unendlichen, vorzüglich unter den Cartesianern, von der Nothwendigkeit eines Fortschritts in der Analysis, selbst nach ihrer Vervollkommnung durch Carteſius, zu überzeugen. Es stand dies

im engſten Zuſammenhange mit ſeinem Beſtreben, das ganze philoſophiſche und phyſikaliſche Syſtem des Carteſius theils abzutragen, theils auf eine neue metaphyſiſche Grundlage zu bauen.

Man wird aber bei dieſen Erfolgen der Differentialrechnung, ſeit dem Augenblicke ihrer Bekanntmachung im Jahre 1684, keine Spur finden, daß Leibnitz den Ruhm, das Verdienſt dieſer, die Wiſſenſchaft umwälzenden Entdeckung mit irgend jemand in der Welt, auch nur mit Newton habe theilen wollen. Leibnitz ſtand und ſtellte ſich ganz als ihren erſten und alleinigen Erfinder dar, wie er der erſte war, welcher ſie der Welt in den Principien und deren Anwendung vorgelegt hatte. Offenbar hatte er damals ein Zeugniß über die Originalität und das Eigenthum ſeiner Erfindung nicht nöthig; auch von Newton nicht. Ein ſolches war ganz überflüſſig. Umgekehrt, an ihm wäre es geweſen, aufzutreten und zu erklären, daß ein Anderer außer ihm, kurz, daß Newton für ſich ſelbſt auf die neue Methode gekommen ſei, welche er als die ſeinige mittheilte oder mitgetheilt hatte. Dies that Leibnitz nicht. In dem Aufſatze vom Jahre 1684 (Nova methodus pro Maximis et Minimis) denkt Leibnitz mit keinem Worte ſeines aus Paris und Hannover in den Jahren 1676 und 1677 mit Newton über die Differentialrechnung geführten Briefwechſels. Man kann darin die Aeußerung einer Empfindlichkeit über Newtons Stillſchweigen auf ſeinen letzten offenen Brief, als Antwort auf des erſtern Anagramme, finden: was ſich für gewiß ergiebt, iſt, daß Newton ihm über dieſes Stillſchweigen *gegrollt* hat. Aus dem Briefwechſel

zwiſchen Huygens und jenem Fatio de Duillers, welcher in dieſem Streite ſpäterhin eine traurige Rolle ſpielte, iſt dieſes ans Licht gekommen. Newton war, wir wollen noch nicht ſagen, von der Priorität, aber doch von der Originalität ſeiner mit der Differentialrechnung ſo ſehr verwandten Fluxionsrechnung zu ſehr überzeugt, um nicht gegen Leibnitz Mißtrauen und Verdacht zu ſchöpfen.

Als nun Newton, zwei Jahre nach Leibnitz, im Jahre 1686, in ſeinem unſterblichen Werke: Principia mathematica philosophiae naturalis, die vermittelſt der Fluxionsrechnung gefundenen großen Reſultate der Phyſik und Aſtronomie zum erſtenmale der Welt vorlegte, und bei dieſer Gelegenheit das Allgemeine ſeiner Methode auseinanderſetzte, ignorirte er ganz die von Leibnitz vor ihm in den Acta Eruditorum bekannt gemachte Differentialrechnung: dahingegen brachte er, zu dem 2. Lehrſatze des 7. Abſchnitts des zweiten Buches, jenes vielbeſprochene Scholium über ſeinen ehemaligen Briefwechſel mit Leibnitz an, deſſen Inhalt und Zweck ganz deutlich kein anderer war, als, ſich die Priorität der von ihm mit der Fluxionsrechnung für identiſch gehaltenen Differentialrechnung zu bewahren. Dies hat Newton nachher, als der Streit offen ausgebrochen war, geradezu ſelbſt geſtanden, und dadurch nur beſtätiget, was der Wortlaut und der Zuſammenhang von ſelbſt lehrt. Newton ſchrieb nemlich folgendes: „In einem Briefwechſel, welchen ich vor zehn Jahren (alſo 1676) mit dem ſehr erfahrenen Geometer G. W. Leibnitz geführt habe, worin ich ihm bezeichnet, ich ſei im Beſitz einer Methode, die Maximae und Minimae zu beſtimmen, Tangenten zu ziehen,

und dergleichen mehr zu verrichten, das eben so gut bei irrationalen, als bei rationalen Ausdrücken von Statten ginge, und dieses in transponirten Buchstaben, den Satz enthaltend: Data aequatione quotcunque fluxiones quantitates involvente, fluxiones invenire et vice versa, versteckte, antwortete der berühmte Mann, daß er auf eine gleiche Methode gefallen sei, und theilte seine Methode mit, welche von der meinigen fast gar nicht abwich, außer in den Formeln der Worte und Zeichen, und in der Art der Generationen und Größen. Von beiden ist das Fundament in diesem Lemma enthalten." Da Leibnitz nun vor Newton mit derselben Methode hervorgetreten war, so wollte Newton mit dieser Hinweisung auf ihren Briefwechsel offenbar zeigen, daß er die wahre Priorität dieser Entdeckung für sich in Anspruch nehme, d. h. sich als den wahren und alleinigen Entdecker erkläre. Dies bestätiget eine Beobachtung Biots, ungeachtet auch er in Newtons Scholium noch immer eine freiwillige, offene Anerkennung der Rechte Leibnitzens sehen möchte. Man bemerkt, sagt dieser Geometer von seinem Gesichtspunkte aus, eine ziemlich seltsame Zweideutigkeit in den Worten Newtons: „er antwortete mir, daß er (Leibnitz) eine ähnliche Methode besitze:" Worte, welche für jeden, der die gegenseitig gewechselten Briefe nicht kennt (welcher Leser Newtons, fragen wir, konnte denn diese aber damals, und noch lange nachher kennen? —), den Sinn geben könnten, daß Leibnitz den Schlüssel zu der Chiffre Newtons gefunden hätte, wenn er auf eine so positive Art antwortete: während wir gesehen haben (fährt Biot fort), daß diese

Gewißheit in dem Briefe Leibnitzens nicht vorhanden ist, und er blos, bei der Exposition der Methode seines Nebenbuhlers (d. h. seiner eigenen) eine seinen Charakter ehrende Vermuthung ausspricht. Nach dieser Erklärung aber, welche mit der Wahrheit vollkommen übereinstimmt, ist diese Stelle eine vollkommene Anerkennung der Rechte Leibnitzens." Biot giebt also zu, daß Newton nicht ganz genau und richtig sein früheres Verhältniß zu Leibnitz dargestellt. In der That, um ganz redlich und offen zu sein, hätte Newton auch den Brief Leibnitzens an ihn aus Paris, vom 24. August 1676, welcher seine Anagramme veranlaßt hatte, nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Wenigstens wird man Newton nicht mehr den Vorwurf machen, daß er im Jahre 1716 eine „Untreue" gegen sich selbst begangen, durch die Behauptung: „das Scholium, in welchem er die Rechte beider anerkannt haben sollte, habe er nicht als eine Anerkennung der Ansprüche Leibnitzens, sondern als ein Mittel, sich selbst seine Rechte auf die Priorität zu verwahren, eingeschaltet." Wahr ist es, daß Leibnitz selbst, um Newton gegen sich selbst anzuführen, seinem Scholium diesen Sinn unterlegte; und da Newton dies nicht begünstigen wollte, ließ er, wie bekannt, bei der dritten Ausgabe seines Werkes, es fort und setzte etwas anderes an die Stelle. Newtons Anhänger und Landsleute aber haben von Anfang an dem Scholium keinen andern, als den von Newton beabsichtigten Sinn beigemessen, und fußten darauf bei den später erfolgten Angriffen und Beleidigungen gegen Leibnitz.

Was nun das Werk Newtons, die Principia Naturalis philosophiae, an sich selbst betrifft, so hätte, sollte man glauben, dieses Monument eines erhabenen Genie's Leibnitzen mit ihm in eine innigere Verbindung bringen, und das anfängliche Verhältniß wieder herstellen sollen; es geschah aber das Gegentheil: es hat die Kluft zwischen beiden erweitert. Es läßt sich nicht leugnen, daß den großartigen und bewundernswürdigen Ergebnissen der Principia Naturae vielleicht Niemand bei Lebzeiten Newtons weniger Anerkennung angedeihen ließ, und dadurch ihrer weitern Verbreitung entgegenstand, als eben Leibnitz. Es erging ihm dabei wie dem großen Geometer, Huygens, welcher den Entdeckungen Newtons über die Bewegungen der Himmelskörper bis zuletzt einen unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt hat. Leibnitz und Huygens sprachen sich in ihrem vertrauten Briefwechsel zu offen darüber aus. „Man könnte in der That glauben, bemerkt Biot, daß Leibnitz jenes unsterbliche Werk nicht gelesen, oder höchstens nur darin geblättert hat, so leicht weg spricht er darüber ab; und diese Vermuthung hat nichts Unerträgliches, wenn man erwägt, wie sehr die synthetische Form, in welcher es abgefaßt ist, den Geistesrichtungen Leibnitzens zuwider, wie sehr sie seiner Art und Weise in der Behandlung der Mathematik entgegengesetzt war, besonders aber, wieviel Zeit und Arbeit er hätte verwenden müssen, um ein gründliches Studium daraus zu machen, er, welcher damals mit tausend verschiedenen Gegenständen beschäftigt, nur in Zwischenräumen und im Vorbeigehen an die Mathematik denken konnte. So

kam es, daß, nach einer so strengen Demonstration des Gesetzes der Attraction des Universums, welche Newton durch seine Combination der Gesetze der Centralkräfte mit den Kepplerschen Gesetzen erlangte, Leibnitz noch darauf bestand, ätherische Wirbel anzuwenden, um die planetarischen Bewegungen zu Stande zu bringen. Er beharrt bei seiner materia deferens; er glaubt, daß Newton die verborgene Existenz einer materiell activen Fähigkeit annimmt, was seinem Gange und seinen Worten gerade entgegengesetzt ist, da das Wort Attraction, wie Newton erklärt, nichts ist, als der abgekürzte Ausdruck einer physikalischen Thatsache. Die Gestalt der Erde, als erhaben an dem Aequator und abgeplattet an den Polen, diese schöne und unzweifelhafte Folgerung der Attraction scheint Leibnitzen ganz und gar nicht bewiesen; und eben so wenig ist er geneigt, in der Ebbe und Fluth des Meeres eine mathematische Folgerung der Schwere zu sehen." Uebrigens entnahm Leibnitz die erste Kenntniß der Principia Naturae nicht aus dem Werke selbst, sondern aus einem Auszuge daraus in den Acta Eruditorum vom Jahre 1689, welche ihm in Italien, wo er zu dieser Zeit reiste, zugekommen waren, da er sogleich seine eigne, von Newton abweichende, Ansicht in einem Aufsatze: Tentamen de motuum celestium causis in die Acta Eruditorum einrücken ließ, ohne sich von Irrthümern in der Rechnung über das Kräfte-Maaß frei zu halten, welche Lagrange bemerkt hat; was man wohl auf die Flüchtigkeit des Reisenden setzen könnte. Anerkannt muß andererseits werden, daß Leibnitz bei dem Widerstande, welchen

er der Naturphiloſophie Newtons entgegenſetzte, von einer tiefern und allgemeinern Baſis der Speculation ausging. Sein Briefwechſel hierüber mit Samuel Clarke, Newtons eifrigen Schüler, wird wichtig und belehrend durch die Folgerungen, welche Leibnitzens ſyſtematiſcher Geiſt aus Newtons, bei aller ihrer Evidenz zum Theil noch unvollſtändigen und einſeitigen, Mechanik des Himmels ziehn durfte, welche nur ſo lange unwiderlegt ſchien, bis die Lücken des Newtonſchen Syſtems im neunzehnten Jahrhundert durch Laplace wahrhaft ausgefüllt wurden. Newton gründete im Ernſt das Daſein Gottes und ſein thätiges Eingreifen in die Bewegungen der Materie darauf, daß ſie aus der bloßen Attraction nicht folgen könnten; er legte dieſe kosmologiſche Hypotheſe ſeinem berühmten, in England heute noch angeführten Briefe an Richard Bentley, über die natürliche Religion, zu Grunde. Gewiß, ruft ein Kenner aus, eine ſonderbare Philoſophie, welche die göttliche Macht unmittelbar hinter die Unwiſſenheit der Menſchen ſetzt, ſo daß Gott in dem Maaße minder nöthig wird, als der Menſch, ſein Geſchöpf, an Wiſſenſchaft zunimmt! Die Schranken ſeines Syſtems ſollen ihm das Daſein Gottes beweiſen. Aber vor Laplace, welchem vorbehalten blieb, die mechaniſche Deduction, die Newton übrig gelaſſen, zu machen, verdeckte ſein großer Name in den Augen Europa's jene unphiloſophiſchen Folgerungen. Leibnitz allein fand ſich durch jene Vorausſetzung nicht wenig von der Theorie Newtons zurückgeſtoßen, und verglich Newtons Univerſum mit einer Uhr, welche der ungeſchickte Uhrmacher von Zeit zu Zeit aufziehen und ausbeſſern müßte.

Newton faßte auch noch Zeit und Raum als ein Abſolutes, während bei Leibnitz das Abſolute in die Attribute Gottes, die Unermeßlichkeit und die Ewigkeit, fällt, gegen welche die unendliche Zeit und der unendliche Raum, welcher die Creaturen bedingt, ein Relatives iſt. Schade war es, daß Leibnitz mit dieſen Erörterungen bis zu den letzten Augenblicken zurückhielt, in welchen die Leidenſchaften von beiden Seiten den Streit bitter, und eine Verſtändigung faſt unmöglich machten.

In England dagegen ſtand Newton durch ſeine Principia Naturae unbedingt als der unvergleichlich größte Kopf des Jahrhunderts da, und man kann von der Erſcheinung dieſes Werkes ab, mit Beziehung auf die mit der Differentialrechnung identificirte Fluxionsrechnung, bemerken, wie ſich unter Newtons Schülern eine Eiferſucht und Geringſchätzung gegen ſeinen Nebenbuhler, gegen Leibnitz, feſtſetzte, welche anfangs nur im Stillen umhergetragen wurde, bald aber ſtufenweiſe durch Verſchweigen, Ignoriren, durch Hindeutungen endlich ſich ausſprach, alles dieſes von Newton ſelbſt ausgehend und an ſeine mächtige Autorität ſich anlehnend. Wie es zu geſchehen pflegt, waren es nicht die Würdigſten, welche als Zwiſchenträger ſich voranſtellten. Ein ſolcher war Fatio von Duilliers, ein durch ſich ſelbſt längſt verſchollener Name, von deſſen Arbeiten im Gebiete der Geometrie ſchlechterdings nichts erhalten iſt, welcher jedoch damals, dadurch daß er häufig von Frankreich nach Deutſchland, und von Deutſchland nach England ging, ſich unter die berühmten Männer miſchte, gegenſeitig der Zwiſchenträger ihrer Erfindungen und Entdeckungen, und ohne Zweifel auch ihrer Mißhelligkeiten

war, dahin gelangte, ſich unter ihnen eine Art von Namen und Anſehen zu ſchaffen; nicht allein bei Newton, ſondern auch bei Leibnitz. Am meiſten gelang es ihm bei Huygens, in deſſen Vertrauen er ſich auf einer Reiſe in Holland im Jahre 1687 einzuſchmeicheln, und ihm den Wahn beizubringen wußte, von ihm als ein ſehr großer Gelehrter gehalten zu werden, welcher namentlich in den neuen Rechnungen (in welchen Huygens lange fremd blieb) ſehr ſtark wäre. Dies ging ſo weit, daß Fatio im Jahre 1691 die Dreiſtigkeit hatte, ſich faſt Newton gleich zu ſtellen, indem er an Huygens von London ſchrieb: „Es ſei ziemlich unnöthig, Newton um eine neue Ausgabe ſeiner principia philosophiae naturalis zu bitten; er ſei ihm mehrmals darüber angelegen, ohne ihn dazu bewegen zu können. Es iſt aber nicht unmöglich, ſetzt er hinzu, daß ich dieſe Ausgabe unternehme; dazu ich mich um ſo mehr bewogen fühle, als ich nicht glaube, daß es jemanden giebt, welcher einen großen Theil des Werkes ſo aus dem Grunde verſteht, als ich!....“ Und Huygens hat an den Rand des Briefes bemerkt: „Glücklicher Newton!“ Uebrigens ſchrieben beide, Huygens und Leibnitz, in ihren Briefen mehr als einmal: „Herr Newton und Herr Fatio glauben dies, glauben das,“ gerade wie wenn man von zwei Männern ſpricht, welche auf einer Linie ſtehen. Es dauerte längere Zeit, ehe Leibnitz und ſeine Freunde enttäuſcht wurden. Jener entging übrigens zuletzt der Strafe für ſeinen Uebermuth und ſeine Bosheit nicht, als er im Jahre 1699, wegen ſeiner Verbindung mit den nach London geflüchteten fanatiſchen Propheten der Camiſards, verurtheilt, und mit zwei von ihnen

öffentlich an den Pranger geſtellt wurde, nicht ohne das Mitleiden Leibnitzens zu erregen; worauf er ganz von der Bühne abtrat, und verſchollen in London ſeine Tage endete.

Dieſer Fatio nun theilte Huygens unter andern im Laufe des Jahres 1691 eine gewiſſe Bemerkung über das Integriren differentieller Gleichungen mit, welche ſich übrigens nur in ſehr beſchränkten Fällen bewährt. Huygens berichtete dieſe Erfindung an Leibnitz; dieſer war neugierig, ſie zu kennen, und machte Huygens den Vorſchlag, die Mittheilung davon von Fatio zu erlangen, und zum Tauſche ihm eine ſeiner Methoden, zu integriren, anzubieten: eine Art von Geſchäft, welche damals unter den Geometern nicht ungewöhnlich war. Sobald der Handel abgemacht war, ſchickte Leibnitz an Huygens ſeine Methode, die Integration der differentiellen Gleichungen auf die Quadraturen, und die Quadraturen ſelbſt eine auf die andere zurückzuführen, welches, nach dem Urtheil der Kenner, noch jetzt die einzige, allgemein anwendbare Methode iſt. Huygens aber, welcher darin nicht das Mittel ſah, direkt, und zwar in allen Fällen die Quadraturen ſelbſt zu finden (was in der That unmöglich iſt), rief aus: das ſei kein billiger Tauſch, und er fürchte, Fatio werde ihn anklagen, χρυσεα χαλκων eingetauſcht zu haben! Leibnitz, empfindlich, ſich auf ſolcher Wage gewogen zu ſehen, er, der Erfinder dieſer neuen Rechnungen, ſchrieb zurück: er mache ſich nichts daraus, Fatio's Regel zu kennen, von der er wohl wiſſe, daß ſie nur particulär ſein könne; Huygens möge ſie nur behalten, aber auch das Geheimniß über die ſeinige bewahren, und ſie dem Fatio nicht mittheilen. Dies war es,

was Fatio nicht verzieh, da er auf Leibnitzens Mittheilung vielleicht gewartet hatte, um ſich damit bei ſeinen Freunden in England geltend zu machen. Mit einer affektirten Geringſchätzung gegen Leibnitz, hinter welcher jedoch, wie leicht bemerkt wird, ein Höherer ſtand, brachte er in ſeinem Schreiben aus London vom 28. December 1691 die im Dunkel ſchleichenden Nachreden der Engländer gegen den deutſchen Erfinder mit unverholener Keckheit zur Sprache. In den beſtimmteſten Aeußerungen lehrt er: „daß ja Newton ohne Widerrede der erſte Urheber der Differentialrechnung ſei, ſo viel er aus den Papieren ſehr früher Zeit habe erſehen können; daß er ſie eben ſo gut oder noch vollkommner damals kannte, als Leibnitz ſie noch kenne, und ehe dieſer nur den Gedanken daran hatte, welchen er erſt, ſo viel er (Fatio) ſehe, bei Gelegenheit desjenigen, was Newton ihm darüber geſchrieben, gefaßt hätte. Huygens möge nur das Scholium Newtons in deſſen Werke Principia mathematica, mit Rückſicht auf ſeinen frühern Briefwechſel mit Leibnitz leſen! Er, Fatio, könne ſich nicht genug verwundern, daß Leibnitz von dieſem Verhältniſſe in den Acta Eruditorum gar nichts verlauten laſſe. Die jüngſten Eröffnungen über dieſe Materie wären ihm blos aus zwei Worten, welche Newton ihm geſagt, gefloſſen.“ Weiter ging hier Fatio nicht. Er kam aber in einem der nächſten Briefe an Huygens auf dieſen Punkt zurück, mit der ſtechenden Bemerkung, daß es Leibnitzen ſehr verdrießlich ſein werde, wenn jene Briefe bekannt würden. Und mit der ihm eigenen Dreiſtigkeit ſetzte er hinzu, Newton ſei in dieſen

Rechnungen viel weiter gegangen als — ſie beide, d. h. er, Fatio, und Leibnitz!" Das Wahre an dieſen Prahlereien bleibt der, auch ſonſt beſtätigte, nähere Umgang Fatio's mit Newton, deſſen dieſer einen Fatio würdigte, welcher ſich denn in ſeinen Briefen an Huygens in der That nur eben ſo zu ſeinem Werkzeug machte, wie er nicht lange darauf es auch öffentlich wurde. Wir entnehmen daraus, wie tief ſich Newton getroffen und verletzt fühlte, daß Leibnitz nicht allein die Priorität der Differenzialrechnung durch die Oeffentlichkeit gewonnen, ſondern dabei nicht einmal ſeiner in den Acta Eruditorum, mit Bezug auf ihren frühern Briefwechſel, mit einer Sylbe gedacht: geſtehen wir, daß dieſes Verſchweigen von Leibnitz nicht ganz zu rechtfertigen ſein mag, daß er dadurch den Gegnern und Nebenbuhlern eine Seite darbot, nach welcher ihre Angriffe ſich zuerſt richten mußten; wie denn dieſes Verſchweigen zu der ſonſtigen Offenheit und edlen Hervorhebung jedes Verdienſtes bei Leibnitz wenig ſtimmt, und ſich nur zu bitter durch die Folgen gerächt hat. Der eines Newton vielleicht kaum würdige, vertraute Umgang mit Fatio übrigens, welcher noch länger fortdauerte, ſteht übrigens auch feſt, nach einer Aeuſſerung von Leibnitz an den Geſchäftsträger des Zelleſchen Hofes in London, Herrn von Beyer, aus dem Jahre 1694, wo er, faſt nicht ohne Ironie, die Bemerkung hinwirft: „Da Herr Newton einer von den Gelehrten auf der Welt iſt, welche ich am meiſten ſchätze, und Herr Fatio, wie ich höre, in ſehr engen Verbindungen mit ihm ſteht, ſo erwarte ich eine große Wirkung von dem Zuſammenwirken der Ver-

dienſte Beider (j'attends un grand effet de cette combinaison de mérite)."

Die erſte Gelegenheit, öffentlich an ſeinem Ruhme und ſeiner Ehre ihn anzugreifen, gab nun Leibnitz dieſem Fatio nach einiger Zeit, im Jahre 1699, als er nemlich in den Acta Eruditorum über die Auflöſungen des von Johann Bernouilli geſtellten Problems: von der Linie des geſchwindeſten Falles, Bericht abſtattete, und einen Triumph über die Differentialrechnung feierte. Er ſagte hier: „er habe es Bernouilli vorausgeſagt, daß eben diejenigen, welche die Auflöſung gefunden hätten, vorzüglich durch die Mittheilung ſeiner (Leibnitzens) früheren Erfindungen unterſtützt, bei hinlänglicher Aufmerkſamkeit ans Ziel gelangen würden. In der That ſei es der Beachtung nicht unwerth, daß nur diejenigen das Problem gelöſt hätten, welche er im Voraus bezeichnet hätte, nemlich keine andern, als die, „welche in die Myſterien ſeiner Differenzialrechnung hinlänglich eingedrungen wären." Hier nannte er Jacob Bernouilli, den Bruder Johanns, der das Problem geſtellt, den Marquis von Hospital, welcher im Jahre 1696 die erſte ſyſtematiſche Darſtellung der Differentialrechnung in ſeiner Analyse des infinements petits gegeben hatte, und Newton; Huygens war kurz vorher geſtorben, und Hudde in Amſterdam ſchon längere Zeit aus dieſen Studien herausgekommen: ſonſt, äußerte Leibnitz, würden ſie nicht zurückgeblieben ſein. „Dieſes wiederhole ich, ſchloß er, damit es nicht ſcheine, als verachtete ich die vortrefflichen Männer, welche ſich mit unſern Erfindungen zu beſchäftigen, entweder keine Luſt, oder keine Zeit haben."

Es war für den Stolz Newtons und seiner Schüler und Anhänger zu viel, daß er vor Europa als ein Schüler von Leibnitz dastehen sollte. Schon dies hatte Newton übel genommen, daß ihm das Problem Bernouilli's, wie er glaubte, von Leibnitz wie eine Herausforderung zugesandt worden war, und Leibnitz hielt es für nöthig, dies ausdrücklich öffentlich, wie in Briefen nach England abzulehnen. Jetzt also trat Fatio, unter dem Vorwande der eigenen beleidigten Ehre, in einer zu London herausgegebenen Abhandlung über das Problem des Bernouilli gegen Leibnitz auf; beschuldigte ihn mit Leidenschaft, den Tyrannen und Usurpator im Reiche der Geometrie zu machen (weil Leibnitz ihn, Fatio, nicht unter den großen Geometern mit aufgeführt hatte), und verkündigte laut, was er einige Jahre vorher an Huygens noch in vertraulicher Mittheilung zu erkennen gegeben hatte: „was Leibnitz, der zweite Erfinder der Differentialrechnung, von Newton, dem ältern und ersten Erfinder derselben, geborgt habe (mutuatus sit), dies würden diejenigen, welche Newtons Briefwechsel und Handschriften eingesehen hätten, leicht beurtheilen!" Fatio stand so als der Retter des Ruhmes seines Freundes Newton da, während dieser sich in ein tief stolzes Schweigen hüllte.

Auf diese unzweideutigen Eröffnungen Fatio's entgegnete Leibnitz selbst in den Acta Eruditorum (Responsio ad Dn. Nic. Fatii Duillierii imputationes), ruhig und würdig, aber voll Ironie gegen Fatio, und mit leisen Andeutungen gegen Newton, dessen Rechte an der Erfindung der Differentialrechnung er hier allerdings, doch mehr den Worten nach,

als höfliches Zugeſtändniß, denn aus innerſter Ueberzeugung anerkennt. Er zeigte ſich verwundert, von einem Gelehrten ſo mißwollend angegriffen zu ſein, den er nie beleidigt hätte. „Ich trug Bedenken, ſagt er, ob ich etwas erwiedern ſollte, da ich immer literariſchen Streitigkeiten ſehr abhold geweſen, und geglaubt habe, es gebe nur einen ehrbar-ſchicklichen Kampf unter den Gelehrten, ja unter den rechtlichen Männern, wann ſie nicht mit Worten, ſondern durch den Gehalt der Dinge wetteifern, wer ſich um das allgemeine Beſte mehr verdient machen könne. Ich fürchtete jedoch, daß der gewiß gar nicht verächtliche Mann mein Stillſchweigen zu ſeiner Verachtung auslegen würde; außerdem habe ich der allgemeinen Sache einen Dienſt zu leiſten geglaubt, wenn ich lieber eine Probe von Mäßigung, als von einem erbitterten Gemüthe ablegte. Bei dieſer dargebotenen Gelegenheit glaubte ich die Gelehrten erinnern zu dürfen, daß jener ſchlechte Brauch, ſich gegenſeitig durch beißende Reden anzufallen, welcher die Wiſſenſchaften und ihre Pfleger ſchändet, nach und nach abgeſchafft werde.“ Leibnitz vertheidigt ſich erſtlich gegen die von Duillier erhobene Anklage, als wolle er den Principat in der Mathematik an ſich reißen; „wenig fehlt, ſagt er, daß er mir mit dem Oſtracismus drohet.“ Er zeigt, wie wenig Fatio ſich über ihn für ſeine Perſon zu beklagen habe. Endlich kommt er auf Newton, deſſen Sache Fatio wider ihn führe: da werde es ihm verziehen ſein, wenn er nicht auf alles antworte, bis er ihm ein mandatum procuratorium von Newton und den Andern vorzeige, mit welchem er in keinerlei

Gegnerschaft bisher gestanden habe. „Wenigstens (so lauten die eignen Worte Leibnitzens) schien der treffliche Mann einigemal in Unterredungen mit meinen Freunden immer eine gute Gesinnung gegen mich zu hegen (semper bene de me sentire visus est), und hat, meines Wissens, nie Beschwerden ausgestoßen; öffentlich aber sich so gegen mich benommen, daß es unbillig wäre, wollte ich mich beklagen. Ich aber habe seine sehr großen Verdienste bei dargebotenen Gelegenheiten gern anerkannt (praedicavi), und er weiß es am besten, und hat es deutlich genug öffentlich angezeigt, als er seine Principia Mathematica Naturae im Jahre 1687 herausgab (Leibnitz meint das ihn betreffende Scholium), daß keiner von uns gewisse geometrische Erfindungen, welche ihm und mir gemeinschaftlich waren, dem durch einen Andern angezündeten Lichte, sondern jeder seinen eignen Meditationen verdanke, und daß diese schon zehn Jahre vorher (also um 1676) von mir auseinandergesetzt worden waren." Man merkt das Geschraubte, das Erzwungene dieser Erklärung, womit Leibnitz das Scholium Newtons zu seinem eignen, statt des Verfassers Vortheil auszulegen bestrebt ist. Unmittelbar darauf fährt er fort:„ Wenigstens als ich meine Elemente der Differentialrechnung im Jahre 1684 bekannt machte, war mir nicht einmal etwas von seinen Erfindungen in dieser Gattung bewußt, außer was er selbst einmal in einem Briefe bezeichnet hatte, er könne Tangenten finden, ohne die irrationalen Quantitäten fortzuschaffen, was auch Huygens konnte, wie er mir nachher gemeldet hat, obgleich er des Uebrigen bei dieser Rechnung unkundig war: aber daß Newton

viel Größeres erlangt hätte, habe ich erst erkannt, als ich sein Buch der Principia gesehen hatte. Daß er jedoch eine der Differentialrechnung so ähnliche Rechnung treibe, haben wir erst vor kurzem aus den ersten beiden Theilen der Werke des Wallis gelernt, und Huygens war es, welcher meiner Neugierde zu Hülfe kam, indem er eine, Newton betreffende Stelle daraus im Auszuge mir überschickte." Hier geht Leibnitz mit einer raschen Wendung vorüber, indem er eine Aufforderung an Newton anknüpft, der gelehrten Welt seine ungedruckten Abhandlungen aus der Mathematik und Physik nicht länger vorzuenthalten. Da hätten wir also Leibnitzens Erwiederung auf Newtons Scholium und alle die daran von Newton stillschweigend geknüpften Folgerungen; und seine Entschuldigung, warum er Newtons in Bezug auf seinen frühern Briefwechsel mit ihm früher nicht gedacht habe. Von Bedeutung ist das Bekenntniß, daß Leibnitz noch nicht einmal aus den Principia mathematica entnommen hätte, daß Newton eine, „der Differentialrechnung so ähnliche Rechnung" treibe; daß er ihm darin nicht ganz Unrecht that, lehrt die Bemerkung, welche neuere Geometer hervorgehoben, daß Newton in jenem Werke nirgends die Notation der punktirten Buchstaben, wovon er später Gebrauch macht, anwendet; während es doch die Notation war, wodurch, nach dem Ausspruche der Zeitgenossen Leibnitzens, sich die Rechnungen beider allein unterschieden. Mit dem Ausdrucke aber „eine seiner Differentialrechnung so ähnliche Rechnung", und noch mehr durch die stufenweise Darstellung seines Verhältnisses zu Newton scheint Leibnitz dem zwischen den Zeilen Lesenden

nicht undeutlich die Möglichkeit an die Hand geben zu wollen, daß Newton am Ende ſich doch blos die Erfindung eines andern angeeignet haben könnte. Er hätte damit eigentlich nur Newton das Seine zurückgegeben. Aber ganz aufrichtig und ſeinen eignen Erinnerungen angemeſſen war es doch nicht, daß er erſt aus Wallis's Buche vor Kurzem etwas entnommen von der ſeiner Differentialrechnung ſo ähnlichen Rechnung Newtons: im Gegentheil ſein Brief an Newton vom Jahre 1677 ſprach ſeine Vermuthung hierüber ſo entſchieden, als rückhaltslos aus. Nicht lange aber, und Newton wurde der Gegenſtand eines verſteckten, aber ganz unzweideutigen Angriffs von Leibnitzens Seite.

Im Jahre 1704 nemlich gab Newton ſeine berühmte Schrift über die Optik heraus, und fügte derſelben zwei, in ſehr früher Zeit von ihm verfaßte Abhandlungen über die Fluxionsrechnung hinzu: Tractatus duo de speciebus et magnitudine figurarum curvilinearum. Es geſchah deutlich in der Abſicht, ſich die Priorität der von ihm mit der ſeinigen für identiſch gehaltenen Differentialrechnung zu vindiciren. Darauf nun erſchien in den Acta Eruditorum (1705) eine Recenſion dieſer Schrift, deren anonymer Verfaſſer ſich nicht begnügte, nach einer gedrängten Auseinanderſetzung des Begriffs der Differenzen und der darauf beruhenden Differential- und Integralrechnung, Gottfried Wilhelm Leibnitz ſchlechthin und allein den Erfinder derſelben zu nennen, und die beiden Bernouilli, ſammt dem Marquis von Hospital, als die ausgezeichnetſten Beförderer derſelben zu loben, ſondern auch hinzufügt: „an der Stelle der Leibnitzſchen Differenzen nun wendet Newton

an, und hat immer angewandt die Fluxionen....", welche u. ſ. w." (pro differentiis igitur Leibnitianis D. Newtonus adhibet semperque adhibuit fluxiones...), und gebrauchte ſie elegant (eleganter) in ſeinen Principia Naturae, wie in ſeinen ſpätern Schriften, wie ja auch (quemadmodum) Honoratus Fabri in ſeiner Synopsis Geometrica der Methode des Cavallieri den Fortſchritt der Bewegungen ſubſtituirt hat (substituit)." Dieſer vergleichende Zuſatz läßt über den Gedanken des Verfaſſers nicht den mindeſten Zweifel übrig; ohne Umſchweife, ohne Winkelzüge wird Newton hier als ein Plagiarius hingeſtellt. Es iſt nachher viel zwiſchen den Partheien über den Verfaſſer dieſer Recenſion geſtritten worden: Leibnitz leugnete ſtandhaft jede Mitwiſſenſchaft darum: er wollte auch den Wortſinn der angeführten Stelle durch künſtliche Auslegungen in Abrede ſtellen; dieſer ſteht aber nichts deſto weniger feſt, eben ſo ſehr als — Leibnitz ſelbſt der Verfaſſer der Recenſion geweſen iſt. Es giebt nemlich viele anonyme Recenſionen und Auszüge in den Acta Eruditorum von Leibnitz, und bei mehreren davon iſt in dem, in der Pauliniſchen Bibliothek zu Leipzig aufbewahrten Exemplare ſein Name beigeſchrieben; die fragliche Recenſion trägt nun wirklich ſeinen Namen. Wir verdanken dieſe Nachricht Ludovici, ohne daß dieſer die literariſche Bedeutung davon ahnte.

Wie man auch dieſes Verfahren Leibnitzens beurtheilen mag, ſo iſt uns wenigſtens ein Aktenſtück von Leibnitzens wahrer eigenſter Meinung und Geſinnung gegen Newton gegeben. Dies Aktenſtück gab das Signal zu dem Kampfe,

in welchem Leibnitz einem einseitigen Richterspruche unterliegen sollte. Newton und seine Schule erkannte in jener Recension, welche, rührte sie auch nicht von ihm selbst her, jedenfalls in Leibnitzens Organe, den Acta Eruditorum, erschienen war, eine Beleidigung der Ehre des Meisters. Es verging einige Zeit. Einer der eifrigsten Schüler Newtons, der Professor der Astronomie zu Oxford, Johann Keil, rückte endlich im Jahre 1708 ein Schreiben in die Philosophical Transactions der Königlichen Societät, worin er, in viel härterer Fassung, als vormals Fatio von Duillier, den Newton gemachten Vorwurf des Plagiats auf Leibnitz zurückschob, mit der Behauptung: „daß Leibnitz die von Newton erfundene Arithmetik der Fluxionen mit veränderten Namen und Zeichen herausgegeben habe." Später milderte Keil in einem Briefe an den Secretair der Societät, Hans Sloane, (vom 24. Mai 1711), diese ehrenrührige Anklage dahin: er wolle nicht gesagt haben, daß Leibnitz den Namen und die Notation, welche Newton seiner Methode beigelegt, gekannt, und hinterher verändert hätte, sondern nur: Newton sei der erste Erfinder der Arithmetik der Fluxionen oder der Differentialrechnung gewesen; und habe in zwei an Leibnitz (durch Oldenburg) gerichteten Briefen (den vom 23. Juni und vom 24. October 1676) ihm solche Indicationen gegeben, daß sie einem so höchst eindringlichen Kopfe genügt hätten: aus ihnen hätte Leibnitz die Principien dieser Rechnung geschöpft, oder wenigstens schöpfen können; da er aber die Terminologie Newtons nicht kannte, so erfand er sich die eigne und seine. Zu dieser Erklärung hätten die Acta

Eruditorum in ihrer Anmuthung eines von Newton an Leibnitz begangenen Plagiats genöthigt.“ Keil zeigte sich hier und in der Folge als einen eifrigen und blinden Vertheidiger der Ehre Newtons, aber wir würden ihn nicht, mit einigen Geometern, deshalb einen Elenden nennen: der Vorwurf fiele auf Newton zurück, welcher hinter ihm stand.

Bald nach dem Bekanntwerden des ersten Schreibens Keils hatte Leibnitz sich vom 4. März 1711 an den Secretair der Königlichen Societät, Sloane, gewandt, mit der Aufforderung, die Societät möge ihm für die „einer Verläumdung gleichkommenden Anklage“ Keils Genugthuung verschaffen. Keil sollte gehalten sein, öffentlich zu bezeugen, daß es seine Absicht nicht gewesen, ihm, wie seine Worte lauteten, ein Plagiat beizumessen. Darauf nun richtete Keil sein zweites Schreiben an Sloane, worin er die motivirte, scheinbar gemilderte Erklärung des Verhältnisses von Leibnitz zu Newton gab; und welches als das erste, wissenschaftlich erörternde Aktenstück in der Geschichte des sich nun entspinnenden Processes gelten kann. Sloane las diesen Brief den 24. Mai 1711 in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Societät vor und gab darauf Leibnitzen im Namen derselben Mittheilung davon. Daß die Sache die Wendung eines bürgerlichen Prozesses nahm, hatte gewissermaßen Leibnitz selbst durch die persönliche Behandlung der Streitfrage eingeleitet, und dieses paßte auch übrigens zu dem Geiste, womit die mathematischen Entdeckungen, wie bürgerliche Vortheile, behandelt, Patente aufgenommen, Tausche geschlossen, Sieg und Niederlage an

Herausforderungen geknüpft waren. Leibnitz sah sich also vor der Societät, von welcher er und Newton damals die ältesten Mitglieder waren, durch ein viel jüngeres in derselben, einen sonst obscuren Mann, angeklagt und, bei aller individuellen Größe, sollte er, der Verfassung gemäß, die Autorität der Gesellschaft anerkennen. Er mußte sich vertheidigen. Das Demüthigende lag darin, daß er einem Ankläger gegenüber stand, welcher kaum der Ehre werth war, sein Schüler zu heißen. Denn Newton, obwohl die Seele der Anklage, hielt sich im Hintergrunde. Leibnitz wies in einer zweiten Antwort an den Secretair, vom 29. December 1711 die Vollgültigkeit eines homo novus, wie Keil, mit dem ganzen Selbstgefühl seines Ruhmes und seiner Würde zurück, und stellte blos der Societät wiederholt anheim: „dem leeren und ungerechten Geschrei Zügel anzulegen.“ Aber statt ihm zu willfahren, ermächtigte sich die Königliche Societät, ohne Leibnitz zu fragen, des Richteramts über die streitigen Rechte zwischen ihm und Newton. Eine geheime Commission im Schooße der Societät nahm die in ihrem Archive befindlichen, von den auswärtigen Mitgliedern durch Vermittelung des Secretairs geführten Briefwechsel vor, namentlich Briefe von Barrow, Collins, Oldenburg, Leibnitz, Newton und Gregori, welche zwischen den Jahren 1669 und 1677 gewechselt worden waren. Die Commission, von der irrigen, damals aber allgemeinen Voraussetzung, ausgehend: die Fluxions- und die Differentialrechnung wäre ganz identisch, faßte die Frage nicht so, wer von beiden die eine, und wer die andere Rechnung — sondern: wer von beiden die

eine und nemliche Rechnung unter verschiedenem Namen und mit verschiedener Notirung erfunden hätte; woraus nothwendig folgte, daß einer von beiden ein Plagiat begangen haben müßte. Die Chronologie entschied, und insofern mit Recht, für die Priorität der Newtonschen Papiere. Newton wurde also als der wahre Erfinder proklamirt; Leibnitz verurtheilt; ohne daß seine Parthei durch ihn selbst oder einen dritten Recht und Gerechtigkeit erlangt hätte, oder vertreten worden wäre. Dies Urtheil erfolgte den 24. April 1712. Auf den gleichzeitigen Antrag des geheimen Ausschusses gab die Societät in demselben Jahre ihr Gutachten, sammt den von ihr ziemlich einseitig ausgewählten und zusammengestellten Aktenstücken heraus, als: Commercium Epistolicum D. Johannis Collins et aliorum de analysi promota, jussu Societatis regiae in lucem editum. Die einzelnen Urkunden wurden von Keil mit Anmerkungen begleitet, welche die Leser zu Gunsten des Urtheils gegen Leibnitz stimmen sollten, und das Buch in ganz Europa freigebig vertheilt. Indeß hatte die Societät, als solche, sich enthalten, einen richterlichen Spruch zu verfügen, oder ihm beizutreten.

Statt daß dieser, der Form und dem Wesen nach gewiß ungerechte und einseitige Ausspruch den Streit gelöst und beendet hätte, entzündete er sich nothwendig erst recht daran, und er zog sich weit über das Zeitalter von Leibnitz und Newton hinaus, nachdem er die letzten Lebensjahre beider verbittern half. Allein bei dem Verlaufe, welche die gegenseitige Eifersucht der beiden Heroen seit vierzig Jahren genommen hatte, lag ein solcher Ausgang in der Nothwendigkeit der

Sache. Leibnitz war nicht minder ungerecht gegen Newton gewesen, als jetzt die Königliche Societät gegen ihn selbst; er war es nur in einer andern Form, wenn er es auch nicht eingestand; und kaum möchte man zweifeln, daß eine Commission deutscher Geometer und Schüler Leibnitzens, zur Prüfung der Rechte Newton's niedergesetzt, sich gegen ihn eben so ausschließend bezeigt hätte, als die der Londoner Societät gegen jenen. Leibnitz verschmähte damals, öffentlich sich zu vertheidigen, aber das Jahr nach dem Erscheinen des von den Engländern herausgegebenen Briefwechsels kam, ohne Namen des Verfassers, noch des Druckorts, ein fliegendes Blatt in lateinischer Sprache heraus, dem Ansehen nach als von einem Freunde Leibnitzens, in Briefform, vom 29. Juli 1713. Dieser angebliche Brief enthält selbst wiederum den Auszug eines Schreibens von einem, nicht ausdrücklich genannten „Mathematiker ersten Ranges" vom 7. Juli 1713. Bald wies sich aus, daß dieser Mathematiker kein anderer, als Johann Bernouilli in Basel war, Leibnitz selbst berief sich nachher auf ihn. Bernouilli also, dies ist Thatsache, erklärte darin, auf Gründe gestützt, mit ausdrücklichen Worten die Fluxionsrechnung als ein Plagiat an Leibnitzens Differentialrechnung, alles mit Bezug auf das gegen Leibnitz in London gefällte Urtheil. Der anonyme Herausgeber dieses Briefes bekräftiget dasselbe sowohl in den Bemerkungen, womit er das Urtheil Bernouilli's einleitet, als in denen, welche auf dessen Brief folgen. Newton wird von ihm nicht nur als Erfinder, sondern auch in seinem Charakter angegriffen, obschon alles vom Standpunkte der Vertheidigung. Dieses Blatt wurde

nicht nur in England, sondern auch in ganz Europa verbreitet; bald darauf sogar in einer französischen Uebersetzung dem Journal Litteraire einverleibt. Es erregte das größte Aufsehen, steigerte in England den Zorn gegen Leibnitz und seine Anhänger, und kränkte namentlich Newton auf das tiefste. Er nannte es in seinen Briefen ein verläumderisches Libell. Ein unpartheiischer Kenner, derselbe, welchem wir in diesem Theile unserer Erzählung hauptsächlich folgen, Biot, weist nach, daß Bernouilli weniger in dem strengen Sinne der Wahrheit, als in einem Sinne, Leibnitz zu schmeicheln, geschrieben haben müsse: daß er Newton in mehreren Stücken Unrecht that, und nur die eine wichtige Bemerkung machte, welche den charakterischen Unterschied der Notation betraf. Indeß Bernouilli dachte nicht, daß sein Urtheil öffentlich bekannt gemacht werden würde; Leibnitz trieb ihn zwar an, es zu thun, d. h. öffentlich zu erklären, daß er die Fluxionsrechnung für jünger hielte, als die Differentialrechnung. Leibnitz wartete aber darauf nicht, sondern kam ihm zuvor. Kurz, kein anderer, als Leibnitz selbst ist der Verfasser jenes berühmten Blattes vom 29. Juli 1713, mit dem Auszuge aus Bernouilli's Schreiben. Bernouilli allein wußte es, denn Leibnitz setzte ihn davon, in seinem Briefe aus Wien, den 19. August 1713, in Kenntniß. Aus Bernouilli's Schweigen schloß man irrig auf ihn als den Herausgeber, und gab ihm mit Unrecht Schuld, er habe Lobeserhebungen auf sich selbst in seinem Briefe an Leibnitz intercalirt, und sich dadurch gewissermaßen, hinter Leibnitz, zum Miterfinder der Differentialrechnung gemacht. Leibnitz selbst hat

hier das Zeugniß ſeiner Verdienſte um dieſe Wiſſenſchaft niedergelegt. Leibnitz machte ſich anheiſchig, ſobald ſeine Geſchäfte es zuließen, dem Briefwechſel des Ausſchuſſes der engliſchen Societät einen andern aus ſeinen Papieren entgegenzuſtellen, welcher die treuſte, vollſtändigſte Geſchichte der Differentialrechnung enthalten ſollte. Der Tod kam ihm zuvor. Da unterdeſſen der Streit zwiſchen ihm und Newton ein perſönlicher geworden war, ſo boten ſich der Abbé Conti, Remond von Montmort, der Sprachforſcher Chamberlayne bei Leibnitz im Jahre 1716 zu Vermittlern an; der König Georg I wünſchte es. So ſchütteten denn dieſe beiden großen Männer in den Briefen, welche ſie an dieſe Vermittler richteten, während jeder ſeine unbeſtreitbaren Rechte verwahrte, die jedoch der andere beſtritt, einen durch vierzig Jahre im Geheim genährten und verhaltenen Unmuth aus: zufolge unſeliger Mißverſtändniſſe nahm jeder hier zurück, was er noch bisher an Anerkennung oder Vertrauen dem andern früher bezeugt hatte oder bezeigt haben wollte. Newton bewies ſich dabei als der erbitterte; er verlangte ohne Ende Genugthuung von Leibnitz für das ihm angeſchuldigte Plagiat, ohne einzuſehen, daß Leibnitz dieſelbe Genugthuung von ihm zu fordern hatte. Newton verfolgte zuletzt ſeinen Nebenbuhler noch im Grabe, durch eine nach Leibnitzens Tode beſorgte neue Ausgabe, des für eine allgemeinere Verbreitung eingerichteten Commercium epistolicum, mit zwei neuen Briefen von Leibnitz, welche er ſich verſchafft hatte, und mit einer ſehr bittern Widerlegung begleitete. „Ich gebe zu, ſagt der edle Vertheidiger Leibnitzens gegen den neuſten Verfolger ſeiner

Ehre, Brewſter, daß Newton jene Widerlegung vor Leibnitzens Tode geſchrieben hatte; daß er ſie erſt nur ſeinen Freunden zeigte, und, als Leibnitz todt war, ſich beſchränkte — ſie herauszugeben. O über dieſe Erbitterung, ruft er aus, die ſich anfangs verbirgt und dann zum Vorſchein kommt, wenn der Tod ihr einen Triumph bereitet hat! Ich ziehe das Wort Leibnitzens vor, welcher ſein Werk gegen Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand zurückbehielt, als dieſer unterdeſſen geſtorben war, und einem Freunde ſchrieb: es hat mich angewidert, Widerlegungen verſtorbener Schriftſteller herauszugeben, obgleich ſie während ihres Lebens erſcheinen und ihnen mitgetheilt werden ſollten." —

Dieſer Ausgang eines unſeligen Streites, ſchon der Streit an und für ſich, welcher mittelbar mit der Philoſophie in gewiſſer Verbindung ſtand, hat, wir wiederholen es, viel beigetragen, dem Anſehen Leibnitzens, als Philoſophen, in England und dann in Frankreich einen Damm entgegenzuſetzen, als der Senſualismus und Materialismus im letzteren Lande überhand nahm. Voltaire, welcher die Naturphiloſophie Newtons von England in ſein Vaterland zurückbrachte, um die Reſte der Carteſianiſchen Weltanſchauung, deren letzter Vertheidiger in Fontenelle ſtarb, daſelbſt zu zerſtreuen, hat es als ausgemacht hingeſtellt, daß Leibnitz die Differentialrechnung von Newton nur geborgt hätte, indem er überhaupt, wie neidiſch auf den Weltruhm des großen Deutſchen, ſich bemühte, ihn faſt nur als einen Polyhiſtor zu zeichnen, welcher bei der Unermeßlichkeit ſeines Wiſſens faſt doch nur ein abgeleitetes geiſtiges Leben geführt hätte; des Candide zu

geſchweigen, worin es ihm gelang, die höchſten Wahrheiten der Theologie und Religion auf den Boden der Satyre herabzuziehen, und dem Spotte preiszugeben. Selbſt ein Buffon begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einer Schrift, in welcher er Leibnitzens Name, als Plagiarius an Newton's Verdienſten, in jugendlicher Leidenſchaft ſchmähete; und lange hatte es den Anſchein, als ſollte ein Blatt nach dem andern aus dem Kranze des großen Mannes geriſſen werden. —

Nachdem eine ſpätere Nachwelt dem Philoſophen, wie dem Geometer und Analyſten Leibnitz Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſchwebt heute nur noch ein gewiſſes Dunkel über jenes höchſte Projekt, zu welchem der wiſſenſchaftliche Geiſt eines Leibnitz ſich erhob, gegen welches nemlich Philoſophie und Mathematik in ihren letzten und allgemeinſten Ergebniſſen wieder nur als Mittel und Element ſich verhalten ſollte. Wir meinen die Idee ſeiner allgemeinen Charakteriſtik, Specieuse Générale, deren Urſprung zu der früheſten Jugend Leibnitzens zurückführt, deren Entwickelung ihn auf der Höhe ſeines Lebens auf das ernſtlichſte beſchäftigte, von deren Ausführbarkeit er bis an ſein Ende durchdrungen war, und welche bei dem allen ein bloßer Entwurf geblieben iſt. Es iſt nicht lange her, daß wir durch Mittheilung einiger ungedruckten Aufſätze aus Leibnitzens Nachlaſſe, verbunden mit ähnlichen, vor längerer Zeit bekannt gewordenen Fragmenten, in den Stand geſetzt worden ſind, uns einen deutlichen Begriff von dem Entwurfe unſers Philoſophen zu machen. Dieſer Begriff iſt allerdings geeignet, unſer Erſtaunen zu erregen, und unſere Erwartung von dem, was möglicherweiſe

hätte geschehen können, auf das höchste zu spannen. Es schien hiernach, als wenn die Verheißungen Baco's von Verulam von der allgemeinen Wiedergeburt der Wissenschaften zum erstenmal in Erfüllung gehen, als wenn der menschliche Geist innerhalb seiner Sphäre eine höhere Stufe ersteigen, und die Geschichte der Cultur, Religion und Wissenschaft eine neue Epoche erfahren werde. Doch suchen wir uns jenes Begriffes an sich selbst, so weit er an die abstrakte Wissenschaft sich knüpft, zu bemächtigen.

Alle menschliche Ratiocination (davon geht Leibnitz aus) wird durch gewisse Zeichen oder Charaktere vervollkommnet. Denn nicht nur die Dinge selbst, sondern auch die Vorstellungen derselben können und sollen nicht immer dem Geiste deutlich gegenwärtig sein, und darum werden der Kürze wegen Zeichen für sie angewandt. Dies gilt namentlich von der Sprache, welcher in dem Systeme der Wissenschaft durch diese ihre Bedeutung von Leibnitz die Stelle bestimmt wird, welche auch das bezügliche Maaß ihrer Vollkommenheit abgiebt; wie dies Leibnitz im Eingange der Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache, erklärt: „Gleichwie man, sagt er dort, in großen Handelsstädten, auch im Spiel und sonsten, nicht allezeit Geld zahlet, sondern sich an dessen Statt der Zeddel oder Marken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedienet; also thut auch der Vorstand mit den Bildnissen der Dinge, zumal wenn er viel zu denken hat, daß er nemlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache jedesmal, so oft sie vorkommt, von neuem zu bedenken. Da-

der, wenn er sie einmal wohl gefasset, begnügt er sich hernach oft nicht nur in äußerlichen Reden, sondern auch in den Gedanken und innerlichen Selbstgesprächen, das Wort an die Stelle zu setzen. Daher braucht man oft die Worte als Ziffern, oder als Rechenpfennige, anstatt der Bildnisse und Sachen, bis man Stufenweise zum Facit schreitet, und beim Vernunftschluß zur Sache selbst gelangt. Woraus erscheinet, wie ein Großes daran gelegen, daß die Worte als Vorbilde und gleichsam als Wechselzeddel des Verstandes wohl gefasset, wohl unterschieden, zulänglich, häufig, leichtfließend und angenehm sein. Es haben (setzt Leibnitz dort hinzu) die Wißkünstler (Mathematiker) eine Erfindung der Zeichenkunst, davon die sogenannte Algebra nur ein Theil: damit findet man heut zu Tage Dinge aus, so die Alten nicht erreichen können, und dennoch bestehet die ganze Kunst in Nichts, als im Gebrauch wohl angebrachter Zeichen. Die Alten haben mit der Cabbala viel Wesens gemacht und Geheimnisse in den Worten gesuchet, und die würden sie in der That in einer wohlgefasseten Sprache finden: als welche dienet, nicht nur vor die Wißkunst, sondern für alle Wissenschaften, Künste und Geschäfte. Und hat man demnach die Cabbala oder Zeichenkunst nicht nur in denen hebräischen Sprachgeheimnissen, sondern auch bei einer jeden Sprache, nicht zwar in gewissen buchstäblichen Deuteleien, sondern im rechten Verstand und Gebrauch der Worte zu suchen."

Der Grundbegriff einer allgemeinen Charakteristik ist abstrakt in der Sprache schon enthalten: nur daß Leibnitz die Unvollkommenheit der Volkssprachen für den höchsten Zweck

aller Methode, nemlich für das Erfinden, für ebenso unzulänglich erklärt, als die Charaktere der Chemiker und Astronomen, oder die Figuren der Chineſen und die Hieroglyphen der Aegypter. Die Volksſprachen, ſagt er, obſchon vom größten Nutzen für das Raiſonnement, ſind doch unzähligen Zweideutigkeiten unterworfen, und können den Dienſt einer Rechnung nicht leiſten: daß nemlich die Irrthümer der Ratiocination aus der Bildung und Conſtruction der Vocabeln ſelbſt, gleichſam als Solöcismen und Barbarismen, entdeckt werden könnten; wie in der Arithmetik und Algebra geſchieht, wo die ganze Ratiocination im Gebrauche der Zeichen beſteht, und wo ein Irrthum der Rechnung zugleich ein Irrthum des Geiſtes iſt.

Jenes ſchon in früheſter Jugend gefaßte, und in der Schrift de arte Combinatoria bereits ausgeſprochene Poſtulat: daß alle menſchliche Gedanken ſich in ſehr wenige primitive Gedanken auflöſen ließen, und daß, wenn dieſen primitiven Gedanken entſprechende Charaktere angewieſen würden, daraus die Charaktere abgeleiteter Begriffe gebildet, und aus dieſen immer alle ihre Requiſita und Werthe ermittelt werden könnten, welches die Form eines Organon der allgemeinen Wiſſenſchaft abgäbe: dieſes Poſtulat alſo erhielt in Leibnitzens Geiſte eine ausgemachte Wahrheit und Nothwendigkeit. Ja, in der Vorausſetzung, daß dieſe Charaktere gefunden werden würden, entwarf er, größtentheils in den erſten Jahren nach ſeiner Anſiedelung in Hannover bis um das Jahr 1686, Schemata der künftigen Operationen, oder der

Elemente des Begriffs-Calcul, wobei er, als Mathematiker, einstweilen sich der Buchstaben für die Gedanken-Charaktere bediente. So wenn A oder B oder jedes andere Zeichen ein Charakter heißt, wird ein aus mehreren Charakteren Zusammengesetztes eine Formel heißen, und wenn diese das Aequivalent eines Charakters ist, um ihm substituirt zu werden, der Werth des Charakters. Der ursprüngliche Werth eines Charakters, welcher ihm nemlich nach Belieben beigelegt wird, und keines Beweises bedarf, bildet seine Bedeutung. Das Verhältniß zwischen zwei Ausdrücken, welche unbeschadet der Regeln der Rechnung, einander substituirt werden können, heißt Aequipollenz. Außer dieser giebt es noch andere Beziehungen (relationes), als Einschließungen (inclusiones), Aehnlichkeiten, Determinationen. Und diese Relationen verhalten sich zu den Charakteren und Formeln, wie die Sätze zu den Begriffen, oder die zweite Operation des Geistes zu der ersten. Die Rechnung selbst nun, oder die Operation besteht in dem Hervorbringen der Relation, durch Transmutation der Formeln, nach gewissen vorgeschriebenen Gesetzen. Je mehr Gesetze oder Bedingungen aber dem Rechner vorgeschrieben werden, desto zusammengesetzter ist die Rechnung nnd um so minder einfach die Charakteristik. Daraus erhellt, daß die Formeln (unter welche man, als die einfachsten, die Charaktere selbst befassen kann), Relationen und Operationen sich zu einander verhalten, wie die Begriffe, Sätze und Syllogismen. Dies wird von Leibnitz näher ausgeführt, und ein Aufsatz: Non inelegans specimen demonstrandi in abstractis liefert das klarste abstrakte Schema einer Rechnung

mit und nach Begriffen, in Euklideiſcher Form, bei feſtgeſtellten Definitionen und darauf gegründeten Theorieen und Scholien: alſo eine Anwendung der algebraiſchen Symbolik auf Begriffe, wodurch jede Verwechſelung dieſer allgemeinen Charakteriſtik oder allgemeinen Sprache mit ſolchen Entwürfen gleiches Namens, welche von der Vorausſetzung eines unmittelbaren Gebrauchs und Nutzens, wie der lebenden, oder der todten Sprachen in Schriften, ausgehen, unmöglich werden ſoll.

Die Schwierigkeit kommt indeß bei dieſer Vorausſetzung wieder: ob und wie Charaktere, welche den primitiven Gedanken entſprechen, gefunden werden können; mit andern Worten, ob dieſe Charaktere dasjenige im abſoluten Sinne leiſten werden, was die Sprache annäherungsweiſe in der That und Wirklichkeit leiſtet? Die religiöſe Tradition hatte jene vollendete Durchſichtigkeit der Sprache für den Gedanken der Sprache Adams beigelegt, wo die Namen der Dinge ihren Weſenheiten entſprochen haben, aber wer kennt dieſe? Leibnitz ſelbſt geſteht: da es wegen der wunderbaren Verknüpfung der Dinge überaus ſchwer ſei, die charakteriſtiſchen Zahlen weniger, von den andern verſchiedener, Dinge zu geben, ſei er auf einen nicht übeln Kunſtgriff gefallen, um zu zeigen, daß man die Ratiocination durch Zahlen anerkennen dürfe. Er nimmt nemlich an, es gebe bereits jene ſo wunderbaren, charakteriſtiſchen Zahlen, und nach Beobachtung einer gewiſſen allgemeinen Eigenſchaft derſelben, in Folge deren er ſolche Zahlen, wie er ſie inzwiſchen annimmt, anwendet, demonſtrirt und zeigt er ſogleich, *in ſtreng* demonſtrativer Weiſe, auf

welche Art erkannt werden könne, ob die Argumentationen in der Form gut sind. Ob aber die Argumente dem Inhalte nach (vi materiae) gut sind, wer schließen, sagt Leibnitz, dies werde erst dann ohne Mühe und Gefahr des Schließens beurtheilt werden können, wenn man die wahren charakteristischen Zahlen der Dinge haben wird. Leibnitz muß also einräumen, daß er zwar von der Combination von Verhältnissen der Dinge, immer aber nicht dieser selbst unter sich einen Begriff habe.

Eine viel größere Schwierigkeit aber liegt in der Sache selbst, ehe man noch zu den ihnen entsprechenden Charaktern überginge: es wird vorausgesetzt, daß die primitiven Wahrheiten über die göttlichen und menschlichen Dinge, mit einem Wort, die wahre absolute Philosophie vorhanden sei; und Leibnitz hat sich dies so wenig verschwiegen, daß er geradezu seine eigne Philosophie, als die wahre, dem philosophischen Calculus zu Grunde legen wollte, wenn er schrieb: „Statt der Axiome und Theoreme des Euklides von der Größe und Proportion habe ich andere von viel größerm Gewichte und allgemeinerm Nutzen gefunden: von den coincidirenden, congruirenden, ähnlichen und determinirten Dingen, von der Ursache und determinirten Wirkung, oder von der Macht (potentia), von den Relationen im Allgemeinen, von dem Enthaltenden und Enthaltenen (de continente et contento), von dem was für sich und was per accidens geschieht" — bis hieher spricht Leibnitz von bloßen Relationen, mechanischen und dynamischen; nun aber geht er auf die concreten Sätze *seiner uns* bekannten Speculation über, und was folgt, sind

gleichsam Ueberschriften der besondern Kapitel der Monadologie: — „von der allgemeinen Natur der Substanz, und von der vollkommnen Spontaneität und Ingenerabilität und Incorruptibilität der Substanzen, und von der Einheit der Dinge und der Uebereinstimmung (de conspiratione) der Substanzen unter sich. Woher auch das Geheimniß der Einheit zwischen Seele und Leib ans Licht kommt, und die Art, wie die Substanzen wirken, und die Mitwirkung Gottes, und die Ursache des Uebels und die Freiheit, versöhnt mit der Vorsehung und der Gewißheit, oder der determinirten Wahrheit der zufälligen Dinge, und die Metamorphose statt der Metempsychose." Hier berührt Leibnitz die zwei metaphysischen Principien, des Widerspruchs und des hinreichenden Grundes, den Unterschied zwischen den nothwendigen und zufälligen Wahrheiten, welchen er dem zwischen den commensurabeln und incommensurabeln Zahlen vergleicht; und den Weg zeigt, wie durch letztere, als vermittelst einer unendlichen Reihe irrationaler Zahlen, auf Gott, als den Urgrund außer der Reihe geschlossen wird. Diejenige Wahrheit, welche der Analysis unfähig ist, und aus ihren Gründen nicht bewiesen werden kann, sondern aus dem göttlichen Geiste allein den letzten Grund und die Gewißheit nimmt, ist keine nothwendige. Dies sei die radix contingentiae, welche noch niemand vorher aufgestellt habe. Dies schrieb Leibnitz um das Jahr 1686, als er von seinem neuen System noch nichts, als einen kurzen Aufsatz über die Arten und Grade der Vorstellungen in den Acta Eruditorum bekannt gemacht hatte. Aber in einem

Briefe an Burnet vom Jahre 1697 findet sich bei ihm das für die Beurtheilung der [redacted] Geständniß, über diese wahrhaft reellen und philosophischen Charaktere, welche der Analysis der Gedanken entsprechen sollten: „Es ist wahr, daß diese Characteren die wahre Philosophie voraussetzen, und daß ich erst jetzt es wagen und unternehmen würde, sie zu machen (de les fabriquer).“ Und merkwürdig, bei der Ueberzeugung, daß er die wahre Philosophie gefunden habe, sehen wir Leibnitz bei fortschreitenden Jahren in der Ueberzeugung von der Ausführbarkeit und allgemeinen Anwendbarkeit immer fester werden, und mit diesem Gedanken aus der Welt gehen; wie er denn zwei Jahre vor seinem Tode die Realität seiner Specieuse Générale oder allgemeinen Charakteristik der seiner Differentialrechnung vollkommen gleichgestellt hat. „Wenn es ihm gelungen sei, schrieb er an Remond, vortreffliche Männer zum Anbau der Rechnung mit Unendlichkleinen zu ermuntern, so war es, weil er in die Augen fallende Proben ihres Nutzens habe geben können. Er habe dem Marquis von Hospital und Andern von seiner Specieuse générale gesprochen, welche aber nicht mehr Aufmerksamkeit darauf verwandt hätten, als wenn er ihnen einen Traum erzählt hätte. Ich müßte sie, setzte er hinzu, durch irgend einen handgreiflichen Gebrauch unterstützen; aber zu dem Ende müßte ich wenigstens einen Theil meiner Charakteristik verfertigen, was nicht leicht ist, besonders in dem Stande, wo ich bin, und ohne die Unterhaltung mit Personen, welche mich bei Arbeiten dieser Natur aufmuntern und unterstützen könnten.“ In einem, einige Monate älteren Briefe

versichert er denselben: es wäre sehr schwer, diese Charakteristik oder Sprache zu erfinden, oder zu gestalten; aber sehr leicht, sie ohne Wörterbücher zu lernen. Dennoch hoffte er sie zu liefern, wenn er minder zerstreut oder jünger wäre, oder begabte junge Leute dabei zur Seite hätte. Es hätte nur, äußert er anderswo, einen sogenannten philosophischen und mathematischen Cursus nach einer neuen Methode gebraucht, welche er angeben könnte, und die nicht schwieriger wäre, als jeder andere solche Cursus. Einige ausgezeichnete Menschen, glaubte er, würden die Sache innerhalb fünf Jahre ausrichten können; binnen zwei Jahren aber werden sie die mehr in das Leben einschlagenden Doctrinen, d. i. die Moral und die Metaphysik in einem unwidersprechlichen Calcul liefern. Alles in der Voraussetzung von der unbedingten Richtigkeit seiner speculativen Meditationen.

Dies sind Data und Geständnisse, welche uns heutzutage zu einer Meinung über den Entwurf selbst zu berechtigen scheinen. Man halte gegen diese Verheißungen den Gang, welchen der menschliche Geist in der Geschichte seiner Entwickelung nimmt, und dessen allgemeinere Gesetze ein tieferes Selbstinnewerden des philosophirenden Geistes ans Licht gefördert hat, und man wird, um es kurz zu sagen, kaum umhin können, bei aller Ehrfurcht vor dem Genie des großen Leibnitz, die allgemeine Charakteristik oder den philosophischen Calcul mit dem Stein der Weisen oder dem Geheimnisse der Goldbereitung auf eine Linie zu stellen, nur daß Leibnitz das reine Gold der Wahrheit auf endlichem Wege zu finden wähnte, während jene nur das irdische materielle Metall im

Auge hatten. Bei einem gewiſſen, aber rein mathematiſchen Entwurfe Leibnitzens, deſſen Ausführung aber ebenfalls vergebens erwartet wurde, der Analysis situs, läßt Kant, welchen kein Name blendete, es dahingeſtellt, ob die Urſache der Nichterfüllung dahin zu ſetzen, „daß Leibnitzen ſeine Verſuche noch zu unvollendet ſchienen, oder ob es ihm gegangen ſei, wie Boerhave von großen Chemiſten vermuthet: daß ſie öfters Kunſtſtücke vorgaben, in deren Beſitze ſie wären, da ſie eigentlich nur in der Ueberredung und dem Zutrauen zu ihrer Geſchicklichkeit ſtanden: daß ihnen die Ausführung deſſelben nicht mißlingen könnte, wenn ſie einmal dieſelbe übernehmen wollten; wenigſtens habe es den Anſchein, daß jene mathematiſche Disciplin, welche Leibnitz im voraus Analysin situs betitelte, und deren Verluſt unter Andern Buffon bedauert hat, wohl niemals etwas mehr als ein Gedankending geweſen ſei.“ Bei der allgemeinen Charakteriſtik aber kann wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß ſie in ihres Urhebers Kopfe niemals etwas mehr, als ein ſolches Gedankending geweſen ſei. Daß jede urſprüngliche Production des Genies, in der Poeſie, wie in der Wiſſenſchaft, ſynthetiſch geſchehe, und die Analyſis die Syntheſis vorausſetze, dieſe Einſicht, welche wir einer tiefern Natur- und Kunſtanſchauung verdanken, ſtellt uns auf einen Punkt, wo uns der große Mann in einer Selbſttäuſchung befangen ſcheint, wenn er die concrete Wahrheit ſelbſt in den Regionen der Speculation, durch reine Analyſis für erreichbar glaubte. Es iſt unbeſtreitbar, daß die geiſtige Productivität immer ein Ausfluß der Perſönlichkeit und Individualität iſt, wie dieſe *ſie mitten in* einer gegebenen hiſtoriſchen Epoche, welche

inſofern ſelbſt individuell iſt, ſich ergreift: welches die zwiefache Bedeutung hat, daß die Productivität, mithin die Ideen in Kunſt und Wiſſenſchaft, in ihrer Wurzel der Analyſis ſich entziehen, wie ſie zugleich die Schranke der Perſönlichkeit und ihres Zeitalters an ſich tragen: welches von ſelbſt auf einen Prozeß in's Unendliche hinweiſt. Der Begriff des Leibnitzſchen philoſophiſchen Calculs ſcheint aber gewiſſermaßen eine Umkehrung dieſes urſprünglichen Verhältniſſes in der Natur und Geſchichte der Ideen. Indem die Productivität von der Perſönlichkeit abgelöſt, und dem Calcul unterworfen wird, wird ſie verendlicht; und auf der andern Seite ſoll ſie wieder dadurch von der Schranke der Individualität und des Werdens in der Geſchichte befreit werden: ein Widerſpruch, an deſſen Löſung die lebendige Geſchichte allein zu arbeiten vermag. Die Wirkung eines ſolchen Calculs wäre der Stillſtand der Idee, die geiſtige Unterjochung der Zukunft durch eine nach Abſolutismus ſtrebende Gegenwart; da es doch in dem Weſen der Idee und der echten Productivität liegt, jedesmal von neuem anzufangen, ſich in ewiger Jugend als Idealität zu bewähren. Ohne es zu wollen, hätte Leibnitz in der That in der Ausführung jenes kühnen Entwurfs ſeine eigne, an ſeine Individualität geknüpfte Speculation über die Natur, die Seele und das Univerſum, maßgebend für alle Zeit, als einen abſoluten Dogmatismus aufgeſtellt. Nicht genug, die Löſung jener ewigen Probleme für ſeine Zeit und nach den ihm dargegebenen Mitteln ausgeſprochen zu haben, hätte er ſie durch ewige Charaktere und einen mechaniſchen Formalismus *fixiren mögen*. Jeder große Mann ſtrebt von

Natur nach der Herrschaft über die Geister: er nimmt, ohne es zu wollen, das ihm gewordene, relativ größte Maaß, für das absolut größte und allgemeinste: ein solcher Instinkt der Großheit hat Leibnitz zu seinem transcendenten Entwurfe verleitet. Der Irrthum einer jeden Zeit entsteht aus einer einseitigen und übertriebenen Anwendung und Uebertragung eines gewissen Princips von einem Zweige auf den ganzen Baum der menschlichen Erkenntniß. Leibnitz hat die Analyse auch auf das Gebiet der Ideen, als absolute Norm, anwenden wollen. Es steckt darin ein Ueberrest der mystischen Cabbala, welche das Wesen der Dinge in die Zahlen setzte; wie denn Leibnitz, im Eingange des Aufsatzes „Geschichte und Empfehlung der allgemeinen Charakteristik", in deutlichen Worten die Zahl als das absolute Maaß alles Seins definirt, gewissermaßen als eine metaphysische Figur, und die Arithmetik für die Statik des Universums; uneingedenk, daß er innerhalb seiner Metaphysik ein Unendliches als Absolutes anerkannte. Aus derselben Einseitigkeit, wonach Leibnitz die Wahrheiten der Moral und Metaphysik durch Rechnung zu entdecken versichert war, also ein Unendliches in das Endliche herabzog, entsprang, um es bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, auch seine beschränkte Ansicht und Definition der Kunst, welche er, in dem Streben der Analysis, aus dem Bereiche der Idee in das Gebiet der Sinnlichkeit, und zwar der dunkeln Vorstellungen endlicher Verhältnisse herabsetzte, mithin von der Idee in der Kunst, dem begeisternden, objektiven Principe derselben, keine Ahnung hatte; was freilich die noch psychologische Grundlage zu der von Alexander Baumgarten gegründeten

Aesthetik hergegeben hat. Die Musik definirt Leibnitz als „eine Arithmetik der Seele, welche nicht weiß, daß sie zählt;“ und in diese dunkle Arithmetik setzt er das Wesen des Vergnügens bei der Musik, sowie das Vergnügen an der Malerei und Poesie durch das dunkle Wahrnehmen der Proportionen und Rhythmen. Dem philosophischen Calcul zur Erfindung und Beurtheilung concreter Ideen würde dann, so zu sagen, ein ästhetischer Calcul zur Composition in Musik und Malerei folgerichtig zur Seite gestanden haben, oder ihm, vermöge der größern Symbolik der Künste, vorangehen haben müssen. Hier, in dieser Ansicht von der Kunst und Poesie, spricht der große Mann nur den Geist seines Jahrhunderts aus; es ist immer diese Verkennung der Idee des Unendlichen, Ursprünglichen, Individuellen, das geregelte Ceremoniel des gesellschaftlichen und höfischen Lebens, übergetragen auf die Region der Phantasie. Dasselbe zeigt sich endlich in Bezug auf die Sprache, welche die lebendigste Vermittelung zwischen Geist und Sinnlichkeit bedeutet, und an welche Leibnitz das Problem der allgemeinen Charakteristik anknüpfte. Auch hier, wie wir gesehen, ließ er das sinnliche Element in einseitig symbolischer Auffassung des Ausdrucks zu sehr vorwalten; indem er das Sprechen geradeswegs als ein Rechnen darstellt, und die Worte Wechselzettel nennt. An diesen dünnen Faden, diese einseitige Auffassung der Sprache, knüpft ja auch Leibnitz den Entwurf der allgemeinen Charakteristik. Eine lebendigere, eine plastische Poesie, welche leider die deutsche Literatur zu jener Zeit nicht darbot, hätte den Philosophen am besten zu einem höhern Begriffe von der Sprache, als der

Gestaltung, dem sich Innewerden des sich oder die Natur anschauenden Geistes erheben können. Hat doch Leibnitz selbst, durch glückliche Inconsequenz, durch Anwendung des Princips vom zureichenden Grunde, auf den objektiven, nicht blos symbolischen Werth der Wurzeln in der Sprache, vorzüglich der deutschen Sprache, in mehreren Beispielen hingewiesen, „so nicht allein, sagt er, der Dinge Ursprung entdecken, sondern auch zu erkennen geben, daß die Wort nicht eben so willkührlich oder von ohngefähr herfürkommen, als einige vermeinen, wie dann nichts ohngefähr in der Welt, als nach unsrer Unwissenheit, wenn uns die Ursachen verborgen." Und doch hat Leibnitz im Ernste wünschen können, es möchte nur Eine Sprache in der Welt geben, weil dann in der That das menschliche Leben um den dritten Theil zunehmen würde, um soviel nemlich, als auf Erlernung der Sprachen verwendet werde; während gerade die Vielheit der Sprachen, und die sie bedingende Individualität der Völker für den lebendigen Fortschritt des menschlichen Geistes so nothwendig, so ersprießlich ist, als die Persönlichkeit und Individualität, beim Hervorbringen der Ideen in Kunst und Philosophie. Eine Verlängerung des menschlichen Lebens in diesem Geiste erinnert fast an das Suchen jenes Mittels zur Verlängerung des irdischen, individuellen Lebens, von welchem noch Baco geträumt hat. Ein ganz anderes scheint zu dem wahren Geiste der Monadologie zu stimmen.

Je klarer uns von diesem Standpunkte sowohl das Entbehrliche, als auch das Unausführbare, ja, wenn man will, das Negative und Retardirende des Entwurfs einer allgemeinen

Charakteristik im Sinne Leibnitzens wird, desto weniger also können wir in den Enthusiasmus eingehen, womit der große Mann von den gewünschten Wirkungen dieses Entwurfs für das menschliche Geschlecht so oft geredet. Es wäre doch merkwürdig, aber in der Geschichte des menschlichen Geistes vielleicht nicht ohne Beispiel, wenn Leibnitz seine großartigen Entdeckungen in der Mathematik und seine tiefsinnigen Meditationen über die Natur in gewisser Hinsicht und zum Theil dadurch gefunden hätte, daß er einem Phantom nachging, welches ihm von Kindheit an bis an sein Ende als das Höchste des menschlichen Geistes erschien; wie Alchymie und Astrologie das meiste beigetragen, die Grenzen des menschlichen Wissens hinauszurücken. Man weiß immer nicht, ob Leibnitz zu seiner Charakteristik deshalb die Hand nicht angelegt hat, weil sie ihm so leicht schien, oder daß er deshalb an ihrer Leichtigkeit und Ausführbarkeit bis zuletzt hielt, weil sie nur als Idee, als Entwurf in seinem Geiste lebte.

Man denkt hier unwillkührlich an den gigantischen Entwurf der Eroberung Aegyptens und eines großen Theils von Asien durch Ludwig XIV zurück, wodurch Leibnitz im Jahre 1672 der Geschichte des christlichen Europa ein neues und unermeßliches Feld hatte anweisen wollen. Die Beziehung zu diesem großartigen, obwohl mißlungenen Entwurfe Leibnitzens tritt um so unerwarteter hervor, als wirklich kurz nach dem Frieden von Nimwegen Leibnitz zwei Denkschriften an Ludwig XIV gerichtet hat, in der Absicht, den sieggekrönten Monarchen für eine neue Gestaltung der Wissenschaften, mit der Aussicht auf ihre Reform durch die allgemeine

Charakteristik, zu begeistern. Von diesen, dem Monarchen bestimmten Denkschriften lautet die eine: Préceptes pour avancer les sciences; die andere touchant la méthode de la certitude et l'[illegible]ter, pour finir les disputes et pour faire en peu de temps de grands progrès. Der Philosoph zeigt uns hier Ludwig XIV auf der Höhe seines kriegerischen Ruhmes, und sucht ihn für den Schutz und die Leitung der Eroberungen im Reiche der Wissenschaften und Künste des Friedens zu gewinnen. Nach dem Ideal, das sich Leibnitz von jenem ewigen Frieden im Reiche der Wahrheit, vermöge des philosophischen Calculs gebildet hatte, mußte der bestehende Zustand des Uebergangs und des Flusses in den Ideen, welches der Charakter einer jeden besondern geschichtlichen Epoche ist, ihm gewissermaßen als Anarchie und Verwirrung erscheinen; und so beginnt er denn die „Vorschriften zur Förderung der Wissenschaften" mit bänglichen Vorbedeutungen einer nahen Rückkehr zur Barbarei: wenn er die geringe Uebereinstimmung in den Entwürfen, die entgegengesetzten Bahnen, die man einschlage, die Gereiztheit der einen gegen die andern sehe, daß man nemlich mehr niederzureißen, als zu bauen, seinen Gefährten eher zurückzuhalten, als in Gesellschaft mit ihm fortzuschreiten suche, endlich wenn er sehe, daß die Praxis von den Einsichten der Theorie keinen Nutzen ziehe, daß man nicht arbeite, die Zahl der Streitigkeiten zu vermindern, sondern zu vermehren, daß man sich mit glänzenden Reden statt einer ernsten und entscheidenden Methode begnüge. Ein Ekel vor der Wissenschaft und eine verhängnißvolle Verzweiflung werde mit der Zeit die

Menschen der Barbarei in die Arme führen. Die schreckliche Masse der täglich sich anhäufenden Bücher trage sehr viel dazu bei. Die Unermeßlichkeit der Schriftsteller werde sie der Gefahr einer allgemeinen Vergessenheit aussetzen, die Hoffnung auf Ruhm, dieser Sporn zur Arbeit bei Vielen, werde plötzlich aufhören, und es werde vielleicht ebenso zur Schande gereichen, Schriftsteller zu sein, als es früher eine Ehre gewesen. Mitten in dieser Verwirrung werde eines Tages ein großer Fürst, frei und fest auf seinem Throne, ruhmliebend und aufgeklärt, die Wichtigkeit der Angelegenheiten begreifend, unter besseren Auspicien dasselbe unternehmen, was Alexander der Große und Aristoteles in Betreff der Naturwissenschaft, was die oströmischen Kaiser Justinian, Basilius der Macedonier, Leo der Philosoph und Constantin Porphyrogeneta (doch schlecht), machen ließen — und was Almansor oder Mirandolin, der große Araberfürst, bei seiner Nation bewerkstelligte: die Quintessenz der besten Bücher auszuziehen, und ihnen die besten, noch unaufgeschriebenen Beobachtungen der Erprobtesten in jeder Profession hinzuzufügen, um Systeme einer gründlichen Kenntniß aufzubauen, geeignet, das Glück der Menschen zu befördern, wie es auf Erfahrungen und Demonstrationen gegründet, und für den Gebrauch mit Repertorien ausgestattet: eines der größten und dauerhaftesten Denkmäler seines Ruhmes und eine unvergleichliche Verpflichtung, welche er dem ganzen menschlichen Geschlechte auferlegen wird. Vielleicht wird auch dieser große Fürst, setzt Leibniz hinzu, Preise für diejenigen aussetzen, welche Entdeckungen machen, oder wichtige, in der Verwirrung der Menschen oder

Schriftsteller verborgene Kenntnisse entdecken werden... Aber was brauche ich einer Fiction? [illegible] er sich selbst. Warum soll man auf eine entfernte [illegible] hinaus verlegen, was unvergleichlich leichter zu unserer Zeit wäre, weil die Verwirrung noch nicht auf diesen Punkt gestiegen ist, wo sie sich alsdann finden wird. Welches Jahrhundert wird geeigneter dazu sein, als das unsere, welches man vielleicht in der Zukunft mit dem Namen des „siècle d'inventions et de merveilles" bezeichnen wird? Und das größte Wunder, welches man da bemerken wird, ist vielleicht dieser große Fürst, auf welchen unsre Zeit stolz ist, und welchen die nachfolgenden Zeiten vergebens wünschen werden. Ich enthalte mich hier alles Lobes in Betreff der Staats- und der Kriegskunst: was er für die Wissenschaften gethan hat, würde für sich allein hinreichen, ihn unsterblich zu machen. Man braucht ihn nicht näher zu beschreiben. Er ist zu einzig und zu erkennbar von allen Seiten. Vielleicht hat unter so vielen geschickten Männern seines blühenden Reiches und vorzüglich seines Hofes, welcher eine Versammlung außerordentlicher Personen ist, längst jemand auf seinen Befehl einen allgemeinen Plan für die Beförderung der Wissenschaften aufgesetzt, würdig der Wissenschaften und des Königs, und weit über den Entwurf, den ich machen kann. Aber wenn ich glücklich genug sein sollte, zuerst darüber zu schreiben, so bin ich versichert, ich kann den auf das Allgemeine gehenden Blicken dieses Monarchen, welche überall bewundernswürdig sind, und sich ohne Zweifel bis zu den Wissenschaften erstrecken, weder zuvorkommen, noch sie erreichen. Alles was wir wünschen müssen,

ist, daß nichts Widerwärtiges ihre Ausführung abwende, daß der Himmel fortfahre, ihn zu begünstigen, und daß er, ohne von außen behelligt zu werden, Europa dieses glücklichen Friedens genießen lassen könne, durch welchen er seine wunderbaren Thaten gekrönt hat. In dieser ruhmvollen Ruhe wird seine großmüthige Munificenz die Wissenschaften so weit führen, als dies mit den Kräften der Menschen dieser Zeit möglich ist: die Wissenschaften, sage ich, welche die vornehmste Zierde des Friedens, das größte Werkzeug des Krieges und der beste Schatz des menschlichen Geschlechtes sind." Die Beziehung auf Ludwig XIV giebt auch der zweiten Denkschrift ihr eigenthümlich historisches Gepräge; nach einem Lobe alles dessen, was dieser Monarch für das Beste des menschlichen Geschlechts thun könnte, wenn er wollte, heißt es hier: „Es bleibt also nur übrig, diesen großen Fürsten von allem dem, was er vermag, in Kenntniß zu setzen. Diese Sorge gehört den erlauchten Personen in seiner Umgebung; aber da sie alle mit großen Beschäftigungen belastet sind, ist es die Pflicht der Andern, ihnen Denkschriften zu liefern; und wenn dieses Blatt unter andern dazu dienen könnte, so wäre es ziemlich gut angewandt." Ob diese Blätter auch an ihre Bestimmung gelangten, und welche Aufnahme sie gefunden haben mögen, schwebt im Dunkeln. Sie bleiben in ihrer Art ein redendes Denkmal von der Beharrlichkeit und dem Feuer, womit Leibnitz seine einmal für das Allgemeine der Menschheit gefaßten Entwürfe ins Dasein zu rufen strebte.

Indem wir bei Leibnitz von der Speculation immer zuletzt zu dem Leben, zu der Geschichte zurückgeführt werden, so bleibt uns noch das Verhältniß, in welchem bei ihm Religion und Kirche zur strengen Philosophie stand, zu betrachten übrig, und nicht blos zur Philosophie überhaupt, sondern sogar zu dem Entwurfe der allgemeinen Charakteristik. Denn wir finden, daß er der Ausbreitung und Erhaltung der wahren Religion in jener Entdeckung, außer den „Wundern und der Heiligkeit irgend eines apostolischen Mannes oder dem Siege eines großen Monarchen" das wirksamste Mittel zu verleihen hoffte; da die Apostasie von der einmal als wahr erkannten Religion ebenso wenig denkbar sei, als die eines Mathematikers von der Geometrie und Arithmetik. Also hier ist der Ort, Leibnitzens eigene religiöse Ueberzeugungen in ihrem Zusammenhang mit seinem System, als Philosophen und Staatsmanns zu beleuchten; indem jene Ueberzeugung bei den so manchen Veranlassungen in seinem Leben sich selten rein und unvermischt, sondern fast immer unter eigenthümlichen Umständen, besonders in Begleitung oder auf Veranlassung einer an ihn gestellten Forderung zum Uebertritt in die katholische Kirche, oder, und noch häufiger, in der Verknüpfung mit den kirchlichen Reunionsverhandlungen sich ausspricht, in welchen er in Hannover von dem letzten Regierungsjahre des Herzogs Johann Friedrich an, zwanzig Jahre hindurch eifrig und thätig gewesen ist. Diese Thätigkeit war bei Leibnitz nicht isolirt; die Reunion stand auf erster Linie mit den Lebensfragen seines Jahrhunderts; keiner aber zeigte sich dabei von so verschiedenen, ja einander entgegengesetzten Seiten,

als er; und darüber giebt uns nur seine Philosophie Aufschluß. Denn nicht die Befriedigung eines religiösen Bedürfnisses, sondern das Postulat einer spekulativen Idee, wie sie in seinen vorhin entwickelten Principien des christlichen Staats- und Völkerrechts enthalten ist, und welches er in der mittelalterlichen Hierarchie mit dem Dualismus von Pabst und Kaiser symbolisch repräsentirt sah, nur dies feuerte Leibnitz an, so lange an der Wiederherstellung des kirchlichen Verbandes der Protestanten mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche zu arbeiten: ein persönlich-religiöses Motiv war dabei kaum vorhanden; es fehlte also dabei eigentlich doch dasjenige, welches den Hebel bei Revolutionen im Gebiete kirchlich-religiösen Lebens ausmacht, jenes Durchdrungensein von einem einseitig ausschließenden Religionsprinzip. Leibnitzens religiöse Ueberzeugung und innerer Friede war in der That von der Verwirklichung des Kirchenfriedens nicht weniger unabhängig, als etwa seine philosophische Ueberzeugung über Gott und die Natur, von der Verwirklichung seiner allgemeinen Charakteristik. So wird man den anscheinenden Widerspruch verstehen: bei der so nachdrücklichen Empfehlung der Institutionen der katholischen Kirche, aus dem Gesichtspunkte ihrer Verfassung, die nicht minder beharrliche Weigerung, wenn jemand ihn beim Worte nehmen wollte, zur katholischen Kirche überzutreten. Dann stellten sich jederzeit die unüberwindlichsten Hindernisse ein. Warum that er es nicht? er hatte keinen hinreichenden Grund, eine Kirche und eine Parthei zu verlassen, welche ihm zum ewigen Heil vollkommen genügte; ungeachtet er offen gestanden hat, er würd

er in der katholischen Kirche geboren, sie nur verlassen haben, wenn man ihn, seiner Philosophie wegen, ausgestoßen hätte. Die Dogmen ließ er so weit gelten, als er ihre metaphysische Möglichkeit einsah, ja er verehrte sie, wenn sie eine große spekulative Wahrheit, vor Allem folgerichtigen Zusammenhang enthielten; keines der vorhandenen kirchlichen Systeme entsprach aber seinem philosophischen, wenn man will, seinem theologischen Systeme, so vollkommen, daß er es dem entgegenstehenden unbedingt vorgezogen hätte. Auf einem solchen Standpunkte, bei diesen Grundsätzen hatte Leibnitz ein außerordentlich weites Feld zu dialektischer Behandlung und Vereinigung der Controversen; der Abstand, oder will man, die Höhe, in welcher der Philosoph über den Theologen beider Theile sich behauptete, entzog indessen seinen Verhandlungen die Wärme und verlieh ihnen etwas, das an den Calcul erinnert; er konnte den Sachen erstaunlich sich anschmiegen, ohne jemals in sie aufzugehen.

Leibnitzens Gesinnungen in dieser Hinsicht lernen wir am treuesten aus seinem Briefwechsel mit dem berühmten Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels aus den Jahren 1683 bis 1685 kennen, als er von diesem fürstlichen Freunde mit leidenschaftlicher Heftigkeit, gleich ihm selbst zum Uebertritt in die katholische Kirche aufgefordert wurde, zumal er, der Landgraf, sich eine gewisse Freiheit, als Convertit, herausgenommen, und sie in einer Schrift: „Diskret-Katholischer" ausgesprochen hatte; wie er denn als eifriger Freund Anton Arnauds kein blinder Anhänger der römischen Curie sein konnte. Der Landgraf richtete also gegen Ende des Jahres

1683 ein Schreiben an Leibnitz, französisch, mit der auffallenden Ueberschrift: Suegliarino al mio tanto carissimo quanto capacissimo Signore Leibnitz (Bußwecker für meinen so theuersten, als einsichtsvollsten Leibnitz). Dieser Bußwecker ergeht sich hauptsächlich über die Mangelhaftigkeit der protestantischen Kirche als Anstalt zur Seligkeit, und zeichnet sich weiter durch kein Motiv aus, das nicht von allen damaligen katholischen Controversisten beigebracht würde. Er legt dabei Leibnitzen ans Herz: „Gott habe ihn vor so vielen Andern ausgezeichnet, welche bei ähnlicher Gelegenheit mit ihren äußeren persönlichen Verhältnissen in einen Kampf geriethen. Denn außer daß seine Verdienste und Talente so groß seien, schreibt er, daß mehrere große Potentaten und Fürsten l'uno a gara de l'altro darum beeifert wären, ihn zu haben, und ihn noch besser zu stellen, als er stehe (in der That hatte der Landgraf selbst, im Auftrage des Erzbischofs von Köln, Leibnitzen die Stelle eines Kanzlers zu Hildesheim angetragen, was Leibnitz aber schon deshalb ablehnte, weil das Bisthum Hildesheim mit dem Hause Braunschweig ehedem in Zerwürfnissen gestanden, was diesen Uebergang gehässig machte), so glaube er nicht, daß, wenn er sich anders in dem Temperamente, dem Geiste und den Maximen seines Herrn (damals des Herzogs Ernst August), kenne, er ihm, im Falle er „Gott die Ehre gäbe", minder theuer sein, oder ihn nicht ein für allemal in seinem Dienste behalten sollte. Den Ruhm seiner ruhmvollen Bekehrung (zur Erbauung des Nächsten durch sein gutes Beispiel) möge er Arnaud geben, den er, Leibnitz, so sehr wegen seiner großen

Frömmigkeit, als [illegible] und Fähigkeit hochschätze; so alt und so kränklich Arnaud auch sei, würde er doch mit Freuden ihm dienen, wenn nicht durch seine Person, doch durch Briefe. Auch theilte er ihm mit, daß Philipp Jacob Spener in Berlin in der Meinung stehe, Leibnitz habe „den Sprung" schon gethan.

In einer vorläufigen Antwort, aus Osterode im Harz den **25. November 1683**, warf Leibnitz in Hinsicht der Religionsfrage nur das Wort hin: „Auf das, was Spener von ihm gesagt, antworte er, daß er sich zum Theil irre, und zum Theil nicht irre, wie der Landgraf besser urtheilen werde, sobald er auf den **Suegliarino** antworten werde, wo er erkennen werde, daß er nicht glauben müsse, daß menschliche Rücksichten ihn jemals in diesen Materien aufhielten."

Zu dieser Stelle machte der Landgraf die Bemerkung (statt einer Antwort schickte er ihm nemlich seinen Brief mit mehreren Anmerkungen wieder): „O mein guter Herr Leibnitz! Man kann nicht zum Theil Katholik sein, und zum Theil nicht. Die wahre Mutter wurde erkannt, weil sie nicht zuließ, daß ihr Kind in zwei Stücke getheilt würde."

An diesen Vorwurf knüpft Leibnitz in seiner Antwort vom Neujahr **1684** an, indem er sich vollständig wie folgt ausläßt: „Um mich deutlicher zu erklären, sagt er, halte ich dafür, daß man in der innern Communion der katholischen Kirche sein könne, ohne in der äußern zu sein, wie wenn man z. B. ungerechterweise durch Irrthum oder Bosheit des Richters excommunicirt wird. Aber damit Ew. Hoheit besser sehen, daß ich von Ihren Ansichten nicht entfernt bin:

quemadmodum non privatum [illegible] sacramenti damnat, ſo halte ich eben dafür, daß derjenige, welcher ein Mitglied der Kirche durch dieſe innere Communion ſein will, alle möglichen Anſtrengungen machen muß, um auch in der äußern Communion der ſichtbaren, an der fortwährenden Succeſſion ihrer Hierarchie erkennbaren, katholiſchen Kirche zu ſein, was mir diejenige Kirche zu ſein ſcheint, welche man die Römiſche nennt (telle que je crois être ce qu'on appelle la Romaine). Ich ſage noch mehr, nemlich, daß dieſe Hierarchie, welche man dort ſieht, nemlich die Auszeichnung des Pabſtes (la distinction du pontif suprême), zum gemeinen göttlichen Rechte gehört, weil es einen Leiter (un directeur) der Biſchöfe und Prieſter geben muß. Ich ſetze ſogar hinzu, daß die ſichtbare katholiſche Kirche in allen den Glaubensartikeln, welche zur Seligkeit nothwendig ſind, durch einen beſondern, ihr verheißenen Beiſtand des heiligen Geiſtes untrüglich iſt."

„Nach allen dieſen Erklärungen werden Ihre Hoheit ſagen (fährt Leibnitz fort): warum begeben Sie ſich denn nicht hinein? Meine Antwort iſt folgende: es kann kommen, daß in der Kirche, ſo untrüglich auch in den Glaubensartikeln, welche zur Seligkeit nothwendig ſind, einige andere Irrthümer oder Mißbräuche ſich in die Gemüther einſchleichen; und indem man die Zuſtimmung derjenigen, welche ihr Mitglied zu ſein wünſchen möchten, welche aber die Demonſtration des Gegentheils zu haben glauben, fordert, ſetzt man ſie in die Unmöglichkeit, in der äußeren Communion zu ſein, ſo lange ſie aufrichtig ſein wollen. Zum Beiſpiel, als man von

den Janseniſten verlangte, die Propoſition einer Thatſache zu unterzeichnen, von welcher ſie das Gegentheil zu wiſſen glaubten, lag es nicht in ihrer Macht, ſich zu unterwerfen, auch wenn man ſie von der äußeren Communion der Gläubigen ausgeſchloſſen hätte. Daſſelbe findet nicht blos bei Dingen de facto ſtatt, welche von den Sinnen abhängen, ſondern auch bei Fragen, welche durch Schlüſſe der Vernunft ausgemacht werden: zum Beiſpiel, wenn die heiligen Väter, welche die Rundung der Erde für ſehr ungereimt und ſogar im Widerſpruche mit der Analogie des Glaubens hielten, von den Aſtronomen ihrer Zeit die Ableugnung dieſer Sache, oder wenn die heutige Kirche von unſeren Aſtronomen die Verdammung des Copernicaniſchen Syſtems gefordert hätte; denn es iſt anerkannt, daß es einige vortreffliche Aſtronomen gegeben haben würde, denen es unmöglich wäre, ohne Diſſimulation ihre Hand dazu zu bieten; weil die Meinung keine Sache iſt, welche von der Macht des Willens abhängt, und die man nach Belieben wechſeln könnte."

„Um alſo auf mich zurückzukommen, ſo giebt es einige philoſophiſche Meinungen, von welchen ich die Demonſtration zu haben glaube, und welche zu ändern, mir bei der Beſchaffenheit des Geiſtes, in der ich mich befinde, unmöglich wäre, ſo lange ich kein Mittel ſehe, meinen Gründen genug zu thun. Nun werden aber dieſe Meinungen (obgleich ſie, ſo viel ich weiß, weder der heiligen Schrift, noch der Tradition, noch der Definition eines Conciliums entgegen ſind), noch immer hier und da von den Theologen der Schule, welche ſich einbilden,

daß das Gegentheil davon zum Glauben gehört, gemißbilliget und sogar mit der Censur belegt."

„Man wird mir sagen, daß ich, um die Censur zu vermeiden, sie verschweigen könnte. Aber dieses geht nicht an. Denn diese Sätze sind in der Philosophie von großer Wichtigkeit, und wenn ich einst über beträchtliche Entdeckungen, welche ich über die Untersuchung der Wahrheit und die Beförderung der menschlichen Kenntnisse zu haben glaube, mich werde aussprechen wollen, so muß ich sie als Fundamentalsätze aufstellen. Wahr ist es, wäre ich in der römischen Kirche geboren, so würde ich nur dann von ihr austreten, wenn man mich ausschlösse, und mir auf die Weigerung, vielleicht gewisse herkömmliche Meinungen zu unterschreiben, die Communion versagte. Jetzt aber, da ich außerhalb der Communion von Rom geboren und erzogen worden bin, wird es, glaube ich, nicht aufrichtig, noch sicher sein, sich zum Eintritt zu melden, wenn man weiß, daß man vielleicht nicht aufgenommen werden würde, sobald man sein Herz entdeckte. Man müßte sogar stets gebunden sein, und seine Gedanken verbergen, oder sich einem: Turpius ejicitur, quam non admittitur hospes, aussetzen. Dieses würde Vielen zum Aergerniß gereichen, und mich würde es aus meiner Gemüthsruhe in sehr große Verwirrungen stürzen, ungerechnet die bürgerliche Gefahr, welche dem Rückfalle droht. Wahr ist es, daß vielleicht jene Meinungen, welche von den Mönchen verdammt werden, von sehr frommen Bischöfen und Theologen gebilligt, wenigstens geduldet werden möchten; aber es ist nicht sicher, einem

Vielleicht sich auszuforschen, sondern man müßte versuchen, es vorher zu wissen."

„Ich habe sehr oft, und seit mehreren Jahren, daran gedacht, habe aber keinen Ausweg daraus gefunden. Ihre Durchl. Hoheit sehen daraus, daß ich Ihnen den Grund meines Herzens aufdecke. Und da ich mich zur Aufrichtigkeit bekenne, so hoffe ich, dieses für Sie allein geschrieben zu haben. Denn ich wünsche, mich in Ihrem Geiste zu rechtfertigen."

„Was mich noch mehr dazu brachte, so freimüthig mich auszusprechen, ist, daß mir einfiel, Ihre Durchl. Hoheit könnten vielleicht mir mehr als jemand helfen, aus dieser Ungewißheit herauszukommen. Denn ich bekenne Ihnen sehr gern, daß ich um jeden möglichen Preis in der Communion der römischen Kirche sein möchte, wenn ich es nur mit einer wahren Ruhe des Geistes, und mit diesem Frieden des Gewissens vermag, dessen ich gegenwärtig genieße, wohl wissend, daß ich nichts von meiner Seite unterlasse, um einer so wünschenswerthen Union zu genießen. Wenn ich wüßte, daß Ihre Durchl. Hoheit die Sache zu Herzen nehmen, so würde ich mich über die Art, aus dieser Ungewißheit herauszukommen, wofür ich Ihrer Güte verbunden wäre, deutlicher erklären."

Man kann in diesem Schreiben das Streben erkennen, die Frage aus dem Persönlichen in das Gebiet des Allgemeinen hinüber zu führen. In der That, alles, was Leibnitz von dem göttlichen Rechte des Pabstes einräumt, fließt aus seinem speculativ politischen System; und die Wiedervereinigung mit

der römischen Hierarchie ist selbst ein historisches Postulat desselben Systems. So oft also die Frage der Bekehrung allgemein und objektiv, nemlich als Wiederkehr der Protestanten überhaupt in die äußerliche römische Hierarchie gefaßt wird, (wohlgemerkt, unbeschadet der individuellen Speculation eines einzelnen Mitgliedes, z. B. seiner eignen, sofern sie mit den Dogmen der christlichen Communen in keinem Widerspruche steht), so oft ist Leibnitz aufrichtig für die Reunion; dagegen, sobald die Frage persönlich genommen, mithin eine Verleugnung des Eigenthümlichen, Positiven, irgendwie gefordert wird, so giebt Leibnitz ohne Bedenken das Symbol gegen die Idee hin, d. h. die äußere römische Kirche für diejenige Idee der katholischen Kirche, welche den Schlußpunkt seines Systems bildet, welche er vorzugsweise die Kirche Gottes nennt, die Gemeinschaft der Heiligen, welche katholisch oder allgemein ist, und die ganze menschliche Gesellschaft zusammenbindet. Diese katholische Kirche der Idee nach bilden die Heiligen sowohl unter den Protestanten, als den römischen Katholiken, ja unter allen Confessionen der Erde. Auf nichts anderes geht die bei Leibnitz so oft wiederkehrende Distinktion der innern Communion der Kirche von der äußern Communion hinaus; und da diese Unterscheidung auf die höchsten Principien seines philosophischen Systems zurückgeht, so hätte er nicht die katholische Kirche als die ausschließlich allein seligmachende anerkennen können, ohne mit seinem System und mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Bei denjenigen, welche sich fest für das eine oder das andere, die Kirche in der Idee, oder die äußere römische Kirche, entschieden haben, und den

wahrhaften, realen Gegensatz, welcher einmal historisch zwischen diesen beiden statt findet, erkennen, muß Leibnitz wegen seines Hin- und Herschwankens zwischen beiden in einem zweideutigen Lichte erscheinen: er wird auch von dem Vorwurf nicht frei zu sprechen sein, daß er so innerlich verschiedene Dinge, als seine Idee der Katholicität oder der Kirche Gottes, und den Begriff der römisch katholischen Kirche nicht immer scharf und klar von einander gehalten hat, und oft zu voreiligen Hoffnungen und Erwartungen Anlaß gab, bis er gedrängt wurde, sich für seine Person zu erklären. So schrieb er an die gelehrte, aber fanatische und anspruchsvolle Madame Brinon, Sekretair der Aebtissin von Maubuisson, vom 19. Juli 1691: „Sie haben Recht, Madame, mich für einen Katholiken im Herzen zu erklären, ich bin es sogar offen, denn nur die Hartnäckigkeit macht den Ketzer, deren mich aber, Gott sei Dank, mein Gewissen nicht anklagt. Das Wesen der Katholicität (l'essence de la Catholicité) besteht nicht darin, äußerlich mit Rom zu communiciren, sonst würden diejenigen, welche ungerecht excommunicirt werden, wider Willen und gegen ihre Schuld aufhören, Katholiken zu sein. Die wahre und wesentliche Communion, welche macht, daß wir zu dem Körper Jesu Christi gehören, ist die Liebe; alle diejenigen, welche das Schisma durch ihre Schuld unterhalten, indem sie der Wiederversöhnung Hindernisse, der Liebe zuwider, entgegensetzen, sind wahrhaft Schismatiker; statt daß diejenigen, welche bereit sind, alles, was möglich ist, zu thun, um auch in die äußere Communion einzutreten, wirklich Katholiken sind. Dieses sind Principien, über welche

man allerwegen übereinkommen muß." Leibnitz spielt also mit den Worten Communion und Katholicität; jeder Protestant, der, wenn man ihn mit seinen eignen Dogmen in Theologie und Philosophie in die katholische Kirche aufnehmen will, dazu bereit ist, wäre der wahre Katholik; ein Satz, welcher, indem er über alles Positive und Unterscheidende sich mit einem Sprunge hinwegsetzt, die Reunion selbst ja als überflüssig erscheinen läßt; daß man fast sagen darf, daß unter allen Protestanten, welche polemisch oder conciliatorisch mit der katholischen Kirche sich eingelassen haben, Keiner dieselbe weniger anerkannt, als Leibnitz, eben wegen der formellen Aeusserlichkeit, womit er sie auffaßte, wenn er sie als äußere Communion mit der inneren Communion, d. h. der wahren Kirche Gottes in der Idee, in Gegensatz stellte. Er betrachtete daher jene äußere Communion auch nur als wünschenswerth, nicht als nothwendig, also ohne wesentlichen Einfluß auf die innere Ruhe, den wahren Seelenfrieden, dessen er sich erfreute. Auch der von ihm angegebene, gewiß triftige, Grund, daß man ihn wegen seiner philosophischen Meinungen mit sich selbst in Widerspruch versetzen könnte, verlor doch wieder bei der Anwendung an Kraft; denn die Kirche unterschied sich dabei in den Augen Leibnitzens in gar nichts vor jeder andern und profanen Gesellschaft, deren Mitglied kein Ehrenmann sein möchte, wenn er gewisse, nur „wünschenswerthe" Vortheile gegen die Aufopferung seiner philosophischen Ueberzeugungen austauschen soll. Der Landgraf betrachtete auch von seinem religiös-kirchlichen Standpunkt aus diesen Grund als eine bloße Ausflucht; und Anton Arnaud, welchem er, ohne Rücksicht auf Leibnitzens

Bitte um Discretion, seinen Brief mitgetheilt hatte, schrieb an den Landgrafen, vom 2. März 1684, in dem nemlichen Sinne. „Er wisse nicht, was er von ihrem Freunde sagen solle; denn er könne nicht rathen, welches seine „philosophischen Meinungen" sein können, welchen er besorgt, entsagen zu müssen, wenn er katholisch würde. Er habe ja selbst erklärt, daß er nicht glaube, diese Meinungen seien nicht der Schrift, noch der Tradition, noch der Definition eines Conciliums entgegen; warum sollte er also nicht im Gewissen das Glaubensbekenntniß ablegen können, das man von denjenigen fordere, welche in die Kirche zurücktreten? Was aber die Censuren der Theologen der Schule betrifft, das dürfe ihn nicht aufhalten. Es sei moralisch unmöglich, daß, zumal da er Laie wäre, man ihm irgend Schwierigkeit darüber mache. In keinem Falle werde es ein Hinderniß für ihn sein, in die Kirche aufgenommen zu werden. Bei diesen Bewandnissen sehe er nicht, wie Leibnitz sein Gewissen beruhigen könne, ohne diesen ersten Schritt zu thun, um sich in der Folge auf Gott zu verlassen, in der Hoffnung, daß Gott ihn über seine philosophischen Meinungen aufklären werde, wenn sie irgend einen der Religion nachtheiligen Irrthum enthielten u. s. w. Sehe er aber vorher, daß sein Vorhaben, „die Menschen durch eine Art Wissenschaft gelehrter zu machen, welche sie aber nicht besser machen wird", ihm ein Hinderniß sein könne, sich auf den Weg zu begeben, welcher, nach seinen eignen Principien, wenigstens der sicherste zur Erlangung des ewigen Heiles sei, so müsse die wahre Liebe, die er sich selbst schuldig sei, ihn eher von diesem Vorsatze zurückbringen, ehe er sich der Gefahr

ausſetzte, ſeine Seele zu verlieren. Erſetzte hinzu: „Man dürfte auch erwägen, daß Leibnitz ſo ſchöne Einſichten über die Geometrie, die Zahlen und die Mechanik habe (Dinge, bei welchen er nicht zu befürchten hätte, daß die Theologen ihn beunruhigten), daß es dem menſchlichen Geſchlechte nicht unnütz wäre, wenn er andere Dinge unterdrückte, bei welchen er Schwierigkeiten vorherſehen könnte. Wenn er aber nach Holland kommen wollte, ſo würde Herr von Caſtorie ihn in die Kirche aufnehmen, ohne ihm Schwierigkeiten zu machen.“ Etwas fromme Affectation war es indeß von Arnaud, wenn er zum Schluſſe ſich ſehr gerührt über „die Geiſtesqual dieſes gelehrten Mannes“ zeigt, welchen er Gott empfehlen wolle, daß er die ihn umgebenden Hinderniſſe vollends zerſtreue, welche ihm noch den Eintritt in die Kirche verſchließen, außer welcher es kein Heil giebt.“ Denn von einer ſolchen Geiſtesqual iſt in Leibnitzens Bekenntniſſen keine Spur.

Dieſe gutgemeinten Bedenken machten auch auf Leibnitz nicht den geringſten Eindruck. Es that ihm blos leid, daß der Landgraf ihn vor Arnaud gewiſſermaßen Preis gegeben hätte, und er blieb bei ſeinem Motive, daß ſeine Philoſophie die Cenſur der katholiſchen Theologen nicht ertragen könne; und um über die Natur und die Abſicht derſelben keinen Zweifel übrig zu laſſen, erklärte er dem Landgrafen in ſeiner Antwort: „Die Meinungen, deren Schwierigkeiten er vorherſehe, ſeien mit nichten rein (purement) philoſophiſch, wie man vorausſetze, ſondern machten einen ſehr beträchtlichen Theil der wahren Grundlagen der natürlichen Theologie aus, und jene einzige Angelegenheit der Seele,

unicum necessarium (von welcher Arnaud gesprochen), welche sei, Gott über alle Dinge zu lieben, und folglich ihm zu dienen, werde mehr Stärke aus seiner Philosophie ziehen, als fast aus Allem dem, was man gewöhnlich über dergleichen Gegenstände in den Schulen lehre. Danach könne man urtheilen, ob diese Meinungen unterdrückbar seien, ohne den wichtigsten Wahrheiten zu schaden, zumal in einer Zeit, wo sie es so sehr bedürften, befestiget zu werden."

„Der Vorschlag Arnauds, heißt es weiter, sich vor allen Dingen aufnehmen zu lassen, den Ausgang Gott überlassend, und sich durch ein geheimnißvolles Benehmen in Verlegenheit zu setzen, hieße aus seiner Ruhe herausgehen, um sich in Verwirrung sowohl von Seiten des Innern, als des Aeußern zu stürzen: der Landgraf möchte Arnaud bedeuten, daß „ihr Freund", weit entfernt, in den Gemüthsqualen zu stehen, von welchen jener in seinem Briefe spreche, sich einer wahren Ruhe des Geistes rühme, weil er lange reiflich überlegt und seine Pflicht gethan zu haben glaube; daß man ihn der Hartnäckigkeit nicht anklagen könne, weil ihm seitdem nichts Neues beigefallen sei, das neue Zweifel in ihm hätte erzeugen können: und daß er sich so der innern Communion der Kirche versichert halte, wie diejenigen, welche ungerecht excommunicirt sind, weil es nicht an ihm liege, auch der äußeren zu genießen." Hier ist also in klaren Worten von Leibnitz erklärt, daß das Gemüth, das Persönlich-Individuelle, sich bei ihm gegen die äußere Thatsache, ob er der römischen Kirche angehöre, oder nicht, ganz gleichgültig verhalte.

„So viel werde, fügt Leibnitz hinzu, über den Punkt seiner Skrupel genügen; überdies aber gebe es gewisse Dinge in dem Tridentinischen Concil, welche in der That von keiner großen Wichtigkeit seien, auf welche er jedoch nicht als wahr schwören könne, z. B. die Unauflöslichkeit der Ehe unter aller Bedingung.“ In einem der folgenden Briefe wiederholt Leibnitz, daß ein Anhänger des Copernicanischen Systems, welchem man deshalb die Aufnahme verweigerte, vor Gott und den Menschen entschuldiget, und ein wahrhaftes Glied der Katholischen, Apostolischen und Römischen Kirche ebenso gut wäre, als diejenigen, welche ungerecht excommunicirt sind; d. h. das religiöse Individuum als solches finde sich in jeder religiösen Gemeinschaft gleich wohl, und nur die Verfassung mache die Hierarchie unter dem Pabste dem Philosophen wünschenswerth.

Es ist bemerkenswerth, daß Arnaud selbst einige Zeit nachher die ihm von Leibnitz vorgetragene Philosophie anfangs unbedingt mit der Censur belegte, obgleich er kein Philosoph der Schule, d. i. Scholastiker, sondern ein Carteſianer war, also Leibnitzens Befürchtungen am besten rechtfertigte; daß aber Leibnitz, ungeachtet Arnaud zuletzt seinen Principien zum Theil selbst beitrat, und das Uebrige von der Censur befreite, den Schritt in die katholische Kirche zu thun so wenig Neigung oder Drang bezeigte, als vorher. Der Landgraf indeß, am Ende, d. h. nach mehrern Jahren, von der Erfolglosigkeit seiner Ermahnungen bei Leibnitz überzeugt, und unfähig, einen andern, als seinen eignen particularen Maaßstab anzulegen,

erklärte Leibnitz ſcheltend für einen Anhänger des Indifferentismus. Da er außerdem auch an Hiob Ludolph in Frankfurt und an Seckendorf in Jena, gleichen Widerſtand wie bei Leibnitz erfahren hatte, ließ er ſeinen Unmuth im Jahre 1692 in einem handſchriftlichen, durch die Hände mehrerer Katholiken laufenden, ziemlich barocken Aufſatz aus, mit der Aufſchrift: „De Trifolio Lutherano“; wo er von Leibnitz es dahin geſtellt ſein läßt, „ob ſolcher Gott weiß, auf was für einen Trieb und Reſpekt, über das und ſo viel Raffiniren nicht in Indifferentismum gerathen ſei, daß man nicht eben, wie der heilige Hieronymus vormals von Ruffino geſagt, gleichfalls auch von ihm billig ſagen könne: Quisquis est, noster non est, ſo wenig als von dem berühmten Hugone Grotio;“ — wobei er nach ſeiner Anſicht nicht ſo ganz Unrecht gehabt hat. Und mit dieſer Ueberzeugung ſtarb er das Jahr darauf.

Leibnitz hat während der Reihe von Jahren, da ihm die Reunion aus politiſchen und ſpeculativ-ſocialen Gründen wünſchenswerth ſchien, und er überdies im Auftrage und nach den Inſtruktionen der Fürſten handelte, ein doppeltes und entgegengeſetztes Benehmen an den Tag gelegt: betraf es das Sociale, Verfaſſungsmäßige, ſo ging er von dem Geſichtspunkte der Idee der Kirche Gottes oder der katholiſchen Kirche aus, welche, als über jeder ſichtbaren Kirche ſtehend, und ihren innern Geiſt, oder nach ſeinem Ausdruck: „die innere Communion“ bildend, zwiſchen Katholiken und Proteſtanten keinen Unterſchied macht, wonach kein geborner *Katholik aus* ſeiner Kirche treten darf, bis er ungerecht

ausgeſtoßen wird; ſo wenig als ein Proteſtant in die katholiſche Kirche überzugehen veranlaßt iſt, wenn irgend ein Hinderniß von Seiten des Clerus ihm jetzt oder künftig für ſeine äußere und innere Ruhe droht; woraus folgte, daß die Scheidewand zwiſchen beiden Kirchen eine eingebildete ſei, was blos ausgeſprochen zu werden brauchte, um ſich als eins und vereinigt wiederzuerkennen. Der Vorzug einer einmal beſtehenden ununterbrochenen Hierarchie war es aber, und war es weſentlich, welcher die römiſche Kirche zum Grund und Boden der Vereinigung empfahl. Um dieſe Vereinigung zu erleichtern, iſt der Philoſoph geneigt, einerſeits die Verträglichkeit der katholiſchen Dogmen mit den proteſtantiſchen nachzuweiſen, andrerſeits die in der Praxis beſtehenden Mißbräuche der Rückſicht auf das Ganze nachſichtig unterzuordnen. Dies iſt die eine Seite. Sowie dagegen die Frage in das Gemüth, in das Gebiet der individuellen Religion, als Aufforderung zur Bekehrung, im Ganzen oder bei Einzelnen, geſpielt wird, ſteigt Leibnitz von ſeiner ſpeculativen Höhe herunter und greift die katholiſche Kirche in ihren Lehren, wie in ihrer Praxis, als Gelehrter und als Proteſtant an, und ſchien er anfangs mit der bloßen Möglichkeit der katholiſchen Dogmen befriedigt, ſo verlangt er nun über die Möglichkeit noch die Beweiſe. Dann iſt die Scheidewand zwiſchen beiden Kirchen keine bloß eingebildete, und es giebt keinen ſchroffern Proteſtanten, als Leibnitz. Dies iſt, es ſei hier wiederholt, der Grund der in den Schriften Leibnitzens ſo häufig vorkommenden, ſich einander nicht ſowohl aufhebenden, als ergänzenden Aeußerungen über die Inſtitutionen der katholiſchen Kirche,

je nachdem das Intereſſe ihn die Licht- oder die Schattenſeite derſelben ins Auge zu faſſen leitete.

Der Zeitgeiſt kam dieſer, man muß es ſagen, zweideutigen Behandlungsart der Religionscontroverſe entgegen. Man war der heftigen und ſchroffen Polemik, wie ſie noch zuletzt in den Streitſchriften Conrings erſchien, müde; und wenn dieſe auch im deutſchen Reiche, wo der weſtphäliſche Friede der bürgerlichen Verfolgung der Andersgläubigen ein Ende gemacht hatte, ungefährlich ſcheinen konnten, ſo hätte ſie in den angränzenden Reichen in Weſten und Oſten, nemlich in Frankreich und in Ungarn, wo die Regierung mit freier Hand die Proteſtanten von Jahr zu Jahr immer mehr drückte und verfolgte, das Elend der Armen nur vermehrt, ſtatt auf ihre Ueberzeugung zu wirken. Daher ſehen wir um die Zeit des Nimweger Friedens, und von hier ab, nach einander franzöſiſche und kaiſerliche Theologen und Geiſtliche, ſtatt der Polemik, den Weg der Ueberredung, der Auseinanderſetzung, der Unterhandlung einſchlagen. Den Anſtoß dazu hatte der große Boſſuet, damals Biſchof zu Condom, ſeit 1682 Biſchof zu Meaux, durch ſeine berühmte Exposition de la foi de l'église catholique, welche 1671 zuerſt herauskam, in alle europäiſche Sprachen überſetzt und unzähligemal aufgelegt wurde, gegeben. Zum erſtenmal hatte hier ein angeſehener Prälat der Kirche und ein großer Gelehrter und Schriftſteller ſich zum Wohle der, ohnehin bürgerlich beengten und bald verfolgten Gegner der Kirche, der Reformirten, zu einer Apologie der Kirche und der Lehren des Tridentiniſchen Concils gleichſam herabgelaſſen, um ihnen zu zeigen, daß dieſe

Lehren nichts weniger, als unchristlich seien, und daß der Abscheu der Reformirten davor nur aus ihren Vorurtheilen und Mißverständnissen herrühre, daß sie also, ohne ihr Gewissen zu beschweren, zu der alten Kirche, welche ihre Vorfahren verlassen, zurückkehren könnten. Der außerordentliche Erfolg dieser Methode wirkte auf einen katholischen Theologen in den kaiserlichen Erblanden zurück, welcher die traurigsten Wirkungen der Kirchenspaltung in Ungarn erfahren, und in dem Kaiser Leopold ein friedliebendes Gemüth kennen gelernt hatte, welcher daher, ohne an Geist, noch an Wissenschaft, mit seinem Vorbilde Bossuet irgend verglichen werden zu können, an Eifer ihn noch zu übertreffen suchte. Dies war Christoph Rojas oder Roxas, ein spanischer Franziscaner, aus dem berühmten italienischen Geschlechte der Spinola, der in seinen jüngern Jahren die Theologie in Spanien gelehrt, dann von dem Könige Philipp IV in seinen Angelegenheiten nach Wien, Regensburg und andern Orten Deutschlands gesandt worden war, und endlich als Beichtvater der an den Kaiser Leopold vermählten Tochter des Königs von Spanien am kaiserlichen Hofe blieb, ein Liebling des Kaisers, der ihm später (1686) das Bisthum Wienerisch-Neustadt ertheilte, nachdem ihn früher der Pabst zum Titularbischof von Thina in Croatien ernannt hatte. Der Diplomat und Unterhändler trat bei diesem merkwürdigen Manne von Anfang an eben so stark hervor, als der Theolog, zumal da der Umfang und die Tiefe seiner Gelehrsamkeit, seinem eignen Geständnisse nach, ziemlich beschränkt war; ein Umstand, welcher ihn auch mehr zu einem vorübergehenden Werkzeug Höherer,

als zu einem eigenthümlichen Organe des allgemeinen kirchlichen Geistes der Zeit, wie Bossuet war, gemacht hat, mag er es auch mit seinen Expositionen, Unterhandlungen und bei seinen, vom Kaiser Leopold autorisirten, Reisen ehrlich gemeint haben. Als er sich bereits durch henotische Reisen im Jahre 1675 an verschiedenen protestantischen Höfen in Deutschland, vorzüglich an dem des großen Kurfürsten von Brandenburg, einen Ruf gemacht hatte, kam er auch im Sommer des Jahres 1679 als kaiserlicher Abgesandter, in Begleitung des kaiserlichen Geheimschreibers von Hornegk, nach Hannover, wo die Religions-Controversen durch die Schriften eines Capuciners am Hofe Johann Friedrichs, des Pater Denis, Verfassers einer geschätzten Via pacis, Steno's, und eines eifrigen Edelmanns, Barons von Reck, denen Leibnitz nicht wenige, (noch ungedruckte) Abhandlungen entgegensetzte, lebhaft im Schwange waren. Die Anwesenheit Spinola's im Jahre 1679 scheint von Leibnitz ausgegangen zu sein, wenigstens ist ein handschriftlicher Brief von ihm an einen ungenannten Freund desselben aus Hannover vom 24. Mai 1679 vorhanden, durch welchen er mit Spinola selbst in Verbindung zu treten suchte. Er spricht darin sogar allgemein von „großen Veränderungen, welche in Hannover vorgehen, welche zwar noch wenig bekannt. Es werden hier gute Resolutiones dem Reich zum Besten ergriffen, lauten die fernern Worte, welche bald ausbrechen dürften. Und weil ich in Wahrheit sagen kann, daß auch ich Gelegenheit gehabt, etwas Nützliches dabei zu thun, so aber Niemand so wohl, als Ihrer Durchlaucht selbst bekannt, als welcher mir die Gnade thut, oftmals meine Gedanken über

allerhand Materien anzuhören, so möchte wohl wünschen, daß solches am rechten Orte einigermaßen bekannt wäre. Der Ruhm ist nicht allemal dasjenige, so ich suche, und gilt bei mir mehr das eigne Bewußtsein des Rechten, als die Meinung, welche Andere von mir haben könnten. Nichts destoweniger ist bisweilen nöthig, daß hohen Personen unser gutes Gemüth bekannt sei, damit uns Gelegenheit gegeben werde, solches ferner zu üben."

Im Juni oder Juli 1679 hielt Spinola sich, aber nur vorübergehend und ohne ein Resultat zu erlangen, in Hannover auf. Hier, bei einem eifrig katholischen Fürsten, umgeben von Glaubensverwandten und Geistlichen, welche, von der übrigen protestantischen Regierung und dem Lande eifersüchtig bewacht, nichts Auffallendes wagen durften, konnte Spinola höchstens in seinen irenischen Bestrebungen ermuntert werden. Das lutherische Consistorium und die theologische Facultät in Helmstädt blieb damals wenigstens von denselben noch ganz unberührt. Leibnitz aber, welcher Spinola bald durchschaute und die untergeordnete Bedeutung desselben von Anfang erkannte, wandte sich zur selben Zeit an die eigentlichen Organe und Machthaber der Kirche, von welchen, wenn irgend, eine Entwickelung für den Kirchenfrieden zu erwarten war; diese Mächte, es waren Ludwig XIV und die gallikanische Kirche, vor allen Bossuet, welcher damals, zugleich mit Huet, nachmaligem Bischof von Avranches, Erzieher des Dauphins am Hofe war. Er benutzte die Anwesenheit Spinola's, indem er einen von ihm an Bossuet erlassenen Brief, worin er ihm von seinem Vorhaben Nachricht gab, überschickte, mit der

Aufforderung, den König dafür zu gewinnen. Das that Boſſuet und erwiederte die Worte, worauf Leibnitz nachmals ſo oft ſich bezog: „daß der König Ludwig XIV, von der Sache benachrichtiget, weit entfernt, ſich zu widerſetzen, dieſen Gedanken Geſchmack abgewinnen (goûterait ces pensées), und ſie begünſtigen werde.“ Nachdem er ſich Boſſuet bekannt gemacht hatte, eröffnete ſich Leibnitz mit größerm Vertrauen deſſen Genoſſen, Huet, in einem Briefe vom 1. Auguſt 1679. Huet ſelbſt hatte ihm dazu die Veranlaſſung gegeben, und zwar durch eine gutgemeinte Aufforderung zur Bekehrung, womit er das an den Herzog Johann Friedrich überſandte Exemplar ſeiner ſo eben erſchienenen, bald berühmt gewordenen Demonstratio evangelica begleitete. Leibnitz lehnte das Perſönliche durch die Wendung ab, welche uns nicht mehr überraſchen wird: daß die Bekehrung des Einzelnen unnöthig ſei, da „er, wie viele andere in der katholiſchen Kirche ſeien, weil es ihre Schuld nicht ſei, daß ſie mit den Andern nicht communiciren. Wenn dieſe uns aber zurückweiſen, oder Bedingungen verlangen, ſetzt er hinzu, welche zu erfüllen nicht in unſerer Macht ſteht, ſo ſiehſt du in deiner Mäßigung, daß uns keine Schuld beigemeſſen werden kann. So glückliche Zeitumſtände — fährt er nun fort — glaube ich wahrzunehmen, daß ich beinahe hoffe, man könnte eine gewiſſe Einigung treffen, ebenſo ehrenvoll für die römiſche Kirche, als nicht drückend für den andern Theil. Und dies urtheile ich nicht ohne Grund. Denn ich kenne viele treffliche Männer unter allen Partheien. In keiner Gegend Deutſchlands aber werden die Religions-Controverſen mit mehr Mäßigung und

Urtheil behandelt, als in dem Gebiete von Braunschweig-Lüneburg. Und da die Fürsten, welche jetzt regieren, in Weisheit von keinem übertroffen werden, und vor Allem mein Herr mit den übrigen Gaben der Natur und des Glückes eine ungewöhnliche Gelehrsamkeit und ein gediegenes Urtheil verbindet, und besonders diese Bestrebungen mit großer Freude befördert, so müßte man, dünkt mir, wenn ich so große Gelegenheiten zu Thaten erwäge, häufig die Nachlässigkeit oder den Willen derjenigen anklagen, welchen die Sorge für die Sache der Kirche obliegt. Jetzt aber, da ich den Pabst Innocenz XI wegen seines heiligen Lebenswandels, seines vortrefflichen Willens und seiner Weisheit loben höre, erhebe ich mich wieder zu einiger Hoffnung. Dazu kommt des Kaisers glühende Frömmigkeit und des größesten Königs (Ludwigs XIV) höchste Tugend. Daher wird entweder jetzt etwas geschehen, oder ich fürchte, wenn wir die Gelegenheit vorübergehen lassen, wird der allgemeine Jubel noch auf einige Jahrhunderte hinausgeschoben. Daher wünsche ich, daß auch Du deine Entwürfe mit denen des berühmten Bischofs von Condom verbindest. Neulich bot sich mir eine Gelegenheit dar, dem berühmten Bischofe bekannt zu werden. Daher bitte ich dich, mich ihm zu empfehlen und mich auch Dir ferner empfohlen sein zu lassen.“ Des Spinola, sieht man hier, dachte Leibnitz nicht einmal.

Doch bevor von Seiten der französischen Prälaten ein Entwurf gefaßt und dieser in Hannover weiter gepflegt werden konnte, wurde diesem Bestreben und dem ganzen bisherigen Regierungssysteme, Religion und Kirche betreffend, ein Ziel

geſetzt. Der Herzog Johann Friedrich ſtarb noch vor Ende des Jahres 1679, für die Beſtimmung des Hauſes Hannover und ſeine künftige Größe gewiſſermaßen zur rechten Zeit. Er fühlte ſchon jetzt das Bedürfniß, ſich von den Regierungsgeſchäften zurückzuziehen, theils ſeiner angegriffenen Geſundheit zu ſchonen, theils aber auch um deſto mehr ſeinem Hange zu einem aſcetiſchen, gottſeligen Leben zu folgen. Um ſich zu dieſem bedeutenden Wechſel vorzubereiten, nahm er eine Reiſe nach Italien vor, um, wie er nach der Sitte deutſcher Fürſten ſchon öfter gethan, in Venedig während des Carnevals ſich zu erholen, wohin ſein Bruder, der Biſchof Ernſt Auguſt von Osnabrück, ſein Nachfolger, ſich bereits begeben hatte. Es war wie eine Ahnung eines baldigen ewigen Abſchieds, daß er vor der Abreiſe, welche den 16. November erfolgte, alle Geſchäfte in ſolche Ordnung brachte, „gleich als ob er jetzo die Regierung niederlegen ſollen", (ſagt Leibnitz in dem Lebenslauf des Fürſten). Seine Gemahlin mit den jungen Prinzeſſinnen hatte er nach Paris zu ihren Verwandten abgehen laſſen, und „von denſelben einen ſehr beweglichen Abſchied genommen." In Augsburg angelangt, wo der Herzog und ſein Gefolge die Fede oder den Paß der Republik Venedig erwarten wollte, weil wegen einer ausgebrochenen Peſt jeder Zugang nach Italien ſo eben geſperrt war, wurde er den dritten Tag nach ſeiner Ankunft von einer Krankheit überfallen, welche ihn den 18. December a. St. im fünf und fünfzigſten Jahre ſeines Lebens hinraffte. Alsbald eilte ſein Bruder und Nachfolger, der Biſchof von Osnabrück, Ernſt Auguſt aus Italien dahin und führte die Leiche des Herzogs

in Begleitung von acht Schwadronen Reiter durch Nürnberg nach Herrenhausen, wo sie ausgestellt blieb, bis die Anstalten zu einer, des Nachfolgers wie des Vorgängers würdigen, Feier der Funeralien getroffen werden konnten. Die Beamten des Hofes und des Landes wurden von dem neuen Regenten, noch vor seinem Einzuge in Hannover, welcher den 3. März 1680 geschah, bestätiget, unter ihnen auch Leibnitz, welcher über dieses Ereigniß an den gelehrten Bibliothekar von Wolfenbüttel, David Hanisius, aus Hannover den 28. Jan. 1680 schrieb: „Wie sehr der große Verlust, den wir durch des höchstseeligen Herrn unvermutheten Todesfall allhier gelitten, mich insonderheit bestürtzet gehabt, kann mein H. H., als dem dieses großen Fürsten hohe Gaben bekannt gewesen, leicht ermessen: wobei uns nichts, als der hochfürstliche Nachfolger trösten können, dessen hohes Gemüth und heroische Tugenden weltbekannt; welches auch ich an meinem wenigen Ort bereits erfahren; indem ich von Ihr. Durchl. in meinen Bedienungen gnädigst bestätiget worden.“ So groß jedoch erschien damals die Unsicherheit und Unbeständigkeit der Fürstengunst, daß Leibnitz nichts desto weniger zur selben Zeit um die durch den Tod von Peter Lambeccius erledigte Stelle des kaiserlichen Bibliothekars in Wien sich bewarb. Von seinem Briefe nach Wien in dieser Angelegenheit haben wir gesprochen. Ob die Verhandlungen scheiterten, oder ob Leibnitz unterdessen sich unbedingt entschied, in Hannover zu bleiben, ist dunkel. Aehnliche Motive waren es, welche ihn damals bewogen, sich angelegentlich bei seinem Gönner, dem Herzoge von Chevreuse, durch Vermittelung von Huygens, um die Stellung eines

auswärtigen Mitglieds der königlichen Akademie der Wissenschaften zu bewerben; aber die Verfassung der Akademie schien diesem so gerechten Wunsche noch entgegen gewesen zu sein. Erst nach der Veränderung derselben, 1699, wurde Leibnitz desselben theilhaft.

Den 21. April 1680 ging die solenne Todtenfeier für den Herzog Johann Friedrich in Hannover vor, welche an Glanz und Pracht, aber auch an Kunst und Geschmack alles übertraf, was man in diesem Fürstenhause bei ähnlicher Gelegenheit jemals gesehen hatte, daher der Ruf davon sich weit verbreitete. Vor uns liegt das Prachtwerk, welches von dem Herzog Ernst August zur Erhaltung des Andenkens dieser Todtenfeier gestiftet worden ist. Das wirklich schöne und würdevolle Bildniß des gefeierten Fürsten steht an der Spitze. Dann folgen die architektonischen Denkmäler im Abbilde, erfunden von dem Architekten Hieronymus Sartorio, und die Zeichnungen der besondern Felder mit den verschiedenen Wappen und Symbolen. Hierauf entfaltet sich die glänzende Reihe des Zuges auf vielen Blättern, welche die Folge der einzelnen Abtheilungen zur Anschauung bringen. Bei den höhern Beamten des Hofes glauben wir die Bildnisse der Personen zu erkennen, bei denen vom Adel sind sogar die Namen hinzugesetzt. Die Schüler, die Geistlichkeit und die Abgeordneten der Städte des Landes eröffnen den Zug; dicht hinter der fürstlichen Leiche folgt der Herzog Ernst August, zwischen den Marschällen; hinter ihm die jüngern Prinzen Maximilian Wilhelm und Carl Philipp (der Erbprinz fehlt), dann die Geheimte Räthe, welchen die Hof- und Canzlei-

Räthe folgen; hierhin gehörte auch Leibnitz, welcher, wie wir auch sonst wissen, an der Feierlichkeit Theil nahm, und welchen wir in der Figur, welche diese Abtheilung schließt, der jüngsten unter allen übrigen, zu finden glauben. Lange herabwallende Perücken zieren die meisten dieser Figuren, einige jedoch tragen ihr natürliches gescheiteltes Haar. Nach dem immer absteigenden Range der Beamten des Hofes wickelt sich unübersehbar der Zug ab.

Hinter diesen Abbildungen folgen Denk- und Lobschriften auf den betrauerten Herzog in gebundener, wie ungebundener Rede, in der deutschen, französischen, italiänischen und lateinischen Sprache. Hier nun stoßen wir dreimal auf die Feder Leibnitzens. Er ist erstlich der Verfasser der in deutscher Sprache verfaßten „Personalia", welche den Sonntag nach der Todtenfeier, in der Schloßkirche von dem Oberhofprediger Hermann Barkhausen, nach der Leichenpredigt von der Kanzel verlesen wurden; und zwar ganz eigentlich als eine Ergänzung des geistlichen Sermons, des „Castrum Doloris et Honoris oder Glorwürdigstes Ehrengedächtniß des weyland durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Johann Friedrich, Herzogen zu Braunschweig und Lüneburg." Wiewohl die Personalia Leibnitzens Namen nicht tragen (wie er auch fast nirgends als ihr Verfasser genannt ist), so steht ihr Ursprung nichts desto weniger fest; denn der Entwurf dieser Schrift von Leibniz's eigener Hand wird noch aufbewahrt. Die Aufgabe gehörte zu den schwierigern: das Leben eines katholischen Convertiten aus dem Munde eines protestantischen Geistlichen. Leibnitz löste sie mit feinem Takte. Freilich hatten die Personalien

nicht mehr den streng richterlichen Charakter, wie es in früherer Zeit der Theologe und Beichtvater sich gegen den Landesfürsten selbst bei solcher Gelegenheit herausnahm. Denn man fing an, die Personalien vom Prediger auf den Hofmann überzutragen, wenn nicht der Prediger ein Hofmann war. „Noch Friedrich Ullrich, hebt Spittler in der Geschichte Hannovers bedeutsam hervor, war wenigstens von seinen Leichenrednern so unpartheiisch gerichtet worden, als ehedem Aegypten, wie die Fabel sagt, seine todten Könige richten ließ; aber bei dem Sarge der drei Söhne Georgs, selbst am Grabe des katholisch gewordenen Herzogs Johann Friedrich wurden Personalien verlesen, eine Predigt gehalten, bei welcher keinem Nachfolger auch für seine Leichenpredigt bange werden durfte." Und doch hat der Verfasser dieser Personalien einem hannöverschen Theologen der neuesten Zeit, dem Verfasser der Kirchen- und Reformations-Geschichte von Norddeutschland, nicht genug gesagt!

Gewiß, wenn man nicht den historisch-politischen, am allerwenigsten aber einen kirchlich-fanatischen Maaßstab an das Andenken dieses ausgezeichneten Fürsten anlegt, und sich auf den Standpunkt Leibnitzens, als Dieners und Freundes seines Fürsten stellt, so wird man die beredte Schilderung seiner persönlichen Tugenden und Vorzüge, als Christen und Regenten, nicht ohne Theilnahme lesen. Es sind dies einige schöne Seiten mehr unter Leibnitzens Schriften in der deutschen Muttersprache. Seine Dankbarkeit gegen den Fürsten, welcher ihn aus dem Dunkel hervorgezogen und auf den Schauplatz der großen

Welt geſtellt hatte, ſpricht ſich lebhaft, wiewohl einfach und ſchmucklos, in dieſer Schilderung aus; beſonders, wo es heißt: „Der hochſelige Fürſt hat dieſes Lob in der Welt erhalten, daß er die Perſonen trefflich unterſchieden, und einen jeden, wozu er bequem (tauglich), brauchen können; auch daß er berühmte, gelehrte und in allerhand Profeſſionen verdiente Leute ſowohl in ſeinen Landen, als auch an weit entlegenen Orten geſuchet, herfür gezogen, beſchenket, und nach Gelegenheit zu Aufnehmen gebracht, und in Stand geſetzet, das ſie ihr gutes Vorhaben bewerkſtelligen können, maßen ſolches ſo viel Ihr in Teutſchland, Frankreich, Italien zugeſchriebene Werke und Lobſchriften, und ſo viel bey dero Hof und Militz auch ſonſt gehaltene qualificirte Leute von allerhand Nationen, die allhier Schutz, Unterhalt, Dienſte, Ehre und Ruhm gefunden, wenn ſie anders dankbar ſein, bezeugen müſſen."

Ein zweites Stück aus Leibnitzens Feder in dieſem Monumente iſt ein franzöſiſches Gedicht auf den Tod Johann Friedrichs, an die Gemahlin des Herzogs Ernſt Auguſt, Sophie, gerichtet, dieſe erlauchte Fürſtin, welche an der Seite ihres Gemahls eine neue Ruhmepoche für Hannover herbei zu führen berufen war: A son Altesse Serenissime Sophie, née Princesse Electorale Palatine, duchesse de Bronsvic et Lunebourg. Sur la mort du grand Prince Jean Frédéric par G- G. L. Es fängt an:

Princesse, dont l'esprit et la grandeur de l'ame
Est un épanchement d'une céleste flamme,
De qui le sang royal et souverain état
N'est pas le plus solide ou le plus grand éclat....

und drückt im Ganzen mehr die Huldigungen gegen die Fürſtin, als die Seele ihres Hauſes, und den Troſt, den dieſes Haus für die Hannoverſchen Lande mitbringe, denn ein von der Trauer eingegebenes Lob des beſungenen Fürſten aus. Ein höherer Werth durch Form oder Gehalt geht dieſem an ſich merkwürdigen Verſuche ganz ab. Iſt es nicht bezeichnend für die damalige Stellung der deutſchen Poeſie an deutſchen Höfen, daß Niemand von allen denen, welche den Gefeierten beſungen haben, mit einem deutſchen Reim auftrat? auch Leibnitz nicht, welcher ſich doch ſonſt in deutſchen Verſen und Liedern manchmal verſucht hat.

Die Krone dieſer Schriften endlich bleibt das, auch ſonſt ſchon wohlbekannte, wiewohl in Leibnitzens Werke noch nicht aufgenommene heroiſche Gedicht: Epicedium in obitum Joannis Friderici ad rever. ac celsiss. Principem Dn. Ferdinandum Episcopum etc., worin er ſich als Meiſter gezeigt und unter den neuern lateiniſchen Dichtern ſeinen Rang eingenommen hat. Daß er darin nach einem Höhern geſtrebt hat, ging ſchon aus der Widmung des Gedichts an den gelehrten und hochgebildeten Biſchof von Münſter, Ferdinand von Fürſtenberg, den Nachfolger des nicht lange vorher verſtorbenen kriegeriſchen Biſchofs, Bernhard Galen, hervor. In einem dem Gedichte vorgedruckten Schreiben des Biſchofs, aus Neuhauſen den 1. Mai 1680, drückt er dem Dichter ſeine Bewunderung und ſeinen Dank aus, und bittet ihn um Fortſetzung ſeiner Freundſchaft. Ein zweites Schreiben von dem, aus der Geſchichte der neuern Poeſie nicht minder bekannten Italiäner, Hortenſio Mauro, welcher ſein Leben an dem Hofe

des Herzogs Ernſt Auguſt, als Freund und Hofdichter verlebt hat, auch der Freund Leibnitzens wurde, berichtet ihm über den großen Beifall, welchen das Gedicht bei dem Herzog Ernſt Auguſt gefunden; dieſer konnte nicht müde werden, es zu leſen und zu bewundern. In der That macht es als Ganzes einen würdigen und feierlichen Eindruck, und die ſchöne, früher faſt allein bekannte Epiſode über die Erfindung des Phosphors hat noch mehr Wirkung im Zuſammenhange mit dem Ganzen. Merkwürdig iſt hier, wie in den Perſonalien, das Streben Leibnitzens, dem Vorwurf zu begegnen, den man dem Herzog Johann Friedrich für ſein Stillſitzen während des Reichskriegs machen konnte, während ſeine Brüder im Felde Lorbeern des Ruhms und Heldenmuths ſammelten; ein Streben, welches dieſen Vorwurf nur noch mehr zu erwecken, als zurückzudrängen geeignet ſcheint, und der Wirkung einer Entſchuldigung gleichkömmt. Deſto höherer Glanz fällt auf den Nachfolger, den er im voraus unter den Rächern von Deutſchlands Schmach gegen Frankreichs übermüthigen Monarchen begrüßt, um den ſich die begeiſterte Jugend des Landes ſchaaren werde. Mit einer Weiſſagung von der einſtigen Größe des Hauſes Hannover ſchließt das Gedicht. Als das Haus Hannover ſpäter den engliſchen Thron erbte, ſchien dem Dichter ſelbſt nur das erfüllt, was er in dieſen Schlußverſen verkündet hatte:

At Tu spes patriae, coelo dilecta juventus
Inclyta natorum series; accedite coeptis
Et centum populos spectanti vincite Patri.

Illius auspiciis iterum Germania victrix
Surget, et hostiles poterit contundere fastus.
Illius imperiis conjunget Brachia Rheno
Albis, et Hercynios agnoscent aequora montes.
Et superi majora parant: sed talia Parcae
Noscere mortalem prohibent, vel dicere Vatem.

Bald nach der religiösen Todtenfeier des Herzogs Johann Friedrich mußte die katholische Geistlichkeit von dem Hofe und dem Gebiete Hannovers sich entfernen; es vorher und sofort bei dem Antritt seiner Regierung zu thun, wie das geistliche Ministerium von Hannover „um Gottes Barmherzigkeit und der Wunden Jesu Willen" ihn gebeten hatte, hatte der duldsame und von edler Pietät gegen seinen Bruder erfüllte Fürst abgelehnt; damit die sterbliche Hülle Johann Friedrichs keinem andern, als denjenigen, deren kirchlichen Beistand er auch im Leben genossen hätte, anvertraut werden sollte. Die Capuciner gingen darauf aus einander; die Hofkirche, welche den Katholiken eingeräumt worden war, war ihnen schon früher genommen worden; die Ausübung ihrer Religion blieb auf ihre abgesonderten Versammlungen beschränkt. Der Bischof Steno ging als päbstlicher Vicar des Nordens nach Hamburg; Leibnitz verlor an diesem Eiferer weniger, als an manchem andern, durch Gelehrsamkeit und christliche Mäßigung ausgezeichneten Manne unter diesen Geistlichen, wie der Pater Denis war, welcher Guardian in Hildesheim wurde. Von einer bleibenden Beziehung dieses Mannes zu Leibnitz ist nichts bekannt worden. Dagegen dürfte hier zweier ausgezeichneter Männer von Hildesheim aus dieser Zeit füglich

Erwähnung geſchehen, mit denen Leibnitz noch ſpät in reger, für die Wiſſenſchaft fruchtbarer Verbindung ſtand. Der eine von ihnen war der gelehrte und geſchickte Arzt und Geſchichtsforſcher Conrad Barthold Behrens, welchen die Societät der Wiſſenſchaften in Berlin 1709 zu ihrem Mitgliede aufnahm. Leibnitz ſchätzte ihn nicht weniger wegen ſeiner Verdienſte um Genealogie und Geſchichte, als wegen ſeiner ärztlichen Einſichten. Ihn befragte er am liebſten bei den körperlichen Uebeln, welche ihn in den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens heimſuchten. Der andere Freund war der gelehrte Jeſuit Pater Desboſſes, in der Literatur zwar durch kein eigenes Werk bekannt, deſſen philoſophiſchen Geiſt Leibnitz jedoch hoch genug ſchätzte, um in ſeinen Briefen an ihn ſich den vollſtändigſten, zuſammenhängendſten Erörterungen der Monadologie zu überlaſſen, welche uns erhalten ſind.

# Beilage

der

# Anmerkungen und Urkunden.

# Anmerkungen

## zum ersten Buche.

### S. 4.

Die Originalſtelle aus der Hauschronik von Leibnitzens Vater, welche ein Seitenverwandter des Hauſes, Freiesleben, Gehülfe an der Friedenſteinſchen Bibliothek, in die Gothaiſche Gelehrten Zeitungen von 1774 S. 218 einrücken ließ (vgl. von Murr Journal VII, S. 131), lautet wörtlich: „21. Juny am Sontag 1646 Iſt mein Sohn Gottfried Wilhelm, post sextam vespertinam ¼ vff 7 vhr abents zur welt gebohren, im Waſſermann. 23. Juny 1646 in vigilia D. Johannis, hora post 2 baptizatus est filius meus. In cujus baptismatis actu cum teneretur manibus diaconi, Dn. M. Danielis Molleri, et baptizaretur filius hic, sursum erexit caput, sursumque elevatis oculis et capite, quod mirabantur adstantes, permisit libenter aqua perfundi. Id quod specimen fidei et omen ut sit quam optimum, exopto et auguror, nempe ut per totum vitae tempus elevatis ad Deum oculis totus divinus sit, inque Dei amore ardeat, itaque θαύματα ἀξιοθαύματα operetur, quae in honorem Altissimi, et salutem ac incrementum Ecclesiae Christianae, ipsiusque et nostrorum salutem cedant. Ita faxit alma Trinitas, per Christum Amen.“ (Daß der 23. Juni a. St., wie, nach Eccard, bisher überall für den Geburtstag Leibnitzens angegeben worden, falſch ſei, geht aus dieſer Stelle unwiderſprechlich hervor.

Ueber die vermuthlich ſlaviſchen Urſprünge der Leibnitze im Mittelalter finden ſich unter Leibnitzens Papieren folgende, auf einem Blatte zuſammengeſtellte Notizen, welche ich wörtlich mittheile:

— Ex libro Stierii nescio an ..... an alio haec olim excerpsi: Huc quoque pertinet magni hominis B. Mynsingeri ducatus Brunsvicensis et Luneburgensis quondam Cancellarii a. B. Joh. Leibnizio in student. n. 194 adductum: Cur (dixit ille nobilis) fiam doctor, cum jam sim nobilis? Optas scire? dat doctor veram nobilitatem.

— Fridericus Archiepiscopus Salisburgensis familiae de Leibniz factus 1315. Obiit 1338 Kal. Aprilis, cum sedisset annos 23.

— Gottgelaßt Friedrich von Schonberg, Dynaſt in Ober- und Nieder-Wicberſtein, Triſteweg und Leubniz,

— Kaiſerliche Burg zu Grätz, eine lateiniſche Grabſchrift, dabei ſteht: Venerandae vetustati Imperator Caesar Maximilianus Augustus Cineres et Ossa Rom. cum vitro integro numismateque antiquo apud LEUBNICVM effossa huc reponi jussit an. MDVI. XII. Kal. Maj.

— Libaniz prope Wurcenam, Kettner diss. de prima Abbatissa Quedlinburgensi, inserta operi de diplomatibus. Quedlinbb. 142.

— Leibnizer Thor zu Gera, vid. Zopfens Geraniſche Chronica ad 1658, da er meldet, daß dabei eine Feuersbrunſt entſtanden.

— Arx Lipnicia in Bohemia, Hist. Eccles. Slavon. lib. 1. cap. 6. p. 19.

— Familia et arx Leibniz in Styria (videatur tabula geographica) Ritterhus. Genealog. pars II. edit. 3. statim ab initio Tab. quae habet Lit. C.

— Lipniz, oppidum inter Bohemiam et Moraviam, magis tamen in Bohemia, non longe ab Iglavia, urbe Moraviae, vid. tabul. Moraviae in Atlante minori.

— In Canuthia Leudneck sita ad Fluvium Liser, qui se in Dravum effundit.

— In der Blaniſchen Landcharte von Oberſachſen und dem Land Hall finde Leipniz unweit Torgau nordweſtwärts, noch nicht zwei Meilen von Torgau. Item Lebbnizen, ein Städtchen gelegen zur linken Hand der Mulde, etwa 1½ Meile unter Dürby etc.

— Lubaniz pagus oder Diſtrict bei Wurzen, vid. Albinus *Meis. Chron.*

— Wilda 1. Jan. 1698. Der Oßmianskiſche Powiat hat vergangenen Sonntag des Morgens 2 Fahnen des Feldherrn, beſtehend aus Litthauiſchen Wallachen, die in Lipnis in den Winterquartieren gelegen, unverſehens überfallen und niedergehauen.

— In dedicatione et praefatione Adami Bohoritii de latinocaniol. . litteratura ad proceram . . . . . 1584. edita memoratur defunctus Franciscus Comes a' Turri liber Baro in St. Cruce, dominus Lipnizii et Teutschenbrod, unus.

— Laibnitius mihi laus —
Leibnitius mihi zelus —

---

Authentiſche Nachrichten über den Vater und die Mutter Leibnitzens ſind in ihren academiſchen Funeralien enthalten, deren Originale Ludovici I, §§. 12. 13. mittheilt, unter der Ueberſchrift: 1) Rector Academiae Lipsiensis indicit funus clarissimum excellentissimi atque praeeximii viri Dn. M. Friderici Leibnitz, Prof. Pub. Literis O. Baueri Anno MDCLII. 2) Rector Academiae Lipsiensis ad exequias Foeminae prosapiae splendore, pietatis et virtutum muliebrium decore spectatissimae Catharinae Leibnützíae, natae Schmucciae Cives Academicos post 1. pom. invitat. 12. Febr. MDCLXIV). Der Verfaſſer des Leichenprogramms von Friedrich Leibnitz war, nach der Biographie universelle XXIII, s. v. Leibnitz (Fréderic), Hieronymus Kromayer; derſelbe war Theolog, gebürtig aus Zeiz, Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit zu Leipzig. Er ſtarb 1670. (Labvocat s. v.) Vermuthlich war er auch Verfaſſer des Programms auf Leibnitzens Mutter. Friedrich Leibnitz iſt Verfaſſer einer Reihe academiſcher Programme und Elogia: auf Johann Zabel (1656), Heinrich und Friedrich] Höpfner (1643), Lucas Pollach (Pollio. 1643); Andreas Bauer und Balthaſar Fiſcher; David Lindner 1644; Johann Böhm 1645; Nicolas Lebzelter 1649; Andreas Corvinus 1650. (Bibl. Un. l. l. von C. M. P. i. e. Pillet.)

## S. 13.

„Das Tolle Lege (des Auguſtinus).“ Im Original heißt es: Credidisses eum fortuna pro praeceptore uti, atque illud Tolle Lege sibi dictum putare. Zum nähern Verſtändniſſe dieſer Anſpielung dient folgende Stelle der Theodicee §. 100: „Le tout revient *souvent aux circonstances*, qui font une partie de

l'enchainement des choses. Il y a une infinité d'exemples des petites circonstances qui servent à convertir ou en pervertir. Rien n'est plus connu, que le Tolle Lege (prends et lis) que S. Augustin entendit crier dans une maison voisine, lorsqu'il déliberait sur le parti qu'il devoit prendre parmi les Chrêtiens divisés en sectes, en se disant: *Quod vitae sectabor iter?* ce qui le porta à ouvrir au hazard les Livres des Divines Ecritores qu'il avait dévant lui et d'y lire ce qui tomba sous ses yeux; et ce furent ses paroles qui achevèrent de le determiner à quitter le Manichéisme. — In den Schlußworten dieſes Aufſatzes: wo der König vicarius Dei genannt wird, findet Herr Erdmann, praef. XIV, den Einfluß der Hofluft: nescio an e fine hujus fragmenti conjiciam, Leibnitium cum scriberet jam hausisse regiae aulae aërem." Leibnitz war zwar Hofmann, hat aber nie ſeine Philoſophie nach dem Hofe zugeſchnitten, er hatte keine Hofphiloſophie. Wenn Leibnitz den König einen Statthalter Gottes nennt, ſo ſteht dies im genaueſten Zuſammenhange mit ſeinem, von uns entwickelten theocratiſch-monarchiſchen Syſteme (ſ. oben S. 233 ff.)

## S. 34.

Als ein Beleg mehr von Leibnitzens Fleiße auf der Univerſität iſt, nach Eckhart, anzuführen eine unvollendet gebliebene Abhandlung: „De scriptoribus Lipsianizantibus oder von denjenigen, ſo Lipſii kurtze Schreibart haben imitiren wollen."

## S. 35.

Ueber das Verhältniß von Leibnitz zu Johann Strauch giebt folgender ungedruckter Brief von Leibnitz an Chr. Ulrich Grupen, aus der K. Bibl. von Hannover, vom 18. Mai 1715, woraus zugleich hervorgeht, daß der S. 45 erwähnte Brief Strauchs, den Leibnitz der Diſſertation de conditione vordrucken laſſen (in der editio princeps nemlich, welche verloren gegangen, wenn ſie nicht noch in der Univerſitäts-Bibliothek von Leipzig zu finden iſt) denſelben Gegenſtand behandelt:

„Viro doctissimo et consultissimo Dr. Chr. Ulr. Grupen God. Guil. Leibnitius s. p. d. Gratias Tibi debebuntur ab omnibus et a me quoque vitam excellentis Icti. Johannis Strauchii illustraturo. *Uxor ejus altera* fuit matris meae soror; ipse raro mihi visus

est. Puer aliquando Brunsvigae Protosyndicum agentem adii; intercessere etiam quaedam liticula, quod vir cetera egregius compendio suo in matris meae adhuc aetate minoris detrimentum studuisse diceretur. Itaque paene nulla inter nos notitia fuit. Literis tamen perhumanis aliquando mihi respondit dissertationem de Conditionibus elaboranti, cui praefigi eam curavi. Rediisse deinde Jenam et Bernhardi ducis cancellarium egisse non ignorabis. Ne quid de postremo apud Giessenses munere dicam, ubi Culpisium discipulum habuit. De nomine Strauchio et liberis satisfacere non possum, nec dissertationem de Captivis et postliminio reversis vidi. Unum addiderim, Strauchium antequam Jenae munus Jureconsulti capesseret, Lipsiae egregie floruisse et caput habitum Collegii Gelliani, in quo viri doctissimi statis diebus convenientes eruditas meditationes conferebant. Itaque cum Lipsia discederet, Fridericus Rappoltus, theologus, postea tunc poseos professor egregius, epigramma προπεμπτικον scripsit. Initii memini, sic fere habentis: Gellius subiratior:

Ne tibi ne posthac appeller, Agellius unquam
Discessu capitis sum minor ipse mei.

Vale et me ad officia, quae tua meretur eruditio, exhibenda paratum habe. Dab. Hanoverae 18. Maj. 1715.

## S. 37.

Die Sammlung akademiſcher Abhandlungen unter dem Titel: Specimina Juris erſchien zwar 1672, ward aber ſchon einige Jahre früher, wahrſcheinlich während ſeines Aufenthalts in Nürnberg, im Winter 16$\frac{7}{8}$, überarbeitet und einem dortigen Buchhändler übergeben. So löſt ſich der anſcheinend chronologiſche Widerſpruch, inſofern Leibnitz im Jahre 1672, da er ſchon im März nach Paris abging, und von ganz andern Entwürfen und Arbeiten beſchäftigt war, an jene Herausgabe nicht denken konnte. Das Genauere in Leibnitz's Briefe an Placcius, vom 25. Juni 1695 (Opp. VI, 55), welcher von mir auf derſelben Seite (37) benutzt iſt.

## S. 38.

Die Dissertatio de arte combinatoria kam im Jahre 1690 ohne Wiſſen Leibnitzens zu Frankfurt am Main von neuem heraus, ohne daß der Herausgeber angab, daß es eine Jugendſchrift von

Leibnitz sei. Leibnitz hielt es daher für nöthig, in einer Recension dieser Ausgabe (Acta Erud. 1691 Febr.), wiewohl anonym, sich kritisch über seinen frühern Stand auszusprechen: Libellus ab autore admodum juvene anno 1665 compositus et anno 1668 (vielleicht Druckfehler statt 1666) Lipsiae editus, nunc ipso inscio inconsulte recusus est. Tametsi enim applausu non vulgari eruditorum fuerit exceptus et novas complures meditationes non poenitendas, quibus semina artis inveniendi sparguntur, contineat, .... judicat tamen celeberrimus autor libellum non satis esse limatum, neque praesentibus ejus cogitatis ac personae ubique respondentem, et veniam olim annis datam in quibus aliqua interdum luxuriantes ingenii audacia laudatur, uni a sè peti non posse etc. Vgl. Ludovici I S. 312. und Leibn. opp. VI 295.

## S. 40.

Christian Wolf erzählt in einem Briefe an Manteuffel vom 16. Juli 1746 (S. dessen eigene Lebensbeschr. herausg. von H. Wuttke S. 86) daß, wenn Leibnitz über Leipzig reiste, er nie in die Stadt habe kommen mögen, ein einziges mal ausgenommen, als er Handschriften, die ein Leipziger Magister Hansche von des Hevelius Erben gekauft, ansehen wollte. Wolf fügt hinzu, daß er dies selbst von Leibnitz vernommen. Manteuffel dagegen erinnert sich, etwa 1703 mit ihm zusammen in Leipzig bei dem Marschall Flemming gespeißt zu haben. Aus einem ungedruckten Briefe von Leibnitz an Lord Raby den 1. Juli 1707 geht hervor, daß es vielmehr in diesem Jahre gewesen, als er sich nemlich im Lager von Altranstädt aufgehalten hatte. Dort war es auch, wo er damals den Grafen von Arnstadt-Schwarzburg zur Herausgabe von Abbildungen der berühmten Morellischen Münzsammlung aufmunterte (s. den Brief an Fabricius in Hamburg vom 7. Juli 1707. Opp. V, 422) und ohne Zweifel auch zu gleicher Zeit die Keplerschen Handschriften bei Hansche besichtigte, weil dieser sie ihm kurz darauf überschickte (s. den Brief an Hansche den 6. Oct. 1707. V, 163). Als Leibnitz im September 1714 von Wien nach Hannover über Leipzig zurückkehrte, eilte er, der Umstände wegen, so sehr, daß er seinen Neffen, den Pastor Löffler in Probstheyda, bei Leipzig, nicht besuchen konnte, und sich deshalb bei ihm von Hannover aus entschuldigte (Opp. V, 419).

S. 48.

Die kritischen Untersuchungen über Leibnitzens Verhältnisse zu dem Baron von Boineburg, mit den urkundlichen Belegen, findet man in meiner Einleitung zu Leibnitz's Deutschen Schriften I. (aus der Jugendperiode), und, mit neuen archivalischen Aufschlüssen, in meinem Buche: Kur-Mainz in der Epoche von 1672.

S. 52.

Der Aufsatz Hugo's über Leibnitz steht in dem von ihm herausgegebenen Civilistischen Magazin. I, im Anfange. Leibnitz konnte sich des persönlichen Wohlwollens von Seiten des großen Kurfürsten von Mainz rühmen. So gab er Leibnitzen ein Exemplar von des Pater Spee bekanntem Buche „Güldenes Tugendbuch" und unterredete sich mit ihm viel über diesen merkwürdigen Mann. Vgl. Leibn. opp. IV, 3, 284.

Die erwähnte Vorstellung Leibnitzens an den Kurfürsten lautet, nach dem ungedruckten Entwurfe in Leibnitzens Papieren, wie folgt:

Mainz den $\frac{1}{7}$ März 1669.

Hochwürdigster Erzbischof,
Gnädigster Churfürst und Herr,

Ew. Churfürstl. Gnaden geruhen sich gnädigst erinnern zu lassen, wasmaßen Derselben ich einsmals ein Traktätlein: Nova methodus docendae discendaeque jurisprudentiae genannt, in Unterthänigkeit dedicirt und überreicht. Darauf Ew. Churfürstl. Gnaden sich gnädigst erklärt, ich möchte bei einem juristischen Werk, welches der Hofrath D. Hermann Andreas Lasser unter Händen hat, die Hand anlegen helfen, wogegen Sie mir aus Dero Kammer zu Mainz etwas Gewisses wöchentlich gnädigst reichen lassen wollten; wie denn auch eine Zeit lang geschehen, welches und anderes Churfürstl. Gnaden ich in Unterthänigkeit erkenne, und zu dienen mich schuldig erkenne. Es ist aber nunmehr eine geraume Zeit verflossen, daß nichts mehr erfolget. Wann aber, gnädigster Churfürst und Herr, ich gleichwohl in der Arbeit unterdessen fortgefahren, auch unter anderen eine Tafel gefertiget, welche in der Größe mit einer Landkarte etwa zu vergleichen, aber durch eine sonderliche Art und Methodum das ganze jus privatum hodiernum Imperii commune mit allen seinen regulis fundamentalibus und Sätzen dergestalt begreift, und *auf die prima principia* bringt, daß, wer diese einzige

Tafel entweder gefaſſet, oder nur vor ſich liegen hat, alle vorfallenden Fakta und Caſus juris privati .... decidiren, (und wie leicht zu weiſen daraus nehmen kann), und die rationem decidendi gleichſam mit dem Finger in der Tafel wird zeigen können; geſtalt ich ſolches auf bedürftigen Fall ad oculum zu demonſtriren erbietig bin, dergleichen ſo kurzes und doch zugleich, ohne Ruhm zu ſagen, vollkommenes Werk noch niemals verſucht, viel weniger verfertigt worden (wie denn zu gänzlicher Abſolvirung der Fundamentorum Juris Germanici communis hodierni nicht mehr als eine noch gleichmäßige Tafel juris publici reſtirt, die ich auch mit Gottes Hülfe zu ſuppliren gedenke, dadurch alle diejenigen, die der Jurisprudenz nicht weiter, als ad usum definiendi omnes casus in praxi accurrentes begehren, völlig contentiret werden):

als iſt und gelanget an Ew. Churfürſtliche Gnaden mein unterthänigſtes Bitten hiermit, Sie wolle gnädigſt geruhen, ſolche Verordnung thun zu laſſen, daß mir das Rückſtändige nicht allein gefolget, ſondern auch die wöchentliche Rechnung continuirlich werden möge.

Welche hohe Gnade um Ew. Churfürſtl. Gnaden mit unterthänigſter Dankbarkeit zu verdienen, verbleibe jederzeit dienſtwilligſt und pflichtſchuldigſt

Ew. Churfürſtl. Gnaden

unterthänigſter.

S. 53.

„Eine kurze Denkſchrift in deutſcher Sprache." Es iſt das: „Bedenken, welchergeſtalt den Mängeln des Juſtizweſens in Theorie abzuhelfen." Leibnitz's Deutſche Spr. I, S. 256— 263.

S. 54.

Ueber das Verhältniß des römiſchen Rechts zu den Bedürfniſſen der neuern Staaten ſpricht Leibnitz in einem Briefe an den Rechtsgelehrten H. A. Keſtner vom 1. Juli 1716 (Opp. IV, 3, 269.), nachdem er den römiſchen Geſetzbüchern, wie immer, ſeine Bewunderung gezollt, wie folgt: Interea fateor optandum esse, ut veterum legum corpus apud nos habeat vim non legis, sed rationis et, ut Galli loquuntur, magni Doctoris; et ex illis aliisque, patrii etiam juris monumentis, usuque praesenti, sed inprimis ex evidenti aequitate novus quidam Codex brevis, clarus, *sufficiens*, auctoritate publica concinnetur; quo jus multitu-

dine, obscuritate, imperfectione legum, varietate tribunalium, disceptationibus peritorum, obtenebratum, et ad miram incertitudinem redactum, in clara tandem luce collocetur.

S. 56.

Die Denkschrift Leibnitzens an die Baronin von Boineburg aus Paris steht: L. Deutsche Schr. II, S. 20.

S. 59.

In Böhmens Magazin für Kirchenrecht u. s. w. I, S. 121 steht der merkwürdige Brief des Habbeus an Leibnitz über das Verlangen des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, ihn in Dienst zu nehmen. Er lautet, nach dem von mir in Hannover verglichenen Original, vollständig, wie folgt: „Hamburg d. 30. November 1669. Wohledler, hochgelehrter, hochgeehrter Herr Doctor. Aus Hannover wird derselbe von mir durch Bestellung selbigen Herzogs selbst einen Brief empfangen haben, den ich so wie er ist habe setzen müssen, ist auch wohl nichts als die Wahrheit darinnen; aber ich habe doch die Meinung, daß mein H. H. Doctor nicht eben so gleich eilfertig nach Hannover reisen müsse, sondern er kann an Ihro Durchl. den Herzog Johann Friedrich wohl eine Danksagung schreiben, doch seine Reise suspendiren, und dazu die plausibelste rationes inventiren, die er kann. Doch so, daß bei dem Herrn die Gnade beibehalten werde. So siehet mein H. H., wie wunderlich viel Dinge kommen können*). Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich nit geträumt habe, M. H. H. dieses Orts zu recommendiren; dann er weiß, was wir sonst abgeredet. Der Herzog aber clagte mihr, daß sein alter Canzler, Herr Langerbeck, gestorben; so ihm sehr leit were: man könnte jetzo gute Leute wenig haben.

Ich antwortete, daß die Fürsten ohnrecht hetten, daß sie nit junge Leute von guten ingeniis außlesen und sich und ihren Häusern, quocunque etiam pretio, wie man wohl an Pferde so viel wendet, gute subjecta ziehen.

Und so wie wir von jungen Leuten und guten ingeniis redeten, kam ich ohngefehr, ohne eingen Vorsatz M. H. Herrn Nahmen zu nennen, und weiter von seinen Qualitäten zu melden.

---

*) Hier erst fängt das Schreiben bei Böhmer an, mit den ein wenig umgestellten Worten: „Mein hochgeehrter Herr siehet wie *wunderlich viel Dinge*" u. s. w.

Worauf gleich die Frage war, ob man ihn nicht haben könnte? ob ich darzu nicht helfen wollte? ich sollte ja nit abreisen, ohne daß ich an M. H. Herrn schriebe. Daß er nur je eher je besser gerade nach Hannover kähme! welches ich so zusagen müssen.

Und als ich andern Tages Abschid nahm, hat ein Edelmann Ordre gehabt, unden in der Statt im Wirtshauß mihr nit vom Leibe zu weichen bis ich ihm den Brief an M. H. Herrn eingehendigt hette, wie ich also thuen missen: und sub sigillo volante, damit sie sehen möchten, daß es mein Ernst war.

So siehet M. H. Herr, daß dieser wackere gütige Fürst seiner serio begehet, und er siehet auch, daß es mein Ernst ist, ihn allenthalben bekannt zu machen und zu seinem Aufnehmen realiter zu helffen. Meine Meinung ist, daß M. H. Herr freye Hände behalte und temporisire so in Maintz, bis ich, wills Gott, exeunte Februario wieder in Frankfort komme.

Auch ist nicht ohne, daß M. H. Herr nit von den stärksten, und ist diese Jahreszeit hart für ihn zu reisen; er findet wohl excuse an den Herzog zu schreiben.

Findet er aber in seinem Gemüth, daß ihm dies besser anstehe, als was ich ihm sonst von Durlach gesagt und ihm gewiß auch honorabel genug gemacht werden solle: so behüthe Gott, daß ich ihm abrathen solle, sondern eo casu hat er freye Wahl, so balt es ihm gefällt mit der ordinari Hamburger post-Callesche, die alle Donnerstags zu Franckfurt in dem Maulbeerhof in der Tönnis-Gassen abgeht, nach Hannover zu reisen, ohne andere Ceremonie, als daß er alda gerade bey dem Herzog selbsten auf das Fundament meines Brieffs, wo nit neben meinem Brief der Hertzog selbst an ihn geschrieben, sich anmelde.

Stelle alles zu Gottes Direction und M. H. Herrn eigenem Dejudicien, und sage nun weiter nichts davon*). Lieber wird mir seyn daß M. H. Herr wäre wo ich werde seyn, und sollte sich gewiß nicht einer halben, sondern einer ganzen Freundschaft zu ....**) haben, aber er wehle nun und seye wo er wolle, so soll diese Freundschaft dennoch ohngemindert bleiben, kanns er, so tempo-

*) Hier bricht es bei Böhmer ab.
**) *Unleserlich.*

rissire er, bis wieder komme, wer weiß was noch mehr auf-stoßet" u. s. w.

Des Habbeus wird in dem Briefwechsel zwischen Boineburg und Conring (ed. Gruber) hin und wieder als eines Epicuräers oder noch Schlimmeren gedacht. Seine warme Freundschaft für den jungen Leibnitz macht ihn uns werth. Er starb, wie ich aus einem Blatte von Leibnitzer Hand ersah, im October 1680. Man wird ihn ungefähr aus folgender Grabschrift auf ihn, daselbst, erkennen: Hic requiescit qui vix unquam, dum vixit, quievit. Patriam si quaeris, mundanus potius quam, qua terra in lucem emissus, discendus est.... Weiterhin, nachdem seine große Sprachkunst gerühmt ist, und daß er noch im Alter griechisch gelernt: sodalis fidus, facundus, et facetus; neque enim urbanitatem continere poterat, nec periculosis abstinebat salibus.

Animula vagula candida,
Auddcula madida garrula,
Quae nunc colis loca, quae tuis
Promis joca congerronibus?
Dulci satiare nectari
Perpetuo fruere gaudio.

Bei dem Könige Karl Gustav von Schweden stand Habbeus in großer Gunst. —

Man vergleiche noch den Briefwechsel zwischen Leibnitz und dem Herzog Johann Friedrich in L's deutschen Schriften I.

## S. 65.

In Lünig's Sammlung: Orationes Procerum et ad Proceres Europae: Pars II. No. CLLIV. p. 294. steht die Rede, welche der Baron Johann Christian von Boineburg vor dem Reichstage 1669 gehalten hat: Oratio Legati Comitis Palatini ad Rhenum Neoburgici ad Proceres utriusque ordinis reipublicae Polonae, in campo electivo congregatos, qua ipsis Principem suum diligenter in Regem commendat, de Anno 1669. Der Ideengehalt stimmt mit dem von Leibnitzens Schrift Specimen demonstrationum politicarum so sehr überein, daß höchst wahrscheinlich Leibnitz auch davon, wo nicht der Verfasser gewesen ist, doch Theil daran gehabt hat. In jedem Falle ist diese Rede als *eine Ergänzung* des Specimen demonstrationum

anzuſehen, und ſcheint deshalb in eine künftige Sammlung von Leibnitz's Werken aufgenommen werden zu dürfen.

## S. 66.

Ueber die Mainziſchen Unionsverhandlungen vom Jahre 1660 an vergl. meinen „Kritiſchen Excurs" u. ſ. w. in Leibnitz's deutſchen Schr. I, Beilage 1.

Die Schrift der Gebrüder Walenburg: Fratrum Walenburgiorum tractatus generales contracti hat Leibnitz noch während der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Frankfurt vom juriſtiſchen Standpunkte aus widerlegt und dieſe Widerlegung herausgeben wollen, was aber nicht geſchah. Er ſpricht davon in ſeinem Briefe an Simon Löffler, ſeinen Schwager, aus Frankfurt, 25. Septemb. 1669 Opp. V, 407—8. „Eqo aliquando eum libellum, quia exiguus est, itineris alicujus comitem elegeram, adscripseramque notas perpetuas succinctas marginales refutatorias. In iis multis modis detexi ridiculas illas ineptias speciosae, sed in vulgus tantum, methodi Veronianae etc. Has notulas, quia compendio omnium Walenburgianorum refutationem continent, forte aliquando cum ipsis tractatibus generalibus contractis, dissimulato tamen meo nomine, imprimi patiar."

## S. 67.

Ueber Bodins Heptaplomeres in Bezug auf Leibnitz und ſeine Jugend vgl. meine Schrift „das Heptaplomeres von Jean Bodin" S. LXXXI, wo auch der von Leibnitz um dieſe Zeit verfaßten, noch ungedruckten Widerlegung: Bodini colloquium heptaplomeres etc. examinatum et refutatum, 3 Bogen, erwähnt iſt; wogegen Leibnitz gegen Ende ſeines Lebens die Herausgabe des Heptaplomeres eifrig anempfohlen.

## S. 73.

Der Aufſatz: De vita beata, in Erdmanns Ausgabe der Opera philosophica Leibnitii No. VI iſt durchaus carteſianiſch. In meiner Habilitationsſchrift: Quaestiones criticae ad opera philosophica Leibnitii pertinentes, Breslau bei F. Hirt, habe ich ganze Stellen aus dieſem moralphiloſophiſchen Aufſatze in Carteſius Meditationes und anderswo nachgewieſen, und gezeigt, wie ſehr Herr Erdmann irrt, Spinoza darin wiederzufinden. Darin hat

derselbe Recht, diesen Aufsatz ungefähr ins Jahr 1669 zu setzen. Er führt einen dahin gehörigen ungedruckten Aufsatz de affectibus an, welcher auch ganz cartesianisch sei, und das Datum d. d. 12. Apr. 1669 trägt.

## S. 75.

Der Bericht von Wallis über die Hypothesis physica nova steht in den Transaction philosoph. 1670. No. 74. vgl. Ludovici I, S. 337. wo auch der Streit über das: omne corpus est momentanea erwähnt wird.

## S. 76.

In Leibnitz's Nachlaß findet sich aus dem Jahre 1671 ein Aufsatz: Demonstratio possibilitatis mysteriorum Eucharistiae. Hier findet sich folgende Stelle: Ego qui Augustanae Confessioni addictus sum, cum laborarem aliquando in demonstratione possibilitatis praesentiae realis, incidi praeter spem meam eadem opera in Transsubstantiationem, imo reperi Transsubstantiationem praesentiamque realem in intima ultimaque analysi in se invicem contineri et inde tantam litem in Ecclesia esse, quod alter alteri non intelligatur. Und zum Schlusse: Ego hoc unum opto, ut mihi de argumento tanti momenti cum eximio illo Arnoldo, cui scio aegre aliquid gratius nunciari posse, coram loquendi copia fiat. Er schrieb noch dasselbe Jahr darüber an Arnaud; vgl. die Auszüge in meinem Kurmainz ꝛc. II, 63.

## S. 78.

Der Brief von Leibnitzens Schwester, von dem Originale copirt, lautet wie folgt:

Meinen herzlieben Bruder Hr. Doctor Gottfried Wielhelm Leibnützen anitzo zu Maüntz zu selbsthanden in Meintz.

Hertzlieber Bruder. Nebenst wündschung eines gelückseel. gesunden fried und freidenreichen Neuen Jahres samt aller ersprießlichen Wohlfart an Seel undt leib. Hertzlieber Bruder, laß Dich es nicht wundern das ich dier neulich geschrieben habe, ich hoffe nicht daß du würtest Calviniſch werden, und was es edwan mehr geweſſen ist, die leude reden hir so übel von dir, wie wohl ich dich alle Zeit deffendiret habe, aber es sind edwan vor Jahre oder wenn

es geweſſen iſt Leibziger dort geweſſen, die haben es geſaget, ich habe es dir aber deswegen geſchrieben, daß du dich in acht nimmſt, es war neulich in Zeidungen von Francfford geſchrieben, daß von Meintz die Evangeliſchen undt auch die Juden weg ſollten. lieber Bruder, nimm dich in acht, wenn dir die leude dor etwan nicht gut weren, daß du bei den Curfürſten wohlgehört werſt, günden dirs alſo nicht und hegen wie ſie dir waß in einen ſiebgen beybrechten, lieber Bruder, ich meine es von Hertzen gudt mit dir und wohlte nicht gerne, daß du zu ſchaden kommeſt, zu mahl weil mir zwei eintzige geſchwiſter zuſammen ſind, mir ſehen es alle gehrne wen du zu unß rein kömmeſt eß ſeind zo viel fürſtl. Höffe hierinn die unßers glaubens ſien der liebe Gott der viel leude ver..... hat wird dich auch in luderſen lande nicht laſſen Hunger leiden. Verdraue ihm nur. Du darfſt den Brüff nicht wieder vor einen bloſſen Brüff halden. ich ſchreibe dieß aus guden hertzen zur wernung daß du dich in Acht nimmſt. Wegen der Weimarſchen Schuld kann ich dir nicht verhalten, daß als unlengſt Herr Doctor Struve hier geweſſen, mein Herr umb Zahlung meines Antheils bei ihm angehalten da ers denn ſo gar weit nicht geworffen, doch nur ſo viel als von 1000 f. auf mich kommet, weil die fürſtl. Cammer mehr nicht geſtendig, und herr D. Zimmermann ſeines theils auch mit zufrieden geweſſen, das ſeine auch erhalten, doch hat er, deſto eher dazu zu gelangen, an ſeinen 333 f. die 33 f. Hr. D. Struven zu recobens (recompense) überlaſſen, ich wiel, daß meine zu erhalten, dergleichen auch thun undt von 166⅔ ihm gleichfalls, die 150 f. zu erhaltn, 16⅔ zum gracial überlaſſen, ſtelle dir frey was du thun wilſt, habe dies zur nachricht vermelden wohlen. Von Zienſſen iſt gar nichts zu gedenken. Hie mit befehle ich dich in Gottes Schutz mein Herr undt Kiender laſſen dich freindlich grüſſen. Datum Leibzig den 12. January 1672.

Deine liebe ſchweſter
Anna Catharina Löfflern.

## S. 80.

Zur Vervollſtändigung der Liſte der gelehrten Briefe und Schriften, die Leibnitz in Mainz verfaßt, führe ich noch an das Fragment: Epistola ad D. Blumium, qualem Leibnitius *historiam juris* Canonici exoptet, indicans. Opp. IV, 3, 283. wegen

des Schlusses: Illustris Boineburgius aliquot epistolas ad Furstenerum, Conringium et Boeclerum de hoc argumento scripsit, et nunc Dominus Dedekkenus, Consiliarius Moguntinus, natione Batavus, tale quid ex Archivis molitur. Wenn aber Ludovici I. S. 327 ff., nach Eckhart u. A., folgende Aufsätze oder vielmehr Briefauszüge: G. G. Leibnitii Cogitata quaedam de ratione perficiendi et emendandi Encyclopaediam Alstedii (opp. V. 183.), ferner: Iudicium de Scriptis Comenianis, D. Hesenthalero, Professori quondam Tubingensi, inscriptum (ib. p. 181.) endlich: Excerptum ex epistola ad amicum de utilitate Grammaticae Cylindriacae Alberti von Holten (ib. p. 185.) in dieselbe Periode, um 1670 setzt, so ist das irrig: aus innern Gründen sind diese Schriften in das höhere Mannesalter Leibnitzens hinabzusetzen, was dem aufmerksamen Leser bald von selbst sich ergeben wird.

S. 91.

Das Fragment: Dialogus de religione rustici s. in meinem Kurmainz, II. Beilagen S. 138.

S. 95.

Zu den von mir in „Kurmainz" III. Buch gegebenen kritischen Erörterungen über die Natur und das Verhältniß der verschiedenen größern und kleinern Denkschriften Leibnitzens über das Project einer Eroberung Aegyptens durch Ludwig XIV. (womit jedoch die Zusätze am Ende des 2. Theiles verglichen werden müssen) habe ich nichts hinzuzufügen, ebenso wenig aber von den gewonnenen Ergebnissen irgend abzugehen. Das von mir in der Vorrede dieses Buches angeführte: Mémoire sur le projet d'expédition en Egypte, présenté en 1672 à Louis XIV. par Leibnitz, ist nachher in dem von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften herausgegebenen: Recueil consacré aux savans étrangers. in 4to 1841. p. 679—767 erschienen. Einige Punkte darin, muß ich bemerken, haben in der genauern und umständlichern Ausführung in Kurmainz zugleich eine Berichtigung erhalten. — Im Jahre 1840 erschien zu Paris eine Broschüre von einem Mr. de Hoffmanns: Mémoire de Leibnitz à Louis XIV. sur la conquête de l'Egypte etc., bei Garnot. Der mir übrigens unbekannte Verfasser wußte von meinem Memoire über di

Gegenstand gehört haben, denn er beginnt seine Schrift mit einer affektirten Verachtung einer „neu aufgekommenen Meinung" (er versteht darunter die meinige, obschon ohne mich zu nennen): als habe Leibnitz durch seinen Vorschlag für Ludwig XIV. weniger an dessen Größe, als an die Befreiung Deutschlands und Europa's von Frankreichs Uebergewicht gedacht: – gegen jemand, der so keck den Sinn diplomatischer Urkunden und Zeugnisse in Abrede stellt, läßt sich weiter nichts sagen. Das Consilium Aegyptiacum an den Kurfürsten von Mainz spricht ganz allein. Was ist aber das Mémoire de Leibnitz, welches Mr. de Hoffmanns, ohne irgend eine Quelle anzugeben, ohne weiteres als etwas ganz Neues und Authentisches der Welt vorsetzt, und das etwa meine vorausgegangenen Erörterungen umzustoßen scheine? Nichts anderes als die französische Uebersetzung von Leibnitzens epistola ad Regem Franciae de expeditione Aegyptiaca, welche ich zuerst im lateinischen Originale, aus der Handschrift, in den Beilagen von Kurmainz II. S. 140 ff. herausgegeben (vgl. die Zusätze am Ende), während diese Uebersetzung zuerst von Mangourit in seinem bekannten Voyage en Hannover gegeben wurde, welche Mr. de Hoffmanns stillschweigend abdrucken ließ, den Lesern die falsche Meinung insinuirend 1) er erhalte ein Original 2) er erhalte etwas Neues und Unbekanntes. In der That widerfuhr dieses dem Verfasser des Aufsatzes: Projet de conquête de l'Egypte proposé par Leibnitz, (unterzeichnet A. Vallet de Virville) in der von P. Leroux herausgegebenen Révue Indépendante, Tome II. 1842. Mars. p. 783—809. Dieser Aufsatz besteht aus einer kurzen historischen Einleitung und einer Uebersetzung des Consilium Aegyptiacum. Der Verfasser benutzt mein französisches Memoire, doch nicht überall genau, und weil ich zu beweisen gesucht, daß keine der ausführlichen und umständlichen Denkschriften Leibnitzens über die Eroberung von Aegypten, die sich in seinem Nachlasse vorgefunden, von ihm im Jahre 1672 gebraucht worden (er ging ja dafür in Person hin: das verschweigt Herr von Viriville), so setzt er mir das mémoire entgegen, das Mr. de Hoffmann herausgegeben, und das mir entgangen sein müßte: „mémoire que paraît avoir ignoré M. Guhrauer, et qui a été publié par M. de Hoffmanns. Er setzt zwar hinzu: „Il est vrai que dans cette publication le texte de la lettre, évidemment altérée *dans certains* details de son orthographe originale, ne porte

ni rubrique ni date, et que la publication elle-même est dépourvue de toutes les indications, qui sont indispensables pour juger de la sincérité d'une édition (vide *Mangourit!*). Mais enfin cette lettre n'existe pas moins". Das ist ganz richtig; aber unter keinen andern Umständen, als denen, welche vor Herrn von Hoffmanns, auf Grund der Analyse und Kritik, als einzig authentisch sich herausgestellt.

## S. 119.

Die hier erzählte Anekdote, aus einem Briefe Leibnitzens an den Landgrafen von Hessen-Rheinfels, schöpfte ich aus einer handschriftlichen Kopie dieses Briefes in dem Nachlasse des ehemaligen Superiors von St. Sulpice, Emery, im Seminar von Issy. Von Emery's Hand war dabei bemerkt: Nous avons communiqué autrefois ce morceau à l'auteur des Mélanges d'histoire et de la littérature, mais nous avons jugé à propos de le produire ici. Derselbe Brief enthält noch ein Paar andere Züge von Arnaulds (?) Hitze und auffahrendem Wesen. Leibnitz hatte über den Brief die Worte gesetzt: Nemini monstretur.

## S. 128.

Vgl. Biot in dem Artikel Leibnitz der Biogr. Univ. p. 627. Ich gestatte mir dabei folgende Bemerkungen. 1) Herr Biot zweifelt S. 627. ohne Grund an der Identität der von Leibnitz in dem Briefe an die Gräfin Kielmansegge vom 18. April 1716 citirten Schrift über die combinatorische Kunst von 1666 (ayant *publié* une petite oeuvre sur l'Art des Combinaisons) mit dem von Leibnitz wirklich 1666 herausgegeben, im 2. Bande der opera omnia enthaltenen Dissertatio de arte combinatoria. Herr Biot würde sich bald davon durch einen Blick in Leibnitzens, an Ort und Stelle verfaßte Denkschrift an Oldenburg vom 3. Febr. 1763, Opp. III. p. 20. überzeugen, wo Leibnitz unter andern schreibt: ... esse eos numeros, quos combinatorios appellare soleo, de quibus multa dixi in dissertatiuncula de Arte Combinatoria etc. 2) Herr Biot schreibt l. l. „Une *seconde* occasion, dans laquelle il mentionna *encore* chez Oldenburg une autre propriété des nombres qui'il avoit remarquée, fut *aussi* malheureuse: on lui apprit, que la même découverte avoit été faite par Mercator, mathématicien holsténois, qui l'avoit pu-

bliés [redacted] *Logarithmotechnia*". Die Quelle des Hr. Biot ist hier Leibnitzens Brief an die Gräfin Kielmansegge vom 18. April 1716. Opp. III. 456, wo Leibnitz, seiner Reise nach London im Jahre 1673 erwähnend, schreibt: comme j'aimai un peu la Chymie, je pratiquai aussi M. Boyle, chez qui je rencontrai un jour un Mathématicien, nommé M. *Pell;* et lui ayant conté une certaine observation, que j'avois faite sur les Nombres, il m' apprit qu' un Holsteinois, qui se trouvoit à Londres, nommé Mr. Mercator, l'avoit faite aussi dans un livre publié depuis peu sur la figure, qui s'appelle Hyperbole. Je cherchai ce livre et je l'apportai avec moi en France. Dies stimmt nun freilich mit der an Ort und Stelle von Leibnitz in London, zur Verwahrung seiner Rechte für Oldenburg aufgesetzten Denkschrift vom 3. Febr. 1673 (Opp. 16—20) nicht überein; man darf dennoch nicht schließen, daß hier ein zweiter, von dem urkundlich erhärteten verschiedener, Fall gemeint sei; sondern wir erkennen in dem nach 43 Jahren aus der Erinnerung von Leibnitz erzählten Falle eine bloße Verwechselung des Buches von Mercator mit dem des Mouton; was bei Leibnitz sich auch sonst zuweilen findet; Leibnitz kann und muß hier durch seine eigne Urkunde berichtigt werden. Er schreibt hier aber: — Hoc cum audisset clarissimus Pellius respondit, id jam fuisse in literis relatum a D. Mouton Canonico Lugdunensi ex observatione nobilissimi viri Francisci Regnaldis Lugdunensis etc.

## S. 148.

Ueber Moliere s. Leibnitz deutsche Schr. II, 463. — „Ich bin selbst zu der Zeit, da Moliere gestorben, zu Paris gewesen, und habe sowohl ihn, als hernach seinen Geist spielen sehen."

## S. 149.

Ueber den Herzog von Mecklenburg-Schwerin s. Leibn. Opp. V. 273. 281.

## S. 150.

Nach der Rückkehr aus London wohnte Leibnitz in Paris: Rue Garantière, Quartier de Luxembourg, im Faubourg St. Germain, in dem Hotel: la Ville de St. Quentin (Kurmainz II. 70). Die Straße führt noch denselben Namen; von dem Hause fand

sich keine Spur, außer daß es: „prope palatium Luxe[illegible]um“ war. Die vornehme Welt wohnte in diesem Viertel.

## S. 168.

So freundschaftlich und anerkennend Leibnitz auch bei Tschirnhausens Tode über sein Verhältniß zu ihm sich aussprach (opp. V. 194), so nachdrücklich nahm er bei dessen Leben doch das von Tschirnhausen, bei ihrem Umgange in Paris, aus seiner Philosophie Entlehnte in Anspruch (opp. VI. 44. 48., an Placcius, 10. Mai 1687: Is fuerat initio ex asse Cartesianus etc.), ja in Uebereinstimmung mit Huygens zieh Leibnitz in Bezug auf gewisse mathematische Entdeckungen Tschirnhausen grabezu des Plagiats. Vgl. Chr. Hugenii Exercitationes Mathematicae ed. Uylenbroek. Hague Com. 1833. p. 31. 34. Leibnitz schreibt an Huygens, October 1690: „Je n'ai pas non plus que vous, Monsieur, raison, d'être trop content de Mr. D. T., car il m'est arrivé plus d'une fois, qu'il a oublié d'avoir vû auprès de moi des échantillons des choses qu'il a donnès par aprés“ etc.

## S. 169.

Die Notiz über Tobias Fleischer findet sich in dem Commercium Leibnitianum ed. Gruber II p. 1293. Not. Vgl. Burckhard Historia Biblioth. Augustae II p. 284—285. „(Tobias Fleischer) Francus, et quidem Baruthinus, qui cum Hafniam concesserat, Daniae Regis Camerae Secretis adhibitus, discessu suo Leibnitio Hanoveram provinciam vacuam fecit“ (mit Hinweisung auf Gruber).

Ueber Pascals nachgelassene Papiere s. Leibn. opp. V. 12. VI. 34.

## S. 170.

Umstände und Zeit der Bewerbung Leibnitzens um eine Stelle in der Londoner Societät und seiner Aufnahme lehrt ein ungedrucktes Schreiben Oldenburgs an ihn vom 19. April 1673.

## S. 173.

Ueber Leibnitzens ungedruckten Traktat de quadratura arithmetica vgl. *Hugenii Exerc. mathem.* p. 8. Charakteristisch für die

Geschichte eines Geistes ist, was Leibnitz in seinem Briefe an Fontenelle vom 12. Juli 1707 (Feder Specimina S. 28) über diese Probleme erzählt: J'ai souvent remarqué, que des personnes, qui ne font pas tout-à-fait profession du metier, ont coûtume de fournir des pensées plus singulières, concetti più vaghi e più pelegrini, où l'on ne s'attend pas. Une personne, qui n'étoit même point Géometre du tout, et qui fit imprimer quelque chose de géometrie, donna quelque occasion à ma quadrature arithmétique, sans parler d'autres exemples.

## S. 174.

Nächst seiner scharf eindringenden und unpartheiischen Behandlung der Frage über die Priorität der Erfindung der Fluxions- und der Differentialrechnung in den Artikeln Leibnitz und Newton der Biographie universelle (XXIII, S. 626—639. XXXI, S. 172—180), hat Herr Biot dieses Problem später von neuem und erschöpfend gegen Brewster durchgeführt. S. Journal des Savans, 1832, Mai. S. 263—274, in der Recension des Buches: The life of sir Isaac Newton; Vie de sir Isaac Newton, par *David Brewster*, second Article. — Nach einer Betrachtung über die „beklagenswerthen Spaltungen" zwischen Leibnitz und Newton sagt Herr Biot: On doit regretter, que le docteur Brewster ne les (sc. ces dissensions) ait pas considerés sur le point de vue purement philosophique... On ne peut pas dire, qu'il présente Leibnitz précisément comme ayant pris de Newton le calcul différentiel; mais la suite des inventions de ces deux grands hommes, et leur communication par correspondance, sont racontées avec *une adresse si habile*, les charactères de leurs méthodes sont présentés comme si *analogues*, les différences de leur procédés de calcul comme si *legères*, et l'irritation de l'un comme si vive, comparativement à la mansuetude de l'autre, que tous les torts, toutes les injustices semblent être du côté de Leibnitz, si même on ne doit lui reprocher quelque chose de plus...

Hierauf setzt H. Biot die dokumentliche Wichtigkeit von Leibnitzens Brief an Oldenburg (für Newton) vom 27. August 1676 auseinander, von dessen Inhalt er sagt, daß mehr als nöthig darin war, um Newton zu zeigen, „daß Leibnitz wenigstens auf dem Wege war, eine der Fluxions-Rechnung ähnliche Rechnung zu finden, und er hart daran war (qu'il y touchoit même), wenn er sie nicht

ſchon beſaß; daher Newton den Brief vom 24. October 1776 ſchrieb, in welchem er ſeine Methode in ein Anagramm verſteckte. .. Or cette première lettre si essentielle (heißt es nun), qui donne toute la clef de la singulière réponse de Newton, et dont la portée lui parut assez significative, pour nécessiter ses anagrammes; cette lettre est *totalement omise* dans le détail que le docteur Brewster donne de cette mémorable correspondance. Le ciel nous préserve de supposer une intention d'infidélité dans cette omission; mais il nous fallait inévitablement la reparer, à cause de l'importance de la pièce omise. En effet, une série d'idées si continue et si distincte, attachée à un mode de génération des quantités tout-à-fait abstrait, et exprimée par un algorithme spécial d'une facilité comme d'une netteté admirable pour toutes les applications aux questions d'analyse et de philosophie naturelle, ont dû paraître aux géometres des titres peremptoires à *une invention propre, non du calcul des fluxions*, que *Newton* possédoit sans aucun doute avant 1669, calcul compliqué de l'idée de mouvement, et jusque-là sans algorithme, mais du *calcul différentiel* abstrait avec sa métaphysique, son algorithme et ses procédés généraux tout établis; et c'est en effet ainsi qu'ils en ont décidé quatre juges qui me dispenseront d'en citer d'autres, quand jaurai dit qu' ils s' appellent *Euler*, *Lagrange*, *Laplace* et *Poisson*. Um keinen Zweifel hierüber übrig zu laſſen, bringt Herr Biot a. a. O. die Originalſtellen dieſer vier Koryphäen bei, welche er mit kurzer Analyſe begleitet, und ſchließt: Voilà quatre juges compétens qui specifient l'indépendance d'invention de Leibnitz d'une manière formelle; nous pensons bien de nous en rapporter à leur verdict, jusqu' à ce que la bonne fortune des sciences nous en amène quatre autres, qui puissent les balancer. —

## S. 185.

Der Beſuch Leibnitzens bei Spinoza im Haag iſt von keinem der frühern Biographen erwähnt worden. — Die Meinung, daß Leibnitz in ſeiner philoſophiſchen Entwickelung „durch Spinoza durchgegangen ſei", iſt die herkömmliche, und ſtützt ſich auf gewiſſe Vorausſetzungen und Mißverſtändniſſe, welche aber durch die chronologiſche Verbindung von Leibnitzens ausdrücklichen Bekenntniſſen *widerlegt werden*. Davon handelt meine Habilitations-

ſchrift: Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philosophica pertinentes. Vratislaviae apud Ferd. Hirt. mit beſonderer Rückſicht auf Erdmanns kritiſche Bevorwortung des Leibnitzſchen Aufſatzes: De vita beata. (ſ. die Ausgabe Erdmanns, Praefat. pag. XI.) Erdmann geht ſo weit, in dem Aufſatze zwei Punkte als aus der Ethik und dem Tractatus de intellectus emendatione Spinoza's, letzterm faſt wörtlich entlehnt, zu bezeichnen. Erſtlich aber hat E. am Schluſſe ſeiner Betrachtungen (p. XI.) als ſehr wahrſcheinlich hingeſtellt, daß der Aufſatz de vita beata von Leibnitz um 1669 verfaßt ſei: wenn dem ſo iſt, ſo hat ſchon darum Leibnitz jene Werke Spinoza's dabei nicht benutzen können, weil dieſe in den Opera posthuma Spinoza's erſt 1677 erſchienen ſind. Dieſer Widerſpruch hebt die eine von E. Prämiſſen nothwendig auf. Zweitens, die Stelle, welche Leibnitz aus dem tractatus de intell. emendatione wörtlich (iisdem fere verbis) genommen haben ſoll, habe ich, durch Gegeneinanderhaltung der Texte, als beinah wörtliche Entlehnung aus des Carteſius Dissertatio de methodo recte utendi ratione (Cartesii opp. phil. 1692. l. l. p. 10.) nachgewieſen; etwas Aehnliches findet bei dem vorgeblichen amor intellectualis ſtatt, vgl. weiterhin S. 30. Anm. zu S. 226. Es kommen hier noch einige Mißverſtändniſſe und Mißgriffe Erdmanns in Betracht, worüber ich, der Kürze wegen, auf meine oben genannte Abhandlung verweiſe.

# Anmerkungen

## zum zweiten Buche.

S. 191.

Arnaud's Aeußerung über Leibnitz — ſ. Leibnitz' Deutſche Schr. II, Beilagen, 67.

S. 195.

Ueber Steno ſchreibt Leibnitz an Conring vom 26. Febr. 1678, wegen ſeines Abfalles von den Naturwiſſenſchaften: Tantum abest, ut pietati officiat (sc. hoc studiorum genus), ut contra potius perpetuam divinarum laudum materiem praebeat. Ipse Deus est optimus interpres magnitudinis suae, cujus illustria in natura rerum vestigia apparent. (Ungedruckt.)

S. 196.

Das Nähere über den Umgang und die Streitigkeiten Leibnitzens mit Arnold Eckhart ſ. Opp. III, 553—652. Die hier mitgetheilten Unterredungen und Briefe ſind auch in Bezug auf die Philoſophie gehaltreich, beſonders S. 110, No. 2: Colloquium D. Leibnitii cum D. Eckhardo, Professore Rinteliensi Cartesiano, praesente Dn. Abbatis Molani fratre, habitum Hanoverae d. 5. Aprilis 1677, von Leibnitz ſelbſt verfaßt.

S. 197.

Ueber Leibnitz's Unterredungen mit Kraft, ſ. Neues Hannov. Magazin 1807, 76—78 Stück. „Etwas von Leibnitz."

S. 199.

Auf Leibnitz's Verhältniß zu Joachim Jungius denke ich in einer beſondern, Jungius gewidmeten Abhandlung zurückzukommen.

S. 200.

Von dem Briefe Leibnitzens an den Herzog Ernſt Auguſt habe ich ſowohl den Eingang, als den Theil, welcher über das systema Theologicum Aufſchluß giebt, in Leibnitz D. Schr. II, Beil. S. 64—69 mitgetheilt. Hier folgt das Stück, wovon der Text S. 200—202) die Ueberſetzung enthält: Je suis obligé à V. A. du jugement favorable qu'Elle fait de moi, qui l'a empêchée d'ajouter foi au conte du Docteur Becher. Cet homme est assez connu par ses extravagances entremelées d'une malice très noire. On n'a qu'à lire ses livres, pour en être persuadé; il déchire impudemment des grands personnages, et des personnes auxquelles il doit...., ont éprouvé son ingratitude, quand ils ne vouloient ou ne pouvoient plus approuver son procédé. Il a été piqué contre moi de ce que j'ai empêché une certaine fourberie alchimique, qu'il méditait. Et cherchant le moyen de se venger, il prit pretext d'une conversation que nous eûmes ensemble à Hambourg il y a quelques années, où nous parlâmes des machines et je lui dis entre autres choses, que je croyois qu'on pourroit corriger quelque chose aux voitures. Je n'en parle jamais volontiers de ces sortes de matières qu'à des personnes qui s'y plaisent, et comme Becher fait profession d'entendre les mécaniques, j'en touchais quelque chose par occasion, quoique je n'en ai jamais parlé à d'autres, et encore moins tâché de l'exempter. [1]) En effet personne ici en a ouï parler, et plusieurs m'ont demandé ce que cela vouloit dire. Mais je vois maintenant que Becher, jugeant des autres par son humeur, a pris comme un grand dessein ce que je n'avais dit qu'en passant, et supposant ou feignant par malice, que j'aurais toujours travaillé à ce chariot imaginaire, a cru de trouver occasion de me railler, pour se venger. Ce qu'il dit de six heures de chemin pendant lesquelles ce chariot devrait aller d'Hannovre à Amsterdam, est de son invention et convient fort peu à la préface du

[1]) Hiernach muß die Stelle S. 201, Z. 10 v. u. verbeſſert werden; *ſtatt:* ſie auszuführen — ihn (nemlich Bechern) auszunehmen.

livre, où il proteste devant Dieu, qu'il parle de bonne foi, et qu'il n'a pas dessein de choquer les personnes. Car il faudrait avoir perdu l'esprit pour y avoir pensé. J'avais dessein de lui reprocher sa malice par une lettre en particulier et de le faire souvenir de sa préface. Mais j'apprends, qu'il est mort à Londres sur la fin de l'année passée. Cependant je me soucie fort peu de ce qu'il met cette pensée, dont je lui avais parlé, au rang des savantes folies; j'y suis en trop bonne compagnie, puisqu'il y met aussi le roi de France, le feu Cardinal de Salzbourg, feu M. de Zinzendorf, président de la Chambre de l'Empereur, Monsieur Huygens de Zuylicum, inventeur des pendules et quantité d'autres personnes de mérite et de réputation. — Die Stelle aus Bechers Närriſcher Weisheit und weiſer Narrheit (1683, neu aufgelegt 1706) ſteht in Murrs Journ. VII, 150, Anm. Ueber Bechers alchymiſtiſche Speculation, vermuthlich dieſelbe, welcher Leibnitz entgegentrat, ſiehe deſſen Brief an Huygens, aus Hannover, 8. Sept. 1679. in Chr. Hugenii Exercit. Mathem. ed. Uylenbrock. p. 11. Vgl. auch die Stelle in Leibn. Opp. VI. 333.

(Aus demſelben Briefe L.'s an den Herzog excerpirte ich noch folgende intereſſante Stelle, wo von dem Schickſal des unglücklichen Lord Strafford die Rede war: Cependant on passeroit mal son temps en Angleterre, si l'on vouloit revoquer en doute le jugement de tout un peuple, et ces sortes d'entêtement publique montrent assez, que les hommes de notre temps ne sont plus éclairés, que ceux des siècles passés. L'emportement des Hollandois contre les frères de Wit étoit de la même nature, et je m'étonne souvent, que des personnes, qui d'ailleurs sont de très bons nés, peuvent donner dans ces erreurs populaires. Quand j'étois à Paris, tout le peuple de cette grande ville, même de bons bourgeois et de femmes assez spirituelles, étoient persuadés, que Madame la Duchesse de Toscane faisoit enlever les enfans sur les rues, pour les faire tuer et pour se baigner dans leur sang tout chaud, afin de guérir d'une certaine maladie, qu'on lui supposoit. Et quand je me moquois de ce conte, je croyois que ces bons gens m'étoient fâchés.)

## S. 202.

Das Schreiben an einen Staatsmann am kaiſerlichen Hofe ſ. Opp. V, 214—216.

S. 268.

Unrecht iſt von mir angegeben, daß Leibnitz ſelbſt die Protogäa dem Urtheil der Sorbonne unterworfen. Zwar drückt ſich der Ungenannte in ſeinen Anmerkungen zu Fontenelle und Eckhart ziemlich unbeſtimmt ſo aus: „Dieſes curioſe Werk hat auch die Approbation des Collegii Sorbonici in Paris erhalten, nachdem es ihnen zur Cenſur geſchickt worden"; aber Eckhart ſelbſt legt ſich dies ganz beſtimmt, in ſeinem Briefe an Seb. Kortholt vom 10. Juni 1719 (Kortholt. Coll. IV, 127) bei: „Man hat dieſen Tractat für ketzeriſch erklären wollen; allein die Academie zu Paris hat auf mein Anſuchen und Ueberſendung des Originals ein rechtſchaffenes Responsum gegen die Läſterer gegeben, welches ich communiciren will. Jetzo iſt es unmöglich." Hier iſt freilich ein Widerſpruch: war es die Sorbonne oder die Academie? verſchrieb ſich Eckhart blos? — oder hätte ihm ſeine Eitelkeit wieder einen Streich geſpielt?

Der Brief an Sophie Charlotte vom 5. Juli 1697 ſteht bei Ludovici II, S. 205.

S. 201.

Ueber die hier enthaltene, von mir früher ſchon in Leibnitz D. Schr. II, Beil. 57 mitgetheilte Stelle von Leibnitz äußert K. A. Menzel in ſ. deutſchen Geſchichte IX, S. 266, Anmerk.: „Der in dieſem Briefe unverholen geäußerte Wunſch, der Biſchof möge dahin wirken, daß auch andern hohen Perſonen, außer dem Herzoge, der ihm die Gnade anthue, oftmals ſeine Gedanken über allerlei Materien zu hören, ſein gutes Gemüth für dieſe Angelegenheit bekannt werde, verräth freilich den Hofphiloſophen." Aber Leibnitz äußert ja keinesweges dieſen Wunſch: im Gegentheil, er entſchuldigt ſich gleichſam bei ſeinem Correſpondenten darüber, daß er ſich über ſeine Gedanken bei dem Herzog, ſeinem Herrn, ausgeſprochen; er möchte es ihm nicht als Ruhmſucht auslegen; er thue dies, denn dies ſei bisweilen nothwendig, damit er Gelegenheit erhalte, ſeine guten Abſichten ins Leben zu ſetzen.

S. 220.

Die Stelle, wo Leibnitz über Otto Grote ſpricht, ſteht Opp. VI, 334.

In der Schrift de jure suprematus cap. VI, Opp. IV, 3, p. 348 iſt es, wo Leibnitz die Königin Chriſtine gegen die Beſchuldigung

eines Mordes an Monaldeschi, den sie in Fontainebleau hinrichten ließ, vertheidigt. Dies wurde von Mehreren Leibnitzen schwer angerechnet, besonders von d'Alembert, welcher, Mélanges de littérature II, 275 schreibt: Je suis fâché pour la mémoire de Leibnitz et pour l'humanité, de trouver le nom de ce grand homme parmi les défenseurs d'un assassinat. Aber daß es ein „assassinat" gewesen, stellen wir, aus dem historisch-rechtlichen Gesichtspunkte, mit Leibnitz in Abrede, vgl. Grauert, Christina, Königin von Schweden, und ihr Hof. Bonn 1842, II, p. 121—142, wo auf Leibnitz Rücksicht genommen ist.

## S. 221.

Das Bekenntniß über den Abschluß seiner philosophischen Ueberzeugungen lesen wir in Leibnitz's Brief an Thomas Burnet vom $\frac{1}{11}$ Mai 1697, Opp. VI, 253: J'approuve fort ce que vous dites, Monsieur, de la méthode de Mr. Locke, de penser et de repenser aux choses qu'il traite. C'est aussi fort ma méthode; et je n'ai pris parti enfin sur des matières importantes, qu'aprés y avoir pensé et repensé plus de dix fois, et après avoir encore examiné les raisons des autres. C'est ce qui fait, que je suis extrêmement préparé sur les matières qui ne dépendent que de la méditation. La plupart de mes sentiments ont été enfin arrêtés aprés une délibération de 20 ans: car j'ai commencé bien jeune à méditer; et je n'avais pas encore 15 ans, que je me promenais des journées entières dans un bois pour prendre parti entre Aristote et Démocrite. Cependant j'ai changé et rechangé sur de nouvelles lumières; et ce n'est que dépuis environ 12 ans que je me trouve satisfait etc. (Man muß diesen Thomas Burnet, einen schottischen Edelmann, an welchen Leibnitz die vielen gehaltreichen Briefe geschrieben hat, nicht mit dessen Verwandten gleichen Namens, dem Verfasser der Theoria sacra telluris verwechseln, wie Dutens im Index rerum zum 6. Bande der Opp. Leibn. p. 249 gethan. Beide Thomas Burnet waren mit dem berühmten Geschichtschreiber Gilbert Burnet, mit dem L. ebenfalls in Briefwechsel stand, verwandt. (Daher Leibnitz an unsern Thomas B. l. l. pag. 228 schreiben konnte: Vous avec les deux Burnet faites honneur à l'Ecosse.) Es gab außerdem noch zwei Thomas Burnet, vgl. die Biogr. univers. s. v. Burnet.

## S. 226.

Die Einſchaltungen aus dem Naturrecht in der Schrift für den Pfalzgrafen von Neuburg (daſ. propos. 37—46). — Da Erdmann in Leibnitzens Aufſatze de vita beata [illegible]n amor intellectualis des Spinoza zu finden glaubte, weil die [illegible]nition der Liebe, welche man aus der Vorrede zum Corpus ju[illegible]s diplomaticus kennt, darin nicht vorkommt, ſo habe ich auf jene Lemmata der 1669 verfaßten Staatsſchrift verwieſen, wo jene Definition ſchon mit klaren Worten vorkommt (ſ. meine Abhandlung Quaestiones criticae etc. pag. 15—17).

## S. 238.

Ehe Leibnitz Carteſianer wurde, war er in der Philoſophie Scholaſtiker, und zwar Nominaliſt, wie ſeine Diſſertation de principio individui zeigt. Da ich in meiner Einleitung zu dieſer Jugendſchrift Leibnitzens darauf, daß der ſcholaſtiſche junge Philoſoph Nominaliſt geweſen, ein Gewicht gelegt, ſo bemerkt Erdmann praef. p. X. im Allgemeinen, daß dies ohne irgend eine individuelle Bedeutung für Leibnitz war: „scilicet *omnes*, qui hoc tempore *scholasticae* philosophiae adhaerebant, Nominalium sectatores fuisse constat.“ Aber wenn dem ſo wäre, wie hätte Leibnitz in der Vorrede zu Marius Nizolius's Anti-Barbarus §. XXVIII. (Opp. IV. 1. 59 ed. Erdmann. p. 68) ausführlich von der Schule der Nominaliſten im Mittelalter geſprochen haben können, mit dem Bedauern, daß ſie bei den heutigen Scholaſtikern erloſchen ſei? Die Worte heißen: „Quam vero longe sint acumine *inferiores* superioribus superioris et *hujus seculi scholastici*, documento esse potest secta *Nominalium*, omnium inter scholasticos profundissima, et hodiernae *reformatae* philosophandi rationi congruentissima; quae cum *olim* maxime floreret, nunc, apud *scholasticos* quidem extincta est. Unde conjicias decrementa potius quam augmenta acuminis...“ Dies ſteht mit der Behauptung des Herrn E. in direktem Widerſpruch.

Wenn Leibnitz im Jahre 1669 ſchon an J. Thomaſius ſchrieb (ed. Erdm. p. 49): Me fateor nihil minus quam Cartesianum esse... In Cartesio ejus methodi tantum propositum amo..., ſo war er doch noch weit mehr Carteſianer, als er geſtehen wollte, in ſofern er damals noch das Weſen des Körpers *in die* Ausdehnung ſetzte, und ferner in dem ontologiſchen

Beweise vom Daſein Gottes u. ſ. w., vergl. den Aufſatz de vita beata.

## S. 245.

Ueber die materia prima und secunda vergl. Leibnitz's Briefe an Desbosses und an Johann Bernoulli.

## S. 248.

Es iſt viel darüber geſtritten, ob Leibnitz den Begriff der Monaden aus der Analyſe der Phänomene empiriſch geſchöpft, oder a priori aus dem Begriffe der Subſtanz abgeleitet? Nach meiner Einſicht hat das erſtere meiſtentheils in Leibnitzes eignen Darſtellungen ſtatt, wenn er, um auf die Monaden zu kommen, den Begriff des Zuſammengeſetzten in der Natur vorausſetzt. A priori aber folgt die Vielheit der Monaden: 1) materiell aus dem Begriffe der Creatur, als einer beſchränkten Subſtanz, 2) formell aus dem Princip des hinreichenden Grundes: es iſt kein Grund vorhanden, daß Gott nur eine und nicht viele, nicht unendliche Subſtanzen ſchaffen ſollte? Der Begriff der Creatur geht aber auf den Begriff der Freiheit in Gott, zugleich auf deſſen Intellectus zurück, als die Region der Ideen, verbunden mit der abſoluten Macht. Die Idee der Freiheit wäre ſo die höchſte und urſprünglichſte in Leibnitz's Syſtem.

Ich habe mich bei mehreren Sätzen, welche nur Folgerungen des Princips des zureichenden Grundes ſind, z. B. dem berühmten Satze der Nichtzuunterſcheidenden, nicht beſonders aufgehalten.

## S. 256.

Ueber das vinculum substantiale habe ich in meiner Inaugural-Diſſertation, Leibnitii doctrina de unione animae et corporis, Berol. 1837, gehandelt. Die von mir entwickelte Anſicht iſt nachher von mehreren Seiten als richtig anerkannt worden.

## S. 264.

Das Prinzip der Continuität, womit Leibnitz in der Pſychologie ſo viel ausrichtet, führte ihn auch in der Anſicht der lebenden Natur zu überraſchenden Blicken. Nirgends hat ſich L. ſo deutlich darüber ausgeſprochen, als in dem Briefe an einen Ungenannten, vom 16. October 1707, wovon ein Fragment den berüchtigten Prozeß

zwiſchen Maupertuis und König 1752 veranlaßt hat. Er ſteht mit mehreren anderen in Königs Appel au Public du jugement de l'académie royale de Berlin etc. Hier heißt es im Verfolge S. 45.: Je pense donc avoir de bonnes raisons pour croire, que toutes les différentes classes des Etres, dont l'assemblage forme l'Univers, ne sont dans les idées de Dieu, qui connait distinctement leurs gradations essentielles, que comme autant d'Ordonnées d'une même Courbe, dont l'union ne souffre pas, qu' on en place d'autres entre deux, à cause que cela marqueroit du désordre et de l'imperfection. Les hommes tiennent donc aux animaux, ceux-ci aux plantes, et celles-ci dérechef aux fossiles, qui se lieront à leur tour aux corps, que les sens et l'imagination nous représentent comme parfaitement morts et informes. Or puisque la loi de la Continuité exige, que, *quand les déterminations essentielles d'un Etre se rapprochent de celles d'un autre, qu' aussi en conséquence toutes les propriétés du premier doivent s'approcher graduellement de celles du dernier*, il est necessaire, que tous les ordres des Etres naturels ne forment qu' une seule chaîne, dans laquelle les différentes classes, comme autant d'anneaux, tiennent si étroitement les unes aux autres, qu'il est impossible aux sens et à l'imagination, de fixer précisement le point, où quelqu'une commence, ou finit: toutes les espèces, qui bordent ou qui occupent, pour ainsi dire, les régions d'inflexion et de rebroussement devant être equivoques et douées de charactères, qui peuvent se rapporter aux espèces voisines également. Ainsi l'existence de Zoophytes, par exemple, ou, comme Buddeus les nomme, de *Plant-Animaux*, n'a rien de monstrueux, mais il est même convenable à l'ordre de la Nature, qu'il y en ait. Et telle est la force du principe de continuité chez moi, que non seulement je ne serois point étonné d'apprendre, qu'on eût trouvé des Etres, qui par rapport à plusieurs propriétés, par exemple celles de se nourrir, ou de se multiplier, puissent passer pour des végetaux à aussi bon droit que pour des animaux, et qui renversassent les régles communes, bâties sur la supposition d'une separation parfaite et absolue les différens ordres des Etres simultanés, qui remplissent l'univers: j'en serais si peu étonné, dis-je, que même je suis convaincu, qu'il doit y avoir de tels, *que l'Histoire* naturelle parviendra peut-être à les connaitre

qu'il doit y avoir de tels, que l'histoire naturelle parviendra peut-être à les connaître un jour, quand elle aura étudié davantage cette infinité d'Etres vivans, que leur petitesse dérobe aux observations communes et qui se trouvent cachés dans les entrailles de la terre et dans l'abîme des eaux. Nous n'observons que depuis hier, comment serons-nous fondés à nier à la raison ce que nous n'avons pas encore eu occasion de voir? Le principe de continuité est donc hors de doute chez moi, et pourroit servir à établir plusieurs vérités importantes dans la véritable philosophie, laquelle, s'élevant au-dessus des sens et de l'imagination, cherche l'origine des phénomènes dans les regions intellectuelles. Je me flatte d'en avoir quelques idées; mais ce siècle n'est point fait pour les recevoir...

Das iſt derſelbe Brief, welchen die Berliner Akademie, unter der Inſpiration von Maupertuis, für untergeſchoben erklärte, und den Profeſſor König als Betrüger aus der Liſte der Akademiker ausſtrich! — Vielleicht giebt es wenig Stücke von Leibnitz, deren Echtheit dem Kenner ſo bewährt ſind, als dieſer Brief (welchen Dutens und Erdmann überſehen haben). Auch erkannte Voltaire (in ſeinem Briefe an König) die Echtheit ſogleich, wenn auch nur aus Motiven, die er vom Styl herholte. Darin hatte nur die Akademie Recht, daß der Brief nicht an Herrmann gerichtet ſein konnte. Vgl. Leibn. opp. III, 531.

S. 274.

Außer dem kurzen Aufſatze über Leben und Lehre des Carteſius hat Leibnitz auch zu der bekannten Biographie des Carteſius von Baillet, und zwar von Rom aus, Beiträge geſchickt (Vie de Descartes par Baillet, préface p. XXVI.). „Il (M. l'abbé Nicaise) a pris la peine d'écrire à Rome, d'où M. Anzout, qui a vû M. Descartes à Paris, et M. *Leibnitz*, qui a eu communication des originaux chez M. Clerselier, ont envoyé ce que la mémoire a pu leur suggérer sur ce sujet". Siehe den zweiten Theil dieſer Biographie S. 80 ff. Herr Couſin hat in ſeinen Fragmens philosophiques II. (Paris 1838). Briefe von Leibnitz an Nicaiſe bekannt gemacht, welche eine Kritik der Lehre des Carteſius enthalten. Aehnlichen Inhalts iſt der Brief Leibnitzens No. 2. in Königs Appel au public, welcher, nach dem Herausgeber, an Foucher gerichtet zu ſein ſcheint.

## Anmerkungen

### S. 276.

Ueber Leibnitz's Briefe an Anton Arnaud bleibt mir, nach den Nachrichten und Bemerkungen darüber von Erdmann, praef. p. XV—XVII, noch einiges zu ſagen übrig. Es betrifft die Briefe, welche Leibnitz im Jahre 1686 und 1687 an Arnaud durch Vermittelung des Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels richtete, welche der Herausgeber der Werke Arnauds in den Originalien hatte, die er aber, bis auf einige Fragmente, deshalb nicht mitgetheilt zu haben geſteht, weil er Arnauds Antworten nicht ebenfalls hatte, ohne welche ihm Leibnitzens Briefe gefährlich ſchienen. Niemand wußte ſpäterhin, wo dieſe Briefe geblieben wären, und man weiß es auch heute nicht. Nur dies wußte man, aus einer Notiz Feders, Specimina selecta etc. p. 277, daß „die kgl. Bibliothek zu Hannover die ungedruckten Briefe Leibnitzens und Arnauds bewahre; daß aber Abſchriften davon während der franzöſiſchen Occupation von dem damaligen General, nachher Marſchall Mortier, für einen Gelehrten in Paris gefordert wurden". Feder fügt hinzu, er enthalte ſich, dieſe Briefe mit aufzunehmen, „ne voulant pas concourir avec le dessein qu'on pourroit avoir en France, de les faire imprimer." An der Wahrheit dieſer Ausſagen konnte nie gezweifelt werden; es verſteht ſich, daß die Briefe Leibnitzens an Arnaud nicht diejenigen waren, welche der franzöſiſche Herausgeber von Arnauds Werken (1776) in Händen hatte, ſondern die Entwürfe dazu (les minutes) von Leibnitzens Hand. Herr Erdmann, welcher von dieſer Correſpondenz nichts weiter giebt, als den längſt bekannten Brief Leibnitzens aus Venedig, vom 23. März 1690, fühlte die Nothwendigkeit, ſich deshalb zu rechfertigen. Er thut dies durch die Verſicherung, — die viel erſehnten Briefe ſeien in der Königl. Bibliothek von Hannover nicht mehr vorhanden. Es exiſtire zwar ein Fascikel mit dem Namen Arnaud, der aber nur mehrere Briefe von Arnaud, von Leibnitz aber keinen enthalte. Auch hätte Feder bei dieſem Fascikel angemerkt, es wären ehedem zwei Briefe von Leibnitz an Arnaud da geweſen, ein lateiniſcher und ein franzöſiſcher; beide haben aber nur Höflichkeiten enthalten (nihil nisi verba officiosa continentes); beide aber wären zur Zeit, als Arnauds Briefe auf des Marſchalls Mortier Befehl, abgeſchrieben wurden, zugleich mit jenen Autographis (?) übergeben worden. Da nun die Königl. Bibliothek keine Abſchrift dieſer Briefe zurückbehalten habe, und er *(Herr E.)* nicht errathen könne, wo ſie hingekommen, ſo habe er

weiter nicht nachforſchen können. — Was mich betrifft, ſo kann ich dieſen Angaben des gelehrten Herausgebers, wegen der darin enthaltenen Widerſprüche, keine Autorität zuerkennen, ſondern ich ſehe mich noch immer zu der Hoffnung berechtigt, daß die Concepte ſämmtlicher Briefe noch unter Leibnitz's Papieren in Hannover gefunden werden. Ich habe folgende Gründe: 1) die gedruckte Notiz Feders über dieſe Briefe redet in den unzweideutigſten Ausdrücken von dem ganzen Briefwechſel, und zwar, man merke wohl, von den Originalen (Arnauds und den Original-Concepten Leibnitz's), welche die Bibliothek behalten habe, da der Gelehrte in Paris nur Abſchriften davon erhalten. Dieſe Notiz hat für die Kritik ſchon aus äußern Gründen weit mehr Gewicht, als die Angabe Erdmanns von Feders angeblicher Anmerkung über nur zwei, indifferente Briefe Leibnitzens an Arnaud, wodurch Feder ſich ſelbſt ſchnurſtracks widerſprochen hätte. In letzterer Angabe iſt auch noch der Widerſpruch, daß hiernach die Autographa nach Paris geſchickt worden wären, während Feder in der gedruckten Notiz vielmehr ſagt, daß man die Abſchriften gefordert (les lettres . . . ont été demandées en *copie*). Dazu kommen innere Gründe. Nemlich jener franzöſiſche Gelehrte, welcher die Abſchriften ſich kommen ließ, war kein anderer, als der damalige Superior des Seminars von St. Sulpice in Paris, Emery, Herausgeber eines Esprit de Leibnitz, und Emery hat einige überſetzte Auszüge der Briefe Leibnitzens an Arnaud aus Mainz, in lateiniſcher Sprache, in der Exposition de la Doctrine de Leibnitz (Systema Theologicum) 1819 mitgetheilt. Daß er dieſe Briefe aber von Feder erhalten (daß es nicht etwa die Originalien Leibnitzens geweſen, welcher der Herausgeber Arnauds 1776 unterdrückt) habe ich aus dem ungedruckten Briefwechſel Emerys mit Feder, der ſich in der Bibliothek von St. Sulpice in Paris befindet (und wovon ich einiges in Leibnitz's deutſchen Schriften II, Beilagen S. 80—82 mitgetheilt) erſehen. Dieſe Briefe aber ſind rein philoſophiſch und handeln von dem Beweiſe der Möglichkeit der Transſubſtantiation (vgl. mein Kurmainz II, S. 62—63, wo ich Auszüge davon gebe). Es wird dadurch bewieſen, daß die Königl. Bibliothek von Hannover die wahren und vollſtändigen, philoſophiſchen Briefe (Concepte) Leibnitzens an Arnaud beſaß, und daß die uns von Erdmann gegebene, mit den Thatſachen in Widerſpruch ſtehende Angabe, auf irgend *einem, künftig zu löſenden* Mißverſtändniſſe beruhen müſſe.

Tiefſte der Mechanik ein. (So ſchrieb er ſelbſt an J. Bernouilli, 15. April 1697: Animadversiones quasdam extemporaneas in partem generaliorem principiorum Cartesii ad Dominum Basnagium miseram, tum ut legeret Hugenius, tum ut Cartesianis quibusdam, quibus communicandae erunt, viderent, me *non sine ratione* ab ipso dissentire.) Näher mich auf die Sache einzulaſſen, ſo lange die Schrift ſelbſt nicht vorliegt, wäre unzeitig. Was die Zeit der Abfaſſung betrifft, ſo muß man ſie ungefähr ins Jahr 1687 ſetzen, da Leibnitz an Huet 1692 ſchrieb, dieſe animadversiones wären: ante annos nonnullos in chartam conjectae. Ende 1687 aber begab ſich Leibnitz auf ſeine italieniſche Reiſe, von welcher er erſt im Sommer 1690 zurückkam.

## S. 282.

Was die Zeit der Abfaſſung der Nouveaux essays sur l'entendement humain anlangt, ſo hat Herr Erdmann (praef. p. XXII.) aus einigen Briefen von Leibnitz an Remond de Montmort und die Lady Masham, richtig geſchloſſen, daß dieſes Werk im Jahre 1704 fertig wurde. Der größte Theil davon war aber im Jahre 1703 in Herrenhauſen und noch früher geſchrieben, wie man aus den Briefen Leibnitzens an zwei Franzoſen erſieht, welche Raspe in der Vorrede mittheilt, wo Leibnitz ſchreibt: (Première lettre de Mr. Leibnitz, qui parait avoir été destinée pour M. Hugoni. Raspe préf. XII.). „J'ai fait ces remarques aux heures perdues, quand j'étois en voyage ou à Herrenhausen, où je ne pouvois vaquer à des recherches, qui demandent plus de bésoin... vous serez étonné, Monsieur, que je dis, d'y avoir travaillé comme à un ouvrage qui ne demande guère de soin. Mais c'est parce que j'ai tout reglé il y a long-temps sur ces matières philosophiques générales d'une manière, que je crois démonstrative, ou peu s'en faut, de sorte que je n'ai presque point bésoin de nouvelles méditations là-dessus.“ — Im andern Briefe, nach Raspe, an Barbeyrac, ſchreibt Leibnitz: „Ayant écrites ces remarques fort à la hâte, *currente calamo*, et le plus souvent en voyage, ou quand j'étois l'*année passée* avec la cour d'Hannovre à une maison de plaisance, où des occupations de plus de recherche m'étoient défendues, y employant le temps, qui me restoit libre, cette manière d'y travailler à reprises et à bâton rompu a fait, que *il et* aura bésoin d'y retoucher en plusieurs endroits.“

Dieſe Briefe ſind ohne Datum, aber daß ſie 1704 geſchrieben wurden, geht daraus hervor, daß Leibnitz in der That 1703 im Sommer und Herbſt in Herrenhauſen lebte [ſ. den Brief an Baron von Döbam, 7. Decbr. 1703, in Feders Sophie S. 203. j'ai été avec lui (dem Kurfürſten von Hannover) une bonne partie de l'été et de l'automne à Herrenhausen et à Linsbourg]. Ich finde endlich noch eine Stelle im Werke ſelbſt, welche zeigt, daß der größte Theil im April 1704 geſchrieben war; ſie ſteht in Erdmanns Ausgabe S. 385, wo Leibnitz ſeiner Controverſen mit Boſſuet über das alte Teſtament gedenkt — avec Mr. l'Evêque de Meaux, qu'on vient de perdre suivant les nouvelles, qui en sont venues *depuis quelques jours*. Boſſuet ſtarb den 12. April 1704; dieſe Stelle, welche im 15. Kapitel des 4. Buches ſteht, iſt alſo in der zweiten Hälfte des April 1704 geſchrieben. — Eine Stelle, gleich zu Anfang dieſes Werks, im Munde des Théophile, wo Leibnitz dieſen ſagen läßt: Vous savez, que j'étais allé un peu trop loin autrefois, et que je commençois à pencher du côté des Spinosistes, haben Raspe, Erdmann und Andre ſo mißverſtanden, daß ſie dies für ein perſönliches Bekenntniß des Philoſophen ſelbſt nahmen, da in Wahrheit Leibnitz dieſe Worte dem Théophile nur in den Mund legt, um ſeine eigene Philoſophie als das einzige Rettungsmittel gegen den Spinozismus zu rühmen. Es müßte aus andern, directen Zeugniſſen dargethan werden, daß Leibnitz jemals die Lehre Spinoza's von Gott angenommen; ich glaube aber in meinen Quaestiones criticae ad opera philos. Leibnitii das Gegentheil hinreichend bewieſen zu haben. — L. Dutens hat bei der Sammlung von Leibnitz's Werken die Sammlung Raspe's keineswegs überſehen (ſo wenig als das Commercium epistolicum Leibnitii et Bernouillii), wie Jemand ihm zum Vorwurf macht: er erklärt ausdrücklich in der Vorrede zu Opp. Leibn. I. p. XVII, er betrachte beide Sammlungen als Supplemente der ſeinigen, welche zuſammen eine Bibliothecam Leibnitianam bilden ſollten.

S. 296.

Ich ſetze die formelle Erklärung Newtons über den Sinn ſeines Scholion aus ſeinem Briefe an den Abbé Conti vom Mai 1716 (Leibn. opp. III, 479) her: „Il (M. Leibniz) prétend, que dans mon livre des Principes p. 253 et 254. je lui ai passé, qu'il tenait indépendamment *de moi l'invention* du Calcul différentiel; et

que de m'en attribuer présentement l'invention à moi-même, c'est revoquer la concession que je lui ai faite. Mais dans le paragraphe qu'il cite, je ne trouve pas un seul mot, qui le favorise. Tout au contraire, j'y représente, que j'avais donné avis de ma méthode à Mr. Leibniz, avant qu'il m'eût donné avis de la sienne; et je le mets dans l'obligation de prouver, qu'il eût trouvé la méthode avant la date de ma lettre, c'est-à-dire, huit mois pour le moins avant la date de la sienne. De plus, en renvoyant, comme je fais, aux lettres, que nous nous étions écrites Mr. Leibniz et moi, dix ans auparavant, j'ai laissé aux lecteurs à consulter ces lettres, qui peuvent servir à expliquer le paragraphe en question. Car ils pouvoient voir par ces lettres, que cinq ans avant qu'elles fussent écrites, c'est-à-dire en 1671, j'avais composé un Traité de cette méthode et de la méthode des Suites, jointes ensemble. Ainsi ce paragraphe qu'il cite de mon livre, donne suffisamment à entendre, en peu de mots, ce qu'on doit penser sur ce sujet; le but du livre n'étant pas de discuter cette matière." Die Briefe Fatio's an Huygens ſetzen die Aufrichtigkeit Newton's hier außer allen Zweifel, wenn Jemandem der plane Text nicht hinreichend erſcheint.

## S. 298.

Herr Biot (Biogr. Un. XXIII, 635), welcher nicht wußte oder bedachte, daß Leibnitz vom Ende 1687—1690 auf ſeiner großen italieniſchen Reiſe ſich befand, während die principia mathematica Newtons herauskamen und in den Acta eruditorum angezeigt wurden, giebt mit Unrecht Leibnitzen eine blinde Verachtung jenes Werkes Schuld; ſelbſt wenn er auch des Werkes in Italien theilhaft geworden wäre, hätte er nicht die Zeit gehabt, es zu ſtudiren. — Herr Biot citirt in Betreff der von Leibnitz in dem Tentamen de motuum celestium causis begangenen Irrthümer ein Manuſcript von Lagrange, und fügt hinzu, daß zu Leibnitzens Glück dies ſeinem Gegner entgangen war. Aber dem war nicht ſo, Newton hebt es wenigſtens in ſeinem Briefe vom Mai 1716 (Leibn. opp. III, 482) in Bezug auf das Tentamen hervor, als Beweis, daß Leibnitz den höheren Theil der Differentialrechnung nicht einmal verſtanden hätte.

S. 309.

„Der zweite Theil der Opera mathematica von Wallis, welcher 1656 herauskam, trug die Fluxionsrechnung als eine Erfindung Newtons vor; in einer anonymen Recension dieses Buches in den Acta eruditorum von 1696, Juni (s. Ludovici II, 64. 259) begnügte sich Leibnitz, wie auch anderswo, auf Newtons Scholium, als eine Anerkennung der Miterfindung, zu berufen. Es war von seiner Seite überall dasselbe argumentum ad hominem; es ist aber schwer zu glauben, daß Leibnitz die Absicht Newtons nicht bald durchschaut haben sollte. In keinem Falle half ihm diese anonyme Reclamation seiner Rechte später etwas, da er nicht öffentlich unter seinem Namen gegen die Insinuation des Wallis protestirt hatte, so legte ihm Newton vom 26. Febr. 1716 (Leibn. opp. III, 454) sein Schweigen für ein Zugeständniß aus.

S. 311.

Daß Leibnitz der Verfasser der Recension des Newtonschen Werkes in den Acta erud. Jan. 1705 sei, lehrt Ludovici II, S. 66.

S. 314.

Newton suchte die Societät in ihrem Verfahren dadurch zu rechtfertigen, daß Leibnitz, statt Keil zu widerlegen, beständig nur auf dessen Verurtheilung drang (III, 357). Ce fut ce procédé de M. Leibniz, qui obligea la société à faire assembler un comité de ses membres, pour examiner tous les vieux écrits, qui pouvaient avoir rélation à cette affaire, et pour en faire un rapport. Si l'on a fait cette démande à son insû, ça été sa propre faute. Quels égards méritait un homme, qui vouloit l'emporter cette hauteur sur la société et qui déclarait, qu'on ne pouvait pas sans injustice s'attendre, qu'il défendit sa candeur, et qu'il plaidât sa cause devant elle...? Dagegen schrieb Leibnitz vorher (ib. 489) an Chambrayne: „je ne sais par quelle chicane et quelle supercherie quelques-uns firent en sorte, qu'on prit la chose, comme si je plaidais devant la société et me soumettais à sa jurisdiction, à quoi je n'avais jamais pensé...“ Leibnitz hatte Unrecht, die Verurtheilung Keils ohne Untersuchung zu verlangen; die Societät und Newton insbesondere hatten Unrecht, sich zu Richtern über Leibnitz, ohne seine Einwilligung, aufzuwerfen.

S. 316.

Der Brief Bernouilli's, mit Vorwort und Schluß von Leibniz, welcher bisher in dieser Form mit Unrecht (auch von Biot) Bernouilli beigelegt wurde, steht, unter andern, unter den Beilagen der deutschen Uebersetzung der Theodicee, Hannover 1735. S. 920 bis 974 mit der Ueberschrift: „Eine Schrift, in welcher klar gezeiget wird, daß nicht Herr Newton, sondern der Herr von Leibnitz Erfinder des Calculi differentialis sei". Man erkennt Leibnitzens Feder ganz deutlich, und sein Briefwechsel mit Joh. Bernouilli bringt die Sache zur Evidenz. Man findet hier erstlich II, p. 305—311. No. CCVI, den Brief, aus welchem Leibnitz das betreffende Fragment genommen; es fängt an: Videtur Newtonus etc. ib. 309. und geht bis nobis fuisset familiaris; mit einigen Aenderungen und Auslassungen von Leibnitz. Bernouilli schließt mit den Worten: Sed cogor abrumpere hoc vice; rogo vero, et quae hic scribo, iis recte utaris, neque me committas cum Newtono ejusque popularibus; nollem enim immisceri hisce litibus. Leibnitz antwortete ihm unter anderm aus Wien d. 28. Juni 1713: Satis apparet, Newtonum id egisse suis blanditiis, ut benevolentiam Tuam captaret; conscium sibi, quam non recte stent talo, quae molitus est. Ego tametsi nolim, ut in mei gratiam Tibi negotium facessas, expecto tamen ab aequitate Tua, ut profitearis apud amicos quam primum, et publice data occasione, calculum Newtoni nostro posteriorem Tibi videri. Endlich, den 19. Aug. 1713 (ib. p. 371) schrieb Leibnitz, mit Bezug auf die Partheilichkeit der Engländer gegen ihn: Sed ego exigua, credo, scheda efficiam, ut poeniteat eos nugarum. Utar *inter alia argumenta Tuis*, sed *a Te nominando abstinebo*. Bernouilli hatte nichts dagegen, nur daß die Engländer ihn nicht errieth en (p. 323). Da Newton aber von dem „prétendu mathématicien" verächtlich schrieb, konnte Leibnitz nicht umhin, zu seiner und Bernouillis Ehre ihn zu nennen. — Wenn man die Stellung Newtons und Leibnitz's, im Leben wie nach dem Tode, mit einander vergleicht, wie glücklich erscheint da in so vieler Beziehung der erste gegen den andern! Newton steht als verehrter, ja angebeteter Mittelpunkt einer angesehenen Schule da, und während diese eifrig, ja leidenschaftlich um seinen Ruhm und seine Ehre, bald vertheidigend, bald im Angriffe kämpft, bewahrt er bis zuletzt die stolze Haltung eines Gottes über den Wolken, dessen *Wink die Seinigen* in Bewegung setzt. Leibnitz dagen ist beständig

auf sich allein angewiesen: wenn er nicht seine Rechte zu wahren sucht, wer thut es? — Man kann von dem gemeinen Standpunkt nur es tadeln, daß Leibniz, welcher es verschmähte, sich offen gegen Gelehrte, die er in jeder Rücksicht tief unter sich sah, zu vertheidigen, zu anonymen Recensionen und Flugschriften seine Zuflucht nahm: aber wer steht, von dem höheren Standpunkte der Ehre und Sittlichkeit betrachtet, niedriger vor der Nachwelt, Leibniz, welcher sich mit einem Fragment von Bernouillis Briefe anonym und in dritter Person vertheidigen muß, oder — Bernouilli, welcher Leibnitzen nicht allein seinen Ruhm in der Wissenschaft, sondern auch wiederholte Empfehlungen zur Anstellung verdankte, und der nicht Muth, nicht Dankbarkeit genug fühlte, öffentlich als Vertheidiger seines Meisters und Freundes hervorzutreten? !

## S. 318.

Auf Befehl des Königs Georg I., mußte Newton Leibnitzen eine Herausforderung, sich zu erklären, schicken; so erzählt es Leibniz III, 467. Mais enfin on a trouvé le moyen de me faire parler, en donnant connaissance de l'affaire au roi et en m'envoyant en même temps un Cartel de M. Newton. — Ueber sein Vorhaben, ein Commercium epistolicum dem der Londoner Sozietät entgegen zu setzen, schrieb Leibniz an den P. Tournemine den 28. Oct. 1714 (III, 441): Ce que je pourrai donner au public à cette occasion, servira à éclaircir les progrès de la science et comment jai avancé peu à peu. Leibniz (berichtet von Murr) schrieb auch dem englischen Commercium epistolicum viele Anmerkungen zur Seite, und dieses Exemplar ist noch unter seinen Handschriften in Hannover. —

## S. 320.

Erdmann hat die werthvollen Proben des Plans zur allgemeinen Characteristik aus Leibnitzens Papieren seiner Ausgabe einverleibt, namentlich von No. XI—No. XX. E. hat aber mehrere Stücke von dieser Gruppe getrennt, die wesentlich dazu gehören, erstlich: No. VII. Dialogus de connexione inter res et verba, 1677 (aus Raspes Sammlung), dann No. XXVI. De vera Methodo Philosophiae et Theologiae, vorzüglich aber die No. LII bis LIV. Historia et commendatio linguae characteristicae. *Préceptes pour avancer les sciences.* Dia-

cours touchant le méthode de la certitude. Ich habe die Chronologie und die nähere Verwandtſchaft aller dieſer Schriftenin meiner Abhandlung: Quaestiones criticae ad Leibnitii operaphilosophica pertinentes, Qu. II, kritiſch näher begründet; da Herr E. praef. XII, offen geſtand, daß aus innern Gründen ſich hierüber nichts ausmachen laſſe, und die Schriftzüge des Philoſophen in deſſen Autographis ihm der einzige Leitfaden geweſen ſeien: was ihn natürlich vor ſtarken Mißgriffen nicht geſchützt hat. Die Verſchiedenheit der Schriftzüge in Leibnitzens Autographis aus ſeinem jüngern und ſpätern Lebensalter ſtelle ich nicht in Abrede, aber wie trüglich dieſes Kriterium ſei, geſteht Herr E., nicht ohne Ironie gegen ſein eigenes Verfahren, ein. Daß die No. LIII und LIV (Préceptes etc. und Discours) Denkſchriften an Ludwig XIV. ſind, entging ihm ganz (woraus auch die unrichtige Chronologie folgt); und er hätte den Discours touchant la méthode de la certitude nicht nach dem Jahre 1701 geſetzt (praef. XXI), wenn er nicht den König Ludwig XIV., an welchen dieſer Discours (wenn auch ohne ihn zu nennen) gerichtet iſt, mit — dem König von Preußen verwechſelt hätte: Aber Leibnitz würde ſich ſelbſt als Schmeichler lächerlich gemacht haben, wenn er jemals vom König Friedrich I. geſchrieben hätte: ce grand monarque, qu'on reconnait aisément à ce peu que je viens d'en dire, étant arbitre de son sort et de *celui de ses voisins*, et ayant déjà executé des choses, qu'on trouvait impossibles où qu'on a de la peine à croire après le coup etc. (edit. Erdm. p. 172).

## S. 330.

Am ausführlichſten über den Entwurf ſeiner Analysis situs iſt Leibnitz in ſeinen Briefen an Huygens vom 8. Septbr. und $\frac{1}{20}$ October 1679 und dem folgenden ohne Datum (Hugenii Exercitationes ed. Uylenbroeck, vorzüglich die Erörterung, als Beilage im 2. Theil S. 6—12). Aus dem Schluſſe (Je n'ai qu'une remarque à ajouter, c'est que je vois, qu'il est possible d'étendre la characteristique jusqu' aux choses, qui ne sont pas sujettes à l'imagination etc.) geht der Zuſammenhang dieſer characteristica situs mit dem calculus philosophicus hervor. — Auszüge aus dieſen Briefen findet man ſchon in Königs Appel au public etc. p. 86—87, welche der damalige Bibliothekar zu Leyden, Gronovius, ihm mitgetheilt. König bezog ſich darauf und auf anderes, als

einen Beleg, daß Leibnitz, wenn an einem Gelehrten „den Puls fühlte," sogleich abbrach, wenn er „nicht begriffen" wurde, wie es ihm hier bei Huygens ging, indem er mit Xenocrates sagte: non habet hujus rei ansas.

## S. 333.

Ueber die Musik und die bildenden Künste spricht sich L. überall in gleicher Weise aus, z. B. in den Principes de la nature et de la Grâce, ed. Erdm. p. 717 (Opp. II, 38)... Von der Weisheit (Leibn. deutsch. Schr. I, 421. Bei Erdmann mit der Aufschrift: Von der Glückseligkeit, No. LXXVIII, mit dem Zusatz (Praef.): Restituimus eam praescriptionem, qua Hanoverae in Bibliotheca regia instructum vidimus, quo hic libellus continetur. Hier könnte Jemand glauben, ich hätte einer Ueberschrift Leibnitzens meine eigne willkührlich substituirt; aber da sie nicht von Leibnitz, sondern von einem Bibliothekar herrührt (Leibnitz ließ bei kleinen Aufsätzen der Art sehr oft die Ueberschrift fort, daher auch H. Erdmann mehrmals sie selbst machen mußte), so habe ich nur von dem Rechte eines kritischen Herausgebers Gebrauch gemacht, für welchen ein Bibliothekar keine Autorität ist. Herr E. zieht es blos vor, dem Bibliothekar zu folgen.)

## S. 334.

Unter den Aphorismen, Opp. VI, 297 beginnt die eine: Quaenam discenda ad usum vitae? Si una lingua esset in mundo, accederet in effectu generi humano tertia pars vitae, quippe quae linguis impenditur etc.

## S. 342.

Der merkwürdige Briefwechsel zwischen Leibnitz und dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, so weit er die Religion betrifft, ist mitgetheilt worden von G. W. Böhmer im Magazin für das Kirchenrecht u. s. w., I, Göttingen 1787, S. 431 ff., II. (1793) S. 191 ff. S. 388. Damit vergleiche man den Briefwechsel des Landgrafen mit Anton Arnaud in den Oeuvres d'Arnaud, IV. — Der Antrag des Erzbischofs von Köln an Leibnitz für die Kanzlerstelle in Hildesheim, geht aus einem ungedruckten Briefe Leibnitzens an den Landgrafen hervor.

S. 359.

Die Stelle aus dem Trifolium Lutheranum theilt Schlegel in der Kirchengeschichte Norddeutschlands III, 319, mit. Leibnitz war über diese Schrift des Landgrafen, welche er unter der Hand vertheilte, empfindlich. Jener versicherte daher Leibnitz vom 22. Febr. (a. St.) 1692, daß er das Blatt nur dem Baron von Blum mitgetheilt. (Feder Specimina, 56.)

S. 361.

Ueber die Wirkung von Spinolas Aufenthalt in Hannover, 1679, schrieb Leibnitz an Frau von Brinon (1691) Opp. V. 557. — Lorsque Monsieur l'Evêque de Tina, Lieutenant de Neustadt en Autriche, était ici par ordre de l'Empereur pour des avis toutes semblables (henotische nemlich), j'envoyai moi-même sa lettre à Mr. l'evêque de Meaux, où il lui donnait part de sa négotiation etc.

S. 362.

Leibnitz hatte Huets Demonstratio evangelica schon bei ihm im Entwurfe zu Paris gesehen. Durch ihn ward der Herzog Johann Friedrich auf dessen Erscheinung sehr begierig gemacht (siehe die ausführlichen Briefe Leibnitzens an Huet über dieses Werk, Opp. V, 457 — 467. Et sane accepti libri potissima aspexit ipse, reliqua mihi majori legenda delegavit (sc. princeps). Sein kritisches Urtheil über dies Werk giebt Leibnitz Opp. VI, 244 an Thomas Burnet. Er tadelt Huets Hypothese, die ganze heidnische Mythologie aus dem alten Testamente abzuleiten; im Uebrigen lobt er es.

S. 365.

Das Schreiben an Hanisius steht in Burckhardi Hist. Bibl. Aug. II, 285.

Den Brief Leibnitzens, worin er sich 1680 um die Stelle des Bibliothekars in Wien, nach Lambeccius Tode, bewarb (Opp. V, 214 aus Fellers Otium Hannoveranum) hat Baumgarten ganz, und überdies Leibnitzens gesammten, deshalb geführten, noch ungedruckten Briefwechsel eine Zeit lang mit vielen andern Manuscripten Leibnitzens besessen (s. Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek V 1, 365). Wir wissen da noch folgendes Excerpt, in Be-

zug auf die Maſchinen im Bergweſen, das in den Opp. Omn. (l.l.) fehlt: Quodsi dicendum, quod res est, dicendum est autem, fatebor tibi, rem totam jam olim prima animi destinatione maximo Caesari a me consecratam esse. Nam si regem catholicum excipias, nemo est in Europa, cujus magis intersit fodinas juvari. Ditissimas enim Caesareas esse intellexi a viris peritissimis, et multos in Hungaria annos versatis. Quodsi omnia naturae artisque auxilia adhibeamus, in quibus nonnulla sane ingentia nunc primum a me afferuntur, ausim ex solis illis fodinis sperare majora exspectatione, et quibus laboranti reipublicae subveniri possit. Sed cum hoc jam olim cogitarem, decrevi tamen prius in loco minus excelso periculum facere. Caesareo enim fastigio eam reverentiam deberi arbitror, ut non nisi certa et demonstrata afferantur. Habes rationem consilii mei de fodinis... Aus dieſen Aeußerungen könnte man ſchlieſſen, daß es Leibnitzen in den erſten Jahren ſeiner Anſtellung in Hannover nicht gefallen, und er ſich ſchon damals nach einem gröſſeren Wirkungskreiſe ſehr geſehnt habe. Baumgarten irrt, wenn er ſagt: „Durch die von Leibnitz verlangte Stelle in consilium aulicum ſei keine Reichshofrathſtelle, ſondern eine außerordentliche Stelle im Miniſterium zu verſtehen.“ Dieſer Gelehrte flicht dieſe und ähnliche Betrachtungen in die ſehr ausführliche Unterſuchung: ob Leibnitz geizig geweſen; ſie geht von S. 375 — 376 und iſt durch einen Angriff der Göttinger Anzeigen auf Baumgartens Ueberſetzung der Biographie Nicerons veranlaßt.

Ueber die Stelle eines auswärtigen Mitglieds der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris ſ. Hugenii exercitationes ed. Uylenbroek p. 18 und pars II, p. 13. Leibnitz bewarb ſich darum, noch ehe die Nachricht von dem Tode des Herzogs Johann Friedrich eingetroffen war. „Ce que vous avez fait, Monsieur, en ma considération du temps passé, m'encourage à ajouter ceci. Le phosphore, dont je vous envoye un échantillon, pourra vous donner occasion de parler de moy chef de moi chez Mons. Colbert, et j'espère que M. l'Abbé Gallois y contribuera“ etc.

## S. 366.

Hätte ich in Leibnitz den Verfaſſer der Personalia des Herzogs Johann Friedrich *früher entdeckt*, ſo würde ich ihm unter ſeinen

deutſchen Schriften vor dem Lebenslauf des Kurfürſten Ernſt Auguſt einen Platz gegeben haben; ſie verdienen es, ſowohl was ihre Sprache, als den Inhalt betrifft. Ich ſtich zurück auf die Nachricht bei Scheid in den Origines Guelphicae I. praef. p. 37. Not. e: „Equidem illustris auctor, qui vitam duris *Johannis Friderici*, quam funebria ejus exhibent, conscripsit (conscripsit autem eam, cum autographum, quod in manibus habemus, probat, *Leibnitius* ipse) in ea adhuc haeresi fuit, ut serenissimam gentem Brunsvico-Luneburgicam a Carolo M. descendisse crediderit etc.“ Daß das Manuſcript von Leibnizens Hand noch gegenwärtig in der Königl. Bibliothek vorhanden iſt, beſtätigte mir Herr Geheime Rath Pertz, als er die Güte hatte, mir die Funeralien des Herzogs Johann Friedrich von Hannover zu überſchicken. — Da Rehtmeier (III. Theil) die Perſonalien des Kurfürſten Ernſt Auguſt ausgeſchrieben (ſ. Leibniz's deutſche Schr. I, S. 309—318), ſo ſah ich nach, ob er nicht bei dem vorhergehenden Kapitel, über Herzog Johann Friedrich daſſelbe gethan: und ſo verhält es ſich in der That und zwar noch vollſtändiger, wie in dem über Ernſt Auguſt. Daß Rehtmeier ein wirkliches Plagiat an Leibniz begieng, geht daraus hervor, daß er bei der Aufzählung des Inhalts des Prachtwerks der Funeralien (p. 1717) alle Stücke namhaft macht — ausgenommen die Personalia, die er abſchrieb! Es ſollte es alſo kein Leſer errathen. Ich wundere mich jetzt noch viel mehr, als früher, daß hannoverſche Schriftſteller dieſem Compilator und reſpective Plagiarius die Ehre erzeigt haben, ihn wie eine Originalquelle ſchlechthin zu citiren. Ohne Zweifel iſt der größte Theil dieſer Chronik aus der Compilation ſolcher Perſonalien entſtanden, deren Verfaſſer zu ermitteln, Sache der hiſtoriſchen Kritik ſein wird. Sollten z. B. dem ſehr reichhaltigen Abſchnitt über Herzog Auguſt nicht Perſonalien von Conrings Hand zu Grunde liegen? Denn ſehr unrecht geben die Handbücher an, Conring habe nie deutſch geſchrieben. Man ſchlage ſeine Werke auf. — Dies dient zu gleicher Zeit, um Scheids Anſprüche und Angaben zu controlliren: als Hiſtoriograph des Hauſes und Gehülfe von Leibniz, hätte er, ſo gut und noch beſſer wie Scheid, wiſſen müſſen, daß er die Perſonalien Johann Friedrichs verfaßt; aber er weiß nichts davon, ſo wenig als dem übrigen der Funeralien.

S. 370.

Hier noch eine Stelle aus dem Gedichte an die Herzogin Sophie:

Maintenant que Louis, trop content de la guerre,
Consentant au repos des peuples de la terre,
Satisfait à sa gloire, en acceptant la paix,
Que les heureux mortels lui devront désormais:
Jean Frédéric ayant balancé les affaires,
Eloigné du pays la guerre et ses misères,
Et d'un conseil exact mis ordre à tout enfin,
Le ciel vient d'enlever cet esprit tout divin —

Diese Stelle kann für die Chronologie der an Ludwig XIV. gerichteten Denkschrift: Préceptes pour avancer les sciences (ed. Erdmann, p. 165—171), welche ich kurz nach dem Frieden von Nimwegen setze, dienen, wo es S. 167 ganz ähnlich heißt: Tout ce que nous devons souhaiter, c'est que le ciel continue de le favoriser et que, sans être embarassé de déhors, il puisse faire jouir l'Europe de cette paix heureuse, par laquelle il a couronné ses exploits merveilleux etc.

Das Epicedium in obitum Johannis Friderici, das Ludovici nicht gesehen haben kann, weil er es (I, §. 308) unter dem ganz allgemeinen Titel: Carmen heroicum in obitum Johannis Friderici citirt, erschien in: Recentiorum Poetarum Germanorum Carmina latina selectiora ex recens. O. T. Roenichii, Helmstad. 1748. I. Heroica, am Anfange p. 3—13. Die in den Funeralien des Herzogs dem Carmen vorgedruckten Schreiben an Leibniz vom Bischof von Münster und vom Abbate Mauro lauten:

1.

Ferdinandus Episcopus et Princeps Paderbornensis et Monasteriensis
V. C. Gothefrido Gulielmo Leibnitio
S. P. D.

Quicunque extincti principis novere animum, tibi gratias habebunt, quod pulcherrimam ipsius imaginem felici carmine expresseris, nec magnum seculi nostri ornamentum posteros latere sis passus. Certe Regiae virtutes id promeruerant, ut tali stylo celebrarentur, cujus dulcedine et vi raptae legentium mentes salubria consilia et decora exempla avidius spectarent, et alacrius imitarentur. Ideo insigni poemati tuo mirum in mo-

dum sum delectatus, nec tam in ipso ingenium artemque probavi, quam egregium grati animi et posthumi cultus monumentum, ex qua etiam parte amicitia tua constantibus istis obsequiis et superstite fide se nobis magis atque magis commendat. Vale et me scias ipsi, uti decet, responsurum. Neuhusii Kalend. Maj. MDCLXXX.

2.

Monsieur.

J'avois espéré l'honneur de vous voir à l'enterrement de feu notre maître, mais une fâcheuse indisposition m'en a privé; je vous suis cependant infiniment obligé, Monsieur, de celui que vous m'avez fait par votre lettre du 19. Avril: les vers, dont vous avez régalé S. A., tiennent lieu de superbes mausolées et de pompeuses funerailles: ils rendent des devoirs si tendres et si éclatans à la mémoire du prince défunt, que tous ceux qui l'aiment et la revèrent, doivent être râvis de la voir briller dans votre poême et le couronner de la gloire immortelle. S. A. ne se peut lasser de la lire et de l'admirer. Vous verrez dans les ci-jointes une partie des louanges dont elle l'honore; n'osant y ajouter les miennes je les remettrai à la première entrevue, que vous nous faites espérer, aussi bien que mes remercimens et les assurances de la passion, avec laquelle je suis votre très humble et trés obéissant serviteur

Hortense Mauro.

S. 372.

Die eingeſchalteten Verſe führt Leibniz in einem Briefe an Sebaſtian Kortholt, den 3. Juli 1716 (Opp. V, 340) als eine Prophezeihung, die eingetroffen ſei, an. Er ſagt hier: Ego aliquando juvenis dissertationem moliebar de vaticinio sapientum..... Caeterum licet me inter sapientes non numerem, et in omen felix magnitudinis Brunsvicensis non judicio, sed impetu animi inciderim, praesago tamen carmine etc. In einem früheren Briefe ſchon an denſelben vom 2. Juli 1715 kommt er darauf und bekennt, daß ihm bei den letzten beiden Verſen die Verſe Virgils vorgeſchwebt hätten:

prohibent nam talia Parcae,
Scire Helenum, farique vetat Saturnia Juno.

Einige Zeilen weiter iſt es, wo er ſagt: Poesis mihi recte dici *posse videtur* lingua Angelorum.

S. 373.

Eine Reihe Briefe von Leibnitz an Behrens ließ Koch in dem neuen Hannöverschen Magazin von 1805, 1806, 1809 aus den Autographis abdrucken. Die ganze Sammlung, die er herausgeben wollte (was er nicht gethan), ging von 1698—1711. Behrens starb in Hildesheim 1736.

# Beilage

der

# Anmerkungen und Urkunden.

---

Neue Folge.

# Anmerkungen

## zum erſten Theile.

---

*Neue Folge.*

### S. 5.

In einem, der Königlichen und Univerſitäts-Bibliothek zu Breslau gehörigen Stammbuch eines Frankfurters, Namens Chriſtian Gerſtmann, welcher in den Jahren 1644 bis 1646 auf der Univerſität zu Leipzig ſtudirte, befindet ſich unter andern eine eigenhändige Inſcription von Leibnitzens Vater, aus dem Jahre 1645, alſo ein Jahr vor Leibnitzens Geburt. Sie iſt folgende:

Laboramus; at non destituimur.

Unß iſt bange, aber wier verzagen nicht. 2 Cor. 4.

γίγνεται γὰρ παντόδαπος ἐπίκουρος ἡμῖν ὁ Χριστός.

Manuel Imper. or. 6.

Friederich Leibnütz moralium Professor et acad. Lips. ab actis scripsit 25 Juny Ao. 1645.

Die bei den Anfangsbuchſtaben des Namens angebrachten Schnörkel erinnern an die Kanzleiſtube; dagegen die gewählten Denkſprüche an den frommen Sinn des Mannes.

(In Hinſicht der Schreibung von Leibnitzens Namen wollen manche in Deutſchland, nach Pertz's Vorgang (auf dem Titel und in der Vorrede von „Leibnizens geſammelten Werken." Hannover 1843). Leibniz ſtatt Leibnitz geſchrieben wiſſen. Für mich, bekenne ich, iſt kein hinreichender Grund da, die alte, herkömmliche Schreibung zu verlaſſen. Wenn auch, was nicht zu leugnen iſt, Leibnitz im Briefwechſel mit Franzoſen das t in ſeinem Namen fortließ, und in Folge

deſſen dies auch in deutſchen Briefen oft (nicht immer) beobachtete, ſo hat doch der literariſche Gebrauch die deutſche Schreibung bis auf dieſen Tag autoriſirt, und ſelbſt die Franzoſen, ohne Ausnahme, ſchreiben in neuerer Zeit Leibnitz, ohne Rückſicht darauf, daß Fontenelle noch Leibniz ſchrieb. Auf dem Titel ſeiner Theodicee lieſt man übrigens auch Leibnitz (ich habe die Amſterdamer Ausgabe von 1720 vor mir). Wenn alſo ſelbſt die Franzoſen zu der urſprünglichen echt deutſchen Schreibung zurückgekehrt ſind, warum ſollten wir anfangen, den von Leibnitz aus Gefälligkeit franzöſirten Namen einzuführen? Genug, hier muß der eingebürgerte literariſche Gebrauch entſcheiden. So ſchreiben wir ja alle Chriſtian Thomaſius, obgleich Thomaſius ſelbſt auf dem Titel ſeiner deutſchen Schriften ſich bekanntlich Thomas ſchrieb).

Andere Profeſſoren an der Univerſität Leipzig, welche ſich neben Friedrich Leibnütz eingeſchrieben und in irgend einer Beziehung zu deſſen großen Sohne ſtehen, ſind: Dr. Johannes Ittigius, der ſich ſelbſt: Organi Arist. Prof. Publ. unterſchreibt, ſonſt aber auch als Prof. der Arzneikunſt und Phyſik angeführt wird (Ladvocat): er war der Vater von Thomas Ittig, geboren 1643, eines Mitſchülers Leibnitzens, nachher berühmten Theologen (Leibn. opp. V. 311.); Johann Benedict Carpzow, Vater von vier in der Gelehrtengeſchichte bekannten Söhnen, von denen Johann Benedict als ein Hauptgegner von Chriſtian Thomaſius und Friedrich Benedict als Polyhiſtor beſonders erwähnt werden. Hieronymus Kromayer, Prof. der Beredſamkeit, derſelbe, welcher die noch erhaltenen Perſonalien von Leibnitzens Eltern geſchrieben hat; Martin Geier, Prof. der hebräiſchen Sprache, ſpäter Oberhofprediger zu Dresden, einer von Leibnitzens Taufpathen; und noch mehrere andere Mitglieder der Univerſität.

S. 46.

In Herrmann Kopp's Geſchichte der Chemie, Braunſchweig 1844 II. Theil (vergl. Münchner Gelehrt. Anzeigen 1845 Nr. 171) wird angegeben, daß die alchymiſtiſche Geſellſchaft in Nürnberg, an welcher viele Geiſtliche und Aerzte Theil nahmen, und deren berühmteſter Theilnehmer Leibnitz geweſen, eine Fraktion der im erſten Viertheil des 17ten Jahrhunderts, entſtandenen Geſellſchaft der Roſenkreuzer Fraternitas roseae crucis, war. Dieſe ſelbſt verdankte ihr Entſtehen der Satire des würtembergiſchen Geiſtlichen

Johann Valentin Andreä. — Auch Stahl, der Begründer der phlogistischen Theorie, hat sich in seiner Jugend eifrig mit Alchymie beschäftigt, verleugnete dieselbe aber im höhern Alter. Der Verfasser hätte unter den Alchymisten des 18. Jahrhunderts, oder denen, welche sie in ihrer Jugend getrieben hatten, vor Allen Göthe nennen müssen, welcher (Dichtung und Wahrheit, II., W. XXV, 199—204) seine alchymistischen Versuche, nach seiner Rückkehr von der Universität Leipzig, im Umgange mit dem Fräulein von Klettenberg ebenso unterrichtend als interessant beschreibt. Wie Leibnitz zog auch Göthe aus diesen, in sich hohlen und eiteln Bestrebungen indirekt manchen Nutzen, als Naturforscher, wie als Dichter. Die Substanz der Alchymie enthalten die Verse im Munde Faust's:

Da ward ein rother Leu, ein kühner Freier
Im lauen Bad, der Lilie vermählt,
Und beide dann, mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas — —

Am kräftigsten und entschiedensten wurde die Alchymie durch Lavoisier und seine antiphlogistische Theorie bekämpft. Die Hermetiker wurden nun seltener. Die letzte Anstrengung, welche gemacht wurde, um für die Alchymie noch einige Theilnahme zu erwecken, war die Errichtung der hermetischen Gesellschaft 1796, von Dr. Kortüm in Bochum (Verfasser der Jobsiade) und Dr. Bährens in Dortmund, welche, als Stifter der Gesellschaft, die Liebhaber der Alchymie im Reichsanzeiger zu gegenseitigen Mittheilungen einluden. Auch das 19. Jahrhundert hat noch Proben mystischer Chemie aufzuweisen. Dahin gehört vor andern Eckhartshausens Schrift: „Die Wolke über dem Heiligthum, oder etwas," wovon sich die stolze Philosophie unsers Jahrhunderts nichts träumen läßt."

S. 52.

Der vor Kurzem im hohem Alter verstorbene Ritter Hugo hat in einer Anzeige dieses Buches in dem Göttingschen G. A. 1843. S. 108., welche freilich, bei aller Verehrung vor dem berühmten Manne gesagt, nicht ohne Spuren von Altersschwäche ist — einiges hieher Gehörige berichtigt, als, daß er „schon zu Ende des letz-

ten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts, auf S.'s Vorschläge zur Verbesserung der Lehrart des Römischen Rechts von neuem mit vielem Eifer gedrungen, auch seitdem in der gelehrten Geschichte ihm die verdiente Stelle gewidmet hat." Daß Herr Dr. G. kein Jurist ist, führt er sogl., sähe man schon daraus, daß er von einem neuen Gesetzbuche spricht, welches Ludwig XIV. veranstaltet habe (es soll wohl die Ordonnance civile gemeint sein) und vielleicht auch daraus, daß Friedrich der Große und Maria Theresia die Umarbeitung des Corpus Juris, die S. vorhatte, überflüssig gemacht hätten." Was mir bei der Anführung von Ludwig XIV. als Autorität vorgeschwebt hat, war folgende Stelle aus einem Briefe Conrings an Boineburg vom 10. Febr. 1670. (Graber, Anecdota Boineb. p. 1236) über Leibnitzens Blätter: De corpore juris reconcinnando: „Nisi sane accesserit Regentium auctoritas, frustra credo omnia esse. Quotus autem quisque Imperantium tale quid egerit? Nisi fortasis ex Gallia spes aliqua affulserit, jam promulgato codice Ludovicio." „Warum soll dieser, die ordonnance civile, kein Gesetzbuch heißen? —

## S. 52.

Die hier angeführte französische Uebersetzung der Nova Methodus führt den Titel: Méthode nouvelle pour apprendre et enseigner la jurisprudence, traduite du latin par G. S. Maurin. Nimes, Pauchon et Paris 1830. 8. (vid. Quérard, la France littéraire s. v. Leibnitz.)

## S. 66.

Obschon die Richtigkeit der Darstellung der wahren, von Kurmainz um 1660 unternommenen Unionsversuche zwischen Protestanten und Katholiken, wie sie bereits in den Beilagen zum ersten Bande von Leibnitzens deutschen Schriften, Berlin 1838, gegeben worden, nichts entgegengesetzt werden konnte, (wie sie denn auch in K. A. Menzels Geschichte der Deutschen, VIII, S. 331. aufgenommen ist) so hören noch immer in neuester Zeit selbst Schriftsteller, welche Quellenforschung ostentiren, nicht auf, die widerlegte Fabel von angeblichen, zwischen dem Kurfürsten von Mainz und dem Papste geführten Unterhandlungen über die Union auf Grund abenteuerlicher Vorschläge als Geschichte zu geben, und ihre Klug-

heit an deren Kritik zu zeigen. — In dieser Hinsicht sei dafür noch auf ein an sich selbst interessantes Dokument verwiesen, welches J. K. von Moser unter den Zusätzen und Verbesserungen zu dem Patriotischen Archiv, am Schlusse des zwölften und letzten Bandes, (S. 426.) und zwar zu dem von ihm, im V. Bde. Nr. 4. als echt mitgetheilten, angeblichen kurmainzischen Unionsprojekte mittheilt. Man erinnert sich, daß im Eingange jenes, aus Leibnitzens Papieren von Gruber in den Anecdota Boineburgica aufgenommenen Projekts ein Herr von Wallenborf als Abgesandter des Kurfürsten an den Pabst (Alexander VII.) angeführt wird. Darauf bezieht sich folgendes, welches Moser in einer „wichtigen Sammlung von Handschriften" die weiter nicht bezeichnet wird, gefunden hatte:

Ex Relatione Dn. de Wallenderf missi Romae (sic) Anno 1658 ab Electore Moguntino Johanne Philippo.

26 Januarii admissi et introducti sumus ad Audientiam, relictis extra Cameram pileo et chirotecis.

Pontifex ad nos: Gratulamur Nobis, videre nos Germanos nostros, sic enim eos solemus appellare, et eos accedere ad Sedem Apostolicam. Et quidem eo libentius eos recipimus in Sinum nostrum, quia sunt de principalioribus Ecclesiis missi. Non placuit Nobis, nec libenter suscepimus nomine D. Archiepiscopi vestri mendicantem Religiosum illum P. Leodium; de mente enim Sacr. Consilii et summorum Pontificum fuit, audire Episcopos ipsos referentes de statu Ecclesiarum suarum, vel, de assensu Sanctae Sedis, in ipsorum legitima absentia, personas ab ipsis delegatas et qualificatas, ut cum illis eo libentius et confidentius de statu illarum ecclesiarum conferre per nos ipses vel nostros Deputatos possemus. Praestat etiam aliquando accedere Romam et sanctam Sedem agnoscere.

Declaravit, quid semper D. Archiepiscopo moderno suaserit, similitudinem sumens illius, qui navi utitur, quod alio ire non possit, quam quo vento navis illa feratur. Sic illum una cum navi dirigi necesse esse. Nos oportere in navi Imperii esse. Electorem Trevirensem defunctum nimium deviasse, partes et navim Imperii deruisse. Certum et necessarium esse, in tali conjunctura habere potentiorum Regum rationem. Et haec semper Ejus fuisse consilia, illa saepius autehoc suasisse et inculcasse.

Mejer verdient vollen Dank für die Bekanntmachung dieses so anziehenden Berichtes über die Audienz des kurmainzischen Gesandten beim Pabst; wenn er aber darin einen Beleg für den dieser Gesandtschaft untergelegten Zweck, nämlich die Kirchen-Union, zu sehen glaubte, so irrte er sich ganz; denn es wird dessen mit keinem Worte darin gedacht und konnte es auch nicht.

## S. 71.

F. Ch. Paullini ist in neuester Zeit vielfach wegen der Annales Corbejenses, als deren muthmaßlicher Selbstverfasser er angenommen ward, in Erinnerung gebracht worden. Dieser Veranlassung verdanken wir den Abdruck zweier Briefe von Leibnitz an Paullini aus dem Buderschen Nachlasse in der Herzogl. Bibl. zu Jena, in der Neuen Jenaischen Lit. Zeit. 1842. Nr. 18. und 24., vom 14 Jan. und 26. Febr. 1691. Diese Briefe sind historischen Inhalts und beziehen sich zum Theil auf Paullinis Vorschlag zu einem Collegium historicum.

## S. 112.

In Bezug auf die französische Expedition nach Aegypten unter Bonaparte, welche von den Engländern als ein durch das Auffinden des Leibnitzschen Memoirs an Ludwig XIV. improvisirtes Abentheuer des ersten Consuls dargestellt worden ist, findet sich in den vor Kurzem herausgegebenen Vorlesungen Niebuhrs, dieser 1829 zu Bonn über die Geschichte der französischen Revolution gehalten hat (Geschichte des Zeitalters der Revolution. Hamburg 1845. I, S. 111.) eine weniger bekannte Notiz über die schon vor der Revolution von der französischen Regierung verfolgten Entwürfe zur Eroberung Aegyptens. (die Rede ist von dem russisch-österreichischen Kriege gegen die Pforte 1788.) „Frankreich, heißt es, hatte schon nach dem amerikanischen Kriege ernstlich den Plan wieder (?) vorgenommen, Aegypten zu erobern und der General Matthieu Dumas war damals nach Kreta gesandt, um die Localität zu untersuchen. Die Absicht war, die Türkei in einen Krieg zu verwickeln, in dem sie die Hülfe Frankreichs bedürfte, als Preis derselben sollte sie Kreta abtreten, und von da aus wollte man Aegypten erobern. Später als Frankreich in die Revolution verwickelt wurde, zog es sich aus der Affaire und England so wie Preußen traten vermittelnd ein."

S. 117.

Die nähern historischen Umstände über den Aufsatz betreffend die Mechanik der Uhren, aus dem Jahre 1675 giebt Leibnitz in einem Berichte, der nach seinem Tode 1718 in einer Zeitschrift erschien, (s. Leibn. opp. III. 502—504.) Der berühmte englische Mathematiker Hobert Hooke, zu dessen Eigenheiten aber gehörte, jedem andern seine Erfindung streitig zu machen [1]), protestirte, wie kurz vorher gegen Huygens Erfindung der Pendeluhren, so auch gegen die Priorität von dieser Erfindung Leibnitzens, gestand jedoch, daß er seine eigene nicht bekannt gemacht hätte. In Bezug auf die Ausführung seiner neuen Erfindung schreibt dort Leibnitz: „J'ai pensé quelquefois à faire executer cette invention, qui promet de nouveaux avantages assez considérables; mais j'ai toujours manqué de l'assistance d'un bon maitre, qui eût la volonté d'y travailler; les ouvries ordinaires, surtout en Allemagne, n'ayant point d'envie de s'écarter de leur routine. Cependant une montre au horloge, faite de cette manière, pourrait se passer de la fusée, et irait de même, quand on en redoublerait le poids, ou la force du premier mobile; elle serait aussi plus propre aux horloges de mer que l'horloge de pendule. Leibnitzens Aufsatz steht in demselben Bande S. 135.

S. 169.

Dr. Gerhard in Salzwedel hat unter den Manuscripten von Leibnitz die erste Section von Pascal's bisher für verloren gehaltenen größern Werke über die Kegelschnitte aufgefunden — Es existirt ein Brief von L. an Pascals Neffen, Perier, worin er sagt, daß die Papiere der Veröffentlichung werth seien, und dabei die Reihenfolge der einzelnen Stücke angiebt, aus denen das Werk bestanden hat. Als das erste bezeichnet er einen Theil mit der Aufschrift: Generatio coniscctionum, von dem er bemerkt,

[1]) S. Göthe, Geschichte der Farbenlehre, W. LIV. S. 24. „Er war ein lebhafter, unruhig thätiger Mann von den ausgebreitesten Kenntnissen; aber er wollte auch nichts für neu oder bedeutend gelten lassen, was irgend angebracht und mitgetheilt wurde. Er glaubte es entweder selbst schon zu kennen, oder etwas Anderes und Besseres zu wissen."

es ſei: le fondement de tout le reste. Dieſe erſte Section iſt in einer von Leibnitz collationirten Abſchrift vorhanden. (Neue Jenaer Lit. Zeit. 1846. Nr. 51. S. 202.) Dr. Gerhard wird ohne Zweifel dieſe Reliquie mit dem übrigen mathematiſchen Nachlaſſe Leibnitzens herausgeben.

S. 199.

In meiner nächſtens erſcheinenden lateiniſchen Abhandlung über Jungius habe ich deſſen Leben und Verhältniß zu den großen Philoſophen ſeines Jahrhunderts erſt noch im Umriſſe darzuſtellen verſucht. Das allgemeinere und bleibende Intereſſe an jenem merkwürdigen Manne iſt als geſichert zu erachten, ſeit Göthe in den letzten Jahren ſeines Lebens ihm ein literariſches Denkmal ſetzte, welches bis auf weniges vollendet, im Götheſchen Archiv aufbewahrt wird (ſ. Briefe an und von Göthe. Herausgegeben von F. W. Riemer, Leipzig 1846. S. 238). Andeutungen hierzu finden ſich bereits in Göthe's Briefwechſel mit Zelter, V. Bd. Jahrgang 1828 und 1829. In ſeinem Briefe vom 16. Decemb. 1828 (daſ. S. 134), giebt Göthe folgende Schilderung von Jungius: „Der Mann war Mathematiker und Logiker von Haus aus, hatte ſich aber mit freiem Sinn der lebendigen Natur ergeben, und ſeiner Zeit vorſchreitende Arbeiten geliefert. Bei dem mannigfaltigen Intereſſe, das er mir einflößt, kommt in Betracht: daß er ein Zeitgenoſſe Bacons von Verulam, Descartes's und Galileis geweſen, ſich aber in ſeinen Studien und Lehrgang durchaus originell zu erhalten wußte." Wem etwa das Jungius von Leibnitz geſpendete Lob übertrieben ſchien, wird jetzt wenigſtens zu ernſthaftern Studien und Prüfung des den Meiſten noch unbekannten Mannes ſich angeregt finden.

S. 208.

Von Leibnitzens Verhältniſſe zur Naturforſchung ſpricht der berühmte Naturforſcher Chr. Gottfr. Ehrenberg in ſeiner Rede zur Feier des Leibnitziſchen Jahrestages „über Leibnitzens Methode Verhältniß zur Naturforſchung und Briefwechſel mit Leeuwenhoek" am 3. Juli 1845 gehalten (Berlin 1845), nachdem er an die Methoden von Ariſtoteles, Linné und die des heutigen Chemie erinnert; zuerſt im Allgemeinen und dann mit beſonderer Beziehung zu der Protogäa und Leibnitz's Briefen an Leeuwenhoek, welche hier aus

Leibnitzens Nachlasse dem Inhalte nach zum erstenmal bekannt gemacht werden. (Gut wäre es gewesen, die Briefe im Original beizufügen.) „Leibnitz, heißt es S. 7. hat sich nirgend als nur einigermaßen bedeutender Naturforscher gezeigt, allein seine eigenthümliche Methode mußte auch in der Naturforschung glänzend fruchtbar werden, sobald er sie nur ernstlich darauf anwendete. Dies geschah in der Protogäa.... Dieser Wissenschaft, welche er durch Vergleichung der Erscheinungen auf der Erde im kühnen, aber scharf logischem Umriß vorgelegt, und die der jetzigen auf Versteinerungskunde sich gründenden Geologie entspricht, giebt er den Namen Geographia naturalis und streut nach allen Seiten hin Anregungen mit ebenso allseitiger Gelehrsamkeit aus, welche belebend genug gewirkt haben. Sehr ehrenvoll für den geistvollen Mann ist, daß er nicht seine Meinung geradehin geltend macht, sondern daß er selbst klar erkannte und es aussprach, der philosophischen Methode fehle es noch, um sicher zu prüfen, an den nöthigen Daten. Diese den Philosophen Leibnitz zum Naturforscher stempelnde Stelle heißt: „So sehr aber diese Vorstellung vom Urzustande unsrer Erde mit Beifall aufgenommen werden mag, und obwohl sie die Keime einer neuen Wissenschaft enthält, die man natürliche Geographie nennen mag, so habe ich sie doch nur zu berühren, nicht auszuführen gewagt. Denn obwohl die heiligen Urkunden der göttlichen Offenbarung zustimmend sind, so überlassen wir doch das Urtheil denen, welche das Recht der Auslegung haben. Und obschon die Spuren aus der alten Welt mit der jetzigen Gestalt der Dinge zusammenstimmen, so werden doch die spätern Geschlechter alles besser bestimmen, wenn erst die Wißbegier der Menschen dahin gekommen sein wird, daß sie länderweis die vortretenden „Bodenverhältnisse und Schichtung beschreiben." Das ist Leibnitzens Methode und das Goldkorn der Protogäa von 1687.

Hieran schließt sich durch innern Zusammenhang die von Ehrenberg gegen das Ende angeführte Stelle aus der Protogäa im §. XVII. welches die mikroskopische Physiologie betrifft, für welche Leibnitz sich so lebhaft interessirte. „Ich wünsche, daß das Mikroskop zur Untersuchung angewendet würde, womit Loeuwenhoeks, des Delfter Philosophen, scharfsinniger Fleiß so viel geleistet hat, daß ich mich oft über die menschliche Trägheit erzürne, welche die Augen nicht öffnen und den wissenschaftlichen Besitz, welcher bereits

liegt, nicht antreten will. Wären wir klug, so hätte jener schon Nachahmung gefunden."—

Dem Inhalt und der Bedeutung für Leibnitzens Verhältniß zur Naturforschung nach schließe sich hier an ein kurz vorher erschienener Beitrag: „Sechszehn ungedruckte Briefe von G. W. Leibnitz herausgegeben von Horner. Programm der Zürcherischen Kantonsschule 1844." Diese Briefe sind gerichtet an den noch nicht vergessenen Schweizerischen Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer, geboren 1672 zu Zürich, † 1733; dessen Artikel in der Biographie universelle Cuvier verfaßt hat. Er ist Verfasser einer „Naturgeschichte des Schweizerlandes" in 3 Quartbänden (1716—1718), mehrerer auf Kosten der Königlichen Societät der Wissenschaften, herausgegebenen Reisen und besonders der 1731 zu Augsburg erschienenen Physica sacra, 4 Bände in Fol., eine Art der Bibel angepaßte Encyklopädie. Leibnitzens Briefe (der erste ist vom 14. October 1706, der letzte vom 14. April 1714) beziehen sich größtentheils auf die geologischen Verhältnisse der Schweiz, stehen also in nächster Beziehung zur Protogäa. So schreibt er 14. Oct. 1706: Merentur Alpes vestrae, si quis alius Europae locus, hanc eruditi inquilini curam et caeteros montes utili exemplo praeibunt, quemadmodum magnitudine vincunt. Video Te necessaria subsidia attulisse, ardorem inquirendi, quod primum est, deinde naturae scientiam, et necessariam graphices opem. Macte tam praeclaro opere. Non dubito, quin jam confutaveris fabellam, quae crystallos ex antiqua glacie indurat. Fortasse judicio tuo aliquando et metalla, et alia profutura debebit patria. In dem folgenden Briefe (25. Jan. 1707): Germanorum nostrorum non ea est diligentia quam vellem: itaque Historias regionum naturales habemus nullas, cum Angli Scotique nobis egregiis exemplis praeiverint. Tuum propius spero nostros homines magis excitaturum; praesertim si res Societatis hujus Regiae adhuc tenues paulatim magis consolidentur atque amplificentur. (Scheuchzer war eben Mitglied der Societät geworden.) — Memorabilis erit altitudinis Alpium designatio, si Tuae eam curae debebit respublica literaria. (15. Mart. 1708.)

Sehr interessant ist auch folgende Aeußerung über den Züricher Theologen Hottinger, welcher in seiner Geschichte der Schweiz Copernikus angegriffen hatte: Dudum conclamata res est, et

seri veniunt quicunque Copernicum impugnant. Nemo eorum, qui res astronomicas satis examinarunt, de veritate Copernicani systematis dubitare amplius potest. Nec scriptura sacra aliter quam in ea legimus loqui poterat, etiamsi sacri scriptores Copernicani fuissent. Ego ipse in Historia solem surgere, solem moveri, occidere dico; et formulis hujusmodi omnes ad phaenomena referuntur opticosque motus. Si quis perstantes in censuris, ad Theologos exteros, inprimis Anglicanos, rem referrent, haud dubie caderent causa.

Incolas esse in planetis nobis similes non dixerim; animalia tamen ratione praedita in illis alicubi degere, praefracte negare non ausim. Certe de divinis operibus magnifice nimis sentire nemo potest: in solo nostro globo tantillo rationem et sapientiam creatorarum visibilium inclusam esse, minime verisimile judico (28. Mart. 1711).

Aus den spätern Briefen, namentlich aus Dresden d. 7. Decbr. 1717, in französ. Sprache, geht hervor, daß Leibnitz Peter dem Großen Scheuchzer zum Leibarzt vorgeschlagen hatte. Man vergleiche den Brief Leibnitzens an Peter den Großen, aus Wien den 26. Octbr. 1713, im Magazin für die Literatur des Auslandes 1842. Nr. 136., wo Leibnitz den Schweizerischen Naturforscher, obwohl ohne ihn zu nennen, als einen „berühmten Mediciner und vortrefflichen Naturkundigen zu Zürich in der Schweiz bezeichnet. Vgl. den Zusatz zu Theil II. S. 275.

Aus Leibnitzens Briefe vom 18. Oktb. 1712 geht noch hervor, daß er damals einen „Mechanicus" zu barometrischen Beobachtungen im Harze, sowohl in den Gruben, als auf der Höhe veranlaßt hatte. Quidam mechanicus ad fodinas Hercyniae meo consilio observationes instituit, tam in fodina aliqua ad 200 hexapodas depressa, tum in monte vicino. Inservient haec ad melius constituendam progressionem ex experimentis potius, quam ratiociniis. — Nach Aufstellung einer Hypothese über die Zusammensetzung der athmosphärischen Luft aus zwei Bestandtheilen, einem comprimiblen und nicht comprimibeln, setzt er hinzu: Nondum apud nostros constituta est, an montes Harzici sint barometro explorandi. Constituent tamen fortasse post praeludia observationum faventia. So strebte dieser große Mann noch im

Greisenalter raſtlos, die Wiſſenſchaften in Deutſchland überall hin zum Aufſchwung und zu neuen Richtungen zu verhelfen.

## S. 259.

Eine der fruchtbarſten und anziehendſten Anwendungen des pſychologiſchen Grundſatzes von den unendlich kleinen Perceptionen auf dem dunkeln Hintergrunde des Bewußtſeins bei Leibniz iſt ſeine Erklärung unſers Vergnügens durch die Muſik und die dabei zu Grunde liegenden Proportionen. Dies iſt namentlich in einem Briefe an Chriſtian Goldbach, damaligen kaiſerlichen ruſſiſchen Geheimen Juſtizrath, vom April 1712 (opp. III., 437) ausgeſprochen. Die Stelle iſt für den Philoſophen und Aeſthetiker nicht minder wichtig als den Mathematiker. Sie lautet im Originale: Non impossibile est, esse alicubi animalia, quae plus quam nos Musicae sensibilitatis habeant, et de ectentur musicis proportionibus, quibus nos minus afficimur. Sed putem, majorem sensuum nostrorum subtilitatem magis nobis nociturum, quam profuturum, multa enim visu, olfactu, tactu ingrata sensuri essemus; et qui nimis subtilis sensus sunt in Musica, offenduntur quibusdam oberrationibus practicorum, in organorum constructione non bene evitabilibus, quibus tamen auditorium offendi non solet. Nos in musica non numeramus ultra quinque, similes illis populis, qui etiam in arithmetica non ultra ternarium progrediebantur, et in quibus phrasis Germanorum de homine simplice locum haberet: Er kann nicht über drey zehlen. Nam nostra intervalla usitata omnia sunt rationum compositarum ex rationibus inter binos ex numeris primitivis, 1, 2, 3, 5. Si paullo plus nobis subtilitatis daretur, possemus procedere ad numerum primitivum 7. Et tales reapse dari puto. Itaque nec numerum 7. veteres refugiebant plane. Sed vix erant, qui procedant usque ad proximos primitivos 11. et 13. Rationem autem consonantiae petendam puto ex congruantia ictuum. Musica est exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi. Multa enim facit in perceptionibus confusis seu insensibilibus, quae distincta apperceptione notare nequit. Errant enim, qui nihil in anima fieri putant, cujus ipsa non sit conscia. Anima igitur, etsi se numerare non sentiat, sentit tamen hujus numerationis insensibilis effectum, seu voluptatem in consonantiis, molestiam

in dissonantiis inde resultantem. Ex multis enim congruentiis insensibilibus oritur voluptas. Vulgo vero male rem computant, qui eas tantum operationes animae tribuant, quarum conscia est. Unde multi non tantum anterioribus philosophis, sed etiam Cartesianis ipsis aliisque recentioribus, velut Lockio et Baylio, errores nati sunt. Sed ut ad rem redeamus, in octava secundus ex alternis ictus unius ictuum series congruit cuivis ictui alterius seriei. In quinta tertius quisque unus seriei et secundus alterius consentiunt etc. Die Zuschriften Goldbachs, auf welchen sich diese Briefe Leibnitzens beziehen, sind nicht mitabgedruckt; sie finden sich jedoch, laut Feder's alphabetischem Verzeichniß [1]) in der Königl. Biblioth. v. Hannover.

## S. 264. Zusatz zur Anmerkung.

Ich habe mich in Betreff der Echtheit dieses Briefes, welchen die Berliner Akademie in ihrer Dienstfertigkeit gegen den Präsidenten Maupertuis für untergeschoben erklärte, auf eine Widerlegung der äußern Gründe jenes Forums nicht eingelassen, weil die Willkühr und Grundlosigkeit derselben in die Augen springt. Unmöglich kann die von Maupertuis und der Akademie bei jenem monströsen Prozesse zu Grunde gelegte Maxime zugelassen werden, daß jeder, welcher eine ungedruckte Schrift eines Autors vorbringt, gehalten sei, das Original davon, als Urkunde der Echtheit, beizubringen. Nicht nur ein großer Theil der neuern, die gesammte antike Literatur könnte so in Frage gestellt werden, da die Originalschriften längst untergegangen sind. Die innere Echtheit ist hier, wenn ja ein Verdacht erhoben werden soll, maaßgebend und entscheidend. Diese steht hier fest durch die Analogie mit dem ganzen System Leibnitzens, welches gewissermaßen auf dem Gesetze der Continuität, sowohl im Physischen als im Moralischen, beruht. Eine,

[1]) Alphabetisch-kritisches Verzeichniß des noch im Manuscript vorhandenen Leibnitzischen Briefwechsels mit Gelehrten, Künstlern und Geschäftsmännern. Vaterländisches Museum. Erster Band. Hamburg 1810. S. 243—252. S. 609—631. Dieses wichtige Verzeichniß ist unter den Freunden von Leibnitzens Schriften noch zu wenig bekannt und verdiente wegen der Seltenheit des Vaterl. Museums wieder abgedruckt zu werden.

Einleitungen und Zwischenreden in den Monaten Juli bis October des Journal des Savans von 1844. Wenn Cousin schreibt: „Aucun des historiens de Leibnitz, ni Ludovici, ni... Mr. Gubrauer ne disent un seul mot des relations des deux philosophes," so hat er nicht nur mir, sondern auch Ludovici Unrecht gethan. Letzterer ist zu vergleichen in seinem Buche II. p. 12. worauf ich unten zurückkomme [1]). Nach der Bekanntwerdung des ganzen Briefwechsels verdiente das persönliche und wissenschaftliche Verhältniß Beider eine ausführlichere Behandlung in Leibnitzens Leben. Die vorhandene Correspondenz besteht aus zehn Briefen von Leibnitz und sechs von Malebranche. Sie geht bis zu Leibnitzens Aufenthalt in Paris zurück und bis zum Tode von M. Die ersten Briefe, die aus Paris, sind ohne Datum, fallen jedoch jedenfalls in die spätere Zeit von L.'s Aufenthalt in Paris, nach seiner Reise nach England, was aus der Angabe der Wohnung hervorgeht, welche er 1675 einnahm. (Vgl. Kurmainz u. s. w. II., S. 70.). Cousin setzt den ersten dieser Briefe 1672, also jedenfalls zu früh. Der erste Brief bezieht sich auf eine Unterredung der beiden Philosophen über die Philosophie des Carteſius, namentlich den Begriff der Materie, den L. bestritt. Malebranche war, wie Cousin bemerkt, kein Freund von Disputationen in Briefen. Der größte Theil dieses Briefwechsels betrifft die Cartesianische Philosophie. Herr Cousin, welcher den „Vater der deutschen Philosophie" unter seinen Landsleuten gewissermaßen von neuem zum Bürgerrecht verholfen hat, nachdem er es in der sensualistischen und materialistischen Periode Frankreichs verloren hatte, er, welcher

signés Durand de Laucon. Hier scheinen mehr Briefe von Malebranche zu sein, als die von Cousin herausgegebenen; jedenfalls wird es bei einer künftigen Herausgabe dieser Briefe unerläßlich sein, diese editio princeps zu vergleichen.

[1]) An demselben Orte gedenkt Cousin des Irrthums Ludovici's, daß Leibnitz 1675 zum auswärtigen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Paris ernannt worden. Was aber feststeht, und erwähnt zu werden verdient, ist, daß man Leibnitzen als Mitglied der Akademie damals allerdings in Paris festhalten wollte, wenn er hätte katholisch werden wollen. Vgl. diesen Theil S. 171.

keine Gelegenheit verſäumt, auf Leibnitz und ſeine Philoſophie hinzuweiſen und ſeine Schriften aus der Dunkelheit zu ziehen — Couſin hat gewiſſermaßen ein Recht, Leibnitz zu tadeln. Indeſſen müſſen wir ſchon den deutſchen Philoſophen gegen einige Ausſtellungen, welche Leibnitzens Charakter angreifen, in Schutz nehmen. Couſin wiederholt diesmal den auch ſonſt ſchon vorgebrachten Vorwurf der Undankbarkeit L.'s. gegen Carteſius, und der Verfolgung gegen deſſen Anhänger. Wir wollen jeden dieſer, gewiß ſehr ſchweren Vorwürfe für ſich in Kürze beleuchten. Couſin ſchreibt (l. l. p. 496). „Il (Leibnitz) aimoit passionnément la gloire; et puis il voulait être bien avec les puissances, et toutes celles du jour, religieuses et politiques, étoient déclarées contre Descartes. Sans se mettre ouvertement dans le parti anticartésien, il n'était pas fâché de ses succès, il lui fournissait des armes, et au lieu de défendre contre d'obscurs détracteurs cet illustre libérateur de la raison humaine, il avait la faiblesse de se joindre à eux, pour relever les erreurs, qui lui étoient échappées et les imperfections qui restaient dans sa doctrine. Il consentit à faire cause commune avec un sceptique tel que Huet, contre une philosophie à laquelle il devait les trois quarts de la sienne.(!) Moins généreux que Bossuet, quand l'orage éclata sur le cartésianisme, il le seconda presque ou, du moins, il ne s'y opposa point, et assista de sang froid à la persecution publique d'hommes respectables et éclairés, qui valaient mille fois mieux que leurs adversaires. Ainsi, en 1679, traquille et heureux à Hannovre, lorsque l'Oratoire était près du succomber sous les attaques violentes des jésuites et sans la double accusation de cartésianisme et de jansénisme, Leibnitz a le courage d'adresser à Malebranche, oratorien, janséniste et cartésien bien connu, des objections générales contre Descartes. Il n'épargne ni sa mécanique, ni sa physique, ni sa géometrie, et encore moins sa métaphysique. C'était assurément bien mal prendre son temps, d'autant plus, que quelques-unes de ces objections n'ont aucun fondement." etc. Ich habe die eignen Worte dieſes berühmten Schriftſtellers in ihrer Ausführlichkeit hergeſetzt nicht blos wegen des Anſehens, welches Herr Couſin in Frankreich und bis auf einen gewiſſen Grad auch in Deutſchland genießt, ſondern auch, weil die Apologie Leibnitzens indirekt ſchon in dieſer

gewiß ſchweren und, meines Wiſſens, auf dieſe Art zum erſtenmale vorgebrachte Anklage gegen den Charakter Leibnitzens liegt. Nach unſerer Anſicht geſchieht dem deutſchen Philoſophen damit vollkommen Unrecht. Dies Unrecht hat aber ſeinen letzten Grund darin, daß Leibnitzen perſönliche Motive und die Stellung eines Partheimannes untergeſchoben werden, während es ihm einzig allein um die Wahrheit zu thun war. Gerade die Offenheit, womit ſich Leibnitz mit ſeiner Kritik gegen Carteſius an einen der erſten Carteſianer wandte, ſpricht zu ſeinen Gunſten. Weil eine Parthei, die Jeſuiten in Frankreich, die Carteſianer aus Privatrückſichten verfolgte — ſollte ein Philoſoph im Auslande auf die Lehre ſeiner Philoſophie und ſeiner Erfindungen in der Mathematik, Mechanik und Phyſik Verzicht leiſten, da er bei jedem Schritt auf Carteſius ſtieß, den er erſt widerlegen mußte, wenn er die ihm nothwendig ſcheinende Reform der Wiſſenſchaft ins Leben ſetzen ſollte? Die Carteſianiſche Philoſophie und Phyſik war überdies nicht blos auf Frankreich beſchränkt, ſondern hatte in Holland und Deutſchland, weniger in England und Italien, zahlreiche Anhänger. Es war und blieb von Leibnitzens Seite wenigſtens ſtets ein rein wiſſenſchaftlicher, durchaus ehren- und ruhmvoller Kampf; wobei nicht geleugnet wird, daß der Dünkel und die Leidenſchaft mehrerer Carteſianer Leibnitzen zuweilen in Lebhaftigkeit verſetzte. (Vgl. S. 278.). An Generoſität und Discretion gegen ſeine Gegner hat Leibnitz die Meiſten übertroffen, er, welcher geſtand, die Nouveaux essays sur l'entendement humain, gegen Locke, nicht herausgeben zu wollen, weil dieſer unterdeſſen geſtorben ſei, und er ſie hätte leſen ſollen (Opp. V, 11.). Es giebt ſchließlich keine glänzendere Rechtfertigung Leibnitzens in dieſer Hinſicht, als daß Malebranche, ähnlich wie Anton Arnaud, zuletzt gewiſſe Carteſianiſche Lehrſätze, namentlich das Geſetz der Bewegung, aufgab und zu Leibnitz überging, was Herr Couſin ſelbſt hervorhebt (l. l. p. 595.) „Je vous dis céci, ſchreibt ihm M., afin que vous continuiez d'être persuadé, que je cherche sincérement le verité.“ Dies war nun nicht auf einmal, ſondern in einzelnen Conceſſionen geſchehen. Die erſte dieſer Art machte M. bereits 1692, wie bei Couſin (l. l. p. 544.) zu leſen iſt, in ſeiner Abhandlung Des lois de la communication du mouvement. Dies erwähnt Ludovici (II. 12.) mit Anführung einer Stelle in Lenzels Monatlichen Un-

terred. von 1692, S. 861, wo Tenzel, in einem Nachtrage zu einer von ihm mit Leibnitz in Wolfenbüttel dieses Jahr geführten Unterredung, schreibt: „Herr L. gedachte auch des P. Malebranche, dem er einige Erinnerungen über dasjenige, was M. de communicatione motuum in dem gedachten Werke gelehrt, durch einen Freund zugefertigt" u. s. w. Diese Erinnerung führt Ludovici nun mit Recht als eine der ungedruckten Schriften Leibnitzens (die es noch jetzt ist) und zugleich als Zeichen ihres persönlichen, freundschaftlichen Verhältnisses an. Dazu kommt endlich, daß Leibnitz, auch wo er Carteſius widerlegt, es selten thut, ohne seine Bewunderung vor dem Genie und den unsterblichen Verdiensten des französischen Philosophen auszusprechen. Dies führt uns zu dem zweiten, der von Herrn Cousin Leibnitzen gemachten Vorwürfe: dem der Undankbarkeit. L. habe nicht hinlänglich anerkannt, was und wie viel er Carteſius schuldig war, und sich ihm mit einem größern Anspruch auf Selbstständigkeit und Originalität an die Seite gestellt, als er in der That befugt. Daran sei seine außerordentliche Ruhmbegierde schuld gewesen: Il marque (so drückt sich Cousin p. 502. aus) avec soin sa propre situation en philosophie. Il déclare qu'il a voulu rester indépendant et prendre une route nouvelle, même au risque de s'égarer, afin de découvrir de nouveaux pays. Il dit *qu'ayant commencé à méditer avant d'être imbú des opinions cartésiennes, cela l'a fait entrer dans l'intérieur des choses par une autre porte*, Et assurément, nous ne voulons pas contester ce qu'il y a de vrai dans cette prétention et l'évidente originalité de l'esprit de Leibnitz; mais nous croyons qu'il fait les honneurs avec un peu d'ingratitude envers le chef et le premier auteur de toute la philosophie du XVII siècle. Comment Leibnitz a-t-il pu sérieusement méditer, comme il le dit, avant de bien connoître la philosophie de Descartes, et ses mathématiques, et sa physique et sa métaphysique? S'il veut parler de ses études de collège, à la bonne heure; mais hors de là, il a partout rencontré Descartes. Und hier rechnet Herr Cousin die verschiedenen Schriften des Descartes in chronologischer Reihe her: es wäre unmöglich, daß das Aufsehn, das die Angriffe des Carteſius gegen die Lehre des Aristoteles überall gemacht, nicht „jusqu'au curieux et intelligent écolier" gelangt wären." — Wir müßten sehr ausführlich sein, um die Unhaltbar-

keit dieſer Anklagen gegen den Charakter Leibnitzens nach allen Seiten erſchöpfend darzuthun; vielmehr wäre es aber des Herrn Couſin Pflicht geweſen, dieſen Angriff auf ſchlagendere Gründe zu ſtützen. Ehe wir einen Schriftſteller wie Leibnitz der Unwahrheit und Uebertreibung in ſeinen eignen ausdrücklichen Bekenntniſſen zeihen, müſſen wir uns wohl vorſehen, ob uns auch keine Data zur Berichtigung unſers Urtheils entgangen ſind. Leibnitz leugnet erſtlich gar nicht, daß er in ſeiner Jugend vieles von Carteſius angenommen, was er ſpäter wieder aufgab; auch zeigen ihn Aufſätze wie der: de vita beata (cf. Erdmann. p. 71.) als einen wirklichen Carteſianer. Ich verſtehe daher nicht, wie Herr Couſin Leibnitzen durch ſich ſelbſt zu widerlegen glaubt. (l. l. 548.) weil dieſer bekennt, daß er Anfangs mit Descartes angenommen, daß nichts als Ausdehnung und Undurchdringlichkeit in dem Körper ſei: aveu important, qui prouve, que Leibnitz aussi avoit traversé le cartésianisme, et qui dément la prétention par lui exprimée dans une lettre autérieure, d'avoir médité avant d'être imbû des opinions cartésiennes. Wo ſoll hier der Widerſpruch liegen? L. geſteht es offen, daß er einmal von den carteſianiſchen Lehren eingenommen (imbû) geweſen: blos das behauptet er, daß er vorher ſchon zu meditiren angefangen. Das leugnet Herr Couſin. Mit welchem Recht? lediglich auf die Vorausſetzung hin, daß Leibnitz als Schüler den Carteſius gekannt habe. Das iſt's aber, was ſchon wegen der Zuſtände der Univerſitäten Deutſchlands in jener Zeit bezweifelt werden muß, wenn nicht Leibnitzens eigne Ausſage uns alle übrigen Beweiſe entbehrlich machte. Ich führe eine Parallelſtelle zu jenem Briefe an Malebranche an, die um ſo unverdächtiger iſt, als Leibnitz ſie als ein Selbſtbekenntniß, ohne Rückſicht auf einen dritten, niedergeſchrieben. Ich habe davon in dieſem Buche (ſ. S. 276.) ſchon Gebrauch gemacht. (Leibnit. opp. Dutens, VI, part. I. pag. 364.): „Je ne sais si ce n'est pas un bonheur pour moi, que je sois venu un peu tard à la lecture de ce celèbre auteur (Déscartes). Je ne l'ai lu avec attention, que lorsque j'avais déja l'esprit plein de mille de mes propres pensées. Ainsi je crois d'avoir profité des siennes, sans m'y assujetir, comme je vois qu'il est arrivé à d'autres etc. Die Stelle in der epistola ad Jacob Thomasium von 1670, welche Couſin gegen Leibnitz anführt (opp. IV. p. I. p. 7—19. Erdmann p. 48.), ſpricht vielmehr voll-

kommen für Leibnitz. Er macht hier einen, in der Geſchichte der Philoſophie nicht immer beachteten Unterſchied zwiſchen dem, was Carteſius mit ſeinen Zeitgenoſſen und Vorgängern in der Philoſophie, wie Baco, Gaſſendi, Hobbes, Digbäus, Cornelius von Hoghelande, u. A. zu denen man Joachim Jungius zählen muß, gemeinſchaftlich, und was er eigen hatte, und jenes Allgemeine ſetzt er in die Regel: nihil explicandum in corporibus, nisi per magnitudinem, figuram et motum. Herr Couſin, um es mit einem Wort zu ſagen, und mehrere andere heutige franzöſiſche Schriftſteller bringen hier ein wenig von jenem zu lebhaften Nationalſtolz mit hinein, welcher den Blick für gerechte und unpartheiiſche Anerkennung trübt. Carteſius wird von ihnen auf Koſten der andern großen Philoſophen, deren Originalität und Selbſtſtändigkeit, all zu ſehr erhoben. Carteſius, bei ſeinem großen Ruhme, hat eben ſo wenig Anſpruch, nach Baco und Gaſſendi, le premier auteur de toute la philosophie du 17. siècle zu heißen, als Spinoza und Leibnitz blos als ſeine Schüler da ſtehen ſollen, obſchon ſie von ihm ausgegangen ſind. Ich könnte jetzt zeigen, daß Herr Couſin Leibnitzen noch in andern Stücken Unrecht thut, wie wenn er behauptet, jener habe Carteſius mißverſtanden, z. B. was den Vorwurf anlange, den Leibnitz dem Carteſius macht: daß er die Endurſachen aus der Phyſik verwieſen habe. Wenn Herr Couſin nun ſagt: die Anklage Leibnitzen falle gerade: sur un des titres de gloire du philosophe français, weil die wahre Naturphiloſophie mit dieſer Methode angefangen habe — ſo wollen wir kein zu großes Gewicht legen, daß jenes Axiom zu denen gehört, welche Baco ſchon auf allen Seiten ſeines Organon einſchärft — ſondern vielmehr dies entgegnen, daß jenes Axiom die unbedingte Wahrheit nicht hat, welche die Carteſianer ihm beilegten und der Herr Couſin ihm noch beilegen möchte. Leibnitz hat auch hier einen Schritt weiter gethan. Die Verbannung der Endurſachen und die Beſchränkung aller Forſchung auf die causae efficientes, that Großes in der Phyſik im eigentlichen Sinne, d. h. dem Bereiche der Bewegung und der allgemeinen kosmiſchen Kräfte. Dagegen läßt ſich der Begriff des Lebens und des Organismus ohne causa finalis gar nicht faſſen, und es gehört zu den großen Verdienſten Kants, daß er den Begriff des Organismus in ſeine Urſprünglichkeit wieder hergeſtellt, wiewohl er dieſen Begriff der Zweckmäßigkeit

nicht objectiv nahm, ſondern aus der Natur der Urtheilskraft deducirte. Die ganze moderne Naturwiſſenſchaft beruht aber auf dem Begriff und der Anſchauung des Organismus. Das war eben die Schattenſeite des 17. Jahrhunderts, daß ihm über den Mechanismus der Bewegung, die Anſchauung des Lebens verloren gegangen war; der Titel der Anthropologie des Carteſius hätte recht eigentlich lauten dürfen: l'homme machine. Das 16. Jahrhundert mit ſeinen großen Entdeckungen in Anatomie und Phyſiologie ſtand darin viel höher. Es war alſo einer jener genialen Blicke Leibnitzens, womit er, ohne ſich ganz über ſein Jahrhundert zu erheben (denn auch er faßte den Menſchen als eine zuſammengeſetzte Maſchine) die höhere Wahrheit der Zukunft wenigſtens ahnte und der damaligen Generation den Weg dahin offen halten wollte. Es war mithin kein Mißverſtändniß von Leibnitzens, ſondern das klare Bewußtſein des Unrecht von Carteſius Seite, wenn er z. B. in einem ähnlichen Selbſtbekenntniß (opp. VI, part. I. pag. 319.) die Stelle in den Meditationen IV., welche Couſin anführt, heraushebt, um das Einſeitige daran zu zeigen. Er weiſt hier ausdrücklich auf die Medicin hin, welche gar nicht wäre, wenn die Aerzte ſich nicht erlauben dürften: de usu partium zu handeln. Es iſt auch zu viel, wenn Herr Couſin kategoriſch hinſtellt: Leibnitz n'étoit nullement un physicien. Naturforſcher wie Ehrenberg urtheilen anders [1]). Ueber Carteſius aber als Phyſiker ſpricht Bedeutendes Göthe in der Geſchichte der Farbenlehre, Werk LIII. 197—202., wo de. dem Carteſius ſo oft gemachte Vorwurf wiederholt und begründet wird, daß er, „gegen ſeine Vorgänger nicht dankbar" war. „Er will nun ein für allemal ganz original ſein; er lehnt nicht allein die läſtige Autorität ab, ſondern auch die förderliche. Solche Geiſter, ohne es beinahe ſelbſt gewahr zu werden, verläugnen, was ſie von ihren Vorgängern gelernt und was ſie von ihren Mitlebenden benutzt." Wir haben dies hier nicht verſchweigen können, um ſo weniger, als Leibnitzens ganz ähnliche Aeßerungen über Carteſius, nur viel ausführlicher hat (opp. V. 393—396.) welche nicht wieder etwa blos perſönlich gedeutet werden ſollen. Nachdem L. die Vorgänger des Carteſius in Philoſophie, Geometrie, Phyſik, Optik durchgegangen, ſagt er dort p. 394. Denique fuit Cartesius, ut a viris doctis du-

[1]) Siehe oben den Zuſatz zu S. 208.

dam notatum est, et ex epistolis nimium apparet, immodicus contemtor aliorum et famae cupiditate ab artificiis non abstinens, quae parum generosa videri possunt. Atque haec profecto non dico animo obtrectandi viro, quem mirifice aestimo, sed eo consilio, ut suum cuique tribuatur, nec unus omnium laudes absorbeat...

Alle dem jedoch, was Couſin gegen Leibnitz vorbrachte, liegt eine wichtige hiſtoriſche Wahrheit zu Grunde, welche Niemand ſo bereit ſein wird, anzuerkennen, als ich: die unmittelbar direkte Filiation der Philoſophie Leibnitzens und der des Carteſius. Unſere conſtruirenden Geſchichtſchreiber der Philoſophie in Deutſchland hören nicht auf, Leibnitzens Philoſophie zu einer Tochter des Spinozismus zu machen: „Leibnitzens Spiritualismus iſt die Conſequenz des Spinozismus" ſchreibt noch neuerdings ein ſolcher Schriftſteller. Vergeblich hält man ihnen die Data chronologiſch vor, aus denen das Gegentheil für jeden, der ſehen will, deutlich hervorgeht. In dem Dunſt ihres conſtruirenden Formalismus eingehüllt, lehnen ſie mit ſtolzer Verachtung jede Belehrung ab, welche ſich auf der Ebene der unbefangenen hiſtoriſchen Unterſuchung hält.

Haben wir ſo eben Leibnitzen gegen einige uns ungegründet ſcheinende Anklagen des Herrn Couſin in Schutz genommen, ſo denken wir mit wahrer Genugthuung der wahrhaft begeiſterten Lobrede, welche Couſin dem deutſchen Philoſophen als Verfaſſer der Theodicee (a. a. O. S. 600.) hält, und der Unpartheilichkeit, womit er die Sache Leibnitzens gegen Malebranche, in der Frage von dem Verhältniſſe Gottes zu den Geſchöpfen und von der Erlöſung durch Chriſtum, nimmt. Couſin findet bei dieſer Frage ſogar den proteſtantiſchen Philoſophen katholiſcher als den Prieſter des Oratoriums. Nichts deſto weniger hatte Leibnitz bei dieſer Gelegenheit auch von Seiten Malebranche's einen Bekehrungsverſuch abzulehnen. Einen Irrthum Couſins in der Auslegung der Worte: votres très illustre prince, wo Couſin an den Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels dachte, hat ſchon Soldan (Dreißig Jahre des Proſelytismus, Leipzig 1845. S. 64.) berichtigt und das Wort auf Anton Ullrich bezogen. Es könnte jedoch ſein, daß Malebranche den, wenn auch lange verſtorbenen Herzog Johann Friedrich im Sinne hatte, der eigentlich Leibnitzens Herr geweſen. — Aus dem Briefe Leib-

Ueber Steno findet ſich eine anziehende Nachricht in Joh. Wilh. Peterſen's von ihm ſelbſt aufgeſetzter Lebensbeſchreibung, ohne Ort 1719. S. 31. Peterſen, der durch ſeine Schriften und Schickſale bekannte Chiliaſt, war 1677, an demſelben Tage mit Steno nach Hannover gekommen, wo er aber nur ein Jahr Paſtor an der St. Aegidienkirche war.

Druck und Papier von Heinrich Richter.

j'
Al
po
j a
M
km
Mi
je
C
je
j'o
av

# Gottfried Wilhelm
# Freiherr v. Leibnitz.

Eine Biographie

von

**G. E. Guhrauer.**

Zwei Theile.

**Zu Leibnitzens Säkular-Feier.**

Mit

neuen Beilagen und einem Regiſter.

**Zweiter Theil.**

Breslau,
Ferdinand Hirt's Verlag.
1846.

BIBLIOTHECA · BODLEIANA

# Drittes Buch.

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·

Der neue Geiſt, welcher unter der Regierung des Herzogs Ernſt Auguſt und ſeiner Gemahlin Sophie, mit ihrer hoffnungsvollen Nachkommenſchaft, die vorhandenen Elemente einer glorreichen Zukunft Hannovers beſeelte, und auch Leibnitz zu höherm Eifer ſtimmte, ſtrömte zunächſt von der nicht gewöhnlichen Perſönlichkeit des neuen Herrſcherpaares aus. „Durch die verſchiedenen Schickſale der früheren und ſpäteren Jahre, drückt Spittler ſich aus, bildeten ſich in dieſem erhabenen Paare jene himmliſch-ſchönen Züge veredelter Menſchlichkeit, davon ihre Geſchichte ſo voll iſt; jene deutſche, gründliche, überfürſtliche Aufklärung, die ſie zu Leibnitzens Freunden machte; jene planmäßige Feſtigkeit, die ſo auszeichnend in ihrer Regierung war, und bei dem lebhafteſten Selbſtgefühl, bei dem unermüdetſten Aufſtreben in einen noch glücklichern Zuſtand, jene überall umherſehende Duldſamkeit, die man durch Trübſale jüngerer Jahre ſo leicht lernt, und durch glücklich gewonnene Tage nachfolgender Jahre ſo leicht wieder vergißt.“

Schon als Bischof von Osnabrück hatte der Herzog Ernst August ein Gewicht in die Schaale der deutschen Angelegenheiten gelegt; er brachte für das Land heilsamere und großartigere Auspicien, als die von seinem Vorgänger hinterlassenen, mit. Hatte dieser in dem vor Kurzem beendigten Reichskriege durch seine Allianz mit Ludwig XIV von den gemeinsamen Interessen des Reichs und des Kaisers sich feindlich abgesondert, so war das entgegengesetzte Verfahren Ernst August's, an der Spitze der andern Braunschweigischen Fürsten, noch in ganz frischem Angedenken. Er war aus diesem traurigen Kriege, als Reichsstand und Feldherr, mit dem Ruhme eines Patrioten und Helden hervorgegangen. Seinem Rathe und seiner Tapferkeit vor Allem verdankte die Reichsarmee den glänzenden Sieg über die Franzosen unter dem Marschall Crequi an der Conzer Brücke, den 1. August 1675, „der vollkommensten Siege und der schönsten Aktionen eine" (mit Leibnitz im Leben des Kurfürsten Ernst August zu reden) „dergleichen in demselben ganzen Kriege nicht vorgangen." Hätte jeder, wie er gedacht, so würde das Reich den Krieg gegen Frankreich so lange fortgesetzt haben, bis es einen würdigern Frieden davon getragen hätte. Wir sehen auch die Regierung Hannovers unter diesem Fürsten gleich Anfangs von den bisherigen Seitenwegen einer partikulären Politik auf die breitere Bahn der allgemeinen Reichsinteressen zurückkehren, und, eine kürzere Unterbrechung ausgenommen, auf derselben verbleiben. Als nicht lange nach dem Frieden von Nimwegen Ludwig XIV im Uebermuthe seiner Macht, mit den Reunionen den Anfang machte, und das Reich, in

Schrecken, eilig, unter dem Vorgange des Kaisers einen Gesandten-Congreß in Frankfurt am Main im Jahre 1681 beschickte, drang der Herzog Ernst August durch seinen Minister an diesem Congreß, den ausgezeichneten Grote, auf die Bewahrung der Rechte des Reichs, und weil es hiebei auf juristische und historische Erörterungen und Deductionen ankam, so hatte schon Leibnitz von seinem Herrn den Befehl erhalten, sich zu seinem Abgang nach Frankfurt, als Beistand des Gesandten, in Bereitschaft zu setzen: als die Nachricht von der Ueberrumpelung Straßburgs im September dieses Jahres eintraf und thätige Abwehr-Maßregeln zur Sicherstellung des Reichs dringend machte, welche Ernst August vor dem Congreß als unerläßlich vorstellen ließ: „weil Se. Durchlaucht es vor der ganzen Welt vor schimpflich, und bei der Posterität vor unverantwortlich gehalten, wann so viele Reichsstände so schlechterdings verlassen, und unter fremde Botmäßigkeit dahin gegeben werden sollten.“ Indeß der Congreß löste sich das nächste Jahr ohne Ergebniß auf und „die fernere Handlung“ wurde an den Reichstag zu Regensburg verlegt. Da der Kaiser im Juni desselben Jahres mit einigen Reichsfürsten und Ständen zur Bestätigung und Wiederbringung gemeiner Ruhe und Sicherheit den Laxenburgischen Tractat errichtete, schloß auch Ernst August, um diesen Zweck zu befördern und den Frieden im Reich, nach Inhalt der Westphälischen und Nimwegischen Traktate, aufrecht zu erhalten, den 14. Januar 1683 mit dem Kaiser eine Allianz zu Wien, worin er übernahm, 10,000 Mann zu Dienst des allgemeinen Vaterlandes zu stellen; er vereinigte sich auch noch in demselben Jahre mit den

Stämmen, welche das Larenburger Bündniß geschlossen hatten.

Während der Kaiser und das Reich sich gegen Frankreichs Vordringen in diesem Augenblicke gerüstet glaubte, zog, durch dasselbe Frankreich heraufbeschworen, von der andern Seite ein furchtbares Ungewitter sich über dem Haupte des Kaisers und der deutschen Christenheit zusammen. Von den Ungarischen Rebellen eingeladen, fiel ein türkisches Heer unter Anführung des Großveziers in die kaiserlichen Erbstaaten ein, und wälzte sich siegreich der Hauptstadt zu; vor welcher es sich am 14. Juli 1683 lagerte, und gegen drei Monate seine Kraft an dem Bollwerk europäischer und christlicher Civilisation im Osten versuchte. Nur der heldenmüthige König Johann Sobieski von Polen rettete Stadt und Reich; zum Jubel der ganzen Christenheit jeder Confession, und zu desto größerm Verdrusse Ludwigs XIV, welcher die völlige Niederlage des Kaisers und des Reichs bestimmt erwartet hatte, um keinen andern Gegner in Europa mehr, als den Sultan, die übrigen aber flehend zu seinen Füßen zu sehen. Unermeßlich war der Jubel Deutschlands, der doppelt drohenden Knechtschaft entgangen zu sein.

Von der allgemeinen Stimmung hingerissen setzte, noch während der Belagerung Wiens, Leibnitz, welcher damals in Zellerfeld im Harz an der Verbesserung des Bergbaues beschäftigt war, und von dort aus mit seinem Herrn, dem Herzog Ernst August, Briefe wechselte, eine politische Schrift gegen Ludwig XIV auf, welche den Staatsmännern das Ziel und das ganze Gewebe der französischen

Politik aufdecken ſollte. Ihr Titel lautet: **Mars Christianissimus, auctore Germano Gallo-Graeco, ou Apologie des Armes du Roy très Chrestien contre les Chretiens.** Sie kam aber erſt das Jahr darauf zu Cöln, und nicht lange darauf auch eine deutſche Ueberſetzung davon heraus, mit dem Motto:

Auf, Teutſcher, auf, dein Heil ruht faſt auf ſchlechtem Fuß,
Auf, Teutſcher, lies, bedenk und mach den rechten Schluß!

Leibnitz wählte die Form der Ironie, indem er ſich der Parthei der Franzoſenfreunde und Verräther in Deutſchland, welche man unter Gallo-Grecs verſtand, gegen die wahren Patrioten anzunehmen ſchien, um die Wahrheit deſto unumwundener und ſchneidender ſagen zu können. Als ein denkwürdiger Beweis ſeines Vertrauens zu dem Herzoge knüpft ſich an dieſe Schrift der Umſtand, daß Leibnitz ihre Herausgabe von dem Urtheile und Beifall ſeines Herrn abhängig ſein ließ, und wie der Erfolg zeigt, täuſchte er ſich nicht. „Dieſe Art der Apologie, ſchrieb Leibnitz bei der Ankündigung des Manuſcripts an den Herzog, würde, ſeiner Meinung nach, beſſer wirken, als eine Refutation.“ Doch ſichtbar hat das Gefühl den Verfaſſer, trotz der angenommenen Form, an vielen Stellen fortgeriſſen, und das echte Pathos läßt uns bald die wahre Tendenz durchblicken. Die durchgehende Beziehung auf den Moment, in welchem die Schrift dem Verfaſſer eingegeben worden war, giebt ihr in doppelter Hinſicht einen hiſtoriſchen Werth. Sie iſt ein würdiges Seitenſtück zu dem Bedenken über securitas publica interna et externa, und der Denkſchrift an den Kurfürſten Johann

Bischofs von Mainz über das Project der Eroberung Aegyptens durch die Franzosen, welches hier auch nicht undeutlich wieder anklingt. „Die Feinde Frankreichs, heißt es in der angenommenen Ironie, gegen den Schluß, übertreffen jetzt sich selbst in ihren vergeblichen Declamationen, jetzt, da der Türke auf die Christenheit fallen wird, zweimalhundert tausend Christen unter der Schärfe des Schwertes der Barbaren gefallen, oder in eine Sclaverei, ärger als der Tod, in einen, den Seelen tödtlichen Zustand gestürzt sind; dieses, sagen sie, schreit Rache zum Himmel gegen diejenigen, welche die Rebellen Ungarns angefeuert und mit Geld, Waffen und Rath unterstützt haben .... Aber wenn es ihm gefallen hätte, nach dem Frieden von Nimwegen so zu handeln, daß man vernünftigerweise einige Ruhe hätte hoffen können; wenn, sage ich, der allerchristlichste König diese Dinge den Bitten des heiligen Vaters und den Thränen der ganzen, zu seinen Füßen liegenden Kirche hätte gewähren wollen, so hätte er den größten Theil desjenigen, das er genommen hat, ruhig behalten, zu einem dauernden Frieden in Europa, dessen Urheber und Schiedsrichter (arbitre) er gewesen wäre, den Grund legen, die Herzen gewinnen und das allgemeine Beifallsgeschrei erhalten, endlich Unternehmungen gegen die Barbaren ausführen können, welche unendlich glorreicher und vielleicht wichtiger sein würden, als alles, was er in Europa thun könnte ...“ Und zuletzt: „Es giebt einige, welche sich einbilden, daß der allerchristlichste König besser thäte, seine schönen Vorhaben (die Einigung der Christen unter Einem Haupte und die Vertilgung der Ketzer) mit der

Niederlage der Türken zu beginnen, als mit der Unterdrückung der armen Christen: aber diese Leute bedenken nicht, daß es die Deutschen und die Flamänder sind, welche an die Grenze Frankreichs stoßen, und nicht die Türken; daß man von den Nachbarn zu den Entferntern übergehen, und in den großen Dingen, lieber über feste Stufen, als durch eitle und gefährliche Sprünge sich bewegen muß. Aber ohne politische Gründe zu suchen: hier ist ein Gewissensgrund, nemlich der König will die Vorschriften des neuen Testaments befolgen, welches bei den Juden anzufangen befiehlt, und sich ad gentes wenden heißt, und, um ihm zu folgen, wird sich der König durch die Ueberwindung der Christen einen sichern Uebergang schaffen, um eines Tages die Ungläubigen zu erreichen."

Ohne daß Leibnitz jemals auch nur von fern Anderen, als seinen Fürsten, hätte ahnen lassen, daß er der Verfasser des Mars Christianissimus wäre, so hat er doch manchmal, sowohl öffentlich, als in Briefen die Gelegenheit ergriffen, auf jene Schrift die Aufmerksamkeit zu lenken; wie er es mit anderen seiner politischen Schriften that, zu welchen er sich nicht bekannte. Eine Widerlegung gegen ein in Holland erschienenes Pasquill auf den Pater de la Chaise, den Beichtvater Ludwigs XIV, im Jahre 1694, in Tenzels monatlichen Unterredungen schloß er mit diesen Worten: „Zwar, daß man nicht nur mit dem Degen ficht, sondern auch die Schärfe einer wohlgespitzten Feder braucht, ist wohl und gut; allein es muß Art haben, so doch bei wenig neuen Büchern, die über Staatsgeschäfte und gegenwärtige Läufte herauskommen, zu spüren. Denn fast nur allein diejenigen jetzo davon

schreiben, die nichts davon wissen; und siehet man jetzt unter den Scribenten keinen Lisola, noch Verjus mehr. Doch will ich ausnehmen: die Anmerkungen über des Rebenaes Rede, den Martem Christianissimum, das Büchlein vom Abgang der französischen Finanzen, das Fas est et ab hoste doceri, das Büchlein genannt: Bornes de la France, und einige wenige andere, daraus noch etwas zu lernen."

Während der Kaiser, nach dem Zurückgehen der Türken, in Verbindung mit Venedig und Polen, den Krieg gegen sie in Ungarn führte, fuhr Ludwig XIV fort, seine feindliche Stellung gegen das Reich zu behaupten; er dehnte die Reunionen aus, eroberte Luxemburg, und brachte die Generalstaaten dahin, den 29. Juni 1684 einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit ihm abzuschließen. Dem deutschen Reiche wurde, zu Abschluß eines ähnlichen Waffenstillstandes, ein Monat ausbedungen, während dessen der König seine Reunionsforderungen nicht höher zu treiben versprach. Der gerechte Stolz des Kaisers kämpfte lange gegen diese erniedrigenden Bedingungen, und hielt auch seine Verbündeten, besonders den Herzog Ernst August, eine Zeit lang zurück, dem Waffenstillstande beizutreten. Aber diesen Augenblick bezeichnet ein Wendepunkt in des Herzogs Politik. Lebhafte Unterhandlungen waren zwischen ihm und dem großen Kurfürsten von Brandenburg im Gange über die Verbindung des verwittweten Kurprinzen Friedrich mit der einzigen, so schönen, als geistvollen Prinzessin von Hannover, Sophie Charlotte, der Schülerin Leibnitzens. Der große Kurfürst, seit dem Nimweger Frieden der Verbündete

Ludwigs XIV, machte nicht nur die Annahme des zwanzigjährigen Waffenstillstandes zur Bedingung ihrer Heirath, sondern auch, nachdem diese den 28. September 1684 zu Fontainebleau geschlossen worden war, es gelang ihm, den Herzog von Hannover von dem jahrelangen Bündnisse mit dem Kaiser ab und zu einer Allianz mit Ludwig XIV hinüber zu ziehen. Da unterdessen auch die Stadt Trier gefallen war, entschloß sich endlich Leopold zur Genehmigung des zwanzigjährigen Waffenstillstandes in Regensburg für das Reich.

Wie einflußreich und wichtig nach beiden Seiten diese Verbindung der Prinzessin Sophie Charlotte mit dem Kurprinzen von Brandenburg wurde, welche neue Phase staatsmännischer und philosophischer Wirksamkeit, und der schönsten persönlichen Beziehungen für Leibnitz daraus in der Folge erwuchs, werden wir weiterhin betrachten. War auch durch die Verbindung Hannovers mit Brandenburg, und dadurch mit Frankreich, für einige Jahre eine Kälte zwischen dem Kaiser und dem Herzog Ernst August eingetreten, so blieb man nichts desto weniger im Stillen der im Grunde vorhandenen Sympathien versichert, welche auch durch die gegenseitigen Interessen verstärkt wurden. Das Haus Braunschweig unterhielt in Ungarn einen Heertheil von 10,000 Mann, unter dem Oberbefehl des Erbprinzen von Hannover, wovon Hannover allein die Hälfte gestellt hatte, außer einem Regiment von 1000 Mann im kaiserlichen Dienste unter dem zweiten Prinzen des Hauses Friedrich August, und hatte einen bedeutenden Antheil an der, im Sommer 1685 gemachten Eroberung von Neuhäusel, und dem Siege über die Türken bei

dadurch, und daß die drei jüngern Prinzen Hannovers ihre Bestallung vom Kaiser entgegennahmen und erhielten, ward ein persönliches Verhältniß zwischen denselben unterhalten, wobei die mütterliche Sorgfalt der Herzogin Sophie besonders eingriff. Bei seinen mit Voraussicht und Beharrlichkeit gefaßten Entwürfen zur Befestigung und Erweiterung der Größe seines Hauses; bei den hartnäckigen Kämpfen, welche er deshalb mit den Mitgliedern seiner eigenen Familie zu bestehen hatte, blieb der Herzog Ernst August auf das gute Einverständniß mit dem Kaiser wesentlich hingewiesen. Er hatte bald beim Antritt seiner Regierung in Hannover das Hausgesetz umgeformt, und, weil die ehedem stets von Neuem getroffenen Theilungen die Macht des Welfischen Hauses immer mehr schwächen mußten, die Untheilbarkeit der Lande und das Recht der Erstgeburt in seinen Staaten eingeführt. Die jüngern Prinzen glaubten sich natürlich in ihren Rechten gekränkt, und die Herzöge Rudolph August und Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, welche die Vergrößerung des Vetternhauses nicht wünschten, bestärkten sie in ihrer Widersetzlichkeit. Unselige Ereignisse, trübe Verwickelungen knüpften sich an diese innere Zwietracht, die denn auch die Sorge und die Theilnahme Leibnitzens, welcher in die Entwürfe des Herzogs und der Herzogin aus staatskluger Ueberzeugung eingegangen war, vielfach beschäftigten; wovon sein Briefwechsel mit der Herzogin, nachher Kurfürstin Sophie, die geschichtlichen Spuren und Belege enthalten. Während indeß noch dieser Widerstand zu überwinden war, hatte der

Herzog von Hannover sich bereits ein höheres, wiewohl damit zusammenhängendes Ziel gesetzt, nemlich nichts geringeres, als die Erwerbung der Kurwürde, für welche der Kaiser vor den Uebrigen gewonnen werden mußte. Es wurde nur die Gelegenheit dazu abgewartet, und diese boten die Verlegenheiten, welche der nächste Reichskrieg bereitete, von selbst dar.

Durch die Vereinigung eines so großen Uebergewichts persönlicher Geltung und Kraft mit so günstigen Umständen und Aussichten für die Zukunft des Hauses, verstärkt durch den, in der 1682 gefeierten Verbindung des Erbprinzen mit der Prinzessin von Celle, vorbereiteten Ueberfall von Celle-Lüneburg an Hannover, sah sich dieses Haus schon in den ersten Jahren der Regierung Ernst Auguſts und Sophiens als den Mittelpunkt des Gesammthauses Braunschweig, und überstrahlte weit die, obwohl ältere Linie, der Herzöge Rudolph August und seines Bruders, (seit 1685) Mitregenten, Anton Ullrich von Wolfenbüttel. Mitten in diesen Kreis so hoher und bedeutsamer Personen sah von nun ab Leibnitz sich gestellt, welcher durch seine überragende Persönlichkeit selbst wie eine Macht da stand, wenigstens als eine solche wirkte. Ohne den Interessen seines Herrn im geringsten etwas zu vergeben, gelang es ihm, das Vertrauen, die Liebe und Verehrung der Herzöge von Wolfenbüttel, welchen er vor 1680 noch persönlich unbekannt war, zu erwerben. Es ist unnöthig, von der Bildung und Gelehrsamkeit dieser echt deutschen Fürsten, der Söhne des ehrwürdigen Herzogs August, (des Nestors der deutschen Fürsten von gründlich gelehrter Bildung) von denen der jüngere, Anton Ullrich,

durch seine Romane, die Aramena und die Octavia, die Nationalliteratur des Jahrhunderts bereichert hat, weitläufig zu besuchen; man begreift, wie Leibnitz, so weit es außerhalb der oft streitigen politischen Verhältnisse lag, in Allem, besonders was Cultur, Kirche und Wissenschaft betraf, als ihr Rathgeber und Orakel angesehen werden durfte. Sein Briefwechsel mit den beiden Fürsten, vorzüglich mit Anton Ullrich, war sehr lebhaft, und bei seinen öftern Reisen nach Wolfenbüttel oder Braunschweig, wo während der Messe die Fürsten des Hauses gewöhnlich zusammenkamen, war er die Zierde ihrer Tafel. Seit dem Jahre 1691, da Leibnitz zum ersten Vorstand der Herzoglichen Bibliothek von Wolfenbüttel ernannt worden, wie er es gleichzeitig in Hannover blieb, geschahen die Reisen nach Wolfenbüttel in einer gewissen Regelmäßigkeit, wobei allerdings politische Absichten und Aufträge seines Hofes nicht selten die geheimen Motive waren. Seltener war Leibnitz an dem Hofe des Herzogs August Wilhelm von Celle, durch dessen Gemahlin, die geistvolle d'Olbreuse, eine Schaar von Franzosen, namentlich unter den (seit dem Widerruf des Edicts von Nantes 1685 flüchtig gewordenen) Reformirten, dahin gezogen waren, welche die deutsche Sprache und Sitten am Hofe und an der Tafel des Herzogs fast verdrängten, und wo sich der Unwille gegen die Verfolger ihrer Religion, gegen Paris und Rom, nicht selten in den beißendsten und muthwilligsten Impromptüs Luft machte, auf welche der Herzog und auch Leibnitz, war er gegenwärtig, zwanglos eingingen. Ein Impromptu dieser Art auf den Uebertritt der Königin Christine, von Leibnitz verbessert,

findet ſich unter ſeinen Papieren. In viel ernſterer Weiſe wurden die Religionscontroverſen von den Herzogen von Wolfenbüttel, beſonders von Anton Ulrich, behandelt, welcher mit den Theologen der Univerſität Helmſtädt in enger Verbindung ſtand und ſelbſtſtändig zu wirken ſuchte. Dieſe Univerſität, deren Verwaltung und Leitung unter den drei braunſchweigiſchen Höfen abwechſelte, mußte in dem damaligen Zeitraum wiederum am meiſten dem von Hannover ausgehenden Anſtoß folgen, woher für Leibnitz ein höchſt bedeutender und wirkſamer Einfluß entſprang, welchen er beſonders bei der Wiederbeſetzung erledigter Profeſſuren, vorzüglich in der theologiſchen Fakultät, geltend zu machen verſtand.

Im Punkte der Religion und Kirche und der theologiſchen Controverſe zeichnete ſich der Herzog Ernſt Auguſt durch eine große Mäßigung und Duldung aus; er war dem lutheriſchen Bekenntniſſe zugethan, während ſeine dem reformirten Glaubensbekenntniſſe anhängende Gemahlin einen eignen Gottesdienſt in der Kapelle des Schloſſes übte; Verlockungen zum Uebertritt in die römiſche Kirche waren beide verſchiedene male in ihrem frühern, wie ſpätern Leben, folgerecht ausgewichen. Der Herzog, fern von jenem ascetiſchen Gemüthshange, welcher ſo leicht zu einem Aeußerſten führt, faßte das Chriſtenthum vorzüglich von der Seite ſeiner ſittlichen und ſocialen Wirkſamkeit auf; er äußerte, erzählt Gourville in ſeinen Memoiren: „der Herr habe nicht gewollt, daß eine entſchiedene und ausſchließliche Meinung über den myſtiſchen Sinn des Abendmahls ſtatt finden und Partheien bilden ſollte, weil er ſonſt ſelbſt ſich entſchiedener und beſtimmter darüber

erklärt haben würde.“ Die Herzogin ihrerseits ließ sich, in der ihr eigenen Milde und Heiterkeit, bei dieser menschlich fast unauflöslichen Frage, von philosophischen Begriffen leiten, in welchen sie bessre größere Klarheit und Uebersicht erlangen mußte, je eifriger sie sich als Schülerin Leibnitzens in der Philosophie erwies. War sie auch nicht an spekulativem Geiste, eindringender Gelehrsamkeit, und Feuer für die Wissenschaft mit ihrer ältern Schwester, der berühmten Prinzessin Elisabeth von Böhmen, der Schülerin des Carteſius, oder der Königin Christine von Schweden zu vergleichen, so konnte sie doch als eine der unterrichtetsten Prinzessinnen des Zeitalters gelten (sie schrieb ein zierliches Latein und sprach und schrieb die meisten lebenden Sprachen), und übertraf ihre Schwester an Geist und besonders an hellen politischen Einsichten. Daher konnte Chevreau, ein Franzose, welcher viele Höfe kennen gelernt und bei den braunschweigischen Fürsten sich lange aufgehalten hatte, in seinen Denkwürdigkeiten (Chevraeana) schreiben: „dreist sage er, daß Frankreich keinen schönern Geist besitze, als die Frau Herzogin von Hannover, und keinen von gediegnerem Wissen, als ihre Schwester, Elisabeth von Böhmen.“ Leibnitz wurde ihr unentbehrlicher Umgang, und so oft er von der Fürstin entfernt war, führte sie den fleißigsten Briefwechsel mit ihm, den sie als ihren treuesten Freund behandelte. Die hochgestellte Fürstin nahm keinen Anstand, in einem ihrer Briefe an Leibnitz (vom 24. Februar 1690) zu bekennen, sie schätze seine Glückwünsche zum neuen Jahre höher, als die, welche sie von den Königen und Fürsten erhalten hatte. Ein

andermal (den 5. November 1701) bekannte sie unverholen Je ne vous écrit, que pour m'attirer de vos lettres. In Leibnitzens Briefen wechseln, sagt Feder, Scherz und Ernst mit einander ab. Nicht nur Philosophie, sondern auch Geschichte, Münzen, Naturgeschichte, neueste Literatur sind oft die Gegenstände ernsthafter Unterhaltung. Einige dieser Briefe, versichert derselbe Schriftsteller, enthalten seine eigene Metaphysik so ausführlich und tief eindringend, daß sie unter Leibnitzens wissenschaftlichen Schriften ihren Platz behaupten könnten. Die Kurfürstin antwortet wohl einmal scherzend, daß sie seine „Einheiten" nicht begreife, nicht einsehe, wie die Einheit mehr sein sollte, als das aus Einheiten Zusammengesetzte, da doch vier Thaler mehr seien als ein Thaler. Aber den Philosophen schreckt dies nicht ab; er sucht dann nur die Hauptsätze in ein helleres Licht zu setzen. Solche Briefe wurden von der Herzogin ihren Verwandten in Frankreich, besonders der geistreichen, so charaktervollen Herzogin von Orleans, ihrer Nichte; dem Herzog von Bourgogne, der Herzogin von Mayne mitgetheilt, anderer Personen an ausländischen Höfen zu geschweigen. In den Geschäften und der höhern Staatskunst war die Fürstin nicht wenigen an ihrem Platze, und während sie den Entwürfen ihres Gemahls und seiner, den Stempel fester Selbstständigkeit an sich tragenden Persönlichkeit klug sich unterzuordnen verstand, war ihrer stillen Umsicht und Mitwirkung das Gelingen seiner Entwürfe zum großen Theil zuzuschreiben, wobei ihr Leibnitz als Freund und Vertrauter zur Seite stand. Ihrem lebhaften hellen Geiste war das Ernsthafte oft nur wie ein Spiel; überhaupt

charakterisirte sie ein kaustischer Zug, die Folge ihres Temperaments, aber auch ihres philosophischen Sinnes, womit sie die weltlichen Dinge von einer gewissen Höhe betrachtete. So konnte sie über die in Hannover betriebenen Reunionsangelegenheiten, an denen sie einen großen Antheil hatte, in einem Briefe an Leibnitz die scherzhafte Bemerkung machen, „man müsse darüber auf eine außerordentliche Offenbarung hoffen; und da das Christenthum in die Welt durch eine Frau gekommen sei, so wäre es glorreich für sie, wenn die Union durch sie zu Stande käme; nur bedürfe es besonderer Einflüsse, um es zu vollbringen.“ Nächst Leibnitz war der eben so gelehrte, als humane und freisinnige Abt von Lokkum, Molanus, der erste Geistliche des Landes, ihr werth. Die Unterredungen mit Beiden, welche gewöhnlich in die Morgenstunden fielen, und zu denen zuweilen ausgezeichnete Fremde, wie einmal im Jahre 1696 der berühmte Enthusiast Franz Mercur von Helmont, zugezogen wurde, waren hauptsächlich der Philosophie gewidmet. Bei streitigen Ansichten erhielt gewöhnlich die letzte Entscheidung Leibnitz, welcher zuweilen von beiden Partheien für sich angerufen wurde, aber seine Meinung unpartheiisch an den Tag geben mußte. An der Tafel zu Herrenhausen, erzählt Feder, kam einst die Unterredung mit dem sehr geschätzten ersten Geistlichen des Landes auf die Unsterblichkeit der Seele und die philosophischen Beweisgründe für dieselbe. Des Abts Beweise fand der Herzog, wie die Herzogin nicht befriedigend; man vereinigte sich dahin, Leibnitz solle entscheiden. Molanus meldet ihm dieses mit

der Wendung, er rechne auf ſeine Freundſchaft, daß er ihn nicht im Stiche laſſen werde. In der Sache ſelbſt, antwortete dieſer, habe er Recht; aber ſeine Carteſianiſchen Beweiſe könne er nicht in Schutz nehmen. Darauf ſchrieb Leibnitz in munterm Sinne einen langen Brief an die Kurfürſtin und ſetzte die aus ſeinen philoſophiſchen Schriften bekannten Gründe für die Einfachheit und Unſterblichkeit der Seele auseinander. Nicht ſelten hatte daher Leibnitz, wenn im Geſpräche ſeine Sätze angegriffen wurden, in der eingeweihten Fürſtin den geiſtreichſten und glücklichſten Beiſtand. In ſeinem Briefwechſel mit Samuel Clarke über die Newtonſche Naturphiloſophie, bei dem wichtigen Satze des Nichtzuunterſcheidenden, erzählt Leibnitz die bekannte Anekdote: „Ein Edelmann von Geiſt, mein Freund, welcher in Gegenwart der Frau Kurfürſtin in dem Garten von Herrenhauſen mit mir davon ſprach, glaubte, daß er wohl zwei vollkommen gleiche Blätter finden würde. Die Frau Kurfürſtin forderte ihn dazu heraus, und lange lief er vergeblich danach umher."

Von dem Rufe eines ſo milden, einſichtigen und geiſtvollen Fürſtenpaares angezogen, kam im Frühjahr des Jahres 1683 der Biſchof von Thina zum anderenmale nach Hannover, und hoffte endlich irgend einen beſtimmten Erfolg in den bisher vergeblich, wiewohl unermüdlich betriebenen henotiſchen Reiſen und Conferenzen; denn ſo eben hatte er wieder viel Mühe an dem Hofe und bei den Theologen des reformirten Kurfürſten von Brandenburg verloren. Seine Hoffnung war nicht ohne Grund; denn zu den perſönlichen Geſinnungen der Macht-

den 30. März 1683, unter Mitunterschrift von Barckhausen, eine Methode der Union (Methodus reducendae Unionis Ecclesiasticae inter Romanenses et Protestantes) entgegen oder vielmehr zur Seite, welche im Wesentlichen keine anderen Forderungen aufstellte, als die, welche Spinola im voraus bewilligte, und wiederum nur die Zugeständnisse machte, welche Spinola der Billigkeit gemäß achtete, und noch etwas darüber, nemlich (so lehrt ein Brief Leibnitzens an Seckendorf vom Jahre 1684), daß die Protestanten das Primat des Pabstes nicht nur als eines der Ordnung, sondern auch der Gerichtsbarkeit anerkennen würden. Wegen künftiger Meinungsverschiedenheit werde man sich der gegenseitigen Verdammung enthalten. Um einer solchen aber so sehr als möglich zuvorzukommen, müsse ein allgemeines Concilium gehalten werden, an welchem auch die protestantischen Superintendenten, als Bischöfe, Theil nehmen würden, und wo diejenigen Controversen entschieden werden sollten, deren Erledigung nothwendiger als andere scheinen. Und die so abgefaßte Methodus, meldet dort Leibnitz, wurde dem Fürsten übergeben, auch von ihm selbst dem Bischofe mitgetheilt.

Aufgehalten wurde die Antwort an Spinola nur durch einen, aber nur kurzen Widerstand des Abts Calixtus, welcher, ungeachtet der Aufforderung des Herzogs, die Unterschrift versagte, weil er die Schrift nicht ganz mit seinem Gewissen vereinigen könnte. Der Herzog, um das Werk nicht im Keime sich auflösen zu lassen, hieß Calixtus noch seine eigene Ansicht und Bedenken dem Bischof eröffnen, und sie dann mit der Erklärung der Uebrigen verbinden. Der Weg ward endlich

gefunden, beide Ansichten zu vereinigen, und daraus entstand noch vor Ende desselben Jahres diejenige Schrift, welche im Jahre 1691 herauskam und die Ueberschrift führte: Regulae circa Christianorum omnium ecclesiasticam unionem, welche als das Hauptdokument für die Geschichte dieser anziehenden Unterhandlungen gelten kann, und den spätern Unternehmungen theils in Ungarn, theils in Frankreich wesentlich zu Grunde lag. Die Aufnahme der Protestanten in die römische Hierarchie war die nächste Tendenz dieser „Regeln," gegen welche die Vereinigung der Lehre im Hintergrunde blieb, die man von einer Verständigung in der Zukunft, durch das neue ökumenische Concilium, abhängig sein ließ, bis wohin jede Parthei das Dogma der andern toleriren sollte, nach den Explicationen von jeder der beiden Partheien. Zwar ward die Haupt-Controverse von der Transsubstantiation unter den Punkten aufgeführt, über welche man sich im Wege der Explication nicht habe vereinigen können; aber dieses sollte kein Hinderniß der kirchlichen Communion sein. Ueberhaupt sollte es mit den verschiedenen und unentschiedenen Meinungen das Bewandniß haben, wie etwa mit den damaligen in der römischen Kirche selbst herrschenden Streitigkeiten über die Gnade, die moralische Probabilität, die Nothwendigkeit der Liebe Gottes u. s. w., alles jedoch unter der Bedingung, daß man sich demjenigen unterwerfen werde, was die Kirche eines Tages in dem neuen ökumenischen Concilium entscheiden würde.

Als man so weit war (unterdessen war das Jahr 1684 herangekommen), ging der Bischof von Tina mit der

Denkſchrift der Hannoverſchen Theologen, nach einem kurzen Aufenthalte an einigen andern Höfen, nach Rom, und es iſt merkwürdig und von großer Beachtung zur Beurtheilung der bei dieſem Geſchäfte thätigen Perſonen, mit welchem Beifall dieſe Propoſitionen dort begrüßt wurden. Der Pabſt Innocenz XI, mehrere Kardinäle und Ordensgenerale, namentlich der damalige Jeſuitengeneral, Pater Noyelles, der Magister sacri palatii und andere anſehnliche Theologen, erklärten ſich dafür, nachdem, wie ſich von ſelbſt verſteht, der Kaiſer Leopold vorher ſeine ganze Beiſtimmung gegeben hatte. „Der Pabſt, heißt es insbeſondere in einem Aufſatze Leibnitzens über dieſe Angelegenheiten, ertheilte einigen Cardinälen und andern Geiſtlichen den Auftrag, mit dem Biſchof darüber zu konferiren, und darauf Bedacht zu nehmen, wie dieſe Angelegenheit am beſten zu leiten ſei. Man fand hier bei näherer Erwägung, daß die Sache nicht ohne Beiſpiel ſei, wie ſchon von den Griechen angeführt worden, wiewohl dem Anſehen des Tridentiniſchen Concil dadurch etwas werde entzogen werden; nur könne der Pabſt wegen des damaligen Bruchs der franzöſiſchen Kirche mit ihm, wegen der Regalien, wobei man alle Handlungen des Pabſtes in ein nachtheiliges Licht zu ſetzen ſuchte, nichts zugeſtehen; indeſſen ſei doch den Proteſtanten dazu Hoffnung zu ertheilen. Vorzüglich ſei der Biſchof mit der Authorität des Pabſtes zu verſehen, damit er deſto kräftiger handeln könne; denn einige proteſtantiſche Theologen hätten ſich deshalb nicht hierauf einlaſſen wollen, weil Spinola nur von dem Kaiſer, nicht aber auch von dem Pabſte zu dieſer Unterhandlung Vollmacht hatte. Spinola

hatte, nach einer ausdrücklichen Versicherung von Leibnitz gegen die Frau von Brinon, affirmative Resolutionen in Händen, welche dahin lauteten: „Man könne sich, selbst in Glaubenssachen, irren, ohne ein Ketzer noch Schismatiker zu sein, so lange man in einer unüberwindlichen Unwissenheit und Unkunde lebte, daß die katholische Kirche das Gegentheil festgesetzt habe, wenn man nur die Principien der Katholicität anerkennt: daß nemlich der Beistand, welchen Gott seiner Kirche verheißen hat, niemals zulasse, daß ein ökumenisches Concil sich in dem, was die Seligkeit betrifft, von der Wahrheit entfernen werde." Mit diesen Resolutionen kehrte Spinola zu Ende des Jahres 1684 nach Wien zurück und theilte das glücklich lautende Ergebniß durch Briefe seinen Mitunterhändlern in Hannover und anderswo mit.

Bei diesem lebhaften und folgerechten Laufe der Sache war der Herzog von Hannover der eigentliche Hebel, und es lag nicht an ihm, wenn damals das Ziel nicht in der eingegangenen Bahn erreicht wurde. Politische Zwecke, nicht aber religiöse oder kirchliche, lagen bei ihm zu Grunde. Wohl sah der scharfblickende Fürst die großen Schwierigkeiten und Widersprüche voraus, welche sein Vorhaben, Kurfürst des Reichs zu werden, nicht allein von katholischen, sondern auch protestantischen Ständen finden werde: vielleicht glaubte er durch die wiederhergestellte Union mit Rom seinen Weg sicherer gehen zu können.

Aufrichtige Katholiken in Deutschland, selbst unter denjenigen, welche die Reunion mit den Protestanten wünschten, wie der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, der selbst an den

Hannöverſchen Unterhandlungen Antheil genommen und an den Herzog und die Herzogin durch Leibnitzens Vermittelung eine eigne Denkſchrift darüber in deutſcher Sprache geſandt hat, erſtaunten über die Unterhandlungen des Biſchofs von Thina. Der Landgraf ſchrieb damals an Leibnitz vom 11. Nov. 1684: „Ich höre nichts mehr von der Sache des Biſchofs von Thina. Ich bin auf das höchſte verwundert, daß man ihm dieſe Angelegenheit geſtattet in Rom, wo man geſehen hat, daß man ſelbſt im vorigen Jahrhundert das Interim nicht billigen wollte, welches gleichwohl blos in zwei Artikeln beſtand, und zwar ſolchen, die ſehr leicht zu bewilligen waren, nemlich der Communion unter den zwei Geſtalten, und der Heirath der Prieſter. Und ſo komme ich faſt dahin, zu denken, daß manche Lutheraner, welche glauben, daß der genannte Biſchof dies nur vorſchlägt, um den Lutheranern eine Falle zu ſtellen, um ſie untereinander zu veruneinigen und zu ſpalten, um hinterher wenigſtens es mit einigen wohlfeilern Kaufs zu haben, nicht gerade die albernſten und einfältigſten ſind, ſondern eine gute Naſe haben. Denn im Uebrigen iſt es eine gewiſſe Sache, daß man unſerſeits auch nicht das Geringſte von dem Weſentlichen herunterlaſſen wird.“ Ganz ſo äußerte ſich einige Jahre ſpäter der, durch ſeinen Antheil an dem Uebertritt des Herzogs Johann Friedrich bekannte, Baron von Blume in einem Schreiben an den Landgrafen, auf ein von demſelben ihm mitgetheiltes Schreiben von Leibnitz; wichtige Bekenntniſſe von Katholiken gegen Katholiken.

Leibnitz war im Grunde der nemlichen Meinung. Er hatte zu Anfang des Jahres (den 5. Januar) 1684 von Zellerfeld

im Harz dem Abt Molanus die größte Vorsicht bei diesem Geschäfte empfohlen, da sowohl Katholiken als Protestanten große Nachtheile von dieser Union besorgten; kurz darauf, in einem vertraulichen Schreiben an den berühmten Freiherrn von Seckendorf in Jena (vom April 1684) gestand er: „daß weder die jetzigen Zeiten, noch die Persönlichkeit des Bischofs ihm Hoffnung erwecken; und wider das beabsichtigte Concil erhöben sich so viele Hindernisse, daß sie beide es wohl nie erleben würden." Nur war nicht Leibnitz bei diesen Unterhandlungen maßgebend, sondern sein Herr, der Herzog Ernst August, welcher hier ganz nach seinen eignen Principien, und gemäß der Politik der damaligen Verhältnisse handelte. Als eine deutsche Fürstin, die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, Elisabeth Dorothee, im Oktober 1683 an mehrere protestantische Höfe, und besonders auch die von Braunschweig-Lüneburg, um Auskunft über die ihr verdächtigen Schritte des Bischofs von Thina schrieb, da denn die meisten das Eingehen auf dessen Vorschläge mehr oder weniger ablehnten, erwiderte nur der Herzog Ernst August, unter dem 7. December d. J., „daß dieser Vorschlag wegen seines heilsamen Zweckes nicht sogleich von der Hand zu weisen sei. Es sei von diesem Bischof und einigen Theologen des fürstlichen Hauses darüber communicirt und endlich ein Methodus projectirt; dieser aber, obgleich er ganz unverfängliche Dinge und Vorschläge enthalte, könne vorerst nicht mitgetheilt werden, da dergleichen nicht immer, wie es gemeint, aufgenommen werde, zumal von eingenommenen und alles zum schädlichen Synkretismus ausdeutenden Theologen."

Gegen dieſe entſchiedene Willensmeinung ſeines Herrn konnte Leibnitz nicht auftreten, noch mit ſeiner Anſicht durchdringen; äußerlich daher, in ſeiner Stellung als Diener des Hofes, klangen ſeine Antworten und Erklärungen ſo, als wäre er mit dem Unionsprojekte Spinola's einverſtanden. Als Philoſoph dagegen konnte er ſich den innern Widerſpruch nicht bergen, der darin lag, daß zwei zur Zeit ſich in der Lehre, dem Cultus und der Disciplin ſo entgegenſtehenden Kirchen, wie die römiſch-katholiſche und die proteſtantiſche waren, durch Namensunterſchriften und Machtworte als zu Einer Kirche verſchmolzen gelten ſollten. In dieſer zweideutigen und ſich widerſprechenden Stellung, als Philoſoph und Hofmann, fiel er nun auf einen eigenthümlichen Ausweg, um dieſe doppelten Anſprüche zu vereinigen und ins Leben zu ſetzen. Schon in ſeinem Briefwechſel mit dem katholiſchen Landgrafen Ernſt, im März 1684, hatte er ſein Vorhaben entdeckt: einmal eine geheime Schrift über einige Controverspunkte zwiſchen den Katholiken und den Proteſtanten aufzuſetzen, um ſie gemäßigten und einſichtigen Theologen zur Prüfung vorlegen zu laſſen. Nur dürfe man durchaus nicht wiſſen, daß der Verfaſſer kein Katholik ſei; denn da werde man gegen ihn eingenommen, und dies mache die beſten Dinge verdächtig. Er verſprach ſich davon, als einer „unſchuldigen Liſt" (une adresse innocente) einen guten Erfolg.

Dieſes, von dem Landgrafen unbeachtet gelaſſene, Vorhaben nun, hatte Leibnitz zwei Jahre ſpäter den Muth, ſeinem Herrn, dem Herzog Ernſt Auguſt, in ſeinem Briefwechſel mit demſelben, und zwar in beſtimmterer Weiſe, vorzuſchlagen,

und zugleich dieſen Fürſten ſelbſt um die thätige Vermittelung dabei anzuſprechen. Es war in den letzten Sommermonaten des Jahres 1686; der Herzog befand ſich zu der Zeit in dem Lager bei Hamburg, wo Unruhen ausgebrochen waren, zu deren Dämpfung er mit den verwandten Fürſten herbeigezogen war. Leibnitz war von Zellerfeld nach Hannover zurückgekehrt, wo Briefe vom Herzog für ihn bereit lagen. Das Weitere können uns folgende Auszüge aus den vorhandenen Entwürfen von Leibnitzens Antwortſchreiben an den Herzog kennen lehren, welche uns mitten in den Gegenſtand, nemlich den Principienſtreit über die Mittel zur Union, verſetzen.

In dem einen, kürzern Entwurfe drückt ſich Leibnitz ſo aus: „Was Ew. Hoheit in Ihrem Briefe auf dasjenige, was ich über die Transſubſtantiation ſchrieb, entgegnen, läßt mich erkennen, wie ſchwer es iſt, ſelbſt den billigdenkendſten und aufgeklärteſten Perſonen zu genügen, wenn man nicht ganz genau in ihre Gedanken und Meinungen eingeht. Oft ſind ſehr gute Gedanken nicht zur Ausführung gekommen, weil wohlgeſinnte Perſonen, welche einen und denſelben Zweck hatten, unter ſich auf Widerſprüche ſtießen, und über die Mittel nicht einig waren, deren man ſich bedienen müßte, wenn ſchon dieſe Mittel in der That gut und folgerichtig waren. Das nemliche ereignet ſich hier bei dem Punkte vom Kirchenfrieden. Indem Ew. Durchl. Hoheit ſich befleißen, ihn auf das Alterthum und auf die bündige Methode der Authorität einer ſichtbaren Kirche zu gründen, ſcheinen Sie nicht zu billigen, daß man auf die Controverſen Punkt für Punkt eingehe, und

halten mir vor, daß ich dadurch von den wahren Principien mich entferne. Was mich betrifft, ſo kann ich ſagen, daß ich das Alterthum ſtudirt habe, und daß ich eine Tradition der katholiſchen Kirche unendlich ſchätze. Nichtsdeſtoweniger habe ich geglaubt, daß es wichtig ſei, freilich nicht für jedermann, aber doch für diejenigen, welche dazu geeignet ſcheinen, eine ſorgfältige Discuſſion der Materien damit zu verbinden, um ſich keinen Vorwurf machen zu dürfen, und mit aller möglichen Aufrichtigkeit und Genauigkeit, ohne Verſtellung und Verheimlichung, handeln zu können."

In dem andern Entwurfe beginnt Leibnitz, mit Rückſicht auf die häufigen von Seiten Arnauds und Anderer ihm zugekommenen Ermahnungen zum Uebertritt in die katholiſche Kirche: „Es habe niemals an ihm gelegen, wenn er nicht auf der Seite der Wahrheit ſtehe; und was ihn am meiſten von den Meinungen der römiſchen Kirche abgewandt habe, waren (denn er ſpreche jetzt nicht von der Praxis) hauptſächlich die Schwierigkeiten bei der Transſubſtantiation, und die Demonſtrationen, welche er über Materien zu haben glaube, die mit dem Artikel von der Gnade verwandt ſind." Damit zielte Leibnitz ohne Zweifel auf den Satz von der präſtabilirten Harmonie und der durchgängigen Determination in allem Creatürlichen. Jetzt fährt Leibnitz fort: „Ich habe immer geſtrebt, mir Genüge zu thun, und beinahe wäre ich ganz damit zu Stande gekommen. Aber da dieſe Materien ſorgfältige Meditationen über die tiefſten Theile der Metaphyſik erheiſchen, ſo iſt es ſehr leicht, ſich darüber zu täuſchen, ehe man ſeine Vernunftſchlüſſe in einer ſtrengen Art, wie eine

Rechnung, geordnet hat, und das iſt es, was mich bisher gehindert, ein definitives Urtheil zu fällen. Herr Arnaud, welcher die neuere Philoſophie vollkommen inne hat, und Carteſianer zu ſein ſcheint, hat es niemals gewagt, dieſe Seite zuberühren, oder auf die faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten zu antworten, welche gegen die Transſubſtantiation zu kämpfen ſcheinen; vielleicht weil er glaubte, daß ſeine Explication verdammt werden möchte, wenn ſie ans Licht käme. Daher wäre nach meinem Dafürhalten die Art und Weiſe zu verfahren, um in dieſen Materien ſicher zu gehen, folgende:

„Ein meditativer Mann, welcher von der Reunion nicht entfernt iſt, müßte eine Expoſition des Glaubens aufſetzen, die ein wenig mehr auf das einzelne einginge, als die des Herrn von Condom; darin er ſuchte, ſich auf das ſchärfſte und aufrichtigſte über die ſtreitigen Artikel zu erklären, indem er die zweideutigen Ausdrücke, ſo wie die einer ſcholaſtiſchen Chicane, vermiede und nur in natürlichen Ausdrücken redete. Und dieſe Explication würde er dem Urtheile einiger gelehrten Biſchöfe unter den Gemäßigſten unterwerfen, wobei er ſowohl ſeinen Namen, als ſeine Parthei verheimlichte. Und um ſie zu einem günſtigern Urtheile zu ſtimmen, würde er ſuchen, ſeine Expoſition durch die Autoritäten einiger gelehrten Männer in der römiſchen Kirche zu unterſtützen. Aber während er ein Urtheil verlangte, würde er nicht fragen, ob ſie ſeiner Anſicht ſeien, ſondern nur, ob ſie glaubten, daß man ſeine Meinung in der Kirche dulden werde.“

„Niemand aber könnte in dieſem Falle eine Approbation dieſer Natur unter der Hand zu erlangen bewirken, als Ihre

Durchl. Hoheit. Und um eine ſolche Expoſition zweckmäßig abzufaſſen, müßte man ſie mit Ihrer Durchl. Hoheit ſelbſt in Uebereinſtimmung bringen. Doch ob dieſes zu Stande komme, oder nicht: derjenige, welcher das Seinige thut, um nicht in dem Schisma zu ſein, iſt in der That in der Kirche, wenigſtens in foro interno, nach dem vortrefflichen Ausdruck Ihrer D. H. Ich glaube indeſſen, daß die Approbation der Biſchöfe hinreiche, und die von Rom nicht ſo nöthig ſein wird. Vielleicht könnte man ſie jedoch hoffen, wenn man ſich zweckmäßig dabei benähme, und ich weiß, daß es Perſonen in Rom giebt, welche dazu helfen könnten. Aber man kann ohne große Befliſſenheit etwas dieſer Art nicht füglich hoffen." —

Ein Vorſchlag dieſer Art widerſtritt indeß zu ſehr den einmal gefaßten Principien, dem geraden und offenen Verfahren des Herzogs Ernſt Auguſt, als daß er auf ihn eingegangen wäre. Keine Spur davon findet ſich daher in der urkundlichen Geſchichte dieſer Verhandlungen. Lange nach Leibnitzens Tode jedoch ward der Entwurf zu jener philoſophiſchen Expoſition des katholiſchen Glaubens, von Leibnitzens eigener Hand, in lateiniſcher Sprache, unter ſeinem Nachlaſſe, wiewohl unvollendet und ohne die nöthige, für den Gebrauch nothwendige Ueberarbeitung, vorgefunden, und bald verbreitete ſich das Gerücht von Leibnitzens „Systema Theologicum" (dieſe Aufſchrift hat ein Bibliothekar dem Manuſcripte gegeben), welches, im Widerſpruche mit allen übrigen und gedruckten Schriften, ja dem Leben des Philoſophen, eine unbedingte Vertheidigung der katholiſchen Glaubenslehre

enthielte. Das berufene Manuscript wurde endlich im Jahre 1819 in Frankreich mit einer französischen Uebersetzung, zu seiner größern Verbreitung bald auch in Deutschland herausgegeben; man glaubte Leibnitzens religiöses Testament, seine eigne volle Ueberzeugung für die Nachwelt, darin zu sehen, indem nur die Umstände ihn abgehalten hätten, zur katholischen Kirche öffentlich überzutreten! — Wir haben die wahre Beschaffenheit dieser Urkunde dargelegt, auch abgesehen von den eigenthümlichen, persönlichen und geschichtlichen Verhältnissen, welche dem sogenannten theologischen Systeme Leibnitzens den Ursprung gegeben haben, bleibt diese Schrift dem Philosophen und Theologen immer unterrichtend und sehr beachtungswerth. Sie bildet gewissermaßen den Gipfelpunkt in dieser Richtung Spinolischer Unionsverhandlung. Denn von jetzt ab werden wir Leibnitz, der Welt gegenüber, ganz den Eingebungen und den waltenden Interessen seines ihm imponirenden Herrn sowohl schreiben als handeln sehen. Man hatte protestantischerseits durch das vorläufige Eingehen in Spinola's Vorschläge, bei aller ihrer innern Hohlheit, doch einen Standpunkt gewonnen, von dem aus man (wenigstens zum Scheine) sagen konnte: man habe behuf der Reunion alles nur mögliche gethan! man konnte, bei der obwaltenden Gewißheit, daß das tridentinische Concil niemals von der katholischen Kirche aufgehoben werden würde, dasselbe als das einzige wegzuräumende Hinderniß zur Union bezeichnen, und kurz von diesem Boden aus den Vorwurf des Schisma der katholischen Kirche zuschieben. Dies that denn auch Leibnitz, wie wenn er unter andern an die Frau von Brinon, den 19. Juli

mit Einwilligung Leibnitzens, bald nachher veröffentlicht wurde unter dem Titel: Lettres de Mr. Leibnitz et de Mr. Pelisson de la tolérance et des différens de la Religion. Pelisson hatte nemlich eine Schrift: Reflexions sur les différens de la Religion, herausgegeben, welche berechnet war, zur Bekehrung der Reformirten in Frankreich mit zu wirken, ein Geschäft, zu welchem er von Ludwig XIV gewissermaßen die Aufforderung erhalten hatte. Er gab den Protestanten (nicht allein mit Recht) einen hohen Grad des Indifferentismus Schuld, und die Quelle desselben sah und zeigte er in dem Aufgeben des Princips der Infallibilität der Kirche, als des einzigen Bandes aller Gläubigen. Diese, durch den Reiz des Stils bestechende Schrift, erhielt die Herzogin Sophie von ihrer Schwester, der Aebtissin von Maubuisson, einem Kloster unweit Paris, zugeschickt, und die Herzogin theilte sie Leibnitz mit, um seine Gegengründe aufzusetzen. Die Aebtissin von Maubuisson, Louise Hollandine, hatte früh ihre Zuflucht in dem Kloster, dessen Aebtissin sie wurde, durch Annahme der katholischen Religion gefunden, und sie schien es dem Geiste des Hofes Ludwigs XIV zu Gefallen zu thun, wenn sie ihre Schwester in Hannover zu ihrer neuen Religion hinüber zu führen sich bemühte. Denn ihr übriges Leben, ihre Gesinnungen, waren durchaus weltlich, ja üppig; ihre eigne Nichte, die Herzogin von Orleans, schreibt von ihr, daß sie vierzehn Kinder geboren, dessen sie sich sogar mit trotziger Laune gerühmt. Ihre Beschäftigung bestand nicht viel in Ascetik, mehr in der Malerei, welche sie mit besonderer Vorliebe übte, und mit deren Erzeugnissen sie ihre

eigne und benachbarte Kirchen ſchmückte: außerdem aber auch in der Beſchäftigung mit der Literatur. Die Blüthe der Schriftſteller am Hofe Ludwigs XIV, unter ihnen Peliſſon, ſelbſt Boſſuet, huldigten der gelehrten Prinzeſſin. Neben ihr aber behauptete eine der Nonnen des Kloſters, die Frau von Brinon, welche Sekretairſtelle bei der Prinzeſſin vertrat, einen zudringlichen Einfluß; eine Dame, nicht ohne Gelehrſamkeit und Talent, aber auch nicht ohne viel Herrſchſucht. Als ſie noch erſte Superiorin des, unter dem Schutze der Frau von Maintenon ſtehenden, Stiftes von St. Cyr war, führte ſie die bibliſche Tragödie ohne Liebe ein; nicht unwichtig, weil dadurch Racine die Anregung erhielt, ſein Meiſterſtück Athalie zu dichten. Als ſie aber einmal durch ihr herrſchſüchtiges Weſen die mächtige Frau von Maintenon verletzt hatte, entfernte ſie ein Befehl Ludwigs XIV plötzlich von St. Cyr, worauf ſie ſich, unter dem Beiſtande der Herzogin Sophie (ſchreibt der Kardinal von Bauſſet im Leben Boſſuet's) in das Kloſter Maubuiſſon zurückzog, wo ſie bald über die Prinzeſſin Louiſe Hollandine das Uebergewicht faßte, das ſie über die Frau von Maintenon nicht hatte behaupten können. Dieſe Dame war es nun, welche bei dem Briefwechſel Leibnitzens mit Peliſſon und Boſſuet die Vermittlerin machte, ohne auch hier ihr anmaßliches Weſen zu verleugnen. In einem ihrer Briefe an Leibnitz, vom 6. April 1695, verglich ſie die wahre, d. h. die katholiſche Religion, mit einem rechtmäßigen Könige, und die falſche mit einem Uſurpator. „Zwiſchen der einen und der andern gebe und dürfe es keine Vergleichung geben; und die Unterthanen eines rechtmäßigen Königs dürften ſich nicht

beklagen, wenn er sie durch strenge Verurtheilungen von dem Usurpator losmachen wolle, und wenn er Frieden und Waffenstillstand ihnen außer unter der Bedingung, daß diese aufwieglerischen Unterthanen zu ihrer Pflicht zurückkommen, versagte!" Leibnitz war Hofmann genug, solche Uebertreibungen mit Stillschweigen zu übergehen und sich desto mehr an das Wesen der Sache zu halten.

In seiner Kritik der Reflexionen Pelissons über die Unterschiede der Religion faßt Leibnitz die Frage anfangs in ihrer wissenschaftlichen Allgemeinheit und erörtert sie in dem Sinne der uns bekannten Principien seines philosophischen Systems. Um die Beschuldigung des Indifferentismus von den Protestanten abzulehnen, wendet er das Positive der diesem Vorwurfe zu Grunde liegenden Idee hervor, und zeigt den Punkt auf, wo der Indifferentismus, oder die Toleranz, in der allgemeinen christlichen Liebe selbst begründet sei, wenn sie strebe, die engen Grenzen des Partikularismus zu erweitern. Er berief sich dabei auf den von allen christlichen Theologen zugestandenen Unterschied von erklärbaren und unerklärbaren Glaubensgründen (motiva credibilitatis). Die letztern seien es, welche ein Princip der Individualität bis innerhalb des Kreises der Gläubigen zulassen, weil sie selbst nicht allgemein, noch objektiv, sondern individuell und empirisch seien, Erfahrungen des innern Gefühls, von welchen man sich nicht immer Rechenschaft geben, und welche man noch weniger nach außen mittheilen könne. Hier stützte sich Leibnitz, wenn auch nicht ausdrücklich, auf eines der wichtigsten Elemente seines Systems, auf seine Theorie der dunkeln und verworrenen Vorstellungen

und Triebe in der Seele. Der so hervorgerufene und befestigte Glaube erscheine dem gläubigen Individuum als unmittelbar göttliche Gnade. Um nichts fehlen zu lassen, brachte Leibnitz sogar Authoritäten der katholischen Kirche bei, welche den sogenannten Indifferentismus d. h. die christliche Liebe gegen Andersdenkende, viel weiter in ihren Worten getrieben haben, als jemals ein protestantischer Theolog. Es giebt keinen geoffenbarten Artikel, laut diesen Theologen, welcher schlechthin nothwendig sei, und man kann in allen Religionen selig werden, wenn man nur Gott wahrhaft über alle Dinge liebt: die Zerknirschung oder die Contrition, d. i. die Reue, welche aus dieser aufrichtigen Liebe fließt, löscht die Sünden ohne irgend eine Intervention der Schlüssel der Kirche oder des Sakraments aus. Auf nichts anderes gehe auch der von katholischen Schriftstellern anerkannte Unterschied der materiellen von den formellen Ketzern aus.

Was aber zweitens das von Pelisson hervorgehobene Schutzmittel gegen den Indifferentismus in der Kirche anlangt: das Princip der Untrüglichkeit der Kirche, und den Nutzen, ja die Nothwendigkeit einer Hierarchie, so giebt Leibnitz diese ihm gern zu; nur leugnet er die unbeschränkte Autorität und Befugniß der Kirche. „Ich gestehe," schrieb er, „die Kirche, welche eine Art von Republik ist, hat die Vortheile der andern Staaten und sogar im höchsten Grade, sie muß eine Macht, und, was bei der Gerichtsbarkeit das Letzte ist, die Vollstreckung haben; und Gott ist es, welcher es übernimmt, ihre Sentenzen zu vollstrecken; doch mit einiger Zurückhaltung. Man ist den Obern und der Kirche mehr Gehorsam als allen

Andern schuldig: es ist viel gesagt, und ich sage es dennoch; aber sie ist nicht von Gott bevollmächtigt, einen absoluten Gehorsam zu verlangen." . . „Man muß die Grenzen genau bezeichnen, bis wohin die Autorität der kirchlichen Obern und die Nothwendigkeit geht, ihnen zu gehorchen, denn sie ist nicht unbeschränkt." Und mit Beziehung auf die Reunionshandlungen, welche durch das Ganze durchklingen, ruft Leibnitz aus: „Sprechen wir doch nicht so kühn verdammende Urtheile gegen unsre Brüder aus! begnügen wir uns zu sagen, es sei gefährlich, der gewöhnlichen Mittel des Heils beraubt zu sein. Dieses reicht hin, die Wichtigkeit der Kirche zu zeigen, und nöthiget uns zu allen nur möglichen Anstrengungen, die Einheit wiederherzustellen. Man muß sich also auf beiden Seiten in der rechten Art benehmen, um die Hindernisse zu heben. Wehe denen, welche das Schisma unterhalten, daß sie mit Eigensinn auf ihrem Kopf bestehen und immer Recht haben wollen!" . . . .

Gleichzeitig mit seinem Briefwechsel mit Pelisson, welcher sich übrigens in den höflichsten Formen und Wendungen bewegte und der durch die Hände der Herzogin Sophie ging, führte Leibnitz einen, dem Principe und der Tendenz nach verwandten, und vielleicht noch anziehenderen, mit der geistvollen Herzogin selbst, als sie sich im Jahre 1691 in dem Bade Ebsdorf aufhielt. Eine Frau von Asseburg, von altadeligen hannöverschem Geschlechte, lebte mit ihren drei Töchtern zu Lüneburg; selbst frömmelnde Schwärmerin, hatte sie die eine dieser Töchter, Rosamunde, noch im Mutterleibe dem Heilande gewidmet, und wahrscheinlich mit diesem Gelübde

das Fräulein frühe bekannt gemacht. So glaubte Rosamunde, schon als Kind, daß Jesus ihr in allem Glanze seiner Herrlichkeit erschiene und allerlei offenbarte; und noch ehe sie recht schreiben konnte, fing sie an solche geglaubte Eingebungen aufzuzeichnen. Das Fräulein fing gerade im Sommer des Jahres **1691** an, Aufsehen zu machen, als sie auf versiegelt vorgelegte, in allerlei Sprachen abgefaßte Fragen, durch Eingebungen des Heilands, wie sie glaubte, und Andere ihr glaubten, Antwort zu ertheilen in den Stand gesetzt wurde. Es gelang nicht immer, da sie denn erklärte, der Heiland antworte ihr nicht jedesmal, sondern nur, wenn es ihm gefalle. Einmal war sie sehr betrübt und weinte bitterlich, weil die ihr versiegelt vorgelegten Fragen von unschicklichem Inhalte waren; der Heiland, sagte sie, sei ihr sehr zornig, wie sonst nie, erschienen. Dieses merkwürdige Phänomen regte bald die verschiedensten theologischen Ansichten und Leidenschaften zum Kampfe gegen einander auf; auch die Mitglieder der regierenden Familien des Landes beurtheilten das Wunder — so erschien es — aus abweichenden Gesichtspunkten. Dem damaligen Superintendenten in Lüneburg, Wilhelm Petersen, dem bekannten Schwarmer für das tausendjährige Reich, gereichte das blinde und einseitige Vertrauen in die Prophezeihungen des Fräuleins von Asseburg zum Unglück. Er sah darin sogar eine Ankündigung des tausendjährigen Reichs, predigte dasselbe offen, kam darüber in Untersuchung und wurde das andere Jahr seines Amts entsetzt. Er fand einen Zufluchtsort in den Staaten des Kurfürsten von Brandenburg. Die Antworten und Aussagen des Fräuleins selbst erschienen den orthodoxen Theologen ketzerisch, den

aufgeklärteren, wie dem Abte Molanus, lächerlich; und sie glaubten, man müsse die Närrin einsperren. Molanus bemerkte witzig, daß die Ausdrücke, deren sich der Heiland gegen Rosamunde bediene: „meine Königin, mein Täublein" im Canzleistil des Himmels, so viel man wisse, nicht gebräuchlich seien.

Als die Herzogin sich Leibnitz's Erklärung dieser auffallenden Erscheinung, in ihrem Briefe aus Ebsdorf den 15. Oktober 1691, ausbat, antwortete er ihr als Philosoph: „Es giebt Leute, sagte er (er meinte darunter Molanus), welche cavalièrement davon urtheilen, und glauben, daß man die junge Prophetin nur recht bald nach Pyrmont schicken sollte. Was mich betrifft, so bin ich sehr überzeugt, daß es in allem diesen nur ganz natürlich zugeht; und es muß in der Sache des versiegelten englischen Billets des Doctor Schott, worauf sie, ohne es zu eröffnen, nach der ihr vom Herrn dictirten Antwort, geantwortet haben soll, eine Verschönerung vorkommen. Indessen ich bewundere die Natur des menschlichen Geistes, von welchem wir alle Kräfte und Anlagen nicht kennen. Wann wir solche Personen antreffen, so sollen wir, weit entfernt sie zu schelten und sie ändern zu wollen, vielmehr sie in dieser schönen Verfassung des Geistes zu erhalten wünschen, wie man eine Seltenheit oder ein Kabinetsstück aufbewahrt." Hier entwickelt Leibnitz die Merkmale, nach welchen man allein die Imaginationen, unter welche er die Träume und Visionen begreift, von den wahren Perceptionen unterscheide; und knüpft daran die Bemerkung, daß eine Person von sehr starker Einbildungskraft so lebhafte und so

deutliche Erscheinungen haben könne, daß sie ihr als Wahrheiten vorkommen; besonders wenn das, was erscheint, mit den Dingen in der Welt, sie seien wahr oder für wahr genommen, eine Verbindung habe. Dergleichen zeige sich bei den in Klöstern erzogenen jungen Personen. Man bemerke auch, daß die Visionen gewöhnlich zu dem Naturel der Personen eine Beziehung haben. Dies habe sogar bei den wahren Propheten statt; denn Gott habe sich ihrem Geiste accomodirt, weil er keine überflüssigen Wunder thue. „Ich glaube manchmal, fährt Leibnitz fort, daß Ezechiel die Baukunst erlernt hatte, oder ein Hof-Ingenieur war, weil er prächtige Visionen hat und schöne Gebäude sieht. Aber ein Prophet vom Lande, wie Hosias oder Amos, sieht nur Landschaften und ländliche Gemählde, während Daniel, welcher ein Staatsmann war, die Monarchien der Welt regelt. Dieses Fräulein, welches Ew. Durchl. Hoheit gesehen haben, darf mit diesen Propheten nicht in Parallele gesetzt werden; indessen sie glaubt, Jesus Christus vor Augen zu haben, weil man keine andere Heiligen bei den Protestanten gebraucht. Diese so feurige Liebe, welche sie zu dem Heiland trägt, welche die Predigten und das Lesen in ihr erregt, hat ihr endlich die Gnade zuwegegebracht, das Bild oder die Erscheinung zu sehen. Denn warum sollte ich es nicht eine Gnade nennen? Es thut ihr nur Gutes, sie ist freudig darüber, sie faßt darüber die schönsten Empfindungen von der Welt. . . Man muß nicht glauben, daß alle Gnaden Gottes wunderbar sein müssen. (Wie nahe streift dieser Ideengang an den in dem Briefwechsel mit Pelisson über die Motive des Glaubens.) Wann [illegible] natürlichen Anlagen

unſers Geiſtes und die Beſchaffenheit der uns umgebenden Dinge anwendet, unſerm Verſtande Licht zu ertheilen, oder Wärme, um unſerm Herzen wohl zu thun, ſo halte ich es für eine Gnade. Jene Menge von Propheten des Volks Iſrael war offenbar von keiner andern Natur, als Diejenigen, welche gegen Micha prophezeiten, ſo gute Propheten ſie ſonſt waren, irrten ſich doch dieſesmal: ihr Naturel handelte in ihnen wohl wie immer, allein bei einem Begegniſſe, wo die Dinge der Außenwelt ihm nicht entſprachen, weil die Vorſehung Anderes angeordnet hatte. Ich fürchte, daß es dieſem tugendhaften Fräulein eben ſo geht, wenn ſie ſich darein miſcht, die Begebenheiten zu ſehr zu partikulariſiren, dieſes wird ihr bei der Welt ſchaden. Indeſſen geſtehe ich, daß die großen Propheten, d. h. diejenigen, welche uns die beſondern Umſtände der Zukunft lehren können, übernatürliche Gnaden haben müſſen. Und unmöglich iſt es, daß es einem beſchränkten Geiſte, ſo durchdringend er ſei, hier gelingen könne." Dies entwickelt Leibnitz näher nach den Principien der vorherbeſtimmten Harmonie; dann ſpottet er über eine prophetiſche Schrift: l'Horoscope des Jésuites, von einem franzöſiſchen reformirten Prediger, Carré, welcher, unglücklich genug, nach dem Texte der Apokalypſe, den Fall der Jeſuiten ſchon zwiſchen **1695** und **1713** ſetzt. „Ach die armen Leute, ruft Leibnitz aus, ſie werden alle in den Brunnen des Abgrunds fallen, das heißt, in die Hölle. Das gefällt mir nicht, ich liebe die tragiſchen Begebenheiten nicht, und ich wünſchte, daß es aller Welt nach Wunſch ginge. Ich wollte auch nicht, daß man diejenigen, welche man Chiliaſten nennt, wegen einer Meinung,

welcher die Apokalypſe ſo günſtig ſcheint, beunruhige, und es thut mir leid zu hören, daß man Herrn Peterſen abſetzen will. Die Augsburgiſche Confeſſion ſcheint mir nur gegen die Störer der öffentlichen Ruhe unter den Millenariern ſich zu richten. Aber der Irrthum derjenigen, welche das Reich Jeſu Chriſti auf Erden in Geduld erwarten, ſcheint mir ſehr unſchuldig."

Leibnitz ſetzt dieſes Thema in ſeinem nächſten Briefe, vom 16. October, fort, da die Herzogin von ſeinem erſten entzückt war, in dem ſie ihre eignen Anſichten, ſo trefflich und philoſophiſch entwickelt, wiedergefunden hatte. „Ich habe mit Ihrem Briefe triumphirt, ſchrieb ſie (j'ai fait trophée de votre lettre), worin alle Gedanken ſo geſund, ſo vorurtheilsfrei ſind, und ich finde, daß Ihr Brief weit eher gedruckt zu werden verdient, als derjenige, welchen Sie Herrn Peliſſon geſchrieben haben." Da gerade auch die Herzöge von Wolfenbüttel und Celle, ſo wie die Herzogin von Celle, bei der Herzogin Sophie in Ebsdorf ſich befanden, ſo nahm Leibnitz die Gelegenheit wahr, die Fürſten zur Duldung unſchädlicher Irrlehren und Secten im Lande anzuregen. Außer den Chiliaſten betraf es auch die damals auftauchenden, ſogenannten Pietiſten. „Das beſte iſt, ſchrieb er, dieſe guten Leute gewähren zu laſſen, ſo lange ſie nichts beginnen, was Folgen haben kann. Ich finde in der Geſchichte, daß die Secten gewöhnlich durch zu große Unterdrückung entſtanden, welche man gegen diejenigen richtete, welche irgend eine beſondere Meinung hatten; und unter dem Vorwande, die Häreſien zu verhindern, hat man ſie entſtehen laſſen. Am häufigſten verſchwinden die Dinge durch ſich ſelbſt, wann ſie den Reiz der Neuheit verloren haben; aber

wann sie durch den großen Lärm, den man macht, durch die Verfolgungen und die Widerlegungen unterdrücken will, so heißt das, das Feuer mit einem Blasebalg auslöschen. Es ist wie mit einer Fackel, welche ausgehen will, aber welche nun durch heftige Bewegungen wieder anfacht. Aus Furcht vor Mangel an Ketzern, thun die Herrn Theologen zuweilen alles, was sie können, um deren zu finden, und um sie unsterblich zu machen, geben sie ihnen Partheinamen, wie Chiliasten, Jansenisten, Quietisten, Pietisten. Oft kommt jemand zu der Ehre, ein Häresiarch zu sein, ohne es zu wissen, wie der selige Payon, ein sehr geschickter Prediger in Frankreich, dessen Schüler und Freunde von Herrn Jurieu und Andern als Payonnisten behandelt werden." In dem nemlichen Sinne schrieb Leibnitz, den 15. Mai 1699, im Auftrage der Herzogin, damals Kurfürstin Sophie, einen strengen Brief an den Ostfrießischen Hofprediger und Generalsuperintendenten Heinson, welcher in pfäffischem Geiste die ihm untergegebenen Prediger zur Verfolgung der Pietisten aufgefordert, und einen ungebührlichen Geist gegen die weltliche Obrigkeit an den Tag gelegt hatte. Hier führt er ihm die Verse Ovids vor die Seele:

Vidi ego jactatas mota face crescere flammas,
Et vidi nullo concutiente mori.

„Ohne die Excommunication des Pabstes Leo X, setzt er hinzu, wäre Luther nicht so weit gegangen, und ohne eine Art Inquisition, welche man den Einfall, in Leipzig, hatte, gegen gewisse Magister, welche Leute in ihr Haus zogen, anzuwenden, wäre man nicht zu diesem Eifer gekommen, welcher jetzt in

unſern Kirchen unter dem Vorwande des Pietismus wiederhallt. Wenn es wahr wäre, wie Sie, mein Herr, in Ihrem Briefe an die Kurfürſtin ſagen, daß dieſer Krebs bei Ihnen die edelſten Theile des Staats ergriffen hat, ſo wäre es nicht weiſe, ihn mit Gewalt ausreißen zu wollen. Denn wollten Sie dem Fürſten rathen, die edelſten Theile des Staats zu zerſtören?..." Viel Segensreiches wirkte Leibnitz in dieſem Geiſte, ſo weit als der Widerſtand zu überwinden war. Peterſens Unfall bedauerte er innig, er blieb ihm freundſchaftlich zugethan, förderte ſelbſt ſeine fernern theologiſchen und poetiſchen Erzeugniſſe, ſo wenig er ihnen auch beiſtimmte; er verfaßte im Jahre 1700 einen bogenlangen Auszug aus ſeinem großen Werke über die Wiederbringung für den Monatlichen Auszug; und des theologiſchen Gedichts, Uranias, worin Peterſen ſein ganzes excentriſches Syſtem entwickelte, nahm Leibnitz in den Jahren 1711 und 12 mit ſolchem Eifer ſich an, daß er, wie wir aus ſeinen Briefen an Johann Fabricius wiſſen: „unzähliges darin verbeſſert und ganze Seiten darin von ihm ſelbſt eingeſchaltet hat."

Den erſten Brief Leibnitzens über „die Heilige in Lüneburg" ſchickte Sophie alsbald in Abſchrift ſowohl an ihre Tochter, die Kurfürſtin von Brandenburg, als an ihre Schweſter nach Maubuiſſon, gleichzeitig mit einem Briefe an Peliſſon. Dieſem waren Leibnitzens Bemerkungen über ſein Buch anfangs anonym mitgetheilt worden; ſeine Replik war daher noch ohne jede perſönliche Beziehung, aber auch ohne neue Motive. So wie er erfuhr, wer ſein Gegner war, dämpfte er mehr und mehr jede polemiſche Färbung; und

es war deutlich, wie er ſich jetzt vorſetzte, im Geiſte der Aebtiſſin von Maubuiſſon und der Frau von Brinon, einen ſo ausgezeichneten Proteſtanten, wie Leibnitz, und durch ihn vielleicht auch die Herzogin Sophie, zu bekehren. Der Ruhm einer ſolchen Bekehrung war zu lockend. In dieſem Sinne fragte er unter andern wohl bei Leibnitz an, zu welcher Parthei unter den Nichtkatholiken theils er ſelbſt, theils die Herzogin von Hannover, in Hinſicht des Dogma vom Abendmal, ſich bekennten. Leibnitz antwortete ihm, nachdem er ſich vorher mit der Herzogin ſchriftlich verſtändigt hatte: „dieſe Fürſtin habe immer geglaubt, daß man die Worte der heiligen Schrift, ohne zu einem Myſterium ſeine Zuflucht zu nehmen, das gegen die Principien der Vernunft zu ſtreiten ſcheine, retten könne. Was mich betrifft, ſetzt er hinzu, da Sie meine Meinung hören wollen, ſo halte ich mich an die Augsburgiſche Confeſſion, welche eine wirkliche Gegenwart des Leibes Jeſu Chriſti zuläßt, und in dieſem Sacramente etwas Geheimnißvolles zuläßt. Dieſes ſcheint dem Texte und den Meinungen des Alterthums gemäßer, und man muß, wenn es möglich iſt, den natürlichen Sinn der Worte retten.“ Dieſe feſte Antwort iſt bemerkenswerth. Nicht immer ſprach Leibnitz in ſo beſtimmter und runder Erklärung, da er ſeine Antworten ſo oft nach Zeit und Abſicht der Fragen einrichtete. Pelliſſon ging in ſeinem perſönlichen Intereſſe an Leibnitz noch weiter. Er erſuchte Leibnitz, ihm doch „einen Abriß ſeines Lebens, und ein kurzes, aber ſehr richtiges Gemälde ſeiner Neigungen, Beſchäftigungen und Gedanken zu gewähren.“ Gern willfahrte ihm der Philoſoph, und Pelliſſon

ſprach, den 16. Juli 1691, ſeinen Dank aus, das Gewünſchte „mit aller Offenheit und allem Vertrauen wahrer Freundſchaft gegeben zu haben.“ Von dieſem Abriſſe ſeines Lebens hat in der Literatur noch niemals etwas verlautet, und wahrſcheinlich iſt er längſt verloren gegangen. Peliſſon ſeinerſeits zeigte ſich gern bereit, Leibnitzen auf ſeine Bitte Urkunden und Denkſchriften aus dem königlichen Archive behufs der Geſchichte der neuern Zeit, mit Rückſicht auf die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig, welche ihm damals aufgetragen war, zu überſchicken, und nur ſein Tod bald darauf, im Jahre 1693 erfolgte, hinderte ihn daran. Durch dieſes Einmiſchen perſönlicher Motive verlor die Controvers jedes Herbe, wiewohl Leibnitz die Gelegenheit nicht vorüberließ, einige harte Wahrheiten über Schwächen und Mißbräuche in der Lehre und dem Cultus der katholiſchen Kirche hinzuwerfen; von deren vorläufiger Abſtellung er die mögliche Vereinigung der Proteſtanten mit der katholiſchen Kirche abhängig machte; und überhaupt nimmt ſein Ton ſchon etwas von der Gereiztheit an, welche in vollerm Maße in die bald darauf mit Boſſuet gewechſelten Briefe übergeht, und woran allerdings der politiſche Augenblick in der Lage Europa's Antheil hatte. Leibnitz ſelbſt ſprach nach dem Erſcheinen dieſes Briefwechſels gegen einen Proteſtanten, Rozel-Baumont, den 10. December 1693, ſeine Verwunderung aus, daß „dieſe Wahrheiten in Paris mit dem Privilegium des Königs herausgekommen wären.“ Ludwig XIV hatte übrigens von dieſem Briefwechſel, vor der Herausgabe, Kenntniß genommen, namentlich aus einem Briefe Leibnitzens

an die Frau von Brinon über den Kirchenfrieden, wovon Pelisson einen Auszug aufnahm (nachher erhielten wir ihn durch Dutens vollständig), welcher den König persönlich betraf. Ludwig XIV ward darin gelobt, doch bedingungsweise; es wird darin nur gesagt, was der große König thun könnte, wenn er wollte. Auch dieses ließ der König durchgehen. Die Stelle heißt, in Beziehung auf den Kirchenfrieden: „Das Unglück unsers Zeitalters steht ihm entgegen, ich bekenne es; aber vielleicht werden wir noch einmal die Heiterkeit und die Ruhe sehen. Ich verzweifle nicht ganz an der Linderung der Uebel Europa's, wenn ich erwäge, daß Gott ihn uns geben kann, wenn er dahin das Herz einer einzigen Person wendet, welche das Glück und das Unglück der Menschen in ihren Händen zu haben scheint. Man kann sagen, daß dieser Monarch — denn man urtheilt leicht, an wen ich denke — allein das Schicksal seines Jahrhunderts macht, und daß die allgemeine Glückseligkeit aus einigen glücklichen Momenten erblühen könnte, wann es Gott gefallen wird, ihm eine passende Reflexion einzuflößen. Und ich glaube, um dazu bewogen zu werden, brauchte er blos seine Macht zu kennen, denn er wird niemals unterlassen, das Gute zu wollen, welches er glauben wird, thun zu können; und wenn jene kluge und bedächtige Zurückhaltung, welche er mitten in den größten Erfolgen, deren ein Mensch fähig ist, zeigt, ihm gestattet hätte zu glauben, daß es von ihm allein abhing, das menschliche Geschlecht glücklich zu machen, ohne daß irgend Jemand auf der Welt im Stande wäre, ihn zu

hindern oder zu unterbrechen, ſo glaube ich, er würde nicht einen Augenblick geſchwankt haben. Und wenn er betrachtet, daß es der Gipfel der menſchlichen Größe iſt, wie er, das allgemeine Wohl der Menſchen zu ſchaffen, ſo würde er auch urtheilen, daß der höchſte Grad der Glückſeligkeit darin beſtände, es wirklich zu thun! . . . Welchen Panegyrinus kann man ſich prächtiger und glorreicher denken (ruft Leibnitz zuletzt mit Bezug auf „die unvergleichliche Beredtſamkeit Peliſſons“) als denjenigen, deſſen Erfolg die Ruhe Europa's und ſelbſt den Frieden der Kirche mit ſich führte?

Ehe noch dieſer Briefwechſel, welcher Aufſehen in Europa machte, herauskam, hatte er ſchon zu dem viel inhaltſchwereren Briefwechſel Leibnitzens mit Boſſuet, wieder durch Vermittelung der Prinzeſſinnen, und die Theilnahme der Frau von Brinon, Anlaß gegeben. Von dem Augenblicke an, da Spinola ſeine henotiſchen Unterhandlungen in Hannover angeknüpft hatte, war Boſſuet der Augpunkt Leibnitzens geweſen. Als im Jahre 1683 Molanus und Spinola in den Regulae circa unionem, als Präliminatien des künftigen Kirchenfriedens, übereinkamen, war es die Herzogin Sophie, welche ſelbſt eine Abſchrift davon nach Maubuiſſon zur Mittheilung an Boſſuet überſchickte. Dieſer Prälat konnte ſich aber nicht beſtimmen laſſen, zu einer ſo unphiloſophiſchen und unchriſtlichen Methode, wie ſie uns, ſo wie ſie Leibnitz ſelbſt erſchienen war, die Hand zu bieten. Er antwortete der Herzogin nur in allgemein beiſtimmenden Ausdrücken, wie er bereits zur Zeit des Herzogs Johann Friedrich gethan: wenn

die Sache ſelbſt lag ihm am Herzen; die Unionsſchrift aber legte er, als unausführbar, zur Seite. Als daher die Frau von Brinon im September 1691 ſich an ihn um die ihm vor mehrern Jahren aus Hannover überſchickte Denkſchrift von Molanus, zur Mittheilung an Peliſſon, verwandt hatte, erwiderte ihm der Biſchof von Meaux vom 29. Sept. „er erinnere ſich wohl, daß die Frau Herzogin von Hannover ihm früher die mit dem Biſchof von Neuſtadt abgeſchloſſenen Artikel überſchickt habe; er geſtehe aber, daß er ſie damals bei Seite gelegt habe und nicht wieder finden könne, denn er habe nicht geglaubt, daß die Angelegenheit einen Fortgang nehmen werde.“ Und hier ergriff er die Gelegenheit das Princip auszuſprechen, bei welchem allein von einer Union die Rede ſein könne, wodurch freilich das ganze künſtliche Gebäude Spinola's abgetragen und auf einem ganz andern Orte von vorn angefangen werden müßte. „Um ſich bei dieſen Unions-Entwürfen nicht zu täuſchen (ſchickte er voran), muß man ja damit bekannt gemacht werden, daß die römiſche Kirche, wenn ſie auch nach Zeit und Gelegenheit bei den gleichgültigen Artikeln über die Disciplin nachgiebt, ſie niemals von einem Punkte der feſtgeſetzten Lehre, und im Beſondern von derjenigen, welche das Tridentiniſche Concil feſtgeſetzt hat, abgehen wird. Herr von Leibnitz wirft oft Herrn Peliſſon vor, daß dieſes Concil nicht in dem Königreich (Frankreich) angenommen worden ſei. Es iſt wahr, daß einem Theile der indifferenten Disciplin, weil es eine Materie iſt, wo die Kirche Veränderungen vornehmen kann. Aber was die von Gott *offenbarte* und als ſolche definirte Lehre angeht, ſo hat man

niemals daran geändert, und das ganze Tridentiniſche Concil iſt ſowohl in Frankreich, als aller Orten einſtimmig angenommen worden.... Ich geſtehe, ſagt er weiterhin, daß man den Lutheranern gewiſſe Dinge bewilligen könnte, welche ſie ſehr zu wünſchen ſcheinen, wie das Abendmahl unter beiderley Geſtalten... auf dieſen Punkt und die übrigen dieſer Beſchaffenheit könnte die Unterhandlung fallen. Man könnte auch über gewiſſe Explicationen unſerer Lehre ſich verſtändigen; was man, erinnere ich mich recht, bei einigen Punkten in den Artikeln des Herrn von Neuſtadt ohne Erfolg (inutilement) gemacht hatte. Zu glauben aber, daß man irgend jemals eine Kapitulation über die Grundlage der feſtgeſetzten Lehre annehme, das dürfet die Verfaſſung der Kirche nicht, und man wird leicht ſehen, daß anders handeln, die Grundlagen umſtürzen und die ganze Religion in Frage ſtellen hieße."

Dieſem Principe gemäß beurtheilte auch Boſſuet einige kurz darauf von Molanus überſchickte Umarbeitung der Regulae circa unionem, mit der Ueberſchrift: Cogitationes privatae, welche Leibnitz ihm zugeſchickt hatte, in ſeinen Reflexions sur l'écrit de M. Molanus. „Beachten wir die Ordnung in dem Projekte der Theologen von Hannover. Sie ſtellen zum Anfang die Forderung desjenigen, was ſie die vorläufige Union (l'union préliminaire) nennen, in welcher ſie, unter der Erfüllung einiger Bedingungen, was geſchehen könnte, ohne die Principien der einen und der andern zu verletzen, den Pabſt als den geiſtlichen Richter anerkennen werden, daß man ſpäter aber ſich verſammeln

ſolle, um in Güte über die Lehre übereinzukommen, um endlich die Entſcheidung derjenigen Punkte, über welche man ſich noch nicht verſtändigen könnte, einem Concile zu überlaſſen.“

„Nun dieſes alles, nach dieſer Ordnung, ſagt Boſſuet, iſt nach dem Augenſchein nicht ausführbar. Denn erſtlich, was wird das heißen, den Pabſt für einen geiſtlichen Richter anerkennen, ſo lange man mit ihm über den Glaubens Streite liegt? Das könnte ſich in Wahrheit nicht verſtehen. Zweitens wäre es keine geringere Verlegenheit, der römiſchen Kirche vorzuſchlagen, die Proteſtanten zur Communion anzunehmen, ſo lange feſt ſteht, daß man von beiden Seiten verſchiedene Glaubensbekenntniſſe hat, ohne darüber übereinzukommen. Will man dies eine bloße Zuſammenkunft zur Verſammlung des Concils nennen, ſo iſt auch eben das nicht möglich.... Mit einem Worte, mit der Vereinigung anzufangen, um nachher die ſtreitigen Punkte zu prüfen, ſchließt der Prälat, wie die Theologen von Hannover vorſchlagen, heißt offenbar die Ordnung, wie ſie die Vernunft, die Gerechtigkeit und die der Religion ſchuldige Ehrfurcht vorſchlagen, umkehren.“

Mit dieſer Entſchiedenheit und Conſequenz im Principe, wonach er die Lehre zum Eck- und Probirſtein des ganzen Unionswerks machte, verband Boſſuet wiederum eine Freiſinnigkeit und Milde in dem, was nicht unmittelbar damit zuſammenhing, welche um ſo mehr überraſcht, je aufrichtiger alles bei ihm gemeint war. Auch ſagt Boſſuets Geſchichtſchreiber, der Kardinal von Bauſſet, ſelbſt, daß ſolche

Zugeſtändniſſe noch niemals von einem ſo hochgeſtellten Prälaten gemacht worden wären. Er wollte (um einiges anzuführen) auf den Namen und die Autorität des Concils von Trident Verzicht gethan wiſſen, wenn man nur von deſſen Beſchlüſſen die Lehre entlehnte, welche dem von den Lutheranern dem Pabſte vorzulegenden Glaubensbekenntniſſe zu Grunde liegen ſollte. Den lutheriſchen Theologen ſollte die Form der Retractation erlaſſen werden, die der Declaration und Explication ſollte hinreichen, worin die Methode der ſymboliſchen Bücher bereits vorangegangen ſei. Boſſuet war namentlich für die vom Pabſt zu gewährenden Forderungen, zwölf an der Zahl, worin die Gewohnheiten des kirchlichen Lebens der Proteſtanten geſchont werden ſollten. Molanus richtete darauf an Boſſuet, zur Hebung ſeiner Einwürfe, eine weitere Erklärung, mit der Ueberſchrift: Explicatio ulterior methodi reunionis ecclesiasticae, in welcher er ihm die Freude bezeugte, womit er die Entgegnungen des Biſchofs und die darin enthaltenen, zum Theil überraſchenden Zugeſtändniſſe geleſen habe, nur daß er, nicht ohne Wink von oben, auf die Forderung zurückkam, daß das tridentiniſche Concil ſchlechthin bei Seite geſtellt werden müſſe. Er ſelbſt hätte für ſeine Perſon ohne Zweifel das Werk mit Boſſuet, nach dem Standpunkte jenes Zeitalters, bis zu demjenigen Ziele geführt, wo eine höhere Macht im Staate und der Hierarchie die Sache aufzunehmen hatte. Ueber Punkte, wie die Autorität des Urtextes, über die Vulgata, die Tradition, die Untrüglichkeit der Kirche, der ökumeniſchen Concilien, Primat des Pabſtes, hatten ſie ſich verſtändigt.

Molanus trat aber nach und nach zurück; und Leibnitz blieb endlich allein auf der Bühne. Offen drückte Boſſuet ſein Bedauern gegen dieſen aus, „daß er den Abt von Loccum bei dieſen Verhandlungen ganz aus den Augen verloren habe;“ deutlich erklärte er, daß „wenn Molanus ſeiner irenischen Schrift: Cogitationes privatae zu einer hinlänglichen Beſtimmung verholfen könnte, und er ſelbſt die Bemerkungen hinzufügte, welche er ihm über die Augsburgiſche Confeſſion und die übrigen ſymboliſchen Schriften der Proteſtanten geſchickt hatte, das Werk der Union in ſeinen ſchwierigſten und weſentlichſten Theilen vollbracht wäre (que l'ouvrage de l'union serait achevée dans ses parties les plus difficiles et les plus essentielles); denn daß es bei wohlgeſinnten Perſonen nur wenig Schwierigkeit es abzuſchließen.“

Doch gerade das Princip, das Boſſuet voranſtellte, und dem er alles übrige unterordnete, war es, welches ihm Leibnitz, als Mann des Hofes von Hannover, zum entſchiedenen und unnachgiebigen Gegner machte, wenn er ſchon, als Philoſoph, Boſſuets Verfahren nicht anders als aufrichtig und folgerecht gefunden haben müßte, da er eine Zeit lang ſelbſt verſucht hatte, daſſelbe Princip gegen ſeinen Herrn aufrecht zu halten, und, was mehr iſt, in dem Entwurf einer Expoſition des katholiſchen Glaubens gewiſſermaßen nur die Expoſition Boſſuets philoſophiſch zu erörtern und zu begründen geſtrebt hatte. Leibnitz hatte alſo die ſchwierige und undankbare Aufgabe, das Syſtem eines Spinola gegen Boſſuet zu vertheidigen, lediglich weil ſein Hof von dem erſtern,

ſcheinbaren Vortheilen deſſelben für den Boden der Unterhandlung nicht abgehen wollte. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch in eine falſche Stellung gerieth; denn er mußte, um Boſſuet mit Erfolg zu bekämpfen, die Waffen des Proteſtantismus hervorholen, während Boſſuet dadurch, daß er ſeinen ireniſchen Standpunkt feſt hielt, ihre Schärfe abzuſtumpfen wußte. So ſchlagend ſeine Einwürfe gegen das Tridentiniſche Concil, vom hiſtoriſch-kritiſchen und theologiſchen Standpunkte eines Proteſtanten waren, ſo ſiegreich und glänzend ſeine Vertheidigung des Princips der Reformation — das alles ſchlug Boſſuet mit der einfachen, ehrlichen Frage nieder: aber warum wollt Ihr zu uns kommen? „Ihr ſetzet voraus (ruft Boſſuet in ſeinem, Leibnitz entgegengehaltenen Memoire sur le concile de Trente aus), werdet Ihr Proteſtanten ſagen, daß Ihr allein die katholiſche Kirche ſeid? Ja, wir ſetzen es voraus, anderswo haben wir es bewieſen: aber es iſt genug, es hier vorauszuſetzen, weil wir es mit Perſonen zu thun haben, welche mit uns zu einer Reunion kommen wollen, ohne uns zu nöthigen, von unſerm Principe abzugehn!“ —

Alſo nicht das Princip der katholiſchen Kirche, als ſolches, nicht die Erudition oder der Scharfſinn Boſſuets, noch auch blos ſeine perſönliche Autorität, als Prälat der Kirche, ſondern die richtigere Stellung, welche er gegen Leibnitz einnahm, war es, welche ihm unleugbar ein moraliſches und logiſches Uebergewicht über Leibnitz verſchaffte, welcher ſeine ſchiefe, verſchobene, unconſequente Poſition nicht zu überwinden vermochte. Will Leibnitz die Frage in das ſubjektive

theologiſcher und gelehrter Controverſe oder gar diplomatiſcher Unterhandlung hinüber führen, ſo hält ihm Boſſuet die Objectivität und Würde der Kirche, deren dienendes Organ er iſt, entgegen. Schrieb Leibnitz, den 8. Januar 1692, „man habe ſich den Ufern der Bidaſſoa genähert (Anſpielung auf den Pyrenäiſchen Frieden), um eines Tages auf die Inſel der Conferenzen überzugehen....“ oder: „es müſſe einen Unterſchied geben zwiſchen Advokaten, welche plaidiren, und Vermittlern, welche negotiiren; die einen bleiben in einer verſtellten Entfernung und in künſtlichen Zurückhaltungen, die andern aber laſſen in ihren Schritten erkennen, daß ihre Abſicht aufrichtig und geneigt ſei, den Frieden zu erleichtern“ — ſo antwortete der Biſchof von Meaux, am 12. Auguſt, „Was die Zuvorkommenheit (les avances) betrifft, die Sie von unſerer Seite über die Dogmen der Lehre zu erwarten ſcheinen, ſo habe ich Ihnen oft geantwortet, daß die Verfaſſung der römiſchen Kirche keine andere duldet, als auf expoſitoriſchem und explicatoriſchem Wege... Die Angelegenheiten der Religion laſſen ſich nicht wie die weltlichen Angelegenheiten behandeln, welche man oft beilegt, indem jede der beiden Seiten etwas nachgiebt, weil es Dinge ſind, deren Herren die Menſchen ſind. Die Angelegenheiten des Glaubens aber hängen von der Offenbarung ab, über welche man ſich gegenſeitig erklären kann, um ſich einander beſſer zu verſtehen; aber dies iſt auch die einzige Methode, welche von unſrer Seite zum Ziele führen kann. Es würde der Sache gar nichts nützen, wenn ich andere Wege einſchlüge; und [illegible] den Gemäßigten am unrechten Orte machen (faire [illegible]

mal-à-propos). Die wahre Mäßigkeit, welche man bei solchen Dingen beobachten muß, besteht darin, den Stand, worin sie sich befinden, nach der Wahrheit zu sagen; indem jede andere Willfährigkeit, welche man suchen könnte, nur dazu diente, Zeit zu verlieren, und in der Folge noch größere Schwierigkeiten entstehen zu lassen."

Häufte Leibnitz die Schwierigkeiten in Betreff des Concils von Trident in noch so hohem Maße, mit so bewundernswürdigem Aufwand von Gelehrsamkeit und Schärfe, daß er sich darin als protestantischen Theologen ersten Ranges bewährte, so blieb Bossuet doch zuletzt die Frage übrig, was ihm diese Ausflucht helfen werde? weil man nichts destoweniger die Transsubstantiation, das Opfer, die Oberhoheit des Pabstes nach göttlichem Recht, die Bitte der Heiligen und die für die Verstorbenen, alles Dinge, welche in den vorhergehenden Concilien festgesetzt seien, werde glauben, wo nicht, man alle Concilien, welche die Christenheit bis zur Reformation sieben bis acht Jahrhunderte gehalten, mit einem Schlage werde aufheben müssen. „Finden Sie ein Mittel gegen diese Unordnung, gegen diese Verwirrung, oder verzichten Sie auf das Auskunftsmittel, welches Sie vorschlagen!"

Bossuet war es, welcher zuerst und von seiner Seite im Jahre 1694 den Briefwechsel mit Leibnitz auf einmal abbrach, von der Unmöglichkeit überzeugt, zum Ziele zu gelangen. Nach einer fünfjährigen Pause war es Leibnitz, welcher noch einmal, auf den Wunsch des Herzogs Anton Ulrich, mit Bossuet wieder anknüpfte; er wünschte seine Meinung über die Schrift des römischen Cardinals

Veron: „Ueber den Unterſchied deſſen, was zum Glauben gehört, und was nicht" zu Gunſten des Herzogs kennen zu lernen. Bald concentrirte ſich der aufgeſammelte Streitſtoff um die beſondere Frage: ob das Tridentiniſche Concil das Recht gehabt habe, die Apokryphen in den Canon der heiligen Schrift aufzunehmen, und deshalb das Anathema gegen die Proteſtanten zu ſchleudern, oder nicht? Die Durchführung ſeiner Theſe bildet die Glanzſeite für Leibnitz in dieſem Streite. Sagt doch der Cardinal von Bauſſet ſelbſt: „man könne nicht genug die Erudition, welche Leibnitz in den Briefen an Boſſuet vom 14. und 24. Mai 1700 entwickelte, bewundern! man finde darin über dieſen Theil der hiſtoriſchen Kritik der Bibel gelehrte und tiefe Unterſuchungen." Er geſteht, die Briefe Leibnitzens brächten ſelbſt einen katholischen Leſer in die Gefahr, das Concil von Trident zu beſchuldigen, daß es einigen Büchern der Bibel nur deshalb den Charakter der Canonicität aufgedrückt habe, um die Proteſtanten für die Verwegenheit zu beſtrafen, womit ſie ſich angemaßt, aus dem Verzeichniß der heiligen Bücher einige zu ſtreichen, welche die abendländiſche Kirche ſeit zwölf Jahrhunderten darin gelaſſen hatte. Boſſuet ſetzte dieſen Briefen eine Abhandlung, vom 17. Auguſt 1701, entgegen, in welcher er zwei und ſechszig Gründe für das Decret des Tridentiner Concils über den Canon zuſammenſtellte, und am Schluſſe die Erwartung und Forderung ausſprach, dieſe Gründe als unwiderleglich gelten zu laſſen. Doch Leibnitz ertheilte keine weitere Antwort darauf, ſondern brach den Briefwechſel, und jetzt für immer ab. Boſſuet überlebte dieſe Epoche nur noch einige Jahre.

Er ſtarb im April 1704. Aus ſeinem Nachlaſſe haben die Herausgeber deſſelben auch die hieher gehörigen [illegible] als anziehenden Urkunden nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts bekannt gemacht. So ungerecht es wäre, einen Leibnitz nach zufälligen perſönlichen Aeußerungen Boſſuets über ſeinen Gegner, ohne Berückſichtigung der urſprünglichen Gegenſätze und der hiſtoriſchen Verhältniſſe, zu beurtheilen: nicht minder einſeitig wäre es, gewiſſe uns erhaltene Urtheile des ſeinen Gegner überlebenden Leibnitz, in Briefen an Proteſtanten, maßgebend für Boſſuet anzulegen. Vielmehr darf man ſagen, daß, was die perſönliche Würde und Haltung anlangt, ſolche in den Briefen Boſſuets ganz zu deſſen Vortheile ſpricht. Von allen katholiſchen Gegnern Leibnitzens iſt Boſſuet vielleicht der einzige, welcher ſich der entfernteſten, leiſeſten Inſinuation zu ſeiner Bekehrung enthielt. Sein Vortrag hält die Mitte zwiſchen dem, nicht ſelten hochfahrenden Tone eines Arnaud, und dem, ſelbſt höfiſchen Peliſſons; und nur das Bewußtſein ſeines hohen kirchlichen Berufs verbreitet über ſeine Sprache den Ton einer ruhigen, affektloſen, bisweilen imponirenden Würde. Doch Leibnitz, welcher, bei allen höchſten Begabungen, hier einmal nicht die ihm gebührende Stellung einnahm, welchem überhaupt die religiöſe Weiſe bei dieſem von ihm diplomatiſch aufgefaßten Verkehre abging, und der ſich von der falſchen Stellung, die ihm zuertheilt war, von vorn herein beengt fühlte, Leibnitz wurde durch den planvollen Ernſt, die Feſtigkeit und die Enthaltung von aller perſönlichen Annäherung, wie auch aller [illegible] tiefer aufgeregt, als durch die hinter

unruhigen Ausfälle des hypochondriſchen Arnaud, dem er durch Ruhe und philoſophiſche Würde imponirt hatte. An den höflichen und höfiſchen Ton der Diener oder Nachahmer des Hofes Ludwigs XIV gewöhnt, mißfiel ihm die Kälte des Biſchofs von Meaux, und was er ſeinen „hohen Ton" nannte. Schon im Anfange wurde Leibnitz perſönlich und ſprach gereizt, (in ſeinem Briefe vom 8. Januar 1692): „von jenen Manieren des Disputs, jener Miene der Superiorität, jenem verletzenden Stolz (cette fierté choquante), jener Sprache der Sicherheit, womit jeder Theil bei Disputationen Parade mache, und welche abzulegen ſei." In dieſem Lichte ſuchte Leibnitz auch ſpäter Boſſuet bei andern zu ſchildern, wobei er die Verhältniſſe nicht immer richtig, noch vollſtändig angab. In ſeinem Briefe an Thomas Burnet vom 14. December 1705 ſtellte Leibnitz den Biſchof von Meaux mit Peliſſon in Parallele, ſo, als hätte Boſſuet es, wie letzterer, auf ſeine perſönliche Bekehrung abgeſehen. „Peliſſon, ſagte er, und ich, wir behandelten die Sache mit vieler Artigkeit, und man ſprach gern von den Dingen, bei welchen man übereinkommen konnte. Aber da nach dem Tode Peliſſons der Biſchof von Meaux den Briefwechſel fortſetzen wollte, und einen zu entſcheidenden Ton annahm, die Dinge zu weit treiben wollte, indem er Lehren behauptete, welche ich nicht zugeben konnte, ohne mein Gewiſſen und die Wahrheit zu verrathen, ſo bewirkte er, daß ich ihm mit Kraft und Feſtigkeit antwortete, und einen ebenſo hohen Ton annahm, als er, um ihm zu zeigen, daß ich, ein ſo großer Controverſiſt er war, alle ſeine Feinheiten zu gut kannte, um davon überraſcht zu werden."

Noch offener ſprach er ſeinen Unmuth in einem Briefe an Basnage de Bauval, den 19. Februar 1706 aus: „Der ſelige Biſchof von Meaux hatte nicht immer die höfliche Wendung (le tour obligeant) des Herrn Peliſſon; er nahm manchmal ſeinen Doctor-Ton an, wo er jedoch nicht immer ſeine Rechnung fand; denn er war ein wenig den Chicanen und Ausflüchten ergeben, und bildete ſich ein, daß ſeine Geſchicklichkeit ihm die Mittel gäbe, alles zu ſeinem Vortheile zu wenden.“ Aber mit größerm Rechte hätte wohl Boſſuet ſolche Beſchwerden führen können, welchem überdies Leibnitz die bitterſten Dinge nicht erlaſſen hatte, ſowohl was ihn ſelbſt, als die katholiſche Kirche betraf. In dieſer Beziehung fand ſich die proteſtantiſche Kirche durch Leibnitz mit ſeltenem Feuer vertreten. „Nichts dient mehr, ſchrieb er den 15. Juli 1692 an Boſſuet, zur Rechtfertigung der Reformation, als die Stimmen ſo vieler guter katholiſcher Schriftſteller, welche die Geſinnungen billigen, die die Proteſtanten ins Leben zurückzurufen gearbeitet haben, da ſie erſtickt waren unter den Dornen einer Unendlichkeit von Kleinigkeiten, welche die Gemüther der Gläubigen von der gründlichen Tugend und der wahren Theologie abwendeten. Erasmus und ſo viele andere erkannten die Nothwendigkeit an, die Menſchen zu der Lehre des Apoſtel Paulus zurückzuführen; und nicht die Materie, ſondern die Form war es, welche ihnen an Luthern mißfiel. Und heute, da die gute Lehre von der Rechtfertigung in der römiſchen Kirche hergeſtellt iſt, wollte das Unglück, daß andere Mißbräuche zugenommen haben, und daß das Volk durch die Confraternitäten und ähnliche Praktiken von der

Anbetung im Geiſt und in der Wahrheit abwendig gemacht wird, welche das Weſen der Religion ausmacht. ... Die Proteſtanten (ſetzt Leibnitz hinzu) wären ſehr übel berathen, wenn ſie ſich hierüber verblenden ließen. Das iſt es gerade, was ſie aufmuntern muß, auf die Fortſetzung dieſer Früchte gemeinſchaftlicher Arbeiten wohlgeſinnter Perſonen zu dringen. ..."

Charaktere, wie Boſſuet und Leibnitz, haben einander abſtoßen müſſen; und Spuren genug gegenſeitiger perſönlicher Abneigung unter ihnen ſind vorhanden. Boſſuet fand, daß Leibnitz den Ehrgeiz hätte, ſich in zu viele Dinge zu miſchen, und daß er in die Rechte der Theologen eingriffe. Als Leibnitz unter andern ein Epigramm auf die Erfindung der Bomben, das er zu Anfang des Reichskriegs von 1688, bei der Landung Wilhelms von Oranien in England, gemacht, an Paſſon geſchickt hatte, unterließ Boſſuet nicht, ihn zu tadeln, daß er ehrgeizig genug wäre, ſich auch unter die Dichter zu miſchen, was indeſſen Leibnitz, der ſo vortreffliche lateiniſche Gedichte gemacht hat, als einen Eingriff in ſeine perſönlichen Rechte betrachtete. Dagegen ſchrieb ihm Leibnitz, in ſeinem Briefe an Basnage, wo er deſſen Erwähnung thut, eine mürriſche Laune zu (son humeur étoit un peu chagrin). Ihm war die überſtrenge Aſcetik, welche Boſſuet mit andern Theologen gegen eine heitere und unbefangene Weltlichkeit an den Tag legte, während doch die tiefſte Unſittlichkeit am Hofe Ludwigs XIV unter der Maske der Frömmigkeit das Haupt empor trug, ſehr zuwider. Als im Jahre 1694 ein heftiger Krieg zwiſchen den Theologen

und den Schauspielern entbrannt war, weil ein Theatiner, der Pater Caffaro, die Parthei der letztern genommen und verlangt hatte, daß man sie zu den Sacramenten zuließe, da denn alle andern Doctoren, und an ihrer Spitze Bossuet durch seine berühmte Schrift gegen das Theater, kurz die ganze Sorbonne den freisinnigen Theatiner zum Schweigen und Widerrufe zwang, rächten ihn Dichter und Schauspieler durch beißende Epigramme gegen die Feinde des Schauspiels, und namentlich auch gegen den Bischof von Meaux. Damals nun machte Leibnitz folgendes gute Epigramm, das er seinem Briefe an den Legationsrath Hertel in Wolfenbüttel, vom 2. October 1694 einverleibt hat:

Aux Docteurs Anticomédiens.

Sevères Directeurs des hommes,
Savez-vous, qu'au Siècle où nous sommes,
Un Molière édifie autant, que vos leçons?
Le vice bien raillié n'est pas sans pénitence,
Il faut pour reformer la France,
La Comédie, ou les Dragons.

Sein Briefwechsel mit der Kurfürstin Sophie, wie mit der Kurfürstin von Brandenburg, ihrer Tochter, enthält Züge dieser Art in geistreichen und witzigen Einfällen. So sprach er in einem Briefe an die erstere vom Jahre 1691 den Einfall aus, man sollte in Frankreich eine gazette de dévotion oder einen Mercure théologien stiften; oder wenn Mercure zu sehr an die heidnische Mythologie erinnerte, so könnte man an seine Stelle „Raphael" setzen. „Es ist nicht ohne Grund, schreibt er, daß ich an eine solche Zeitung denke, weil es

ſcheint, daß der Devotions-Geiſt Hof-Geiſt wird. Ein Beiſpiel liefert die Beſchreibung der Bekehrung eines gewiſſen Marquis von Santonas, eines Savoyarden, durch — Boileau!"

Der tiefere Grund für das Zurücktreten Leibnitzens, im Anfange des 18. Jahrhunderts, von dem Entwurfe zur Kirchenvereinigung wird indeſſen in den allgemeinen Verhältniſſen der Zeit, wie ſie durch die Uebermacht Frankreichs über Deutſchland, und namentlich den proteſtantiſchen Theil deſſelben, herbeigeführt wurde, nächſtdem aber in den Veränderungen, welche ſich für das Haus Hannover vorbereiteten, gefunden werden können. Der Reichskrieg von 1688, auf das ungerechteſte und härteſte von Ludwig XIV unternommen, endigte 1697 mit dem Ryßwicker Frieden, welcher für den Proteſtantismus ſo gefährlich wurde, und unzählige Wirren für das Reich herbeiführte; und ehe das Reich ſich erholte, brach, durch den Ehrgeiz Ludwigs XIV herbeigezogen, der ſpaniſche Erbfolgekrieg aus. Für das Haus Hannover aber war mit der Revolution von 1688 in England die Ausſicht auf den engliſchen Thron aufgeſtiegen, ein Ziel, welches von da beharrlich verfolgt, und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts glücklich befeſtigt wurde. Wir werden nachher mit Leibnitz auf den politiſchen Schauplatz in Deutſchland und Europa hinabſteigen und bemerken im voraus, daß er in Folge des Wechſels der Dinge, an der Stelle einer Unterwerfung der Proteſtanten unter Rom, damit endete: an einer Vereinigung der getrennten proteſtantiſchen Kirchen in Deutſchland,

der Schweiz, Holland und England zu arbeiten, um gegen das katholiſche Europa, und beſonders Frankreich, geſchützt zu ſein. —

Während Leibnitz im Gebiete der Kirche und Theologie viele Jahre ſich als eifrigen Verfechter der Wünſche des Hauſes Hannover, wie der Intereſſen des proteſtantiſchen Deutſchlands erwies, hatte er bereits ſeit dem Jahre 1686 in einer andern Richtung wiſſenſchaftlicher Forſchung und gelehrter Thätigkeit, im Dienſte und zum Ruhme des Hauſes, dem er diente, ſich bewährt: und zwar bei einer Aufgabe, welche allerdings zunächſt nur die Erforſchung der Genealogie des Hauſes Braunſchweig betraf, welche Leibnitz aber auf die geſchichtlichen Rechte und den Ruhm des deutſchen Reichs ſelbſt auszudehnen verſtand.

Genealogie der Fürſten galt im Zeitalter Ludwigs XIV als der wichtigſte und belohnendſte Zweig hiſtoriſcher Forſchung und Darſtellung. Staat und Volk concentrirte ſich dergeſtalt in der Perſon des Fürſten, ſeiner Vorfahren, Familie und ſeines Hofes, das Staats- und Völkerrecht hatte in einem ſolchen Grade den Zuſchnitt des bloßen Privatrechts unter einzelnen Regenten-Familien angenommen (mit Ausnahme der ſtreng rechtlichen Befolgung und Ausführung), daß die Genealogie derſelben in Bezug auf Erbſchaft und Verträge über Länder- und Völkererwerb die höchſte politiſche Bedeutung erhielt, welcher der Glanz und der Ruhm erlauchter Ahnen und Verwandte von ſelbſt folgte. Aus eben dem Grunde war aber auch bis gegen das Ende des ſiebenzehnten

Jahrhunderts kein Gebiet der Geschichte so unsicher, so voll von Willkühr, Uebertreibung und gewissenloser Schmeichelei der Gelehrten. Es ist bekannt, daß die meisten deutschen Fürsten es gern sahen, ihren Ursprung, wenn nicht von Karl dem Großen, wenigstens aus Italien, dem Lande des Ruhms, der Wiege europäischer und deutscher Kultur zu holen, ja es fehlte nicht an Gelehrten, welche mit affektirter Erudition die Ahnen deutscher Fürsten in den berühmtesten Patriciern Roms nachwiesen. So leitete Peter Lambeccius das Haus Habsburg von den Anicii, Andere von den Scipionen und Fabiern; so Sebastian Münster und Reineccius den Ursprung des Hauses Hohenzollern von Petrus Columba, einem vornehmen römischen Patricier: und so galt es endlich noch im Zeitalter des Herzogs Johann Friedrich von Hannover für ausgemacht, daß der italienische Markgraf Azo, der Stammvater des welfischen Hauses, aus der Mitte des eilften Jahrhunderts, von der römischen Familie der Accii abstammte! Die Gelehrten beeiferten sich um die Wette, ihre genealogischen Deductionen in zierlichen Handschriften (als hätten sie den Muth nicht, öffentlich damit hervorzutreten) den Fürsten zu überreichen, und sich dafür reichlich belohnen zu lassen. Ein solches begegnete auch dem Herzog Ernst August bei einem Aufenthalte in Venedig, im Jahre 1685, wo ihm ein holländischer Edelmann, Abt von St. Maria de Castro und St. Martha, Theodor Damaidenus, eine handschriftliche Genealogie überreichte, worin er sich nichts Geringern vermaß, als den Ursprung dieses Herzogs von dem Kaiser C. Octavius Augustus, römischen Imperator, und seine Verwandtschaft

mit ihm in einer ununterbrochenen Geſchichte, Chronologie und Heraldik vom erſten Jahre der Erbauung Roms bis zum Jahre **1645**, alſo durch den Zeitraum von **2646** Jahren zu deduciren. Das Werk exiſtirt noch in der Handſchrift, ſchön geſchrieben, (nach der Beſchreibung des Herausgebers der **Origines Guelphicae**, Chriſt. Lud. Scheid), geſchmückt mit Wappen, Münzen und Abbildungen von Statuen und Bildniſſen. Dieſe abenteuerliche Arbeit konnte dem richtigen, geſunden Blick des Herzogs Ernſt Auguſt unmöglich zuſagen: doch ſcheint ſie dem, auf den Ruhm ſeines Hauſes eiferſüchtigen und ſtolzen Fürſten den Anſtoß gegeben zu haben, eine wahrhafte Unterſuchung der Urſprünge ſeines Hauſes zu veranlaſſen; und dieſer Auftrag wurde wieder Niemand anderm ertheilt, als Leibnitz, deſſen hoher Sinn von ſelbſt ſo unwiſſenſchaftliche Mittel, die Gunſt der Fürſten zu erlangen, zu tief verachtete. In einem Briefe an den Herzog Ernſt Auguſt, (kurz darauf, als dieſer das Werk des Damaidenus erhalten hatte), von welchem Scheid einen Auszug mittheilt, begnügte ſich noch Leibnitz im Allgemeinen, den beſtehenden Meinungen eine eigene und ganz neue entgegenzuſetzen: dieſe nemlich, daß die Welfiſchen Fürſten gar nicht einmal aus italieniſchem, ſondern aus durchaus *deutſchem* Geblüte abſtammten; er gründete dies auf die Etymologie des Namens ihres gemeinſchaftlichen Stammvaters Azo, welcher ſo viel bedeutete, als Adalbert oder Albert. Nicht lange, ſo ſah ſich Leibnitz zu geſchichtlichen Unterſuchungen darüber hingeführt; ſchon im Anfang des Jahres **1686**, nach der Rückkehr des Herzogs von Italien, knüpfte Leibnitz einen Briefwechſel mit dem

Bibliothekar des Großherzogs von Toscana, dem gelehrten Anton Magliabechi an, mit der Bitte um Aufschlüsse über gewisse Markgrafen Oberitaliens aus dem eilften Jahrhundert, namentlich die Este. Das Jahr darauf endlich, 1687, schickte sich Leibnitz, auf Befehl des Herzogs, zu einer längeren Reise durch Deutschland und Italien an, zur Sammlung und Erforschung der Urkunden und Denkmäler für eine umfassende Geschichte des Hauses Braunschweig. So sah Leibnitz durch die natürliche Entwickelung seiner Lebensverhältnisse den schon vor zehn Jahren in Paris gefaßten, aber damals aufgegebenen Wunsch: Italien, die Wiege der Wissenschaften, das Vaterland eines Galilei, zu bereisen, in Erfüllung gehen, aber um hundertfältige Früchte dieser Reise jetzt einzusammeln. Denn der Zweck seiner Reise wurde für seinen universellen Geist wieder nur Mittel zu höhern Zwecken.

Die deutsche Reichs- und Provinzial-Geschichte war damals noch ein wenig bebautes Feld: aber gerade zu dieser Zeit fing sich ein patriotischer Eifer unter den deutschen Gelehrten für diesen Zweck zu regen an. Auch hier war es Leibnitz, welcher sich an die Spitze stellte mit Rath, Aufmunterung, Winken und Unterstützung bei den Höfen, doch nicht weniger dadurch, daß er den eignen historischen Arbeiten, welchen er sich zu widmen veranlaßt ward, zu dem allgemeinern Interesse an der deutschen Geschichte eine Beziehung gab. Kurz vor dem Antritt seiner Reise erhält er von Hiob Ludolf, dem berühmten Orientalisten und Geschichtschreiber in Frankfurt am Main, dem Gründer der äthiopischen Philologie in *Europa*, und universellen Sprachgelehrten, Paullini's

Entwurf einer deutschen historischen Gesellschaft (Collegium historicum) zugeschickt und wird zur Theilnahme aufgefordert. Mit Eifer begrüßt Leibnitz diesen Vorschlag, und knüpft daran Bemerkungen über die ersprießlichste Einrichtung, welche der Gesellschaft gegeben werden müßte. Er stellte nemlich die Ansicht auf, daß man diese Einrichtung von den Gesellschaften zur Erforschung der Natur entlehnen müßte. „Es sei bekannt, daß diese eine doppelte Arbeit zu gleicher Zeit betreiben, erstlich, ausgearbeitete Systeme oder Werke zu gründen, und dann in vermischten Bänden gute Beobachtungen niederzulegen. Die verschiedenen Erzeugnisse und Arten in der Natur werden unter die Mitglieder vertheilt. Der eine wählt den Zinnober, ein anderer den Borax, der dritte das Opium u. s. w. aus den drei Reichen der Natur zur Beschreibung, und jeder leistet größtentheils das Uebernommene. Damit aber inzwischen viele treffliche Kenntnisse, welche in den Systemen keinen schicklichen Platz finden, oder auf ihre Abfassung nicht warten können, nicht verloren gehen, schreiten sie zu der Herausgabe von Ephemeriden, als Fundgruben trefflicher Dinge. Warum, fragt Leibnitz, sollte diese Einrichtung nicht bei der Geschichte beibehalten werden können? Es wäre eine langwierige und mühevolle Arbeit, die vollständige Geschichte irgend einer Provinz oder eines Jahrhunderts zu geben. Während also die Mitglieder an ihren Aufgaben arbeiten, gebe man täglich, zum Nutzen der Mitglieder und des ganzen Gemeinwesens, die Materialien heraus. Manchem kommen Urkunden, Chroniken und Fragmente in die Hand, welche den andern Mitgliedern ein

Licht anzünden könnten; und dieſes wiſſen nicht immer die Beſitzer, welche die Folgerungen nicht ziehen, wie ſie nur der in einen Gegenſtand Eingearbeitete aufſtellen kann. Der Umlauf dieſer Sachen unter allen Mitgliedern laſſe ſich aber nur durch den Druck bewerkſtelligen.“ Leibnitz entwickelte und beſtimmte dieſe Ideen in den folgenden Briefen an Ludolf noch näher. Er empfahl als Vorbild in Form und Stil des Baronius Annales ecclesiastici, damit eine gewiſſe Gleichheit der Redaction hineinkäme. „Denn, ſchrieb er, ein anderes iſt es, ein zierliches und blühendes Geſchichtsbuch liefern, und ein anderes ein umfaſſendes Werk (vastum corpus), das nicht zum Zeitvertreib der Leſer ausgearbeitet wird, ſondern damit das gegenwärtige Zeitalter der Nachwelt einen ſichern Schatz hinterlaſſe, aus welchem nachher jedermann mit Gewißheit die Grundlagen der Geſchichte entnehmen könne. So werde man auch mit mehr Sicherheit ſchreiben, und mit mehr Gewißheit für die Wahrheit kämpfen. Die Arbeit werde ſo auch nicht allein deſto leichter, ſondern auch deſto genauer. Denn, ſetzt Leibnitz hinzu, in der ältern Geſchichte ſind uns die Zeugen ſchlechterdings nöthig. Mich kümmert das Urtheil eines Maimburg nicht, welcher behauptet, jene kritiſchere Schreibart paſſe für den Hiſtoriker nicht. Das heißt, unter dem Vorwande der Eleganz ſich für Erdichtungen die Thür offen halten.“ Durchdrungen von dieſem Pflichtgefühl eines wahren Hiſtorikers ging auch Leibnitz an ſeine eigentliche Miſſion, die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig. So ſchrieb er von Nürnberg, im Januar 1688, an den Baron Heinrich Julius von Blum, den Freund des Landgrafen von

Heſſen-Rheinfels, welcher ihm zu der Bekanntſchaft einiger Gelehrten in Oberdeutſchland verhelfen ſollte: „das was Pigna, Bucelinus und Aehnliche vielmehr dichteten, als entdeckten, dies genüge ſeinesgleichen nicht"; und ſetzte mit Nachdruck ſeine Maxime hinzu, deren Gewicht durch keine Ueberſetzung geſchwächt werden darf; er ſchrieb: „Didici in mathematicis ingenio, in natura experimentis, in legibus divinis humanisque auctoritate, in historia testimoniis nitendum esse."

Im Herbſte des Jahres 1687 trat Leibnitz ſeine Reiſe, mit Empfehlungen des Herzogs verſehen, an. Sein nächſtes Ziel, wo ihn, außer den gelehrten Zwecken, höhere und geheime Aufträge von dem Herzoge und der Herzogin erwarteten, und wo er einen längern Ruhepunkt zu machen hatte, bevor er den Weg nach Italien nahm, war Wien. Dorthin begab er ſich durch Heſſen, den Mittelrhein, Franken, Bayern und Böhmen, und ſtellte überall in den Bibliotheken, Archiven und Grabmälern ſeine Nachforſchungen an. An jedem Orte ſuchte er aber auch die Menſchen und Anſtalten auf, um ſeine Erfahrungen und Kenntniſſe zu bereichern; das Sehenswürdigſte zeichnete er in Tagebüchern auf, welche ſich zum Theil erhalten haben. In Marburg beſuchte Leibnitz einen ausgezeichneten Mechanicus und Phyſiker, D. Waldſchmidt, der ihn durch mehrere ſehr anziehende phyſiologiſche Verſuche feſſelte. Er machte einen Abſtecher nach Rheinfels zu ſeinem fürſtlichen Freunde, dem Landgrafen Ernſt, welcher ihn oft an ſeinen kleinen Hof eingeladen hatte, den er ſelbſt einmal, gegen Leibnitz, verglichen mit dem königlichen Hofe eines Herzogs

von Hannover, ſcherzend den Hof eines Königs von Ivetot nannte. Der Landgraf entließ ihn unter andern mit einem warmen Empfehlungsſchreiben an den Kurfürſten von der Pfalz, Philipp Wilhelm, welcher, nach dem Ausſterben der Pfalz-Simmernſchen Linie im Jahre 1684, die Kurwürde geerbt hatte, und ſeitdem in Düſſeldorf reſidirte, denſelben, für welchen Leibnitz als junger Mann von zwei und zwanzig Jahren die Schrift: Specimen demonstrationum politicarum, unter erdichtetem Namen geſchrieben hatte. Doch Leibnitz wollte das auch jetzt nicht einmal zu ſeinem Vortheil geltend machen, ſondern bewahrte ſein Geheimniß. Der Landgraf bezeichnet Leibnitzen in ſeinem Schreiben als einen „fürſtlichen Rath aus Ober-Sachſen, ſo ſich durch Schriften der Welt bekannt gemacht, und mehrere Particularitäten ſelbſt melden werde, mit dem er eine geraume Zeit correſpondirt und deſſen Gegenwart er jetzt im Vorbeigehen genoſſen; der (lauten die eignen Worte) bei habenden Meritis ohne Pretenſion oder Importunität, und ein ehrliebender Mann ſei, ſo viam regiam juris et aequitatis denen Neben-Reſpecten vorziehe.“ Hier nun nimmt der Landgraf die Gelegenheit wahr, den Kurfürſten um eine Empfehlung Leibnitzens bei dem Kaiſer, deſſen Schwiegerſohne, zu einer Anſtellung in Wien zu bitten, vermuthlich, um ſeinem Freunde den Uebertritt in die katholiſche Kirche, welchen er noch von ihm erwartet haben muß, zu erleichtern: denn er läßt den Wink fallen, daß Leibnitz nicht mehr weit „a regno Dei“ ſei. Er legt dabei einen beſondern Nachdruck auf Leibnitzens „ſonderbare Wiſſenſchaft und Experienz in Bergwerkſachen,“ ſo daß der Kurfürſt durch

ſolche Empfehlung dem Kaiſer keinen geringen Dienſt erweiſen würde, „weil man dergleichen nicht immer beiſammen finde.“ Es iſt jedoch kaum zu glauben, daß gerade damals Leibnitz den Dienſt in Hannover mit dem bei einer andern Macht, und wäre es auch der Kaiſer geweſen, vertauſcht haben würde.

Jetzt kam Leibnitz auch in die Gegend wieder, welche er, ſeit ſeiner Auswanderung aus dem ſächſiſchen Vaterlande, als die Wiege ſeines Ruhmes anſehen konnte. In Frankfurt am Main machte er zu ſeiner großen Genugthuung die perſönliche Bekanntſchaft Hiob Ludolfs, mit welchem er von da ab bis an deſſen Tod, im Jahre **1704**, in dem vertraulichſten und gehaltreichſten Austauſch verwandter Studien und, was mehr iſt, Geſinnungen und Beſtrebungen, gelebt hat. Er ſah auch hier gewiſſe Verwandte wieder und nahm, da der Stoff ſeiner Materialien ſich täglich mehr häufte, einen jungen Gelehrten zu ſeinem Gehülfen auf der Reiſe bis Wien mit, Namens Friedrich Heyn, welcher nachmals Bergrath des Herzogs von Gotha wurde. Dieſer machte für ihn Auszüge aus Handſchriften und ſeltenen Büchern. München gewährte eine reiche Ausbeute; er hielt ſich dort einige Wochen auf. Leibnitz widmete darauf einige Zeit mehrern Klöſtern unweit des Inn, welche von den alten Welfen geſtiftet worden waren, und nahm Abſchriften von Urkunden, und Zeichnungen von Statuen der Vorfahren des bayerſchen Hauſes mit. In Sulzbach machte Leibnitz die Bekanntſchaft des berühmten Kabbaliſten Chriſtian Knorr von Roſenroth; er hatte Unterredungen mit ihm über die Zeugniſſe kabbaliſtiſcher Juden für das Chriſtenthum, welche Knorr ihm zeigte, und beſonders

über ein Werk, welches nicht im Drucke erſchienen iſt, mit dem Tittel: Messias puer, eine Erläuterung des Lebens Jeſu von der Verkündigung bis zur Taufe aus Stellen der alten Kabbaliſten. Er nahm eine aufrichtige Achtung vor dieſem Ehrenmanne mit, und ſprach ſie in ſeinen Briefen an Hiob Ludolf, wie auch ſpäter an Placcius aus; an letztern, den dies befremdete, mit dem nachdrücklichen Bekenntniſſe: „So bin ich einmal, daß ich überall beſonders dasjenige ſuche und bemerke, was ich loben darf, ſtatt was Tadel verdient."

Im Anfange des Monat Mai 1688 traf endlich Leibnitz in Wien ein und fand am kaiſerlichen Hofe eine ſeinem perſönlichen Rufe, als Gelehrten, ſo wie ſeiner Stellung in Hannover entſprechende Aufnahme; dazu kam, daß ſeine in Schriften ausgeſprochene, anhängliche Geſinnung für den Kaiſer, ungeachtet er Proteſtant war, ihm in kurzer Zeit das Vertrauen der Miniſter verſchaffte. Zwar äußerte die Herzogin Sophie in einem ihrer Briefe an Leibnitz die Beſorgniß, daß er, „wegen der zwiſchen Hannover und Frankreich ſeit einigen Jahren beſtehenden Allianz, vielleicht nicht auf das freundlichſte angeſehen werden würde, da jene Allianz mit Frankreich ſo weit ging, daß man an einander gegenſeitig ſchrieb." Doch Leibnitz beruhigte die Herzogin durch die Verſicherung, „daß freilich dieſe Allianz nicht gern geſehen würde, daß aber, wenn ſie dazu diente, den Herzog von Holſtein in ſeine Staaten, woraus der König von Dänemark ihn vertrieben, wieder einzuſetzen, und den niederſächſiſchen Kreis gegen anderweitige Eingriffe und Unruhen zu ſichern, das ganze Reich dem Herzog dafür zu

danken haben werde.“ Solche Bedenken traten übrigens in jenem Momente gegen viel großartigere und lebendigere Intereſſen in der kaiſerlichen Hauptſtadt zurück, und beſchäftigten auch Leibnitz in höherm Grade, als die Unterſuchungen in der kaiſerlichen Bibliothek, bei welchen ihm übrigens, beſonders auch von Seiten ihres Vorſtehers, Neſſelius, der größte Vorſchub geleiſtet wurde.

Leibnitz traf den Hof und die Bevölkerung der kaiſerlichen Hauptſtadt, fünf Jahre nachdem ſie dem Falle und der Unterwürfigkeit unter den Erbfeind wie durch ein Wunder entgangen war, voll Jubel und hoffnungsvoller Spannung über ein bis dahin in der Chriſtenheit noch nicht erlebtes Ereigniß. Eine türkiſche Geſandſchaft war in das Lager des Kaiſers und ſeiner Verbündeten, des Königs von Polen und der Republik von Venedig, mit Friedensvorſchlägen gekommen, und eben erwartete man ſie in der Reſidenz; ſo hoch war, in wenig Jahren, durch die Siege der heiligen Allianz bei Mohacz und bei Belgrad, und bei den gleichzeitig im Herzen des osmanniſchen Reichs ausgebrochenen Meutereien und Unordnungen, das Glück der chriſtlichen Waffen geſtiegen. In Conſtantinopel war nemlich den achten November 1687 eine Revolution ausgebrochen, welche den ſchwachen Muhamed IV vom Throne ſtieß, und ſeinen Bruder Soleiman hinaufhob. Die Anhänger der guten Sache in Deutſchland waren jetzt nur noch über die Frage uneins, ob es nicht klug und recht wäre, dem Türken nachzugeben und Frieden zu ſchließen, oder ob man nicht lieber den Krieg bis zur gänzlichen Vertreibung der Barbaren aus Europa fortſetzen müßte.

In Leibnitz lebten die Ideen vom Jahre 1672, mit welchen er ſeine kühne Miſſion an den franzöſiſchen Hof ausgeführt hatte, lebendig fort: ſeit dem Frieden von Nimwegen hatten ſie neuen Raum in ihm gewonnen. Das Ideal der chriſtlichen Politik jener Zeit, der Untergang und die Theilung des türkiſchen Reichs in Europa, blickt faſt in allen ſeinen Schriften aus dieſem Zeitraume deutlich durch: in dem Mars christianissimus, in den beiden kleinen Denkſchriften für Ludwig XIV zur Beförderung der Wiſſenſchaften, und ſogar in dem Systema theologicum d. h. der Expoſition der katholiſchen Glaubenslehre, wo an einer Stelle auf die mögliche Vertreibung der Ungläubigen aus Europa, und die Verbreitung des Chriſtenthums in Aſien Rückſicht empfohlen wird. Verwandte Sympathien hatten ihn ſogar, nach der Schlacht von Mohacz, getrieben, Hiob Ludolf ſowohl ſeine Erinnerungen, als auch ſeine Hoffnungen und Wünſche in dieſer Hinſicht offen zu bekennen. Man weiß, daß Ludolf ſich während ſeines ganzen Lebens mit der Idee trug, den Negus von Abyſſinien, im Bunde mit den chriſtlichen Fürſten, zur Vertreibung der Türken aus Aegypten zu bewegen; kein Opfer dünkte ihm zu groß, dieſen Traum zu verwirklichen. Als die glücklichen Waffenthaten des Kaiſers ihn einen Augenblick von jenen allzuleeren Hoffnungen zu der Wirklichkeit zurückriefen, ſchrieb er 1686 ſeine exhortatoriſche Schrift an Kaiſer und Reich: De bello Turcico feliciter conficiendo. Aber als wirklich das Jahr darauf, den 4. Auguſt 1687, der glänzende Sieg bei Mohacz in Ungarn erfochten war, hielt er es für paſſend, den Frieden mit den Türken zu rathen, um ſich gegen die drohende Stellung Frankreichs

zu ſichern, und er ſetzte, als Gegenſtück des vorigen Tractats, ſeine Disquisitio de pace Turcica auf, welche er in der Handſchrift zur ſelben Zeit, als die türkiſche Geſandſchaft im Lager erſchien, an den kaiſerlichen Hofdolmetſch in Wien, Meninski, ſchickte. Es lag ihr der richtige Gedanke zu Grunde, daß man mit den Feinden unterhandeln, wenn auch nicht bald abſchließen müßte; der Feind ſollte in die Falle gelockt, nicht durch Drohungen auf das Aeußerſte gebracht werden. Er hielt es nicht für möglich, daß der Krieg zu gleicher Zeit nach beiden Seiten, in Ungarn und am Rheine, geführt werden könnte. Leibnitz, deſſen Gutachten er vorher eingeholt, ging auf ſeine Gedanken im Allgemeinen ein: auch ihm ſchien der neue Krieg am Rheine ſehr nahe. Und indem er, wie im Vorbeigehen, Ludolf vertraute, daß „der Kurfürſt Johann Philipp von Mainz die Franzoſen zu einer Unternehmung gegen Aegypten, (wobei er, Leibnitz, auf die Aufforderung Boineburgs, die Gründe in Schriften niederlegen mußte) zu überreden geſucht hätte — während der Kaiſer und die Polen von ihrer Seite auf den Feind fallen ſollten: die Franzoſen aber, an nähere Dinge denkend, hätten ſolches verachtet" — ſetzte er bedeutſam hinzu: „daß ſie es jetzt vielleicht billigten, wenn ein Rathgeber von gleichem Anſehen aufträte: ja ſie würden, glaubte er, für ſich ſelbſt handeln, wenn der Untergang des türkiſchen Reichs ſo offen drohte, daß die vornehmſten Provinzen deſſelben auf denjenigen warteten, welcher ſie zuerſt beſetzen wollte."

Wir wiſſen nun aus dem Manifeſte, welches Leibnitz im Jahre 1704 für die Rechte des Erzherzogs Karl auf die ſpaniſche

Krone verfaßt hat, daß in dem nemlichen Zeitpunkte, als er 1688 in Wien war, dort von einem Entwurfe zur Theilung des türkiſchen Reichs unter die chriſtlichen Mächte die Rede geweſen, wobei der Krone Frankreich Griechenland, Thracien und ein Theil von Aſien zugeſichert war; daß Frankreich es aber ablehnte, um ſich durch neue Siege im Reiche zur ungeſtörten Succeſſion in Spanien den Weg zu bahnen; was Leibnitz dieſer Macht im Angeſicht der Chriſtenheit zur Sünde anrechnet. „Der Ehrgeiz Frankreichs, ſagt er, hat auch die Muhamedaner in Europa erhalten, als der Kaiſer auf dem Punkte ſtand, ſie daraus zu vertreiben. Man ſage nicht, daß dieſe Krone den Wachsthum der Macht des Hauſes Oeſterreich fürchtete, denn ſie hatte nur Theil an der Beute zu nehmen — aber ſie hat ſich lieber auf die ungerechte Invaſion Spaniens aufgeſpart.“ Kein Schriftſteller, außer Leibnitz, erwähnt jenes geheimen Entwurfes; es iſt nicht leicht auszumachen, ob dieſe Zuſicherungen Frankreich wirklich angeboten waren, oder nur im Vorbehalte des kaiſerlichen Hofes gelegen haben; erſt glücklichere Nachforſchungen in den Archiven dürften ans Licht bringen, unter welchen nähern Bedingungen er ins Leben trat, wobei ohne allen Zweifel Leibnitz ſelbſt, ſeinen Ideen und Sympathien nach zu urtheilen, nicht unbetheiligt geweſen ſein kann.

Dieſer kühne Entwurf ſtand in jedem Falle in voller Uebereinſtimmung mit der Feſtigkeit, womit der Kaiſer den Sommer dieſes Jahres durch entſchloſſen war, keinen Frieden mit den Türken zu machen. Noch am 30. Auguſt ſchrieb Leibnitz aus Wien an Ludolf: „Man glaubt, daß der türkiſche Geſandte,

welcher in das Lager gekommen ist, hieher zugelassen werden wird. Ihn wird Alexander Maurocordati, der erste Dollmetsch der Pforte, begleiten. Es ist ein christlicher Arzt, welcher früher in Italien studirt und eine Schrift über die Anatomie herausgegeben hat. Indessen ist wenig Aussicht, daß der Friede so leicht zu Stande komme. Denn die Unsrigen sind zu der Hoffnung erhoben worden, daß die Türken aus ganz Europa vertrieben werden könnten, wenn nur nicht von Westen her ein Sturm aufzieht." Und diese Ahnung erfüllte sich nur zu bald. Unversehens brach, während die türkischen Gesandten in einem, einige Meilen von Wien entfernten Schlosse gewissermaßen in Haft gehalten, und die Verhandlungen in die Länge gezogen wurden, Ludwig XIV den mit großer Mühe zu Stande gebrachten, zwanzigjährigen Waffenstillstand, erklärte am 24. September 1688 den Krieg an den Kaiser, überfiel gleichzeitig den Rhein und eroberte Philipsburg.

Diese das Völkerrecht beleidigende That vertheidigte das französische Kriegsmanifest durch die ganz ungegründete und mit sonstigen, höhnischen Schmähungen verbundene Behauptung: „seit den glücklichen Erfolgen der kaiserlichen Waffen in Ungarn hege der Kaiser nur die Absicht, nach dem Frieden mit den Türken mit verstärkter Macht Frankreich anzufallen." Diese wurde auch seitdem, aller Wahrheit zum Trotz, immer noch von französischen Geschichtschreibern wiederholt.

Das kaiserliche Gegenmanifest in lateinischer Sprache, aus Wien den 18. October 1688, widerlegt diese und die übrigen Argumente des feindlichen auf das siegreichste und stellt die

angegriffene Würde des Kaiſers in ſeinem Charakter und ſeinem Rechte vor Europa wieder her. Unſre Gründe, Leibnitz's Leſer darin wiederzuerkennen, wenn gleich ſein eigenes Bekenntniß dazu fehlt, ſind bereits an anderm Orte ausführlich entwickelt. Auch iſt die hohe Bedeutung dieſer Schrift, ſo wie ihr Urſprung, ſeitdem würdig anerkannt worden. „Leibnitz, ſchreibt der Verfaſſer der Deutſchen Geſchichte unter Leopold I und Joſeph I, entledigte ſich ſeines Auftrags in einer ſeinem großen Namen ſo entſprechenden Weiſe, daß die von ihm verfaßte, wenn auch nicht mit ſeinem Namen verſehene Staatsſchrift zur Beantwortung des franzöſiſchen Manifeſtes, als ein Muſterbild großartiger politiſcher Beredſamkeit über deutſche Staatsverhältniſſe, nach hundertſiebzigjähriger Vergeſſenheit dem neunzehnten Jahrhundert wieder bemerkbar gemacht zu werden verdient.“ Religiöſe Demuth und kühne Hoffnung zu gleicher Zeit geben dieſem Manifeſte eine eigenthümliche Farbe. Das Unglück, das Ludwig XIV von neuem über das kaum von ſeinen Wunden geheilte Reich ſchickte, wird mit den Züchtigungen durch die Geiſſel eines Attila verglichen; und dennoch hat der Verfaſſer Muth genug, zu beten: „der Kaiſer habe den Türken, den Brecher der Verträge, gedemüthiget und hingeworfen: er werde auch eines Tages den Franzoſen, als den Brecher der Verträge, hindanſetzen und zu Boden werfen.“ Den in dem franzöſiſchen Manifeſte aufgeſtellten Vorwurf: daß das Haus Oeſterreich die germaniſche Freiheit untergrabe und die deutſchen Stände von der Freundſchaft Frankreichs abſpreche, um ſie leichter der Knechtſchaft zu unterwerfen, weiſt

er energiſch zurück, und bemerkt: „die franzöſiſche Politik trachte vielmehr die deutſchen Stände in Schwanken und Mißtrauen unter einander zu halten, damit ſie nicht dereinſt zum wahren Ruhme und der allgemeinen Sicherheit zuſammentreten, weil der König ſie einzeln leicht niederlegen werde, während er von Allen ohne alle Mühe in die Flucht geſchlagen würde.“

Von dieſem Augenblicke an war auch Leibnitz für eine ernſte Behandlung des Entwurfs zum Frieden mit den Türken, und in ſolchem Sinne ſprach er ſich in ſeinen Briefen an Ludolf vom 2. December über dieſe Angelegenheiten aus. Aber ungachtet der Krieg jetzt im Reiche ſelbſt gegen Ludwig XIV erklärt und ausgebrochen war, hatten die Verbündeten den Muth, die türkiſchen Geſandten durch übertriebene Forderungen von ſelbſt von dem Frieden abzuſchrecken, und zuletzt die Schuld des Bruches der Unterhandlungen gar auf die türkiſche Geſandtſchaft zu ſchieben.

Was im Anfange den Kaiſer und ſeine Verbündeten, denen ſich der Herzog von Hannover, (zugleich mit dem Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich III, welcher den 29. April 1688 ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war), anzureihen beeiferte, zu großen Siegeshoffnungen anregte, war die in England ausgebrochene Revolution, welche den Prinzen von Oranien, den der Krieg von 1672 groß gemacht hatte, auf den engliſchen Thron erhob. Leibnitz nahm an dieſen Hoffnungen Theil. „Die große Veränderung in England, ſchrieb er an Ludolf aus Wien im Januar 1689, hat gezeigt, daß auch Frankreich nicht untrüglich iſt; indeſſen, ſetzte er hinzu,

angegriffene Würde des Kaisers in seinem Charakter und seinem Rechte vor Europa wieder her. Unsre Gründe, Leibnitz's Feder darin wiederzuerkennen, wenn gleich sein eigenes Bekenntniß dazu fehlt, sind bereits an anderm Orte ausführlich erörtert. Auch ist die hohe Bedeutung dieser Schrift, so wie ihr Ursprung, seitdem würdig anerkannt worden. „Leibnitz, schreibt der Verfasser der Deutschen Geschichte unter Leopold I und Joseph I, entledigte sich seines Auftrags in einer seinem großen Namen so entsprechenden Weise, daß die von ihm verfaßte, wenn auch nicht mit seinem Namen versehene Staatsschrift zur Beantwortung des französischen Manifestes, als ein Musterstück großartiger politischer Beredsamkeit über deutsche Staatsverhältnisse, nach hundertfunfzigjähriger Vergessenheit dem neunzehnten Jahrhundert wieder bemerkbar gemacht zu werden verdient." Religiöse Demuth und kühne Hoffnung zu gleicher Zeit geben diesem Manifeste eine eigenthümliche Farbe. Das Unglück, das Ludwig XIV von neuem über das kaum von seinen Wunden geheilte Reich schickte, wird mit den Züchtigungen durch die Geißel eines Attila verglichen; und dennoch hat der Verfasser Muth genug, zu hoffen: „der Kaiser habe den Türken, den Brecher der Verträge, gebändiget und hingeworfen; er werde auch eines Tages den Franzosen, als den Brecher der Verträge, bändigen und zu Boden werfen." Den in dem französischen Manifeste aufgewärmten Vorwurf: daß das Haus Oesterreich die germanische Freiheit untergrabe und die deutschen Stände von der Freundschaft Frankreichs abziehe, um sie leichter der Knechtschaft zu unterwerfen, weist

er energiſch zurück, und bemerkt: „die franzöſiſche Politik trachte vielmehr die deutſchen Stände in Schwanken und Mißtrauen unter einander zu halten, damit ſie nicht dereinſt zum wahren Ruhme und der allgemeinen Sicherheit zuſammentreten, weil der König ſie einzeln leicht niederlegen werde, während er von Allen ohne alle Mühe in die Flucht geſchlagen würde.“

Von dieſem Augenblicke an war auch Leibnitz für eine ernſte Behandlung des Entwurfs zum Frieden mit den Türken, und in ſolchem Sinne ſprach er ſich in ſeinen Briefen an Ludolf vom 2. December über dieſe Angelegenheiten aus. Aber ungachtet der Krieg jetzt im Reiche ſelbſt gegen Ludwig XIV erklärt und ausgebrochen war, hatten die Verbündeten den Muth, die türkiſchen Geſandten durch übertriebene Forderungen von ſelbſt von dem Frieden abzuſchrecken, und zuletzt die Schuld des Bruches der Unterhandlungen gar auf die türkiſche Geſandtſchaft zu ſchieben.

Was im Anfange den Kaiſer und ſeine Verbündeten, denen ſich der Herzog von Hannover, (zugleich mit dem Kurfürſten von Brandenburg, Friedrich III, welcher den 29. April 1688 ſeinem Vater in der Regierung gefolgt war), anzureihen beeiferte, zu großen Siegeshoffnungen anregte, war die in England ausgebrochene Revolution, welche den Prinzen von Oranien, den der Krieg von 1672 groß gemacht hatte, auf den engliſchen Thron erhob. Leibnitz nahm an dieſen Hoffnungen Theil. „Die große Veränderung in England, ſchrieb er an Ludolf aus Wien im Januar 1689, hat gezeigt, daß auch Frankreich nicht untrüglich iſt; indeſſen, ſetzte er hinzu,

hat Frankreich auch vielleicht gefehlt, so müssen wir doch auf unsrer Hut sein, daß wir uns die Dinge nicht in zu günstigem Lichte vorstellen. Auch lege ich der Landung in Frankreich, welche die meisten rühmen, nicht so viel bei, um zu glauben, man dürfe in diesem Vertrauen unsre Grenzen und die holländischen vernachlässigen. Die Flotte mit einigen Truppen besetzt, wird unterdessen die französische Küste bewachen und vielleicht Gelegenheit geben, etwas auszuführen. Sie wird wenigstens einen nicht geringen Theil der Kräfte des Königreichs beschäftigen, und vielleicht auch die Seeplätze mit Bomben angreifen." Bei diesem Anlasse theilte Leibnitz seinem Freunde jenes Epigramm auf die Bomben mit, dessen er auch gegen Pelisson später gedachte, und worüber Bossuet mit Seitenblicken über des Philosophen Vielgeschäftigkeit sich ausließ. Die Humanität des Poeten trägt hier jedoch über den Haß des Feindes den Sieg davon: denn Leibnitz spricht den Wunsch aus, „er möchte mit dem Lobe dieser schrecklichen Erfindung, wie einst die tessalonischen Beschwörungslieder, die Kraft derselben dämpfen."

Während sich sein Aufenthalt am kaiserlichen Hofe bis in das Jahr 1689 hineinzog, war er auch im Dienste politischer und häuslicher Interessen des Hannöverschen Hauses nicht unthätig. Dieses Haus stand in jenem Augenblicke mit dem Kaiser in Unterhandlung wegen der auf Friesland erhobenen Rechte, welche es gegen Kurbrandenburg geltend machte. Man stützte sich darauf, daß ehemals Vorfahren des Hauses in weiblicher Linie in Friesland regiert hätten. Diese Behauptungen schienen den kaiserlichen Ministern paradox, da Ubbo Memmius

und andere Geſchichtſchreiber Frieslands davon ſchwiegen; und der gelehrte Unterhändler für Hannover in Wien, Weſelow, hatte ſich [illegible], doch ohne Erfolg, nach Hannover um urkundliche Beweiſe jener hiſtoriſchen Data gewandt: da kam Leibnitz zur rechten Zeit, um ihm, nach dem erſten Beſuche, den er ihm abſtattete, die vollkommenſte Befriedigung über das Vermißte zu geben. Denn bald nach ſeiner Ankunft in Wien ſchrieb er davon in ſeinem Briefe an den Zelle'ſchen Miniſter von Bernsdorf. Ein anderes, womit Leibnitz vorzüglich die Herzogin Sophie ſich verpflichtete, betraf die Beförderung des Prinzen Friedrich Auguſt, Haupmanns in der kaiſerlichen Armee, zum Generalmajor, welche Leibnitz durch perſönliche Verhandlungen mit dem Kanzler, Grafen von Stratmann, auswirkte. Sein jüngerer Bruder, Prinz Maximilian Wilhelm, war bereits kommandirender General in Morea. Die Herzogin dankte ihm für dieſen Erfolg, und meldete ihm dabei in ſcherzhafter Rede, daß ſeine Bibliothek unterdeſſen bedeutend vergrößert worden wäre, — damit für den Winter die Oper darin geſpielt würde.

Unter dieſen mannichfaltigen Geſchäften und Bewegungen vergaß Leibnitz die Aufgabe nicht, welche ihn zunächſt nach Wien geführt hatte. Er vergaß eben ſo wenig die Empfehlung des Entwurfs eines deutſchen hiſtoriſchen Collegiums. Er meldet Ludolfen, daß er, und außer ihm ausgezeichnete Männer in des Kaiſers nächſter Umgebung, die Geſellſchaft für vaterländiſche Geſchichte dieſem empfohlen hätten. Er benützte ſeine nähere Bekanntſchaft mit dem Biſchof von Neuſtadt, mit welchem er die damals noch ſchwebende

Reunionsſachen perſönlich verhandelte, um dem Kaiſer den gedruckten Proſpectus der Geſellſchaft zu überreichen. Der Procanzler des Reichs, Graf von Königseck, war der Geſellſchaft nicht minder günſtig; der Bibliothekar Neſſelius aber verſprach, für die Benutzung der kaiſerlichen Bibliothek, „aus welcher Unzähliges zur Zierde der vaterländiſchen Geſchichte erforſcht werden könne," Vorſchub zu leiſten. Nur auf Gehalt, ſagte ihm ein einflußreicher Mann, könnten die Mitglieder unter den obwaltenden Zeitläuften nicht zählen, was Leibnitz leid that. „Ich meinerſeits, drückt er ſich aus, halte alle diejenigen, welche für etwas Nützliches und Treffliches beſtrebt ſind, der Ehren und Vortheile im höchſten Grade würdig." Es iſt indeſſen zu einer Ausführung dieſer Vorſchläge und Abſichten weder damals noch ſpäterhin recht gekommen, weil es den meiſten Mitgliedern der Geſellſchaft an jenem Gemeingeiſt fehlte, welcher auf eine äußere Aufmunterung verzichtet. Leibnitz gab auch andere Beweiſe ſeines Eifers, entfernten Gelehrten zu dienen. Seinem Ludolf lieferte er die verlangte Beſchreibung eines rabbiniſchen Codex in hebräiſcher Sprache in der kaiſerlichen Bibliothek; und er zeigte ſich bereit, einen griechiſchen Codex ebendaſelbſt für Baluzius (den berühmten Bibliothekar Colbert's), ſo weit ſeine eignen Geſchäfte und Fähigkeiten es zuließen, mit eigner Hand abzuſchreiben, da er in ganz Wien Niemand finden könnte, welcher dieſer Arbeit gewachſen wäre. Denn die Schrift war eine der älteſten und ſchwierigſten, mit vielen veralteten Abkürzungen. „Dazu kommt, bemerkt er für den Stand der damaligen Studien in Wien ſehr bezeichnend: daß

in dieſen Landen die griechiſche Literatur und überhaupt die tiefern Studien (studia interiora) weniger im Ganzen betrieben werden, als man leicht glauben ſollte. Die ſtudirende Jugend legt ſich auf die ſcholaſtiſche Philoſophie oder die praktiſche Rechtswiſſenſchaft.“ Er giebt aber auch von ſich ſelbſt zu verſtehen, daß er mit dem Griechiſchen nicht beſonders viel zu thun gehabt, und ihm dieſe Sprache jetzt im Gebrauche faſt gar nicht vorkomme.

Während ſeines Aufenthaltes in Wien machte Leibnitz übrigens auch einen Ausflug nach den reichen Goldbergwerken in Ungarn, um ſeine bergmänniſchen Kenntniſſe zu erweitern.

Endlich im Januar 1689, nach einem faſt neunmonatlichen Aufenthalte in Wien, machte ſich Leibnitz auf den Weg nach Italien. Von dem Herzog von Modena hatte er die Verſicherung in Händen, aus ſeinem Archiv alles in Perſon erforſchen zu dürfen, was zur Beleuchtung des gemeinſamen Stammes der Häuſer Braunſchweig und Eſte dienen könnte. Er nahm, mit Empfehlungen an die verſchiedenen Höfe, Staatsmänner und Gelehrte in Mittel- und Oberitalien ausgerüſtet, den Weg über Venedig nach Rom. Von Venedig machte er einen Ausflug nach den kaiſerlichen Queckſilbergruben in Iſtrien. „Nach ſeiner Zurückkunft, erzählt Eckhart, ging er von Venedig in einer kleinen Barke ganz allein an der Küſte hin zur See. Es überfiel ihn aber ein gräulicher Sturm, und hat er mir oft erzählet, daß ſeine Schiffer, nicht glaubend, daß er ihre Sprache verſtehe, ſich in ſeiner Gegenwart berathſchlaget, ihn über Bord zu werfen und ſeine Sachen zu behalten. Er habe aber, ſich nichts merken laſſend, einen Roſenkranz, ſo

bei sich gehabt, hervorgenommen, und gethan, als wenn er darnach betete; worauf [illegible] gleich sich gegen die andern erklärt: weil er sähe, wie der [illegible] kein Ketzer seie, so könne [illegible] nicht übers Herz bringen, ihn tödten zu lassen. Er sei also dasmal noch davon gekommen, und bei Mesola ans Land gestiegen."

Langsam, an allen Orten forschend oder beobachtend, rückte Leibnitz auf seinem Wege vor, und traf im October 1689, zu Anfang des Pontificats Alexanders VIII, in Rom ein. Sein Ruf war ihm vorangegangen; er erhielt nicht nur freien Zugang zu den reichen Schätzen der Wissenschaft und Kunst (er benützte vorzüglich die Vatikanische und Barberinische Bibliothek), sondern auch die ausgezeichneten einheimischen und fremden Gelehrten daselbst kamen ihm mit Verehrung und Dienstfertigkeit entgegen; mit einigen hatte er bereits im Briefwechsel gestanden. Rom war seit mehrern Monaten eines großartigen und merkwürdigen Mäcens beraubt: der Königin Christine von Schweden, welche im April 1689 gestorben war; aber der rege Geist der Wissenschaftlichkeit, welchen sie in einem dreißigjährigen Aufenthalte den Römern mitgetheilt hatte, lebte noch in seiner Frische. Leibnitz kam zu spät, um der Schülerin des Carteſius bekannt zu werden; er besichtigte nur die reiche Hinterlassenschaft Christinens an Büchern, Handschriften, Münzen, Gemählden und Statuen, deren Schicksal noch nicht entschieden war. Wichtiger jedoch ward ihm der Umgang mit Roms Gelehrten. Der Abbate Francesco Nazari, ein berühmter Mathematiker und Herausgeber des Giornale di litterati in Rom, führte ihn vor

andern bei Adrian Auzulus, einem der Begründer der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, und welcher mit Magnet phyſikaliſche Unterſuchungen anſtellte, ein. Mit dieſen beiden Gelehrten hatte Leibnitz viele Unterredungen. Durch ſie lernte er Ciampini kennen, den Gründer einer Academia fisico-mathematica, welche in ſeinem Hauſe zuſammenkam, und welche die berühmteſten Namen zählte, von denen einige durch den Tod oder Auswanderung ausgeſchieden waren, wie Borelli, Caſſini, Lucas Antonio Porzio; noch waren da der Pater Eſchinardi, Vitale Giordani, Giorgio Baglivi, Giorgio Lucio, Filippo Bunorotti, Francesco Bianchini, Antonio Oliva. Leibnitz wurde hier eingeführt und als Mitglied aufgenommen, und er war eben ſo befriedigt von der Humanität, als dem ertragreichen Streben dieſer neuen Freunde, das beſonders durch die, von der Munificenz des gelehrten Stifters herbeigeſchafften ſchönen Inſtrumente begünſtigt wurde. Aber auch die Akademie war von Leibnitz in jeder Hinſicht entzückt, wie aus einem Briefe Bianchini's an Leibnitz, als dieſer ſich auf der Rückreiſe in Venedig aufhielt, hervorgeht. Von ſeiner Leutſeligkeit und ſeiner Gelehrſamkeit war, meldet jener, in der Akademie Ciampini die Rede geweſen; jeder einzelne ließe ihn grüßen, einige hätten es in eignen Briefen thun wollen. Alle baten, daß er ihrer eingedenk bliebe, beſonders wenn einer ſeiner Landsleute einmal den Weg zu ihnen nehmen würde, einer: „qui praeclaram indolis Germaniae nobilitatem, gratiam, excellentiam, studium, imaginem denique Tuam nobis restituat!“ lauten die eigenen Worte. — Es war aber auch keine Zuſammenkunft

Er suchte die Naturforscher und Geometer in Italien für eine Idee zu gewinnen, welche das Land selbst in ihm erregt hatte, nemlich das Studium der Naturwissenschaften in die Klöster einzuführen, worüber er sich in einem Briefe aus Modena, den 31. December 1689, an Magliabecht mit Feuer aussprach. Er hatte unter andern den gelehrten Pater Sabbatino in Bologna dafür angeregt. „Er hat es so gut als ich anerkannt, schrieb er, daß alsdann erst das menschliche Geschlecht große Fortschritte in der Erkenntniß der Natur machen wird, wenn die Wißbegierde dafür bis in die Klöster dringen, und es ihren Bewohnern zur Frömmigkeit angerechnet werden wird, nach der Entdeckung der bewundernswürdigen Einrichtung der Dinge, von Tage zu Tage nur Hymnen auf die göttliche Weisheit zu singen. Denn da so viel tausend Menschen auf öffentliche Kosten zu dem einen Zwecke unterhalten werden, ihren Geist auf die Feier von Gottes Lob zu richten: was, glaubst du, wird erst geschehen, wenn so viele vortreffliche Köpfe, welche bisher ihre Kraft in leeren Worten verschwendeten, sich vereinigen und mit gemeinschaftlichem Sinn und Eifer ihren Fleiß auf das Ausbeuten der unerschöpflichen Fundgruben des göttlichen Ruhms, welche die dazu fast allein geschaffene Natur darbietet, richten werden? In zehn Jahren würde mehr geleistet werden, als sonst ganze Jahrhunderte geben werden. Daher habe ich den Pater Sabbatino aufgefordert, daß er durch sein Beispiel und Ermahnen die Andern anfeuere. Auch dich bitte ich, berühmter Mann, der du bei den meisten geistlichen und den gelehrtesten Männern in den verschiedenen Orden in Freundschaft und Ansehen stehst, daß

du ihren Eifer zu frommen und dem menschlichen Geschlechte unglaublich nützlichen Absichten anregest." Eine kühne Idee, die Klöster gewissermaßen in Akademien verwandeln zu wollen! Leibnitz wiederholt diese Gedanken in dem nemlichen Briefwechsel, vom Mai 1692, wo er an den, Aufsehen erregenden Streit zwischen dem Abbé de la Trappe und Mabillon anknüpft, da ersterer, in dem Extrem einseitiger Ascetik, so weit ging, alle Studien aus den Klöstern zu entfernen, weil sie von der Sorge für das Heil und von den frommen Uebungen entfernten. „Dies wird, schrieb Leibnitz, den faulen Bäuchen gefallen, nicht aber einem Bianchini und andern gelehrten Männern unter deinen Freunden .... wenn diese Meinung ehemals Fuß gewonnen hätte, so würden wir heute keine Gelehrsamkeit haben.... Was ist doch der Frömmigkeit gemäßer, als die Betrachtung der bewundernswürdigen Werke Gottes und der Vorsehung, welche nicht weniger in der Natur, als in dem Reiche der Geschichte, und in der Regierung der Kirche und des menschlichen Geschlechts hervorleuchtet? Diesen Studien die Frömmigkeit absprechen, hieße dieser die gediegene Nahrung entziehen, und ihr nur die trockenern Meditationen übrig lassen, von welchen die unbefriedigte Seele leicht zu Speculationen leerer Abstraction übergeht, welche die Gefahr von Illusionen mit sich führen."

Leibnitz erregte die Bewunderung und Liebe der Römer in einem solchen Grade, daß ihm damals, und zwar durch den Kardinal Casanata, Anträge gemacht wurden, die Stelle eines Custode der Vaticanischen Bibliothek anzunehmen, natürlich wenn er die damit verbundene Bedingung erfüllte, die

ſeine auf[illegible]entliche Wißbegierde faſt allen Glauben. Er, welchen [illegible]rinzen, ſeine Verwandten und die Großen ſeines Reiches in ehrerbietiger Ferne verehren, lag mit dem Pater Verbieſt im Innern des Pallaſtes täglich drei bis vier Stunden, wie ein Schüler mit ſeinem Lehrer, über mathematiſchen Inſtrumenten und Büchern, und machte darin ſolche Fortſchritte, daß er den Euklides verſtand, und mit Hülfe der Trigonometrie die Bewegung der Himmelserſcheinungen berechnen konnte." Leibnitz hat auch noch geglaubt, daß irgend eine tiefere, aber untergegangene Philoſophie und Theologie der Chineſen anzunehmen ſei, welche ſich nur noch in, den Chineſen ſelbſt unverſtandenen Symbolen, erhalten hätte. Er gab ſich wenigſtens alle Mühe, in Uebereinſtimmung mit den Jeſuiten, bei den darüber entzündeten Streitigkeiten, die neuere Religionslehre der Chineſen von dem Verdachte des Atheismus und Materialismus zu befreien. In jene Periode fällt ſeine Erfindung der Rechnung mit 0 und 1 oder der Dyadik, zu welcher ihm die Tedraktys Erhard Weigels Anlaß gegeben haben kann, und deren Elemente er zuerſt in einem Briefe an den Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Rudolph Auguſt, vom 1. Januar 1697 vortrug, wo er in der Dyadik ein anſchauliches Symbol des Hauptgrundes des chriſtlichen Glaubens, nemlich der Erſchaffung der Welt aus Nichts durch die Allmacht Gottes, nachwies. „Daher, heißt es in dieſem Briefe, weil ich anitzo nach China ſchreibe an den Pater Grimaldi, Jeſuiten-Ordens, Präſidenten des mathematiſchen Tribunals daſelbſt, mit dem ich zu Rom bekannt worden, und der mir auf ſeiner Rückreiſe nach China, von Goa aus,

geſchrieben; ſo habe gut gefunden, ihm dieſe Vorſtellung der Zahlen mitzutheilen, in der Hoffnung, weilen er mir erzählet, daß der Monarch dieſes mächtigen Reichs ein ſehr großer Liebhaber der Rechenkunſt ſey: es möchte vielleicht dieſes Vorbild des Geheimniſſes der Schöpfung dienen, ihm des chriſtlichen Glaubens Vortrefflichkeit mehr und mehr vor Augen zu legen."

Leibnitz war nächſtdem der Meinung, in ſeiner binariſchen Arithmetik den verloren gegangenen Schlüſſel zu dem Geheimniſſe der von Fohi, dem Stifter des chineſiſchen Reiches, hinterlaſſenen, in dem Buche Yekin enthaltenen, aus geraden und gebrochenen Linien beſtehenden 64 Charaktere wiedergefunden zu haben; und der Jeſuit, Miſſionair Bouvet in China, beſtärkte ihn darin. Dieſe Charaktere und ihr Gebrauch ſtreifen an die Lehre der Combinationen, und von dieſem Geſichtspunkte wurden ſie Leibnitzen ſo intereſſant. Bei dem allen täuſchte ſich Leibnitz doch nicht über den wirklichen Standpunkt der chineſiſchen, ſehr mittelmäßigen Wiſſenſchaft und Bildung; er gab zu, daß die Chineſen an Tiefe der Meditation und in den theoretiſchen Wiſſenſchaften überhaupt, beſonders in der Logik und Metaphyſik; ferner in [illegible] nomie, Geometrie und der Kriegskunſt weit hinter [illegible] päern zurück wären und unſre Schüler werden [illegible] und vielleicht war es der Ueberdruß des Philoſophen an der ihn umgebenden Sittenloſigkeit und Unordnung in Europa, welcher ihn verleitete, ein goldnes Zeitalter reinerer Cultur in der Chineſen kindlicher Pietät, dem Typus ihrer ge[illegible] ſchaftlichen Einrichtungen, zu wähnen. Man weiß nicht,

es ihm Ernst, wenn Leibnitz in der Vorrede der Novissima Sinica die Bemerkung macht: „es scheine ihm, wenn er die ins [illegible]meßliche zunehmende Sittenverderbniß in Europa betrachte, fast nothwendig, daß die Chinesen zu uns Missionaire abschickten, um uns den Zweck und die Uebung der [illegible]lichen Theologie zu lehren, wie wir Missionen zu ihnen schicken, um sie in der geoffenbarten Theologie zu unterrichten." [illegible]lugen Rücksichten, welche die Jesuiten in China auf die dort vorhandenen religiösen und ländlichen Sitten und Meinungen nahmen und dadurch Vertrauen erwarben, was zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts einen heftigen Sturm von Seiten ihrer Gegner gegen sie herbeiführte, dem sie zuletzt unterlagen, fanden an Leibnitz einen offenen und beharrlichen Vertheidiger; und die Jesuiten in Rom selbst haben sich nicht besser, als durch das Ansehen eines Protestanten zu schützen gewußt! Die feine combinirende Staatsklugheit dieses Ordens bot, man kann es nicht leugnen, eine Seite dar, die, abgesehen von den Zwecken, welche sie verfolgten, ihnen Leibnitz zum Freunde machen mußte. Er nahm daher, wie gesagt, zu den Zeiten ihrer beginnenden Verfolgung ihre [illegible], und suchte überhaupt die Quelle derselben in der [illegible] und dem Neide der übrigen Orden. „Daß die Je[illegible] schrieb Leibnitz an den Herausgeber der Monatlichen Unterredungen, W. E. Tenzel, im December 1692, so viel Feinde haben bei ihren eigenen Glaubensgenossen, kommt großentheils davon her, daß sie sich für Andern herfürthun und [illegible]riren.... Es ist kein Zweifel, daß es ehrliche und wackere

Leute unter ihnen giebt. Dies aber ist nicht ohne, daß sie oft zu hitzig, und mancher unter ihnen dem Orden per fas und nefas dienen wollen. Aber es gehet überall nicht anders her; bei den Jesuiten ist es merklicher als bei den andern, weil sie auch für Andern den Leuten in Augen seyn." — „Ich wollte ihnen aber deswegen nicht rathen, schrieb er bei einer ähnlichen Gelegenheit, ihre habenden Vortheile fahren zu lassen." Den traurigen Ausgang der Schöpfungen der Jesuiten in China und die Verbannung des Christenthums aus diesem Reiche hat Leibnitz nicht mehr erlebt. Nicht alle Jesuiten erkannten übrigens die höhern philosophischen Motive der ihnen von Leibnitz zu Theil werdenden Apologie, und oft genug hatte er ihre Zudringlichkeit im Einzelnen abzuwehren, wobei er sie nicht immer schonte; wie den gelehrten Jesuiten Annibal Marchetti in Florenz, welcher sich vermaß, ihn „bei den Flammen der Hölle, welche ihn unfehlbar erwarteten," zur Bekehrung aufzufordern, und ihn auf Becanus und Bellarmin zu verweisen. Leibnitz gab ihm in seiner Antwort, vom 29. October 1701, zu erkennen, wie gut er wisse, durch welche Kluft die evangelische Kirche von der römischen getrennt sei; nichts desto weniger aber begünstige er der Jesuiten Fortschritte in China, „weil es besser sei, das verunreinigte Christenthum dort einzuführen, als gar keines (nam praeter inquinatam de Christo doctrinam illic introduci, quam nullam)." Es war übrigens zu einer Zeit, da Leibnitz daran arbeitete, England und Preußen zu evangelischen Missionen nach China zu bewegen.

Schon bei dem ersten Anknüpfen der Bekanntschaft mit Grimaldi in Rom hatte Leibnitz außer andern auch die Beförderung der Länder-, Völker- und Sprachkunde von Hochasien, welches damals noch sehr unbekannt war, im Auge, und traf deshalb mit dem gelehrten Jesuiten die Verabredung eines Briefwechsels nach Indien und China. Seinerseits ließ er sich bald nach seiner Rückkehr aus Italien angelegen sein, dem berühmten Sinologen Andreas Müller in Berlin das Versprechen einer Clavis Sinica für Grimaldi abzunehmen: doch die finstere Mißgunst, an welcher dieser Gelehrte sich verzehrte, und welche machte, daß er, trotz den Ermahnungen Leibnitzens und Ludolfs, und selbst den Befehlen des Kurfürsten von Brandenburg, nichts von seinen Schätzen herausgab, und sie sogar vor seinem Tode vernichtete, brachte Grimaldi um die ihm zugedachte Unterstützung. Als nach dessen Abreise der König von Polen, Johann Sobieski, auf die Fürsprache von Leibnitzens Freunden, der Pater Vota und Kochanski, Empfehlungsschreiben für Grimaldi an den Schach von Persien schickte, ließ Leibnitz an Grimaldi seine Fragen über die Lage und die Sprachen der Völker, durch welche er reiste, mitbefördern. Grimaldi hatte indeß Persien schon hinter sich, als die Briefe für ihn eintrafen; er erhielt sie jedoch später, und gelobte Leibnitz aus Goa, den 6. December 1693, ihren Empfang an, mit dem Versprechen, bald nach seiner Ankunft in Peking, ihr nach Kräften zu befriedigen. Leibnitzens Briefwechsel regelmäßiger nach Indien zu befördern, unternahm hinterhin der Pater Verjus, Secretair des Pater de la Chaise, Beichtvater Ludwigs XIV, und der General-Agent der

Jesuiten in Rom, Pater Ptolemai. Leibnitz wiederum bot sich seinen Freunden in Deutschland, besonders Hiob Ludolf, als einen Kanal an, um etwanige wissenschaftliche Fragen verschiedener Art nach Indien gelangen zu lassen. —

Nach einem kurzen Ausfluge von Rom nach Neapel, von welchem nichts als eine einzelne, doch sichere Spur in einem Briefe Leibnitzens an La Croze, vom 3. Mai 1704, vorkommt, verließ Leibnitz die Hauptstadt Italiens, wo er im Ganzen nicht viel über einen Monat gewesen zu sein scheint, und begab sich nach Florenz. Er ward am dortigen Hofe von dem Großherzoge und den Prinzen sehr günstig aufgenommen, am meisten von dem gelehrten Kenner der Mathematik, dem Prinzen Gasto von Toscana, welcher es nicht unter seiner Würde hielt, späterhin einmal (im Jahre 1692) Leibnitzen ein ihm von dem florentinischen Geometer Viviani, dem letzten Schüler Galilei's, gestelltes Problem, durch den toscanischen Gesandten in Wien zukommen zu lassen, welches Leibnitz denselben Tag durch die Differenzial-Rechnung auf unendliche Arten gelöst hat. (Die Constructio testudinis quadrabilis hemisphaericae). Außer Viviani lernte Leibnitz in Florenz einen trefflichen Mathematiker und vielseitig unterrichteten Mann, den Abt Bodenus, Baron von Bodenhausen, deutscher Herkunft, früher Erzieher des Erbprinzen von Toscana, kennen. Aber die zuvorkommendste Aufnahme fand Leibnitz bei seinem Freunde Magliabechi, welcher ihn als Bibliothekar bei seinen historischen und antiquarischen Nachforschungen unterstützte. Leibnitz drückte ihm seinen Dank und seine Verehrung durch ein uns erhaltenes Gedicht: Elegia ad Magliabechum, aus.

worin er dieſem vorzüglichen, doch durch manche Sonderbarkeit ausgezeichneten Gelehrten Vorwürfe machte, daß er mit ſeinen Reichthümern zu ſparſam gegen die Welt ſei. Magliabechi wohnte, aß und ſchlief umgeben von ſeinen Büchern, hatte eine unermeßliche Beleſenheit, von welcher ſeine Freunde Nutzen, er aber wenig Ruhm zog. Daher ruft ihm Leibnitz zu:

Quid juvat, immensas librorum condere moles,
Queis tua Pyramidas provocat arcta domus?
Omnia quid legisse juvat, tibi si legis uni?
Et paucis viva est bibliotheca domi?
Incipe jam tandem diffundere flumina mentis,
Incipe doctrinae spargere grandis opes!

Darauf ſucht er Magliabechi durch die Erinnerung des goldnen Zeitalters der Wiſſenſchaften unter den Mediceern, deren Nachkommen er diente, anzufeuern; und feiert die Namen der neuern Florentiner Galilei, Toricelli, Magalotti, Viviani und Anderer:

Qui Florentinas posset comprendre laudes,
Hic studiorum idem conderet historiam. —

Mit vielen Empfehlungsſchreiben von Magliabechi an die ausgezeichnetſten Gelehrten Oberitaliens verſehen, begab ſich Leibnitz von Florenz nach Bologna. Hier lernte er den Chemiker und Mathematiker, Domenico Guilielmini, kennen, welcher eine ſo große Hochachtung für Leibnitz faßte, daß er ihn das nächſte Jahr in ſeinem Streite mit dem Marburger Profeſſor Papin über das Maaß der fließenden Waſſer, worüber er eine neue Methode bekannt machte, öffentlich zum Schiedsrichter wählte; Leibnitz entſchied den Streit durch

Vermittelung des Richtigen auf beiden Seiten. Guilielmini führte ihn zu dem berühmten Anatomen Malpighi, mit welchem er „viele Stunden in den anmuthigſten Unterredungen mit Nutzen zubrachte.“ Des Paters Sabbatino in dieſer Stadt haben wir oben gedacht.

Zu Ende des Jahres 1689 traf Leibnitz endlich in Modena ein. Hier wußte er ſich an dem Ziele ſeiner genealogiſchen Forſchungen, dem eigentlichen Zwecke ſeiner Reiſen. Durch die ihm mit aller Bereitwilligkeit aufgeſchloſſenen archivariſchen Schätze entdeckte er wirklich, durch Aufhellung unzähliger Irrthümer eines Faleti, Pigna und ähnlicher Geſchichtſchreiber des Hauſes Eſte: den durch ſie mehr verdunkelten als bewieſenen Zuſammenhang dieſes Hauſes mit dem Hauſe Braunſchweig (wie er Magliabechi ſchrieb), als unzweifelhaft: „certis demonstrationibus diplomatum et monumentorum.“ In kurzem erhielt er dafür eine Beſtätigung mehr; er entdeckte nemlich bei einem Ausfluge in der Abtei la Badia della Vangadizza, einem Karmeliterkloſter an der Etſch, die Grabſchriften der alten Markgrafen von Eſte und ihres gemeinſchaftlichen Stammvaters Azo. Früher hatten Forſcher, wie Ducange und Juſtellus, an dieſer Verwandtſchaft gezweifelt, und da Leibnitz bereits vor ſeiner Reiſe mit dem berühmten Mabillon, dem Vater der Diplomatik, ſich in Verbindung geſetzt hatte, ſo erſuchte er jetzt Magliabechi, der mit ihm in Briefwechſel ſtand, ihm ſeine Entdeckung mitzutheilen.

Vor allem berichtete Leibnitz den gemachten Fund (zum Schluſſe des Jahres 1689) ſeinem Herrn, dem Herzoge Ernſt Auguſt, wie der Herzogin, und in ſeinem Briefe an die

die Fürſtin knüpfte daran entſprechende Wünſche für das [illegible] des fürſtlichen Hauſes, nicht ohne eine beſtimmtere Beziehung zu einem Plane, der mit ſeinem Aufenthalte in Modena zuſammenhing. Schon früher hatte man in Hannover eine Verbindung zwiſchen dem Herzoge von Modena und einer braunſchweigiſchen Prinzeſſin, einer der Töchter des Herzogs Johann Friedrich, eingeleitet, aber die Unterhandlung hatte, durch die Ungeſchicklichkeit des Beauftragten, zu keinem Ziele geführt. Leibnitz muß damals den Auftrag erhalten haben, den Faden von neuem anzuknüpfen; denn die Herzogin drückt in ihrer Antwort, voll Verehrung gegen Leibnitz, aber auch voll launigen Muthwillens gegen den verunglückten Diplomaten, die Hoffnung aus, daß er glücklicher als er ſein werde. Sie ſchrieb ihm: „Sie geben den guten Wünſchen, welche Sie mir zu dieſem neuen Jahre darboten, eine ſo angenehme und verbindliche Wendung, daß ich ſie deshalb denjenigen vorziehe, welche ich von den Königen und Fürſten erhalten habe. Das Schickſal wird ihren Ausgang anordnen; und in dieſer Hinſicht ſind die der größten Monarchen und die Ihrigen gleich für mich. Ich wünſche Ihnen meine Erkenntlichkeit durch die That zu beweiſen, und Ihnen zu zeigen, wie hoch ich Ihre Freundſchaft ſchätze. Könnten Sie dem Herrn Herzog von Modena die eine unſerer Prinzeſſinnen zum Neujahrsgeſchenke geben, ſo würden Sie dieſes Haus ſehr erfreut haben. Der Herr Herzog hatte vordem den Grafen Dragoni in dieſer Sache gebraucht, der ſehr ſchlechten Erfolg darin gehabt hat; worüber ich mich nicht

, weil ich in einem Briefe meines ſeligen Bruders,

des Kurfürſten, gefunden habe: que le [redacted] une grande liaison avec la glandule [redacted] eseartes [redacted], et le Comte se trouvant beaucoup incommodé de cette partie, il n'est pas étrange qu'il ait si mal negocié. Da die Ihrige in beſſerer Verfaſſung iſt, ſo könnten Sie glücklicher ſein, was ich ſehr wünſche, ſo wie, Sie dieſen Frühling in guter Geſundheit wieder zu ſehen, um mir, während der Herzog bei der Armee ſein wird, Geſellſchaft zu leiſten." In der Nachſchrift heißt es: „Ihre Bibliothek hat ſich in ein Theater verwandelt, wo man die [redacted] Opern von der Welt aufführt. Sgr. Hortenſio (Hortenſio Mauro, Hofdichter des Herzogs von Hannover) macht den Text, und Sgr. Steffani, welcher im Dienſte des Herrn Kurfürſten von Bayern war, die Muſik. Sie ſehen daraus (ſetzte ſie mit Anſpielung auf die damals noch friſche Verheerung der Pfalz hinzu), daß die Franzoſen unſere Staaten noch nicht verbrannt haben." —

In der That wird Leibnitz in ſeinen Unterhandlungen am Hofe von Modena glücklicher geweſen ſein, wenn man ihm anders an dem endlichen Erfolge einen Theil zuſchreiben muß. Zwar vergingen bis dahin noch einige Jahre, aber den 28. November 1695 war Leibnitz Zeuge der Vermählung des Herzogs von Modena mit der Prinzeſſin Charlotte von Braunſchweig-Wolfenbüttel in Herrenhauſen. Er feierte dies Ereigniß durch die Darſtellung der genealogiſchen Entdeckungen, welche er in Modena gemacht hatte, in der Schrift: Lettre sur la connexion ancienne des maisons de Brunswic et d'Este, welche an Ort und Stelle in einer

italien [illegible]ung von dem Abbate Guidi erſchien. In der Handſ[illegible] wurde noch ein dazu gehöriger Aufſatz: Quelques r[illegible] sur la famille, parenté et alli[illegible] de Madame la Princesse Charlotte, maintenant Duchesse de Modène. Gleichzeitig wurde nach Leibnitzens Angaben eine Schaumünze auf dieſe Verbindung geſchlagen, auf [illegible]vers man einen Fluß ſah, welcher ſich in zwei Theile theilte, die nach langem Laufe durch einen Kanal ver[illegible]n wer[illegible] mit der ſinnreichen Deviſe: Commercia reddit, eine [illegible]lung auf die Verbindung der Völker durch die Kanäle. Leibnitz machte nicht lange darauf einen neuen Gebrauch von jenen genealogiſchen Denkſchriften, welche den Glanz des welfiſchen Hauſes erhöhten: nemlich in der Unterhandlung, welche er mit dem Baron von Boineburg am kaiſerlichen Hofe für die Verbindung des römiſchen Königs Joſeph (nachmals Kaiſer Joſeph I) mit der andern Prinzeſſin des Herzogs Johann Friedrich, Wilhelmine Amalie, anknüpfte; und auch dieſe ward, wie bekannt, mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt.

Während ſeines Aufenthaltes in Modena, welcher ſich auf zwei Monate erſtreckte, machte Leibnitz mit dem dortigen gelehrten Arzte Ramazzini Bekanntſchaft; und dieſer ſchickte ihm zwei Jahre darauf ſeine, in der Geſchichte des öffentlichen Geſundheitsweſens Epoche machenden Annalen der Lombardei, auf welche Leibnitz vielleicht nicht ohne Anregung geweſen iſt; wenigſtens empfahl er ſie den deutſchen Aerzten, gelehrten Geſellſchaften und Regierungen dringend zur Nachahmung. Er machte in einem Briefe an den Hofrath Hertel, vom 9. Juli

1691, den Vorschlag, daß die Aerzte in [illegible] den verschiedenen deutschen Landen ihre Beobachtungen sammeln und dem Präsidenten der naturforschenden Gesellschaft, Societas Naturae Curiosorum, in Wien, einschicken sollten, welcher sie den jährlichen Ephemeriden der Gesellschaft anhängen müßte. Leibnitz sah indeß diese Vorschläge erst in Erfüllung gehen, als er in Berlin, als Präsident der Societät der Wissenschaften, welche er gründen half, auf den Geist der innern Verwaltung Einfluß erhalten hatte.

Die letzte Zeit seiner italienischen Reise, im Februar und März 1690, verlebte Leibnitz in Venedig, wo viele Geschäfte und Aufträge seiner warteten, welche sich vor seiner Abreise so gehäuft hatten, daß er nicht mehr von Venedig aus sich von Magliabechi schriftlich verabschieden konnte. Aus seinen früheren Briefen von dort an diesen Gelehrten sehen wir noch, daß seine Wißbegierde nach literarischen Neuigkeiten oder Merkwürdigkeiten dort wenig befriedigt wurde; wiewohl sie ganz leer nicht ausging. Ein gelehrter Edelmann, Andreini, führte ihn bei mehrern gelehrten Patriciern ein, bei Foscarini, welchem die Republik die Fortsetzung ihrer Geschichte durch Nani aufgetragen hatte; bei dem Senator Girolano Corraro, einem guten Münzkenner, bei Dandolo, Verfasser eines trefflichen Buches über die türkische Literatur, und noch Andern. Stoff zu immer erneuter Beobachtung und Naturforschung bot Leibnitz die Natur um Venedig. Er untersuchte die Lagunen und machte einen Ausflug nach den Bergwerken in Illyrien. Wir dürfen auch einige Ausflüge nach verschiedenen Städten Ober-Italiens nicht unerwähnt lassen, wie nach

Padua, wo [illegible] einen jungen, talentvollen Professor der Medicin und [illegible] Spoleto, aufmunterte, nach dem Vorgange des [illegible], die Medicin durch die Mathematik aufzuklären, „mathematicum inter medica agere.“ Endlich sei des bekannten schönen Schreibens gedacht, welches Leibnitz, eine Woche vor seinem Abgang aus Italien, den 23. März 1690, an Anton Arnaud richtete, worin er zeigt, daß die Meditationen über spekulative Philosophie, mitten unter den unendlichen Zerstreuungen und zum Theil sehr wenig philosophischen Aufgaben, welche auf ihm lagen, ihn nie verlassen hatten. Das ganze Schreiben athmet jene innere Befriedigung, jene erhöhete Frische von Geist und Gemüth, welche den Fluß seiner besten Kräfte verstärkten und erleichterten, und Leibnitz muß wohl ein Philosoph gewesen sein, wenn er am Ziele so vieler Anstrengungen, am liebsten in der Philosophie, gesammelt, ausruhte. „Da diese Reise, schrieb er, zum Theil gedient hat, mich von den gewöhnlichen Beschäftigungen zu befreien, und meinem Geiste Erholung zu geben, so habe ich die Genugthuung gehabt, mit mehrern geschickten Personen über Wissenschaft und Gelehrsamkeit Unterredungen zu pflegen, und einigen unter ihnen habe ich meine eigenthümlichen Gedanken, welche Ihnen bekannt sind, mitgetheilt, um von ihren Zweifeln und Schwierigkeiten zu lernen; mehrere von ihnen, welchen die gemeinen Lehren nicht genug thaten, haben in einigen meiner Ansichten außerordentliche Befriedigung gefunden.“ —

Den Rückweg nach Hause nahm Leibnitz auf Befehl des Herzogs, seines Herrn, wieder über Wien, um, wie er Magliabechi

nach seiner Rückkehr schrieb, am kaiserlichen Hofe sich gewisser ihm aufgetragener Geschäfte zu entledigen. Im Monat Juni 1690 traf er, nach fast zweiundeinhalbjähriger Abwesenheit, in Hannover wieder ein. Die Sichtung und Benutzung der auf der langen Reise gewonnenen historischen Ausbeute mußte aber sofort gegen dringendere Aufgaben des Augenblicks von politischer, staatsrechtlicher Natur zurücktreten; seines Briefwechsels mit Pelisson, welcher sich gleichzeitig anknüpfte, zu geschweigen. Jene Aufgaben betrafen zunächst die von dem Herzoge Ernst August noch vor dem Ausbruche des Reichskrieges von 1688 erhobenen, und während desselben eifrig betriebenen Ansprüche auf den Rang und die Würde eines Kurfürsten des römischen Reichs, für welche, dem Vermuthen nach, Leibnitz in Wien, sowohl bei seinem ersten als zweiten Aufenthalte, thätig gewesen ist. Die Minister von Hannover hatten viele Hindernisse zu überwinden, bis endlich die Sache so weit gedieh, daß im October 1692 durch ein Conclusum des Kurfürsten-Collegium zu Regensburg Ernst August, gegen große Opfer an Kaiser und Reich, zum neunten Kurfürsten ernannt ward. Aber lange blieb eine hartnäckige und leidenschaftliche Opposition gegen diese Erhebung eines protestantischen Fürsten, selbst von der protestantischen Parthei. Bei den einen war es Eifersucht, und zu diesen gehörte der eigene Vetter des neuen Kurfürsten, der Herzog Anton Ulrich, als Senior des braunschweigischen Hauses; bei den katholischen Mitgliedern des Reichs, an deren Spitze der Kurfürst von Mainz, ein Neffe Johann Philipps von Schönborn, stand, waltete das Motiv oder der Vorwand der beeinträchtigten Kirche und

Religion; noch andere hielten eine solche Aenderung in der Verfassung des Reichs aus Princip für gefährlich, und zu diesen gehörte selbst der gelehrte Hiob Ludolf, dessen Urtheil allerdings von dem Interesse der sächsischen Häuser abhängig war, denen er als Resident diente, und welche zu den Gegnern Hannovers gehörten. Nach allen diesen verschiedenen Richtungen griff Leibnitz vermittelnd und aufklärend ein, so wie er, während der ganzen Verhandlungen, durch schriftliche Deductionen aus der Geschichte und dem Staatsrechte den Ministern des Hauses hülfreich zur Hand ging. Um den Kurfürsten von Mainz von seinem Widerstande abzubringen, benutzte Leibnitz seine eigne, von ihm niemals aufgegebene persönliche Stellung zu dem Hause Schönborn, und wandte sich in dieser Rücksicht an den Baron von Boineburg, seinen ehemaligen Zögling, welcher als erster Kammerherr des Kaisers und, seit 1694, als Hofrath am kaiserlichen Hofe lebte. Diese Vermittelung führte auch zum gewünschten Ziel, wie uns ein Brief von Leibnitz an den Baron von Boineburg, vom vom 25. October 1697, lehrt, wo er ihn ersucht, auch das letzte bei dem Kurfürsten bewirken zu helfen: nemlich die förmliche Einführung des Kurfürsten von Hannover in das Kurfürsten-Collegium, was jedoch erst später erfolgte.

Vor seinem Freunde Ludolf dagegen hob Leibnitz die Gefahren für die protestantische Religion und selbst für die Selbstständigkeit Deutschlands hervor, welche die hartnäckige Weigerung, den neuen Kurfürsten anzuerkennen, von Seiten der protestantischen Stände herbeiführen würden. Hier wirft er merkwürdig prophetische Blicke in die Zukunft. So, wenn

er ihm den 8. Mai 1693 schreibt: „Der Grund, warum man sich wegen des neunten Kurfürstenthums Mühe gegeben hat, ist leicht zu fassen: indem [illegible] in Gefahr schweben, und sie nicht mehr, wie ehedem, in der Mitte, sondern an den Gränzen des Reichs gelegen sind.“ Hier fährt Leibnitz fort: „Ich fürchte nachgerade, daß die Noth uns endlich zwingen wird, noch mehr Kurfürstenthümer zu gründen, aus der von mir angegebenen Ursache: damit nicht eines Tages Frankreich durch seine Macht am Rheine in dem Kurfürsten-Collegium prädominire.“ Und in demselben Sinne, December 1693: „Soll ich dir sagen, was ich vielmehr fürchte? daß wenn die Franzosen den Rhein erobern und ihrem Lande einverleiben, durch Einen Streich der mittlere Theil des Kurfürsten-Collegiums abgeschnitten wird, und der ganze Körper des Reichs durch die Erschütterung seiner Fundamente über den Haufen falle!.... Dies sollte, glaube ich, uns mehr Sorge machen, als um Ehren und Ceremonien zu streiten... Du sprichst ganz recht mit Aristoteles: es sei Pflicht des guten Bürgers, den vorhandenen Zustand des Staates zu erhalten; aber eben dieses kann nur durch wirksame Entschlüsse geschehen. Der rechte Arzt wird den gegenwärtigen Zustand des Körpers erhalten, wenn er gesund ist, ihn aber verbessern, wenn er krank ist. — Welcher Protestant würde nicht vor zwanzig Jahren frohlockt haben, wenn sich ihm die Hoffnung, für seine Parthei eine neue Kurwürde zu erlangen, gezeigt hätte?“ schrieb er drei Jahre später an Ludolf.

Einen unvorhergesehenen Kampf hatte aber Leibnitz für das neue Kurfürstenthum in einer an sich selbst ganz äußerlichen

und ziemlich unwichtigen Sache zu führen. Es betraf das vom Kaiser Hannover beigelegte Erzamt, wozu die Führung des Reichsbanners vorgeschlagen, und von dem in Wien befindlichen Präsidenten Grote angenommen wurde, ohne daß man ein besonderes Gewicht darauf legte. Ein solches erhielt die Sache erst, als unvermuthet der Herzog von Würtemberg durch seinen Gesandten in Wien und Regensburg gegen die Verleihung des Reichsbanners an Hannover protestirte, und durch seine Publicisten darthun ließ, dies sei ein Eingriff in das dem Hause Würtemberg schon im Jahre 1336 verliehene Amt der Reichssturmfahne. Noch während der darüber gepflogenen Unterhandlungen bereitete Leibnitz, vor Ausgang des Jahres 1692, seine Denkschrift vor: „Ueber den Unterscheid des Reichsbanners von der Würtembergischen Sturmfahne;" und als zwei Jahre später von Seiten Würtembergs (aus der Feder des Staatsrechtslehrers und Hofraths in Stuttgard, Pregitzer) eine Deduction für ihre Ansprüche herausgegeben wurde, setzte ihnen die kurfürstliche Regierung in Hannover, im Jahre 1695, die von Leibnitz verfaßten, doch nicht mit seinen Namen versehenen: „Wechselschriften vom Reichsbanner, in sich haltend einen Beweis vom Unterscheid zwischen demselben und der Würtembergischen Sturmfahne. Dann ferner die hochfürstliche Würtembergische Deduction sammt der Beantwortung, auch dazu gehörenden Beilagen und Kupfern" entgegen. Leibnitz wies, auf Grund heraldisch-genealogischer Untersuchungen und Beweise, die Ansprüche Würtembergs zurück, und zwar aus wirklicher Ueberzeugung vom guten Rechte seines Hauses; er zeigte, daß das Reichsbanner

„Niemand bisher erblich zugestanden, sondern bei anständigen, wichtigen Begebenheiten einem dazu erwählten zeitlichen Reichsbanner-Herrn nach Gelegenheit aufgetragen worden; wiewohl dergleichen innerhalb zwei hundert Jahren, seither dem Zug Kaiser Friedrichs gegen Herzog Karl von Burgund nicht geschehen.“ Leibnitz hatte sich bis in das Einzelne dieser trockenen, an sich ziemlich gleichgültigen, und seines Geistes kaum würdigen Frage widmen müssen; hat ihr aber dennoch den Stempel seines Geistes durch die erschöpfendste Gründlichkeit und das Streben, überall an universalhistorische Fragen, wenn auch nur anzustreifen, und endlich durch den ihm eigenen urbanen Ton aufgedrückt. Schade nur, daß so viele Mühe wieder fruchtlos blieb. Denn Würtemberg behielt den Sieg, und der Kaiser ertheilte dem Herzoge von Hannover die Belehnung ohne ein Erzamt. Nichts desto weniger zog sich der Streit über die neue Kur noch in das achtzehnte Jahrhundert hinüber; erst der Nachfolger Ernst Augusts, der Kurfürst Georg Ludwig, gelangte zum anerkannten Besitze seiner Würde und zur Ausübung ihrer Rechte.

In Anerkennung der Verdienste Leibnitzens um den Glanz und die Macht seines Hauses erhob der Kurfürst Ernst August ihn im Jahre 1696 zu dem Range eines Geheimen Justizraths, dem nächsten nach dem ehemaligen Range eines Kanzlers, welchen die deutschen Fürsten nach dem westphälischen Frieden allmählig eingehen ließen. Der letzte Kanzler von Hannover, welcher 1669 gestorben war, hieß Langerbeck. Ludolf Hugo war nur Vicekanzler; und als dieser im Jahre 1704 mit Tode abging, ließ man auch diese Stelle eingehen.

Leibnitz hatte damals den Ehrgeiz, in diese Würde hinaufzurücken; allein so groß er auch da stand, und obgleich sowohl die Kurfürstin Sophie, als auch deren Tochter, die Königin von Preußen, ihn auf seinen Wunsch bei dem Kurfürsten Georg Ludwig unterstützten, so half es ihm nichts. Die durch den Tod des Vicecanzlers Hugo erledigte Abtei oder Probstei von Ilefeld wünschte sich Leibnitz zu gleicher Zeit. In seinem Memorial an den Kurfürsten hat er auch den Beweggrund gebraucht, daß er die Erziehungsanstalt in Ilefeld empor zu bringen hoffen könnte. Die Kurfürstin Sophie gestand ihm damals offen, daß sie nichts vermöchte, und wunderte sich dabei, daß er Neigung haben könne, einem Justiz-Collegium vorzustehen. „Wenn man Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren ließe, schrieb sie ihm aus Herrenhausen, den 3. September 1704, so könnte man keine Person zu dem von Ihnen gewünschten Amte wählen, welche mehr Billigkeit und Gerechtigkeit hätte. Aber wie ich von weitem habe bemerken können, so zweifelt man, daß Ihr Fleiß sich auf unangenehme Gegenstände (à des choses fâcheuses) legen könnte." Und bald darauf, vom 13. September: „Herr Molanus hat lange mit mir darüber gesprochen und ist ebenso verwundert, als ich, daß ein freier und zu tausend guten Dingen nützlicher Geist sich so viel unangenehmen Geschäften unterwerfen könnte. Ja wenn unsre Gesetze so gut wären, wie bei den Türken, wo man nach der Billigkeit entscheidet! . . ."

Seit seiner Rückkehr aus Italien lastete indeß nichts so sehr und beständig auf seinen Schultern, als die Geschichte des

Hauſes Braunſchweig, welche gewiſſermaßen eine Lebensaufgabe von nun ab geworden war. Gerade der damit verbundene äußere Zwang beengte dieſen hohen Geiſt, welcher ſeine eigentliche Heimath in der unendlichen Welt der Ideen hatte. Die erſte Anlage dieſes großen Werkes legte er im Jahre **1692** dem Kurfürſten, ſeinem Herrn, vor, der ihr ſeinen Beifall gab. Doch von der Anlage bis zur Ausführung war der Weg zu lang, zu verwickelt: die Arbeit war nicht für einen Leibnitz gemacht; er konnte es nie über ſich gewinnen, nur einen ſeiner unüberſehbaren Entwürfe für die Wiſſenſchaften für lange oder für immer fallen zu laſſen; ſie ſtanden faſt alle zu gleicher Zeit vor ſeinem Geiſte; am wenigſten alſo hat ſich Leibnitz einem Werke compilatoriſcher Art ausſchließlich hingeben können.

Seine hundertfältig ſich zerſplitternde Thätigkeit gerade in dieſer Epoche muß man aus ſeinen eignen Bekenntniſſen in den Briefen an verſchiedene Gelehrte kennen lernen. Den **5. September 1695** ſchrieb Leibnitz an Placcius: „Wie außerordentlich zerſtreut ich bin, läßt ſich nicht ſagen. Ich ſuche Verſchiedenes in den Archiven, nehme alte Papiere vor Augen, und ſuche ungedruckte Manuſcripte zuſammen, mit deren Hülfe ich für die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig Licht zu gewinnen hoffe. Briefe empfange ich und erwiedere ich in großer Anzahl. So viel Neues aber habe ich in der Mathematik, ſo viele Gedanken in der Philoſophie, ſo viele andere literariſche Beobachtungen, welche ich nicht umkommen laſſen möchte, daß ich oft nicht weiß, was ich zuerſt thun ſoll,

und die Wahrheit des Ausrufs bei Ovid fühle: Inopem me copia fecit! Zwanzig Jahre und darüber sind es her, daß die Franzosen und Engländer meine Rechenmaschine gesehen haben ... seit dieser Zeit haben Oldenburg, Huygens und Arnaud, sie selbst und durch ihre Freunde mich aufgefordert, eine Beschreibung des künstlichen Werkes herauszugeben, was ich immer aufgeschoben habe, weil ich nur erst ein kleines Modell der Maschine hatte, hinreichend zur Demonstration für den Mechanikus, aber nicht für den Gebrauch. Jetzt ist, mit Hülfe von Arbeitern, welche ich mir habe kommen lassen, die Maschine fertig geworden, bei welcher man die Multiplicationen bis zu zwölf Zahlen führen kann. Es ist ein Jahr, seit ich so weit gekommen bin, ich habe aber die Arbeiter noch hier, um andere solcher Maschinen zu verfertigen, denn sie werden an mehrern Orten verlangt. Ich möchte gern eine Beschreibung davon geben, aber die Zeit fehlt mir dazu. Ich möchte nemlich vor allem meine Dynamik vollenden, in welcher ich endlich die wahren Gesetze der materiellen Natur gefunden zu haben glaube, mittelst deren ich über die Thätigkeit der Körper Probleme lösen kann, bei welchen die bisher bekannten Regeln nicht ausreichten. Meine Freunde, welche von der durch mich gegründeten höhern Geometrie Kenntniß haben, treiben mich, meine Wissenschaft des Unendlichen herauszugeben, welche die Fundamente meiner neuen Analysis enthält. Dazu kommt eine neue Characteristica situs, an welcher ich arbeite, und noch viel allgemeinere Dinge über die Erfindungskunst. Aber diese Arbeiten alle, die historischen ausgenommen, geschehen wie verstohlen.

Denn Sie wissen, an den Höfen sucht man und erwartet man ganz andere Dinge! Daher habe ich von Zeit zu Zeit Fragen aus dem Völkerrecht und aus dem Rechte der Reichsfürsten, besonders meines Herrn, zu behandeln. So viel habe ich jedoch durch die Gnade des Fürsten erlangt, daß ich nach Ermessen mich der Privat-Processe enthalten kann." (Also doch nicht ganz!) „Ich werde dafür sorgen, daß Sie meine, auf Befehl geschriebenen Versuche über das Reichsbanner erhalten, worüber ich mir Ihr Urtheil erbitte. Inzwischen habe ich auch oft mit den Bischöfen von Neustadt und von Meaux, mit Pelisson und Andern über die Religions-Controversen verhandeln müssen: und meine Meditationen sind von ausgezeichneten Theologen nicht verachtet worden. Es läßt sich kaum sagen, welch eine Masse von Briefen und kleinen Schriften (die aber weder herausgegeben worden sind, noch es werden dürfen) dies Geschäft mir aufgebürdet hat. So viel zur Entschuldigung meiner Zögerung in den versprochenen Meditationen über Ihr Werk: Accessiones ad ethicam et jus Naturae. Ich gebe mir jedoch die Mühe, mit Hülfe eines jungen Mannes einige meiner juridischen Meditationen in Ordnung zu bringen, welche ich gern Ihrem Urtheil unterwerfen möchte." Leibnitz hat wirklich in diesen Jahren mit Hülfe zweier Rechtsgelehrten, des nachherigen Bürgermeisters von Hannover, Christian Ulrich Grupen, und des nachherigen Professors der Rechte und Herausgebers von Conrings sämmtlichen Werken, Johann Wilhelm von Göbel, seine Jugendarbeiten zur Verbesserung des Corpus Juris wieder aufnehmen lassen; die Materialien mit Leibnitzens

eignen Bemerkungen blieben nachher in den Händen Göbels, und sind vielleicht mit dessen Nachlasse in einer der öffentlichen Bibliotheken des Landes noch vorhanden.

Dies ist nicht alles; Leibnitz hat in obigem Briefe den Umkreis seiner gleichzeitigen Beschäftigungen und Entwürfe noch nicht erschöpft. Wenigstens erweiterte er sich bald darauf, nach dem Briefe zu schließen, den er zwei Jahre nachher, den **20. September 1697**, an Magliabechi, um sein längeres Stillschweigen zu entschuldigen, schrieb. Unter andern erwähnt er hier schon des Entwurfs, eine Theodicee zu schreiben, dann der aus England und Frankreich ihm zukommenden Aufforderungen, seine Meditationen über die Natur zu verarbeiten, dann aber auch seiner neuen Entwürfe und Versuche zu verschiedenen Maschinen, von denen manche bei ihrem Hervortreten außerordentlich und ganz unerwartet erscheinen würden. Aber auch in der speciellen Physik hatte ihm seine Clavis chymica nicht wenig Geheimnisse eröffnet, welchen er oft Fleiß und Kosten widmete. „Und in allen diesen Dingen, schreibt Leibnitz, habe ich so viele Apparate, daß ich von ihrer Menge fast erdrückt werde. Was aber die Mathematik anlangt, so weiß jeder, was ich darin geleistet habe: nicht allen aber ist bekannt, was ich darin noch beizutragen hoffe.“ Weiter erwähnt Leibnitz seiner Meditationen in der Metaphysik und endlich seiner historischen Arbeiten, bei welchen wir jetzt stehen, und schließt: „Wenn Sie dieses alles beherzigen, so werden Sie mir hoffentlich die Zögerung zu Gute halten, und mir auch Gehülfen wünschen, junge Männer oder andere Freunde, von Gelehrsamkeit, Scharfsinn

und Fleiß, welche mir Hand anlegen helfen wollten. Denn Vieles kann ich angeben, nicht alles aber, was ſich mir zeigt, kann ich vollenden, und gern würde ich es Andern übergeben, wenn ihnen einiger Ruhm daraus erwachſen kann, wenn nur dem gemeinen Weſen, dem Wohle des menſchlichen Geſchlechts, und ſo dem Ruhme Gottes dadurch gedient wird."

Zum Bewundern bleibt es, daß Leibnitz bei allen dieſen verſchiedenartigen Berufen, daß ich ſo ſage, ohne der häufigen Reiſen an verſchiedene Höfe, und ſeiner gegen Ende des Jahrhunderts wankend werdenden Geſundheit, zu gedenken, dennoch ſo Großes für die Geſchichte und das Völkerrecht durch ſeine Sammlungen und Kritiken gethan, und nebenher von ſeiner eigentlichen Aufgabe, der Geſchichte des Hauſes Braunſchweig, höchſt Bedeutendes zur Herausgabe vorbereitet und hinterlaſſen hat, was, bis auf einzelne Beſtandtheile, noch nicht einmal das Licht erblickt hat.

Sprechen wir zuerſt von den Sammlungen, zu denen Leibnitz als Hiſtoriograph des Hauſes Braunſchweig die Veranlaſſung gewonnen hat. Oben an ſteht ſein Codex juris gentium diplomaticus, welcher der Anlage nach auf drei Bände berechnet war, von welchem jedoch nur ein Band im Jahr **1693**, und ſieben Jahre ſpäter, **1700**, ein Nachtrag zu demſelben: Mantissa codicis juris gentium diplomatici, herauskam. Der erſte Band enthält ſeltene, ausgewählte, zum großen Theil ungedruckte Aktenſtücke vom Anfang des zwölften bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Durch den Titel: Codex juris gentium (ſo ſollte er urſprünglich lauten, aber auf Ludolfs Rath hat Leibnitz den Beiſatz

diplomaticus hinzugefügt) wollte Leibnitz mit dem Finger darauf verweiſen, daß wenn auch die Fürſten ſich durch ihre Verträge nicht binden ließen, ſie wenigſtens in ihnen die Geſetze anerkennen müßten, welche, kraft des Staats- und Völkerrechts, zwiſchen freien Völkern und Ländern allein beſtehen. In dieſem Punkte ſei dieſer Codex in der That mit dem Geſetz-Codex verwandt, indem er dasjenige enthalte, was die Stelle der Geſetze zwiſchen freien Völkern vertrete. Seine klaſſiſche Vorrede (De actorum publicorum usu et de principiis juris et gentium), in welcher er einen Umriß ſeines Natur- und Völkerrechts gab, ziehen wir hier nicht mehr in Betrachtung. Durch dieſe höhern philoſophiſchen Tendenzen, wie durch die ſorgfältige Auswahl der Aktenſtücke hat Leibnitz ſein Unternehmen von zwei gleichzeitigen und verwandten Sammlungen, denen von Neſſelius und Leonhardi, ausgezeichnet wiſſen wollen. Einem gelehrten Freunde, Basnage, welcher meinte, Leibnitz beabſichtige eine vollſtändige Sammlung aller irgend vorhandenen Staatsurkunden in Europa, antwortete er: „Davor behüte mich Gott. Ich habe nie Luſt gehabt, den Abſchreiber zu machen. In dem Punkte werden Sie bei mir keineswegs den Hang antreffen, welchen man den Deutſchen zuſchreibt. Und Sie, mein Herr (ſetzte er im Scherz hinzu), denken Sie nicht, daß Sie mir da einen Rath geben, wie jemand, der ſeinen Freund an eine böſe Frau verheirathen will? Denn es heißt, einen Mann verheirathen, wenn man ihm eine Arbeit auflegt, welche ihn ſein ganzes Leben durch beſchäftigen würde.“ — Wichtig ſind die Bemerkungen Leibnitzens über den hiſtoriſchen

Werth und Gebrauch dieſer diplomatiſchen Urkunden in der Vorrede. Leibnitz nimmt nemlich eine doppelte Art der Geſchichtſchreibung an, eine öffentliche und eine geheime, oder, nach dem Ausdrucke des Procop, historia anecdota, wonach es ein zwiefaches Geſetz für den Hiſtoriographen gebe: nichts Falſches ſagen; und dann: nichts Wahres verſchweigen. Unzuverläſſig aber ſei alle Geſchichte, welche nicht auf die Denkwürdigkeiten großer Männer und die öffentlichen Aktenſtücke gebaut ſei. Dieſe aber ſeien der gewiſſeſte Theil der Geſchichte, gleichſam die Pflöcke, auf welchen die Laſt der Geſchichte ruht und ihr Gebäude aufgeführt wird. Leibnitz hat ſich ſpäter in der Vorrede zu der Mantissa gerühmt, die Fürſten und Regierungen von dem Nutzen und dem Werthe der Oeffentlichkeit, der bis dahin nur (ſo drückt er ſich aus) in dem geheimen Schauer der Archive bewachten Urkunden überzeugt zu haben: aus England, Skandinavien, Frankreich, Italien, Deutſchland, überall beeiferte man ſich um die Wette, ihn zur Fortſetzung ſeines Unternehmens mit Urkunden zu verſehen: allen ſtattet er öffentlichen Dank ab. Nur Wien iſt nicht genannt, und in einem Briefe an den oſtfrieſiſchen Geſandten in Wien, Greiffencranz (vom 29. Januar 1697), beſchwert ſich Leibnitz ziemlich bitter darüber. „Er ſchäme ſich, geſteht er da, daß er, indem er in dem Reiche, und vornemlich für das Reich arbeite, er für ſein Vorhaben nichts von dem kaiſerlichen Hofe erhalten habe, und doch wage er zu ſagen, daß vielleicht ſeit langer Zeit kein Buch erſchienen ſei, das ſo viele authentiſche Stücke, geeignet die Stelle und Anſprüche des Reichs aufzuſtellen oder zu bewahren, enthalte. Man müſſe

die Sorgfalt der Franzosen loben, welche in diesen Materien nichts unterlassen, selbst in dem, was verjährt scheine." Hierher gehört ein von Leibnitz vielleicht um diese Zeit verfaßter patriotischer „Vorschlag, daß man in Teutschland wenigstens Eine Person bestellen solle, die jura Imperii ex archivis, historiis und documentis zu beobachten, ans Licht zu bringen, oder auf deren Beibehaltung ein wachsames Auge zu haben."

Eine zweite, von Leibnitz aus seinen Fundgruben für Geschichte des Mittelalters veranstaltete Sammlung, unter dem Titel: Accessiones Historicae, welche 1698 in zwei Bänden herauskam, hat das Interesse, daß Leibnitz damit seinen Tribut der gegen das historische Collegium übernommenen Schuld entrichtet haben wollte. Diese Sammlung enthält Quellen, welche man in den frühern von Pistorius, Freherus, Goldast, Meibom, Mabillon, Baluzius und andern vermißt. Ueber die einzelnen Beiträge giebt Leibnitz in den Vorreden ausführliche kritische Berichte.

Diese Sammlung diente selbst wieder als ein Vorläufer einer viel umfassendern, welche er nach einander in den Jahren 1707, 10 und 11 unter dem Titel: Scriptores rerum Brunsvicensium illustrationi inservientes herausgab. Einhundert sieben und fünfzig Schriftquellen des Mittelalters bis nahe an die Zeiten der Reformation, zum Theil ganz unbekannte, zum Theil sehr seltene, werden hier für die Nachwelt niedergelegt. Es sind nicht bloße Quellen zur Specialgeschichte des Hauses Braunschweig, wie der Titel vermuthen läßt, sondern zur Universalgeschichte des christlichen

Europa im Mittelalter. Einem jeden Schriftsteller sind kritische und biographische, zum Theil höchst ausführliche, durchgängig auf das Einzelne eingehende Erörterungen gewidmet. Die Betrachtung über einen, durch seine Leichtgläubigkeit unzuverlässigen Chronisten des dreizehnten Jahrhunderts, Gervasius Tilberiensis, giebt Leibnitz zu der auffallenden Bemerkung Anlaß, daß das dreizehnte, und nicht wie man gewöhnlich annehme, das zehnte Jahrhundert das der Barbarei zu nennen sei: „das dreizehnte Jahrhundert, sagt er, wo plötzlich alle guten Schriftsteller verschwinden, während die damals emporkommenden Bettelmönche alles an sich reißen, und hierauf ihre Unwissenheit und Irrthümer durch die Scheiterhaufen heiligen; so daß kaum andere Studien, als die beiden Rechte und die scholastischen Spitzfindigkeiten übrig bleiben;" ein Urtheil, das den Zeitgenossen Leibnitzens paradox erschien, uns vielleicht mit um so mehrerm Rechte, als wir das dreizehnte Jahrhundert als die Zeit der höchsten Blüthe der echten germanischen Poesie des ganzen Mittelalters zu feiern gelernt haben.

Außer diesen Sammlungen nahm Leibnitz gegen den Abend seines Lebens an verschiedenen historischen Unternehmungen Theil, welche er theils in das Publikum einführte, theils selbst herausgab. Zu jenen gehörten die Baierschen Annalen von Adlzreiter: Joannis Adlzreiteri Annales Boicae Gentis, welchen die Annalen des Jesuiten Brunner beigeschlossen waren. Adlzreiters Werk war 1662 erschienen und seitdem vergriffen, daher es 1710 auf Veranstaltnng eines Rathsherrn von Breslau, Herrn von Wessler, zu Frankfurt

am Main wieder herauskam. Leibnitzens Vorrede ist wichtig durch die Untersuchung über den Ursprung der Bayern, gestützt auf die Etymologie der Völkernamen. Fälschlich legten ihm mehrere das 1698 zu Frankfurt herausgekommene Chronicon Montis-Francorum Goslariae bei, das ohne Namen des Verfassers, des damaligen Leibarztes des Kurfürsten Ernst August, Christian Ludwig Kotzebus, erschien: doch wird ihm wenigstens die Vorrede dazu, und, dem Geiste nach zu urtheilen, nicht mit Unrecht, von Dutens zugeschrieben. Dagegen trat Leibnitz selbst als Herausgeber einer Historia arcana sive de vita Alexandri VI Papae, seu excerpta ex diario Joannis Burchardi 1697, auf. (Späterhin in Berlin gelangte er zu dem vollständigen Manuscripte, er würde es bei längerm Leben bekannt gemacht haben.) In der Vorrede verwahrt sich Leibnitz, als wolle er die Verbrechen eines Alexander VI dem Pabstthum überhaupt anrechnen. Auch die anerkannten Verehrer der römischen Kirche seien über die Verworfenheit dieses Kirchenfürsten einig. „Dem Namen des Pabstes selbst sei daran gelegen, daß ans Licht komme, wie weit das heutige Rom von dem vor zweihundert Jahren sich entfernt habe."

Was nun endlich die Geschichte des Hauses Braunschweig selbst anlangt, welche Leibnitzen zu diesen Sammlungen und Ausgaben den Anstoß gegeben hat, so zieht sich, nach beständigen Unterbrechungen, ihre Ausarbeitung bis in die letzten beiden Jahre seines Lebens hin, deren besten Theil sie wegnahmen; und als Leibnitz die Früchte seines Fleißes und seiner Aufopferungen zu genießen nahe war, starb er. Das von

ihm hinterlaſſene Werk, die Annales rerum Brunsvicensium, liegt noch im Staube der Königlichen Bibliothek von Hannover, mit ſeinem übrigen Nachlaſſe. Wir werden, wenn wir bei den letzten Tagen ſeines Lebens anlangen, auf die Einrichtung und den Zweck dieſes Werkes zurückkommen. Leibnitz würde die Herausgabe erlebt haben, hätte er den Plan des Unternehmens Anfangs nicht zu umfaſſend genommen, wäre er von dem Gebiete hiſtoriſcher Forſchung nicht zu oft und zu gern in angrenzende Gegenden dieſes Gebiets übergegangen, und hätte er nicht auch die hiſtoriſche Aufgabe als Philoſoph erfaßt, welcher in allen Unterſuchungen bis auf die letzten Gründe zurückgeht und nach dem Zuſammenhange der Gegenſtände forſcht. Was zuvörderſt den Plan anlangt, ſo hatte ſich Leibnitz in den erſten Jahren ſeiner Rückkehr von Italien kein geringeres Ziel geſetzt als die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig, von den älteſten Zeiten bis auf die Regierung des Kurfürſten Ernſt Auguſt herab zu ſchreiben. Die Verbindung mit Peliſſon (deſſen iſt bereits gedacht), nahm Leibnitz zugleich auch für ſeine hiſtoriſchen Zwecke wahr; und Peliſſon, als Geſchichtſchreiber Ludwigs XIV, zeigte ſich bereit, ihm die Urkunden und Denkſchriften zur neueſten Geſchichte, über welche er verfügen konnte, ſo bald Leibnitz bei der neueſten Epoche angelangt ſein würde, mitzutheilen. Leibnitz beklagte daher den Verluſt Peliſſons (im Jahre 1693) auch in dieſer Hinſicht; hegte er aber noch die Hoffnung, das Verſprochene aus Peliſſon's Nachlaſſe, welcher in die Hände eines Verwandten, Ferrier, kam, zu erhalten. Dieſe Hoffnung gab Leibnitz in vorgerücktern Jahren von ſelbſt auf. Der

Entwurf, welchen er, wie erwähnt iſt, im Jahre 1692, nach Eckharts Bericht, dem Kurfürſten Ernſt Auguſt über die Geſchichte ſeines Hauſes vorgelegt, war ohne Zweifel noch nach jenem erſten, zu groß genommenen Maßſtabe angelegt. Mehr als den Entwurf hat aber der Kurfürſt nicht erleben ſollen.

Mit den hiſtoriſchen Forſchungen Hand in Hand gingen bei Leibnitz die Unterſuchungen über den Urſprung und den Zuſammenhang der Sprachen. Auf dieſem Gebiete verdient Leibnitz unſre Bewunderung, nicht minder durch den echt wiſſenſchaftlichen Takt, welcher ihn in ſeinen Combinationen leitete, als wegen des unbegrenzten Umfangs ſeiner Forſchung, welche ſich auf die geſammte Univerſalgeſchichte des auf der Erde verbreiteten menſchlichen Geſchlechts erſtreckte. Er ging ſo weit, als irgend die damaligen Mittel und Materialien ihm erlaubten. Früh hatte Leibnitz die Sprache, und zwar als Gegenſtand der Philoſophie, ins Auge gefaßt; ſeine Entwürfe einer allgemeinen Charakteriſtik, als Mittel zum richtigen Urtheilen und Erfinden, hing aufs engſte mit der Anſicht, welche er von der Metaphyſik der Sprache hatte, zuſammen, wie dies ſchon berührt worden iſt. Als er älter wurde, war die Etymologie eine der angenehmſten Erholungen ſeines Geiſtes, oft unter dem Scheine eines heitern Spiels und Scherzes, wie zuweilen in ſeinem Briefwechſel mit Hiob Ludolf, wo er, nachdem er einmal ganze Seiten der Etymologie des Wortes: Hahnrey oder: Bärenhäuter gewidmet, zu ernſten Fragen der Politik (im Jahre 1698) übergehend, mit Virgil ſt:

elides Musae, paula majora canamus! —

immer aber nach der gründlichſten und bündigſten Methode. Am fruchtbarſten zeigte ſich ihm dieſes Studium in der Anwendung auf die Urſprünge der Völkergeſchichte. Wie Leibnitz in den Verſteinerungen und Ueberreſten einer untergegangenen Welt die Geſchichte der Erde zu leſen ſich bemühte, ſo galten ihm die vorhandenen Ueberreſte und Spuren urſprünglicher Verwandtſchaft der nach Ort und Zeit verſchiedenen Sprachen, als redende Dokumente der geſchichtlichen und geographiſchen Beziehungen der Völker unter einander. An Vorgängern und Mitarbeitern auf dieſem ſchwierigen Felde fehlte es auch damals ſchon nicht, aber es fehlte dieſen an Grundſätzen. Ganz wie in der Geſchichte ſchrieb Leibnitz auch hier die zwei Wege vor, welche, einander ergänzend, mit der Zeit zur Wiſſenſchaft führen ſollten: erſtlich die möglichſt vollſtändige Sammlung des Materials, ſo weit die Beobachtung ſich erſtrecken könnte, und dann die Anwendung der Grundſätze einer wiſſenſchaftlichen Etymologie auf die gegebenen Sprachen. In erſterer Beziehung war ſeine Thätigkeit unermeßlich, ganz ſeiner univerſellen Stellung in der Welt und in der gelehrten Republik entſprechend. Miſſionaire, Reiſende, Geſandte und Fürſten mußten ſeine Unterſuchungen bis in die entlegenſten Gebiete der Erde, beſonders in Aſien, als der Wiege des europäiſchen Menſchengeſchlechts, fördern helfen. Wir haben der Aufträge erwähnt, welche er den Jeſuiten nach China mitgab; ſie wiederholen ſich von dieſer Zeit ab bei jeder neuen Bekanntſchaft; vorzüglich ſeitdem die Reiſe Peters des Großen in Deutſchland, auf welcher er auch die Staaten des Kurfürſten von Hannover beſuchte, die Blicke

auf Rußland zu lenken anfingen. Bei ganz rohen Naturvölkern legte Leibnitz gewöhnlich als Schema ſeiner Fragen das Vater Unſer zu Grunde. Der Auszug einer ſolchen Inſtruction über die Sprachen der Tartarei, vom Jahre 1696, iſt uns erhalten, wo ſowohl die dem moscowitiſchen Reiche nordöſtlich, als auch ſüdlich gelegenen Völkerſtämme einzeln aufgezählt werden. Im Jahre 1714, als der Engländer Johann Chamberlayn ſein großes Werk über das Vater Unſer in verſchiedenen Sprachen herausgab, gab ihm Leibnitz, der damals in Wien war, in einem gelehrten und geſchmackvollen Schreiben ſeinen Beifall aufmunternd zu erkennen, welches Chamberlayn als eine Zierde ſeines Werkes in daſſelbe aufgenommen hat.

Bei ſeinen etymologiſchen Unterſuchungen über die Verwandtſchaft der Völker- und Sprachſtämme verfuhr Leibnitz, wie ſeine vielſeitig in Anſpruch genommene Thätigkeit es nicht anders zuließ, nur nach großen und allgemeinen Zügen, ließ aber an zahlreichen Beiſpielen hinlänglich die Methode erkennen, womit er bei dem Etymologiſiren zu Werke ging. Er befolgte dabei den echt wiſſenſchaftlichen Gang, die Bedeutung der Worte nach ihrer Geſchichte, überall auf Urkunden oder lebendige Tradition im Munde des Volks geſtützt, zu verfolgen; und dieſer Methode lag wieder der fruchtbare Satz des zureichenden Grundes unter, das Princip, das Leibnitz auch oft ausſpricht: daß die menſchliche Sprache weder in ihren ſinnlichen Elementen, noch in ihrer geiſtigen Organiſation etwas Willkührliches, noch Zufälliges ſei. Und ſo ſtellte er den für die allgemeine Völkerkunde und Geographie ſo

fruchtbaren Satz auf, daß die Eigennamen der Völker, Länder, Städte, Flüsse u. s. w. alle ursprünglich Gattungsnamen wären, und suchte, darauf gestützt, Verwandtes einander zu nähern, wie Unterschiedenes zu sondern. Eine allgemeine Ursprache des menschlichen Geschlechts, von welcher in den besondern Sprachen sich Spuren erhalten hätten, anzunehmen, war Leibnitz geneigt; nur ließ er nicht, wie die Theologen seiner Zeit, die hebräische, noch viel weniger eine der besondern lebenden Sprachen, gleich so manchen Schwärmern, dafür gelten. „Die hebräische Sprache die Ursprache zu nennen, schrieb er an Tenzel, ist eben so viel, als wenn man die Zweige der Bäume ursprünglich erzeugte nennen, oder sagen wollte, es gäbe eine Gegend, wo statt der Bäume die abgehauenen Stämme (trunci) wüchsen. Dergleichen kann man erdichten, aber es stimmt nicht zu den Gesetzen der Natur und der Harmonie der Dinge, das heißt, zu der göttlichen Weisheit; weil nemlich die Menschen, gewöhnt, nicht würdig genug von Gott zu denken, ihm leicht jedes Beliebige beilegen. Nur so viel kann vernünftig gefragt werden, ob die hebräische Sprache mit den ihr verwandten dem Ursprunge näher ist, als die übrigen, und mehr von den wahren Quellen bewahrt habe.“ Im Uebrigen lehnt sich Leibnitz an diejenige Völkereintheilung, welche die Schrift an die Hand giebt, wie er auch in der Protogäa der Schrift sich anschloß, nur daß er die neuern Erfahrungen zu Hülfe rief. Er unterschied (wie er in dem, den Miscellanea Berolimensia 1710, einverleibten Aufsatze Brevis designatio meditationum de Originibus Gentium, ductis potissimum ex indicio lin-

entwickelt hat) zwei Hauptstämme der Sprachen aus jener hypothetischen allgemeinen Wurzel derselben, welche er, dem biblischen Ausdrucke treu, die iapetische und die aramäische nannte; jene fülle den Norden, diese den Süden des festen Landes aus. Von der letztern sei die verbreitetsten die arabische, welche mit der hebräischen zu einem und demselben Sprachkreise gehöre. Die erstere oder iapetische nannte Leibnitz häufiger noch die celtoscythische, und faßte unter diese die meisten Sprachen, welche in unsern Tagen mit dem bestimmtern Namen der indogermanischen bezeichnet werden; denn das Germanische galt Leibnitzen als der Typus des Griechisch-Römischen; dahin rechnete er aber auch die Sprache der Sarmaten, Finnen und Tartaren. Europa's Bevölkerung sei, dem Lauf der Sonne folgend, vom Orient hergekommen. Eine Hypothese, welche Leibnitz oft vorbringt, ist: dem mythischen Kampfe der Titanen und Giganten mit den Göttern, und dem Geschick des gefesselten und gelösten Prometheus liege eine historische Sage von den Einfällen der Celten oder Scythen in Asien und Griechenland, als hier Könige regierten, welche nachher unter die Götter versetzt wurden, zu Grunde. Daß Prometheus ein Scythe gewesen sei, darauf deute sein Anschmieden an den Kaukasus, d. i. die Ausschließung der Scythen von dem griechischen Boden. Man sieht daraus schon, zu welcher Seite Leibnitz in der Auffassung des Wesens der Mythologie sich neigte. Doch auch hier empfiehlt er nur um so größere Vorsicht und Behutsamkeit; denn der verborgene historische Grund der Mythen sei durch die Licenz der Dichter zu sehr getrübt und verwirrt. Jene Schöpfer

von abenteuerlichen Etymologien und Völkergeschichten, die sprichwörtlich gewordenen Gorope und Rudbecke, ließ Leibnitz, bei der ihm eigenen Großheit des Ueberblicks, mit lächelnder Nachsicht gewähren; man müsse den, auch irrenden Eifer eines überspannten Patriotismus, der ein Volk zum Mittelpunkt der Geschichte mache, nicht zu sehr abschrecken, wegen des Guten, welches, wie bei den Alchymisten, durch sie zufällig zu Tage gefördert werde. „Wir aber, sagt er in dem Aufsatze: Dissertatio de origine Germanorum, mit einem Hinblick auf jene enthusiastischen Verirrungen, wir aber, die wir unsern Geist über die Bestrebungen und Affekte der Partheien erheben, und das gemeinschaftliche Vaterland des menschlichen Geschlechts betrachten, wir wollen lieber Argumente gegen Argumente zum Kampfe führen, mit gleichem Gewinn, nach welcher Seite auch der Sieg sich neige, wenn nur die Erkenntniß der Wahrheit vermehrt wird."

Indeß, wie Leibnitz in diesem Zeitalter deutscher Erniedrigung so gern sich und Andere durch Betrachtung der einstigen Größe und Herrlichkeit des deutschen Reichs, so wie des unverwüstlichen Kerns deutscher Nationalität in Sprache, Leben und Charakter zu trösten suchte: so stellte er sich auch bei jenen philosophisch-etymologischen Meditationen über die Quellen und Strömungen der europäischen Menschheit am liebsten in den Mittelpunkt des germanischen Wesens, und seine an den äußersten Grenzen der Erde schweifenden Gedanken rief er zuletzt doch auf den heimathlichen Boden Deutschlands und seine Provinzen und Oerter zurück. Den

idealiſchen Glanz des heiligen römiſchen Reichs hatte er bei dem Abſchluß des Nimweger Friedens ſeiner Nation in der Schrift de jure Suprematus vorgehalten; und zwanzig Jahre ſpäter, bei dem Ende des zweiten Reichskriegs durch den Frieden zu Ryßwick im Jahre 1697, welcher wieder Leibnitzen mit tiefſter Trauer und Sorge für die Zukunft der deutſchen Nationalität erfüllte, ſchrieb er die klaſſiſche Schrift: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache," in wenigen Tagen, und in Einem Guſſe. Die Wärme, welche dieſen Aufſatz beſeelt, der patriotiſche Geiſt, welcher die verſchiedenen Beſtandtheile des Ganzen zur Einheit verbindet, theilt ſich wohlthätig deutſchen Lehrern mit; aber ſelbſt Fremde, wie Dutens, haben ſich an der nationalen, und dabei doch nichts weniger als phantaſtiſchen, ſondern gründlichen und philoſophiſchen Haltung der Schrift erbaut. Leibnitz faßt hier die deutſche Sprache als Organ des Lebens und der Literatur der deutſchen Nation. Deutſchland, ſagt er im Eingange, müſſe die andern Völker nicht nur erreichen, ſondern ſie auch übertreffen, weil „die teutſche Nation vor allen chriſtlichen den Vorzug hat, wegen des heiligen römiſchen Reichs, deſſen Würde und Rechte ſie auf ſich und ihr Oberhaupt gebracht. Derowegen haben die Teutſchen ſich deſto mehr anzugreifen, daß ſie ſich dieſer Würde würdig zeigen, und es Andern nicht weniger an Verſtand und Tapferkeit zuvor thun mögen, als ſie ihnen an Ehren und Hoheit ihres Oberhauptes vorangehen. Nachdem die Wiſſenſchaft zur Stärke kommen, und die Kriegszucht in Teutſchland aufgerichtet worden, habe ſich die

teutſche Tapferkeit zu dieſen Zeiten gegen morgen- und abendländiſche Feinde, durch große von Gott verliehene Siege wiederum merklich gezeiget; da doch meiſtentheils die gute Parthei durch Teutſche gefochten. Nur ſei zu wünſchen, daß auch der Teutſchen Verſtand nicht weniger obſiegen, und den Preis erhalten möge. Die rechte Verſtandesübung aber finde ſich nicht nur zwiſchen Lehr- und Lernenden, ſondern auch namentlich im gemeinen Leben unter den großen Lehrmeiſterin, nemlich der Welt oder Geſellſchaft, vermittelſt der Sprache, ſo die menſchlichen Gemüther zuſammenfüget."

Leibnitz knüpft die fühlbaren Bedürfniſſe deutſcher Sprache, Philologie und Literatur an die ſchon ſehr früh von ihm beobachteten und (z. B. in der Vorrede zu des Nizolius Anti-Barbarus) ausgeſprochenen Eigenſchaften und Mängel derſelben, nemlich ihren Reichthum an Worten zur Bezeichnung ſinnlicher und concreter Objekte, dagegen ihre ihm ſelbſt empfindlich gewordene Armuth an Ausdrücken für Gegenſtände des abſtracten Denkens und der feinern Empfindungen; um über die Sitten- und Seelenlehre, ferner über das Naturrecht und Metaphyſik mit Leichtigkeit und Fülle ſprechen und ſchreiben zu können; und um dieſen Mangel zu erſetzen, ſtellte er Vorſchläge auf, welche die Univerſalität ſeines Blickes, und jenen höhern Scharfſinn bekunden, welcher überall den Punkt aufſucht und andeutet, wo ſelbſt das Schlimme als Uebergang zum Beſſern erſcheint. Den traurigen Zuſtand unſerer Mutterſprache gegen Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts hat Niemand mit lebhaftern Farben geſchildert, und von einer ernſtern Seite vorgeſtellt, als hier

geſchleht. „Anitzo ſcheint es, ſchreibt er mit Rückſicht auf die Bestrebungen der fruchtbringenden Geſellſchaft, daß bei uns übel ärger worden und hat der Miſchmaſch abſcheulich überhand genommen, alſo daß der Prediger auf der Kanzel, der Sachwalter auf der Canzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichen Franzöſiſchen ſein Teutſches verderbet; mithin es faſt das Anſehen gewinnen will, wann man ſo fortfährt, und nichts dagegen thut, es werde Teutſch in Teutſchland ſelbſt nicht weniger verloren gehen, als das Engelſächſiſche in Engelland! Gleichwohl, fährt Leibnitz fort, wäre es ewig Schade und Schande, wenn unſre Haupt- und Helden-Sprache dergeſtalt durch unſre Fahrläſſigkeit zu Grunde gehen ſollte, ſo faſt nichts Gutes ſchwanen machen dürfte; weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verluſt der Freiheit und ein fremdes Joch mit ſich geführt!“ —

„Gleichwie nun, heißt es weiterhin, gewiſſen gewaltſamen Waſſerſchüſſen und Einbrüchen der Ströme nicht ſowohl durch einen ſteifen Damm und Widerſtand, als durch etwas, ſo Anfangs nachgiebt, hernach aber allmählig ſich ſetzet und feſt wird, zu ſteuern; alſo wäre es auch hierin anzunehmen geweſen. Man hat aber gleich auf einmal den Lauf des Uebels hemmen, und alle fremde, auch ſogar eingebürgerte Worte ausbannen wollen.... Hat es demnach die Meinung nicht, daß man in der Sprach zum Puritaner werde, und mit einer abergläubiſchen Furcht ein fremdes, aber bequemes (paſſendes) Wort als eine Todſünde vermeide, dadurch aber ſich ſelbſt *entkräfte*, und ſeiner Rede den Nachdruck nehme; denn ſolche

allzugroße Scheinreinigkeit ist einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meister so lange feilet [illegible]ert, bis er sie endlich gar verschwächet, welches denen geschieht, die an der Perfectie-Krankheit, wie es die Holländer nennen, darnieder liegen."

Gegen die nach dem westphälischen Frieden in Deutschland einreißenden und von Jahr zu Jahr überhand nehmende Nachäfferei der Franzosen in Sprache, Tracht, Geschmack und Wesen hatte Leibnitz in dem Mainzischen Bedenken über die innere und äußere Sicherstellung des Reichs, im Jahre 1670, mit dem Feuer der Jugend strafend geeifert. In späterer Zeit goß Leibnitz seine patriotische Entrüstung gegen diese deutsche Verirrungen in kräftige satyrische Verse aus, welche unter den Gedichten der Zeit ihren Platz verdienen, und die man auch hier nicht ungern lesen wird:

## Auf die Nachahmer der Franzosen.

Wenn der Franzosen Schaum die teutschen Häupter ehren,
Und unsere Nation das Joch zu tragen lehren
Vor denen, die ihr Land auch selbsten unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bei uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Gesetze geben sollen,
Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Teutschen Kopf muß stehn ein fremder Hut,
Wenn man fast nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wir Andrer Affen sein, und sie uns äffen müssen,
Wenn keiner wird gehört, er muß Französisch wissen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht,
Und lobt das teutsche Geld, wenn man des Teutschen lacht,

Durch eine leicht erklärliche Rückwirkung der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Riesenschritten fortgeschrittenen Entwickelung deutscher Sprache und Nationalliteratur, und ihrer Unabhängigkeit von den französischen Mustern, geschah es denn, daß Leibnitz wegen des Gebrauchs der französischen Sprache in seinen meisten Schriften und Briefen (des Lateinischen, das er mit allen deutschen Gelehrten seiner Zeit gemein hatte, zu geschweigen) scharf getadelt, und es ihm fast als eine Versündigung gegen seine Nation angerechnet wurde, seine Hauptschriften nicht alle in deutscher Sprache abgefaßt zu haben. Klopstock sprach sehr kühn in seiner deutschen Gelehrten-Republik eine Verbannung gegen den großen Mann aus. Dabei übersah man, bis auf die neueste Zeit, daß Leibnitz denn doch eine verhältnißmäßig bedeutende Zahl Schriften in deutscher Sprache hinterlassen hat, welche, verbunden mit denjenigen, welche sein Nachlaß aufbewahrt, hinreichten, ihm unter den deutschen National-Schriftstellern seinen Platz zu sichern. Ein Theil davon, wie seine deutschen Briefe an den Herzog Johann Friedrich von Hannover, aus Mainz und Paris, ist allerdings, im Geiste jener Zeit, ziemlich stark mit lateinischen und französischen Worten und Redensarten versetzt, und dies wird von den Schriften der Jugend überhaupt gelten; wiewohl die beiden Denkschriften über Securitas publica vom Jahre 1670 in einem so freien, kräftigen Redeflusse dahinströmen, daß mit leichten Aenderungen der Genuß des heutigen Lesers von der ersten bis zur letzten Zeile anhalten müßte. Die deutschen Schriften aus der spätern Zeit *seines* Lebens dagegen (wir erinnern an die Lebensläufe

des Herzogs Johann Friedrich und des Kurfürsten Ernst Auguſt, an die philoſophiſchen Briefe: über dyadiſche Rechnung an den Herzog Rudolph Auguſt, und über den Nutzen der Logik an Gabriel Wagner; ferner die philoſophiſchen Aufſätze von der wahren Theologia Myſtica, vom Naturrecht, von der Weisheit, von dem höchſten Gute, von dem Verhängniſſe und andere) bilden, mit den Unvorgreiflichen Gedanken, welche lange als die einzige deutſche Schrift Leibnitzens gelten mußte, eine für ſich beſtehende ausgezeichnete Gruppe Schriften in der deutſchen Literatur, und geben den redendſten Beleg, daß Leibnitz die Vorſchriften, welche er zur Verbeſſerung und Zierde der Mutterſprache an die Hand gegeben hat, mit bewundernswerther Strenge und Folgerichtigkeit durch ſeine eigne Feder bewährte. Leibnitz wirkte in dieſer Beziehung mehr, als man vermuthet, oder, bei den beſtehenden Vorurtheilen, zugetraut hätte; ohne daß er es laut werden ließ, indem er vielmehr mit Fleiß in den Hintergrund trat, und Andere vorſtellte, welche nichts weiter als ſeine Werkzeuge waren, während ſie den Ruhm für ſich behalten durften. Ich meine hier beſonders die Erſcheinung der deutſchen gelehrten Zeitſchrift: des „Monatlichen Auszugs neuer Bücher", welcher drei Jahre nach einander, von 1700 bis 1702 in Hannover, unter dem Schilde Johann Georg Eccards, herauskam, aber, bis auf einen verhältnißmäßig geringen Theil, von Leibnitz ſelbſt geſchrieben worden iſt, welchem ſolche Arbeit zur eigenen Erholung und Belehrung diente. Dieſer Eccard, in Leibnitzens letzten Lebensjahren ſein Gehülfe bei der Ausarbeitung der Geſchichte des Hauſes

Braunschweig, dann sein Nachfolger in diesem Amte und an der Bibliothek, berühmt durch seine Quellenforschungen über Geschichte und Alterthümer im Mittelalter, kam im Jahre 1698, als junger Mann von vier und zwanzig Jahren, in Leibnitzens Dienst, als Secretair und Studiengehülfe für die Bearbeitung der Urkunden des Mittelalters; nachdem er sich ihm von dieser Seite vortheilhaft empfohlen hatte. Leibnitz hatte bereits seit 1696 an Joachim Friedrich Feller einen Gehülfen in seinem Hause gehabt; er sah sich aber genöthigt, ihn zu entlassen, weil er das ihm bewiesene Vertrauen unwürdig, ja unredlich gemißbraucht hatte. Eccard bewies sich in einem Zeitraum von acht Jahren, da er um Leibnitz lebte, treu und voll Eifer; Leibnitz schickte ihn mehr als einmal in Geschäften, besonders zur Benutzung auswärtiger Archive, auf Reisen, oder nahm ihn auf seinen Reisen mit und gewährte ihm bei den historischen Arbeiten, wie bei der Dispostion der Scriptores rerum Brunsvicensium, eine Stimme. Er munterte ihn in seinen etymologischen Studien auf und unterstützte ihn mit seinem Rath. Durch seine Empfehlung gelangte Eccard endlich im Jahre 1706 zu einer Professur der Geschichte an der Universität Helmstädt, von wo ihn im Jahre 1714 der Kurfürst von Hannover und König von England nach Hannover, an Leibnitzens Seite berief. Während er nun noch Leibnitzens Secretair war, gab er im Jahre 1700, als scheinbarer Verfasser, jene deutschen Auszüge und Kritiken heraus, durch welchen Leibnitz hauptsächlich die damals abgebrochenen ähnlichen Unternehmungen *eines* Christian Thomasius, Wilhelm Ernst Tenzel und

Anderer für den „Deutsch-liebenden Leser" hat ersetzen wollen. Alles nimmt in dieser Zeitschrift die Richtung auf deutsches Wesen, deutsche, besonders protestantische Gesinnung, endlich auf Beförderung deutscher Sprache und Literatur, unbeschadet der Universalität der Objekte und der, Leibnitz so charakterisirenden Milde und Mäßigung in der Mitte der Partheien. Vieles hat allerdings mit den Schriften und Gegenständen, welche dort besprochen worden, sein Interesse verloren; die vielen von Leibnitz eingestreuten, noch immer erst recht auszubeutenden Bemerkungen aus allen Gattungen der Gelehrsamkeit und Wissenschaft können aber allein für das darauf verwandte Studium belohnen; doch giebt es darunter Stücke, wie der bogenlange Auszug aus Locke's Versuch über den menschlichen Verstand, die kurze Lebensbeschreibung der Fräulein von Scudery, Leibnitzens Freundin, mit welcher er, seit ihn Pelisson mit ihr bekannt gemacht hatte, in Briefwechsel stand, und manche andere Stücke dieser Art, welche zu dem Schönsten und Edelsten in Ausdruck und Farbe gehören, welches jemals aus Leibnitzens Feder in der deutschen Muttersprache geflossen ist.

Wenn Leibnitz einige seiner Hauptschriften, besonders die Theodicee, oder die Neuen Versuche über den menschlichen Verstand, welche in der Handschrift nach seinem Tode vorgefunden wurden, französisch schrieb, so bedarf dies für ihn in unsern Augen keiner Entschuldigung. Die Deutschheit ihres Verfassers ist davon ganz unabhängig, noch viel unabhängiger als die Friedrichs des Großen, welchem, trotz seiner entschiedenen Vorliebe für französische Sprache und Literatur,

dieſe beiden Regenten zeigen, was auch auf den Abend von Leibnitzens Leben, deſſen Betrachtung uns im folgenden Buche beſchäftigen wird, nicht ohne Einfluß bleiben konnte.

Was der Kurfürſt Ernſt Auguſt und Leibnitz einander waren, läßt ſich in den wenigen, aber lichtvollen, ſprechenden Zügen der Charakteriſtik erkennen, welche Leibnitz in dem, dem Kurfürſten geſetzten Denkmale, ſeinem Lebenslauf, gegeben hat, welcher die nemliche kirchliche Beſtimmung erfüllte, wie die Perſonalien des Herzogs Johann Friedrich. In ſimpler edler Schreibart ſchildert Leibnitz ſeinen fürſtlichen Freund nach den noch friſchen Eindrücken eines vieljährigen vertrauten Umgangs; es iſt wie eine Klage um einen unerſetzlichen Verluſt. Er rühmt den Hingeſchiedenen: „Die ihrigen haben Sie zu erwählen, und auch zu ſchützen gewußt, und Einigkeit unter ihnen haben wollen, unter andern trefflichen Wirkungen aber ihrer Gütigkeit und edeln Naturels auch dieſe gezeigt, daß Sie alle Verläumdungen und übeles Antragen gehaſſet, des Angetragenen Parthei gegen den Anbringer genommen, Argwohn und Mißtrauen nicht geheget; was zum Nachtheil und Beſchimpfung der Leute gereichen können, mit ſonderbarer Circumſpection vermieden; was man Ihm ſelbſt anvertrauet, im höchſten Geheim gehalten, und alſo durch eine ſeltene Combination bei Ihrem hohen Verſtand und großer Elevation, welche ſonſt gemeiniglich verurſachet, daß man andere Leute wenig achtet, dennoch ſich charitable oder gutherzig, und vor anderer, auch geringer Menſchen Angelegenheit beſorget geweſen.“ Hier läßt der Verfaſſer ſein eigenes *Verhältniß* am Hofe des Kurfürſten durchblicken.

Die Geschichte des Hannoverschen Hofes unter der Regierung des Kurfürsten Ernst August bietet indeß ihre sehr dunkeln Seiten, von welchen der Diener in den Leichen-Personalien seines Herrn nichts sagen konnte, welche aber, als geheime Geschichte, zu oft beleuchtet, auch selbst halb in Form von Dichtung behandelt ist, als daß wir sie ganz mit Stillschweigen übergehen dürften; denn daß Leibnitz in alle Ereignisse, welche das kurfürstliche Haus in Haupt und Gliedern betraf, auf das tiefste eingeweiht war, steht fest, wenn wir auch, (bis auf Bruchstücke seines Briefwechsels mit der Kurfürstin Sophie über den Widerstand der jüngsten Prinzen gegen die Primogenitur), von der eigentlichen Betheiligung Leibnitzens an jenen, zum Theil schrecklichen Folgen der Zerwürfnisse am Hofe nicht näher unterrichtet sind. Die Verschwörung des Prinzen Maximilian Wilhelm mit dem Jägermeister Otto Friedrich von Moltke im December 1691, welche nach einer, von der Kurfürstin von Brandenburg an ihren Vater ergangenen Warnung, auf nichts Geringeres ging, als für sich den Besitz von Hannover zu behaupten, und dem Kurprinzen nur Celle zu überlassen, wurde durch eine rasche Hinrichtung jenes Edelmannes noch zur rechten Zeit erstickt. Den Vorgang erzählt der neueste Geschichtschreiber des Hauses Braunschweig in folgender Weise: „Am Abend des 5. December 1691 wurde der Jägermeister Otto Friedrich von Moltke wegen gefährlicher Consilien wider den Herzog und Erbprinzen, zugleich mit seinem Vetter, dem kurfürstlichen Oberstlieutenant von Moltke, und dem Wolfenbüttelschen Geheimschreiber Blume, in Haft genommen. Bis zum Mittage des folgenden Tages blieben

die Thore der Residenz geschlossen; die höchste Spannung wegen dieses unerklärlichen Geheimnisses bemächtigte sich jedermanns. Der trotzige Günstling begriff das Geschehene nicht, als er, vom fürstlichen Spieltische abgerufen, auf der Schloßtreppe durch den Generalmajor von der Leibwache, von Weihe, eines Degens beraubt, dann in ein über der Schloßtreppe gelegenes Gemach, dessen Fenster vernagelt waren, endlich nach dem Cleverthor in Haft geführt wurde. Hier erst erkannte er den ganzen Umfang der Gefahr, in welcher er sich befand; er gestand sich, daß nur Flucht sein Leben retten könne. Schon hatte er die Eisenstangen seines Gefängnisses durch Scheidewasser zerfressen lassen; aber das Seil, an welchem er sich in der Nacht auf den Ostertag von der Höhe herabzugleiten versuchte, riß, der Unglückliche stürzte, wurde von einer Schildwache ergriffen, und nach seinem Kerker zurückgeführt. Am 15. Juli 1692 wurde der Jägermeister Otto Friedrich von Moltke im Sterbekleide, den Hut von schwarzem Krepp umwunden, welcher bis zu den Füßen herabwallte, ein Gebetbuch in der Hand, in einer schwarz beschlagenen, von Trauerpferden gezogenen Kutsche nach dem Ravelin hinter dem Marstall geführt. Dort saß der Gerichtsschulze mit seinen Beisitzern, auf dessen Frage: „ist es so viel am Tage, daß man allhier peinlich Gericht halten kann?" die Geschworenen der Altstadt mit Ja antworteten. Dann erhob sich der Gerichtsschulze und brach den Stab über dem Verurtheilten entzwei, welcher alsbald vom Nachrichter enthauptet wurde. Er litt den Tod mit Festigkeit, nicht ohne Reue; seine Leiche wurde der Wittwe zur Beerdigung überlassen, und durch acht Unteroffiziere bestattet."

Der Prinz selbst, welcher verhaftet worden war, dann nach Hameln geschickt wurde, erhielt erst nach mehreren Jahren, nachdem er schriftlich auf alle behaupteten Ansprüche verzichtet hatte, seine Freiheit wieder; er ging nach Wien, und wollte zur katholischen Kirche übertreten, um sich eine mächtige Unterstützung zu gewinnen. Von Wien aus unterhandelte er durch den Pater Wolf im December **1701.** Die Kurfürstin berichtet diesen Punkt in ihrem Briefwechsel mit Leibnitz, welcher die Sache in das Scherzhafte zog. „Ich wollte, schrieb er, sein Pater Wolf brächte ein Zeugniß mit, daß er nicht in die Messe geht, sondern beim schwedischen Gesandten zum Abendmal. Es wäre doch lustig, wenn man diesen ehrwürdigen Vater zur Uebernahme eines solchen Auftrags bewegen könnte. Und in der That, ich glaube, er thäte es, wenn er wüßte, daß er ihm bei uns Geld verschaffen würde." Der Prinz entsagte endlich seiner Heimath auf immer. Nach mehreren Briefen von Leibnitz an die Kurfürstin (berichtet Feder) bestritt auch der vorjüngste Prinz, Christian, das Recht der Primogenitur. Er meldet ihr den **26.** Juli **1699,** daß der gewesene Secretair desselben ihm gesagt habe, dieser übrigens vortreffliche und ausnehmend geschätzte Prinz stecke sehr in Schulden, besuche alle Abende große Gesellschaften von vornehmen, aber nicht lauter gut denkenden Personen, wovon einige ihn in dem unstatthaften Vorhaben, der Primogenitur sich zu widersetzen, bestärken. „Ces sortes des conseils flatteurs sont des poisons mis en confiture," setzte er hinzu. Die Kurfürstin antwortete, darauf eingehend: „pour un qui est judicieux comme mon fils, je m'etonne qu'il se laisse séduir

par ceuxqui donnent du poison au lieu des confitures". Der Prinz ging auch von ſeinen Anſprüchen ſo lange er lebte nicht ab: er ertrank im Jahre 1703 in der Donau. Er ſtand früher, von Siebenbürgen aus, mit Leibnitz in Briefwechſel, und erwarb ſich, bis auf jenen unglücklichen Widerſtand gegen die Anordnungen ſeines Vaters, worin auch Leibnitz nichts über ihn vermochte, ſeine aufrichtige Hochachtung.

Das traurigſte Opfer dieſer, das häusliche Glück des erlauchten Fürſtenhauſes untergrabenden Wirren, ward die ſchöne und ſo unglückliche Erbprinzeſſin von Hannover, welche ihre Feinde der Theilnahme an der Verſchwörung des Prinzen Maximilian verdächtig zu machen ſuchten, und dadurch eine Kataſtrophe in Hannover herbeiführten, welche in ganz Europa wiederhallte. Sophia Dorothea war die einzige Tochter des Herzogs Georg Wilhelm von Celle und ſeiner Gemahlin, Eleonore d'Esmiers, Tochter des franzöſiſchen Baron d'Olbreuſe, welche der Kaiſer ſpäter in den Fürſtenſtand erhob. Sie war bereits mit dem wolfenbüttelſchen Erbprinzen, dem Sohne des Herzogs Anton Ulrich verlobt, als die Herzogin Sophie durch ihren Einfluß auf den Herzog Georg Wilhelm, im Jahre 1681 die Auflöſung dieſer Verbindung, und zugleich die mit ihrem Sohne, dem Erbprinzen Georg Ludwig, herbeiführte, wovon der Heimfall der Celleſchen Lande an Hannover bedingt war. Am 28. November 1682 wurde die Vermählung auf dem Schloſſe zu Celle in aller Stille vollzogen, und der Keim zu unſäglichem Jammer damit gelegt. Die Herzogin von Celle (wir folgen hier dem nemlichen Berichterſtatter) hatte mit dem *tiefſten* Schmerze in dieſe Verbindung gewilligt; ohne ihr

Vorwissen hatte ihr Gemahl über die Hand ihrer Tochter verfügt. „Die schöne, witzige, gefühlvolle Sophia Dorothea lebte mit dem kalten, strengen, abgemessenen Erbprinzen in keiner glücklichen Ehe. Den Gemahl beherrschten andere Frauen, und stahlen ihm sein Herz, nicht weil Liebe, sondern Ehrgeiz sie lockte. Selbst als Sophia Dorothea 1683 Georg, den nachmaligen zweiten König von England dieses Namens, und vier Jahre darauf die, später mit dem König Friedrich Wilhelm I von Preußen verbundene, Sophia Dorothea gebar, blieb die Kälte von Georg Wilhelm sich gleich, der ungerührt von dem Schmerze der Herzogin, den Lockungen wiedrig denkender Frauen sich hingab. Auf ähnliche Weise wie der Erbprinz vergaß Ernst August seine Sophie. Die Frivolität der Zeit, welche von dem Hofe Ludwigs XIV ausging und unter den gefälligsten Namen überall Aufnahme fand, hatte auch ihn berührt. Den Kurfürsten hatte die ränkesüchtige Gräfin Platen umgarnt, deren Gemahl sich mit der Anlage des Gartens zu Linden und dem Einflusse begnügte, welchen er vermöge seiner Gattin auf den Herzog ausübte. Aber Sophia Dorothea konnte nicht, gleich der Kurfürstin, mit weiblicher Kunst ihren Unwillen über ein so unwürdiges Verhältniß unterdrücken. Sie glaubte ein Leben nicht tragen zu können, das sie des einzigen beraubte, worauf sie Ansprüche machte.

Am Hofe von Hannover stach durch Schönheit und jeden männlichen Vorzug der Graf Philipp Christoph von Königsmark, der Bruder der gefeierten Gräfin Aurora, der Mutter des Marschalls von Sachsen, hervor. Er lebte früher an dem Hofe von Celle, leistete tapfere Kriegsdienste in Morea, und

fand nach seiner Rückkehr eine ehrenvolle Anstellung als Oberster der Leibwache zu Hannover. Ein zartes und edles Verhältniß hingebender Freundschaft fand zwischen ihm und der unglücklichen Erbprinzessin statt, deren tiefer Schmerz am ganzen übrigen Hofe unverstanden blieb. Ihn glaubte indeß die Gräfin von Platen völlig an sich gebunden zu haben, und die Kurfürstin hoffte sich dadurch von einer listigen Nebenbuhlerin befreit zu sehen. Aber Königsmark wandte sich von der Gräfin ab, die sich durch die, bei Ernst August und Georg Ludwig angebrachten falschen Angaben, als ob der Graf der Erbprinzessin näher stehe, als das strenge Gebot der Sittlichkeit es erlaube, zu rächen suchte. In Folge dessen verdoppelte Georg Ludwig die Härte gegen seine schuldlose, in unbefangener Offenheit mit Königsmark verkehrende Gemahlin, die endlich dem Gedanken an eine Ehescheidung Raum gab, und knieend ihre Eltern um eine Freistätte flehte. Aber Georg Wilhelm verwies diese Bitte der Tochter, die sich mit der Zeit der bittersten Behandlung von Seiten ihres Gemahls ausgesetzt sah. Diese vermehrte sich, seitdem der Graf Platen bei der Verschwörung des Prinzen Maximilian sich jeder Mittel bedient hatte, die Erbprinzessin der Theilnahme an der Verschwörung verdächtig zu machen.

Unter diesen Umständen sann Sophia Dorothea auf Flucht, ein stilles Kloster in Frankreich sollte sie verbergen; dort hoffte sie ihr Leben zu beschließen. Hierzu bedurfte sie einer Hülfe, welche ihre Mitwisserin, das Fräulein von dem Knesebeck, nicht zu gewähren vermochte. Sie wandte sich an Königsmark; der Graf zeigte sich bereit, für die unglückliche Frau das Aeu-

ßerſte zu wagen. Häufig in ſpäter Stunde der Nacht beſprach er mit ihr die Wege der Flucht. Ohne daß ſie es ahnten, war aber die ſcharfſichtige Gräfin Platen von dieſen heimlichen Zuſammenkünften benachrichtigt, und ſie ſetzte voll Haß und Rache gegen einen Mann, der ſie verſchmäht hatte, den Kurfürſten von dem Geſchehenen in Kenntniß. Schon war beſtimmt, daß der andere Morgen die Erbprinzeſſin nicht mehr im Schloſſe finden ſollte, und Königsmark beſprach ſich in der Nacht zuvor, den 2. Juli 1694, noch einmal mit der Fürſtin, als er, einer allgemein verbreiteten, und noch in neueſter Zeit durch Urkunden erhärteten Erzählung, beim Heraustritt auf die Gallerie des Schloſſes von vier verkappten gewaffneten Männern überfallen, und noch dieſelbe Nacht in den Gewölben des Schloſſes ermordet und begraben wurde. Sein plötzliches Verſchwinden erregte bald Aufmerkſamkeit und Verdacht. Den andern Morgen erfuhr die Erbprinzeſſin durch das Fräulein von dem Kneſebeck den Mord. Ihr Geſchick war jetzt entſchieden. Ihre bei Königsmark vorgefundenen Briefe klagten über die unbillige Härte Georg Ludwigs und ſpotteten des Kurfürſten, der eine Sophie mit einer unwürdigen Geliebten vertauſcht habe. Sie wurde in ihrem Zimmer bewacht; ein Hauptmann der Garde geleitete ſie zu einem verſchloſſenen Wagen, welchen er mit ihr beſtieg. So wurde die Kurprinzeſſin den 7. Juli 1794 nach Lauenau, von hier nach Ahlden, ohnweit Celle geführt, von welcher ſie in den Geſchichten der Zeit den Namen führt. Ihr eigener Vater verurtheilte ſie, auf dieſem Schloſſe in tiefſter Abgeſchiedenheit von der Welt zu altern. Sie ſelbſt verwarf jede Ausſöhnung mit ihrem Ge-

fand nach seiner Rückkehr eine ehrenvolle Anstellung als Oberster der Leibwache zu Hannover. Ein zartes und edles Verhältniß hingebender Freundschaft fand zwischen ihm und der unglücklichen Erbprinzessin statt, deren tiefer Schmerz am ganzen übrigen Hofe unverstanden blieb. Ihn glaubte indeß die Gräfin von Platen völlig an sich gebunden zu haben, und die Kurfürstin hoffte sich dadurch von einer listigen Nebenbuhlerin befreit zu sehen. Aber Königsmark wandte sich von der Gräfin ab, die sich durch die, bei Ernst August und Georg Ludwig angebrachten falschen Angaben, als ob der Graf der Erbprinzessin näher stehe, als das strenge Gebot der Sittlichkeit es erlaube, zu rächen suchte. In Folge dessen verdoppelte Georg Ludwig die Härte gegen seine schuldlose, in unbefangener Offenheit mit Königsmark verkehrende Gemahlin, die endlich dem Gedanken an eine Ehescheidung Raum gab, und knieend ihre Eltern um eine Freistätte flehte. Aber Georg Wilhelm verwies diese Bitte der Tochter, die sich mit der Zeit der bittersten Behandlung von Seiten ihres Gemahls ausgesetzt sah. Diese vermehrte sich, seitdem der Graf Platen bei der Verschwörung des Prinzen Maximilian sich jeder Mittel bedient hatte, die Erbprinzessin der Theilnahme an der Verschwörung verdächtig zu machen.

Unter diesen Umständen sann Sophia Dorothea auf Flucht, ein stilles Kloster in Frankreich sollte sie verbergen; dort hoffte sie ihr Leben zu beschließen. Hierzu bedurfte sie einer Hülfe, welche ihre Mitwisserin, das Fräulein von dem Knesebeck, nicht zu gewähren vermochte. Sie wandte sich an Königsmark; der Graf zeigte sich bereit, für die unglückliche Frau das Aeu-

ßerſte zu wagen. Häufig in ſpäter Stunde der Nacht beſprach er mit ihr die Wege der Flucht. Ohne daß ſie es ahnten, war aber die ſcharfſichtige Gräfin Platen von dieſen heimlichen Zuſammenkünften benachrichtigt, und ſie ſetzte voll Haß und Rache gegen einen Mann, der ſie verſchmäht hatte, den Kurfürſten von dem Geſchehenen in Kenntniß. Schon war beſtimmt, daß der andere Morgen die Erbprinzeſſin nicht mehr im Schloſſe finden ſollte, und Königsmark beſprach ſich in der Nacht zuvor, den 2. Juli 1694, noch einmal mit der Fürſtin, als er, einer allgemein verbreiteten, und noch in neueſter Zeit durch Urkunden erhärteten Erzählung, beim Heraustritt auf die Gallerie des Schloſſes von vier verkappten gewaffneten Männern überfallen, und noch dieſelbe Nacht in den Gewölben des Schloſſes ermordet und begraben wurde. Sein plötzliches Verſchwinden erregte bald Aufmerkſamkeit und Verdacht. Den andern Morgen erfuhr die Erbprinzeſſin durch das Fräulein von dem Kneſebeck den Mord. Ihr Geſchick war jetzt entſchieden. Ihre bei Königsmark vorgefundenen Briefe klagten über die unbillige Härte Georg Ludwigs und ſpotteten des Kurfürſten, der eine Sophie mit einer unwürdigen Geliebten vertauſcht habe. Sie wurde in ihrem Zimmer bewacht; ein Hauptmann der Garde geleitete ſie zu einem verſchloſſenen Wagen, welchen er mit ihr beſtieg. So wurde die Kurprinzeſſin den 7. Juli 1794 nach Lauenau, von hier nach Ahlden, ohnweit Celle geführt, von welcher ſie in den Geſchichten der Zeit den Namen führt. Ihr eigener Vater verurtheilte ſie, auf dieſem Schloſſe in tiefſter Abgeſchiedenheit von der Welt zu altern. Sie ſelbſt verwarf jede Ausſöhnung mit ihrem Ge-

mahl, welche der Kurfürſt dringend wünſchte, damit Wolfenbüttel nicht von Neuem mit ſeinen Anſprüchen auf das Celleſche Erbe hervortreten möge; ſie drang auf Scheidung, und dieſe letzte Bitte ward ihr endlich gewährt. Durch eine Uebereinkunft des Kurprinzen und ſeines Vaters, des Kurfürſten Ernſt Auguſt, ſo wie des Vaters der Kurprinzeſſin, des Herzogs von Celle, ward aus den beiderſeitigen Conſiſtorien ein eigenes Ehegericht in Hannover, unter dem Vorſitz des Geheimen Raths von dem Bußſche errichtet, an welchem der Abt Molanus, als Conſiſtorialdirektor, den wichtigſten Antheil hatte. Den 28. December 1694 erfolgte das Eheſcheidungserkenntniß aus dem Grunde der verweigerten Zurückkehr, mit dem in ſolchen Fällen üblichen Schluſſe wegen der Wiedervermählung. Sophia Dorothea lebte ſeitdem auf ihrem Schloſſe ſtill und ergeben, und ſchied in dem nämlichen Jahre aus dem Leben, als ihr älteſter Sohn Georg II den engliſchen Thron beſtieg.

Während dieſer „großen Revolutionen, die an Ernſt Auguſts Hofe 1694 vorgingen," wie Spittler ſich ausdrückt, war Leibnitz in Hannover gegenwärtig; dies genügt, um eine Reihe von Betrachtungen in uns zu erwecken. Bei ſeinem innigen und vertrauten Zuſammenleben mit den Gliedern des Hofes, wie verhielt ſich Leibnitz bei dieſen Handlungen, Leiden und Zerwürfniſſen? wie beurtheilte er die Perſonen und die Ereigniſſe? wem ſtand er bei und in welcher Art? wie zeigte er dabei den Staatsmann, den Philoſophen, wie überhaupt den Menſchen? dies ſind Fragen, deren genügende Beantwortung uns das Innerſte in Leibnitz zum Aufſchluß bringen, und

zugleich über jene Revolutionen ein neues Licht verbreiten würde. Es iſt nicht zu glauben, daß Leibnitz, ohne welchen an dem Hofe von Hannover nichts geſchah, nicht etwa an dem Eheſcheidungsprozeſſe zwiſchen dem Kurprinzen und ſeiner Gemahlin Theil gehabt haben ſollte, wenn er auch von dem Verfaſſer der Kirchengeſchichte der Hannoverſchen Staaten, Schlegel, nicht unter den Mitgliedern des deshalb angeſetzten Conſiſtoriums aufgeführt iſt. Das königliche Archiv in Hannover, ſagt man, verſchließt die Mittel zur Aufklärung dieſes dunkeln Punktes in dem Leben unſers Philoſophen.

Schwer muß es geweſen ſein, in jener Zeit tiefſter Sittenverderbniß, welche von dem Hofe Ludwigs XIV auf deutſche Höfe mit ihren entſetzlichen Wirkungen überging, ganz unberührt und rein ſtehen zu bleiben; der Fluch dieſes Zeitgeiſtes äußerte ſich vielleicht weniger in dem, was er bei gemeinen Naturen hervorlockte, als in dem, was er in edlern Naturen gebunden hielt. Man wurde an die Erſcheinung der vom Zügel losgelaſſenen Sittlichkeit und Leidenſchaft ſo gewöhnt, daß auch die Beſſern, vielleicht um nicht für affektirt zu gelten, wenigſtens die Sprache und Form derſelben annahmen. Der unverſtellte Cynismus im Ausdrucke ward ſelbſt unter der Feder von Prinzeſſinnen ganz gewöhnlich, deren Tugend und innerer Werth über die leiſeſte Verdächtigung erhaben ſteht, wie bei der echt deutſchen Herzogin von Orleans, Eliſabeth Charlotte, in den Briefen an ihre Verwandte in Deutſchland. Das Verächtlichſte, Unſittlichſte war aber die am Hofe Ludwigs XIV gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Sünde dienende Bigotterie und Heuchelei. Dieſe fand einen unerbittlichen Gegner

an Leibnitz. „Es scheint, schrieb er im Jahre 1692, an die Kurfürstin Sophie Charlotte, seine Schülerin und Freundin, es scheint, daß wir jetzt in einer Zeit leben, wo das Aeußere der Frömmigkeit Mode ist, und der französische Hof, die Quelle der Moden, giebt darin gutes Beispiel, denn alles drängt sich dort dazu, fromm zu schreiben, selbst der berühmte Satyriker Boileau. Desto besser, wenn das Innere dem entspricht. Aber ich werde es glauben, wenn ich sehe, daß man sich wahrhaft in der Welt bessert, daß man die vergangenen Ungerechtigkeiten gut machen und sich enthalten wird, neue zu begehen; wann ich sehen werde, daß der Stolz und die üble Nachrede aufhört, kurz wann ich jene Liebe unter den Menschen werde herrschen sehen, welche der Prüfstein der wahren Liebe Gottes ist. Sonst ist es nichts als Bigotterie. Ich finde häufig eine dauerhaftere Tugend bei denjenigen, welche nur als rechtschaffene Menschen zu handeln vorgeben, als bei diesen Gascognern die Frömmigkeit, welche über die Bagatellen außer sich gerathen. Ich schätze unendlich die Klugheit und die Wissenschaft, welche Herr Spener bisher in diesen Dingen an den Tag gelegt hat. Mir scheint, daß er die Dinge nicht übertreibt, und wenn die übrigen ihm glichen, so würde man sich nur um die Ehre streiten, wohl zu handeln. Niemand (schließt Leibnitz) wird sie Ew. Kurfürstlichen Hoheit streitig machen, da Gott Ihnen dazu alle Vortheile der Natur und des Glückes gegeben hat, und besonders den Willen, davon guten Gebrauch zu machen, welches das kostbarste der Geschenke des Himmels ist. Sie tragen von nun ab in einem so ruhmvollen Kampfe unter den Personen Ihres Ranges

den Preis davon. Ich glaube sogar, daß die echte Tugend, welche in einer großen, von den Reizen der Welt umgebenen Prinzessin glänzt, mehr werth ist, als die abstoßende und zurückgezogene Tugend (la vertu farouche et retirée) einer Antoinette von Bourignon, welche darüber Bücher schreibt, ohne sie vielleicht gehörig auszuüben. Es ist leicht, die Prüde zu machen, wann man das Alter erreicht hat; und neunzig Jahre sind eine große Hülfe gegen die Freuden der Welt. Ich bitte Gott, Ihre Kurfürstliche Hoheit bis zu dem Alter zu erhalten, welches die Heiligen von Natur macht, und Sie unterdessen der Triumphe des großen Fürsten genießen zu lassen, deren Freude Sie theilen."

# Viertes Buch.

verehrte, darf nicht zu hoch angeſchlagen werden, da bekanntlich der Kurprinz ſelbſt und ſeine Gemahlin an dem Hofe ſelbſt gegen widrige Einflüße zu kämpfen hatten, ſo daß ſie beide im Jahre 1686 denſelben ſich heimlich entzogen und in Kaſſel eine Zuflucht ſuchten. Selbſt als Kurfürſt Friedrich III, am Vorabend des Reichskrieges von 1688, ſeinem Vater in der Regierung folgte, war immer die nahe Verwandtſchaft mit dem Hauſe Hannover nicht fähig, der Spannung und Eiferſucht, womit Kurbrandenburg lange ſchon dem Streben Hannovers zur Erreichung einer höhern Stufe von Macht zugeſehen hatte, ein Ende zu machen. Sie gewann vielmehr neue Nahrung, als Hannover trotz aller Hinderniſſe endlich ſich zum Kurfürſtenthum und zu gleichem Range, wie der mächtigſte norddeutſche Staat, erhoben ſah, wenn gleich des Kurfürſten von Brandenburg Einwilligung dazu gewonnen worden war. Die Kurfürſtin Sophie Charlotte, ſo groß und einzig an Vorzügen des Geiſtes und Charakters, an der Seite eines Gemahls, welcher ihre höhern Bedürfniſſe nicht verſtand, und deſſen Liebe zum Glanze und zur Pracht ſie nicht theilte, legte doch niemals jene politiſche Bildung und Geſchicklichkeit an den Tag, durch welche ihre Mutter, die Kurfürſtin Sophie, glänzte und zu einer regierenden Fürſtin geboren war. Auch war es dieſe, welche ſeit dem Tode ihres Gemahls, unter der Regierung ihres Sohnes, des Kurfürſten Georg Ludwig, das gute Einverſtändniß zwiſchen beiden Höfen durch ihr immer ſteigendes Anſehen bei dem Kurfürſten von Brandenburg zu erhalten verſtand und einem Bruche, wie er manchmal drohte, glücklich entgegen arbeitete. Wer aber nach der Kurfürſtin,

oder vielmehr in ihrem Geiste und gewissermaßen in ihrem Dienste, jahrelang in dieser Wirksamkeit sie unterstützte, war Leibnitz, welcher jetzt der vertrauteste Freund beider Kurfürstinnen wurde und es bis zu ihrem Tode in ungeschwächtem Vertrauen blieb. Sein eigenes Streben ging zu jener Zeit entschieden und lebhaft auf eine seiner würdigen Stellung und Wirksamkeit am Brandenburgischen Hofe hin; und die Umstände kamen diesem Wunsche entgegen.

Um diese Zeit bewirkte der Fall des mächtigen Oberpräsidenten Eberhard von Dankelmann, in Folge des Neides und Hasses, welche diesen Staatsmann lange verfolgt hatten, eine Revolution am brandenburgischen Hofe, während welcher es einen Augenblick schwankend war, wer den Einfluß des gestürzten Ministers zu Gunsten seiner Parthei siegreich erringen und behaupten würde. In diesem Momente machte Leibnitz im Geheim beiden Kurfürstinnen, in Hannover und Berlin, den Vorschlag, eine wissenschaftliche Mission für ihn in Berlin von Seiten des dortigen Hofes zuwege zu bringen, bei welcher er indirekt den Interessen der beiden Kurfürstinnen dienen könnte. Leibnitz entwickelte diesen Vorschlag in einer Denkschrift, welche aus seinem Nachlasse durch Feder bekannt worden, und vorzüglich geeignet ist, die politische Seite seiner, nicht lange darauf beginnenden Reisen nach Berlin, wie seines Briefwechsels dorthin, wenn auch nicht im Einzelnen, zu beleuchten; es ist ihm hier nicht um das einseitige Interesse der beiden Höfe oder der Fürstinnen allein zu thun, er hat das Wohl Deutschlands und des Protestantismus, welcher durch die Kurfürsten von Brandenburg, und Hannover (jener das

Haupt der Reformirten, dieser das der Lutheraner) vertreten war, vor Augen, insofern dieses Wohl zum Theil auf ihrer ungestörten Eintracht beruhte. Aber zunächst sollte die Conjunctur, „daß die Kurfürstin von Brandenburg das Vertrauen ihres Gemahls wieder gewonnen hätte, benutzt werden, um dieses Gut dauerhaft zu machen und allen vernünftigen, davon zu hoffenden Vortheil zu ernten.“ Und dann „„da die Kurfürstin von Braunschweig in allen Dingen dieselben Interessen habe, als ihre Tochter, da sie einander sehr lieben und es nur gerecht und sehr natürlich sei, daß die Mutter ihrer Tochter mit ihren guten Rathschlägen zur Seite stehe: so könnte man hoffen, daß alle beide durch dieses Mittel die Uebel, welche ihnen zugestoßen, verbessern, und an den beiden Höfen eine Macht behaupten könnten, welche ihrer würdig sei und dazu diene, ihren großen Geist und ihre außerordentlichen Talente zum Wohle der beiden Häuser und zur vollkommenen Eintracht ihres Gemahls und Sohnes anzuwenden.“

„Aber dieses muß, fährt Leibnitz fort, mit vieler Zartheit geschehen, um einen zu großen Schein und die Affectation zu vermeiden, welche den mit Recht auf sein Ansehen eifersüchtigen Kurfürsten, das er wiedergewinnen wollte, mißtrauisch machen könnte. Denn ich zweifle nicht, daß der Hauptgrund der Entlassung seines ersten Ministers davon herkommt, daß seine Macht dem Ruhme des Kurfürsten im Lichte stand. Da nun die schriftlichen Mittheilungen Zufällen ausgesetzt sind, so wäre es gut, wenn eine in das Vertrauen gezogene Person Anlaß hätte, von Zeit zu Zeit von dem einen Hofe zu dem

andern zu gehen, um gegenseitig angemessene Informationen zu geben, damit alles mit vieler Uebereinstimmung und Umsicht geschehe, auf eine Art, welche keinem Verdacht noch Mißtrauen ausgesetzt sei."

„Für diesen Zweck, sagt Leibnitz, kann ich keinen andern nennen, als mich." Hier spricht Leibnitz mit einigen Worten von seiner persönlichen Stellung und Bedeutung, als Gelehrter und Staatsmann, ohne affectirte Bescheidenheit, welche hier vom Ziele abgeführt hätte, und fügt hinzu: „Gerade wie die Aufsicht über die berühmte Bibliothek von Wolfenbüttel mir Anlaß giebt, von Zeit zu Zeit dorthin zu gehen, so würde ebenso irgend eine Aufsicht (intendance) über die Wissenschaften und Künste, welche man in Berlin auf eine dem Kurfürsten so rühmliche Weise zur Blüthe bringen will, einen noch plausibelern Grund für mich bilden, um von Zeit zu Zeit auf eine nicht unnütze Art nach Berlin zu gehen. In dieser Absicht wäre es vielleicht angemessen, daß die Frau Kurfürstin von Brandenburg durch ein Wort an ihre Frau Mutter den Wunsch ausdrückte, daß ich eine Reise nach Berlin machte, und dann, nach meiner Ankunft, bei dem Herrn Kurfürsten von Brandenburg auswirkte, daß man mich mit der Aufsicht, von welcher ich so eben sprach, beauftragte, was sehr zu der Zufriedenheit des Hofes von Hannover und auf eine Art, daß man dort Grund hätte, es gern zu sehen, geschehen kann."

„Durch dieses Mittel nun würde ich eine sehr schöne Gelegenheit haben, bei den Frau Kurfürstinnen, und, durch ihre

Vermittelung, bei dem Kurfürsten und dem Kurprinzen die Dinge an die Hand zu geben, welche zu ihrem Ruhme und zum allgemeinen Wohl dienen, und den Absichten und Interessen aller dieser erlauchten und hohen Personen und vor allem der Frau Kurfürstin von Hannover, deren großsinnige und schöne Ansichten mir bekannt sind, angemessen sein werden. Ich werde ein andermal von dem Plane sprechen, so viel als möglich zum Wohle und zum Ruhme der beiden Häuser beizutragen, heute bei Conjuncturen, wo die Macht Frankreichs und der Erfolg und die Animosität der Papisten uns mit einer bösen Revolution drohen, wenn man sich nicht mit vieler Geschicklichkeit und Energie entgegensetzt."

Das hier Angedeutete bezieht sich auf die, damals so eben angeknüpften Entwürfe zur Vereinigung der Reformirten und Lutheraner, unter den Ausspicien von Berlin und Hannover; so wie an der Stelle, wo Leibnitz auf eine Aufsicht über Institute der Wissenschaft in Berlin anspielt, er nichts anders im Auge hatte, als die Gründung einer Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Beides war noch kurz vor dem Falle des Ober-Präsidenten von Dankelmann nachhaltig von Leibnitz in Anregung gebracht worden; daher er sich darauf, als eine Voraussetzung für seine Vorschläge, beziehen konnte. Jene Entwürfe zu Gunsten der Wissenschaft und der evangelischen Kirche bilden den Faden, an welchem wir unsre Erzählung weiter führen, so lange wir das verborgene Getriebe der Politik, welchem sie selbst vielleicht dienen mußten, nicht tiefer zu verfolgen im Stande sind. Wir beginnen mit den Entwürfen zur Union.

Bereits den 4. Juni 1697 brachte Leibnitz in einem Briefe an den brandenburgischen geheimen Cabinets-Sekretair Cuneau, einen durch Kenntnisse, vorzüglich in der Mathematik, ausgezeichneten Hofmann, welchen er im Gefolge des Kurfürsten und der Kurfürstin von Brandenburg bei ihrem Besuche in Hannover (1695) kennen gelernt hatte, den Entwurf der Vereinigung der Protestanten, mit Rücksicht auf die damalige Weltlage, zur Sprache: er hatte nemlich dabei den Grafen Dankelmann im Auge, welchem Cuneau die Briefe vorlegte. „Ihr großer Kurfürst, schrieb er, ist jetzt das Haupt der Protestanten im Reiche" (er sagt dies mit Bezug auf den Uebergang des Kurfürsten von Sachsen zur römischen Kirche). Ich zweifle nicht, daß man mit Ernst bei Ihnen an das denkt, was zu der Erhaltung der Protestanten wesentlich ist. Man muß unter andern daran arbeiten, immer mehr jenes eitle Phantom der Trennung zwischen den beiden protestantischen Partheien zu zerstören." Er führte bald diesen Gedanken, aus dem Gesichtspunkte eines Staatsmanns, als Antwort auf einige von Dankelmann erhobene Bedenklichkeiten, in seinem nächsten Briefe an Cuneau, vom 7. October, noch näher aus: „Die Sache ist nothwendiger, als jemals, und auch ausführbarer als jemals. Es heißt jedoch: est aliquid prodire tenus, si non datur ultra. Denn dieses gute Einverständniß zwischen den protestantischen Partheien hat seine Grade. Der erste Grad ist rein civil, er besteht in der guten Harmonie und einem aufrichtigen Beistande, und dahin muß es, dem Wachsthum der römischen Parthei gegenüber, bei beiden Secten kommen. Nach der Bresche, welche uns das

Haus Sachsen gebrochen hat, ist Ihr mächtiger Herr der erste von den Protestanten des Reichs, wenn man die beiden Partheien von einander nicht unterscheidet, und mithin der Direktor ihrer Angelegenheiten. Es ist hier der Ort nicht, mich über diesen Gegenstand zu verbreiten. Doch heißt mein Eifer mich diesen Punkt als unbestreitbar, als fundamental für eine aufrichtige Eintracht unter den Protestanten annehmen, welche so große Früchte tragen könnte; um so mehr, als ich nicht zweifle, daß England und Holland bereit sein werden, sie zu unterstützen."

„Der zweite Grad (fährt Leibnitz fort) zielt auf das kirchliche Einverständniß und lautet dahin, daß man sich gegenseitig nicht verdamme: die tolerantia ecclesiastica. Und hierzu ist die theologische Facultät in Helmstädt, wie sie jetzt wieder besetzt wurde, ganz geneigt. Ich habe immer zu verhindern gesucht, daß Professoren der Theologie von der Wittenbergischen Parthei dahin berufen würden, was man mehr als einmal zu thun die Absicht hatte, und ich habe den Fürsten und ihren Ministern die Erhaltung der Schule und der Gesinnungen des unvergleichlichen Calixtus empfohlen, welcher Deutschland, den Protestanten und diesen Landen so viele Ehre gemacht hat. Und da wir an geeigneten Subjekten, um die in Helmstädt erledigt gewordenen Stellen zu besetzen, Mangel hatten, habe ich so viel gethan, daß man mir Befehl gegeben hat, den Doctor (Johann Andreas) Schmidt aus Jena, welcher bereits eingetroffen ist, und Johann Fabricius aus Altdorf, welchen man jeden Tag erwartet, dahin zu berufen:

jener ist ein Schüler des Musäus in Jena, dieser von der Helmstädter Schule."

„Der dritte Grad endlich besteht in der Einheit des Glaubens, welche Seine Excellenz Grund hatte für unausführbar zu halten, wenn er meint, man dürfe nicht hoffen, die Menschen, zumal in schwierigen Materien, zu überzeugen; das ist es auch nicht, was man nach meinem Dafürhalten unternehmen soll. Gewiß ist, daß man sich über das Abendmal nicht leicht vereinigen wird, weil eine wahre Verschiedenheit der Meinungen statt findet; und wenn gleich, meiner Meinung nach, die Controverse von der Prädestination nicht eben so viel Grund hat, sondern nur von Mißverständnissen herrührt, und ich mehrere geschickte Männer davon überzeugt habe, so bin ich doch sehr versichert und erkenne gern, daß es Unzählige giebt, welche man davon niemals überzeugen wird. Ich sehe aber auch nicht, daß diese Einheit in den Lehren oder Meinungen nothwendig sei. Man thut wohl daran, so viel zu erlangen, als man kann; aber man wird sich nicht daran hängen, weil diese Verschiedenheit diejenige Einheit, welche man wünscht, nicht hindert."

„Die Frage ist nun, ob Seine Excellenz wünscht, daß man bis zu dem zweiten Grade gehe, oder ob sie bei dem ersten stehen bleiben will, bei welchem die Theologen nichts zu thun haben. Es scheint jedoch, daß der zweite sehr wünschenswerth wäre und den ersten befestigte. Denn wenn man Eiferer ist, wenn man glaubt, daß die Gegner Feinde Gottes und in einem verdammungswürdigen Stande sind, glaubt, daß die

Vereinigung mit ihnen ansteckend, und das Heil der Seelen in Gefahr ist, so vereiniget man sich ungern. Besonders wenn die theologischen Leidenschaften sich darein mischen, welche auf die Angelegenheiten vielen Einfluß haben, wie das Beispiel des Doctor Hoë zur Zeit des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen beweist. Zwingt am Ende die Nothwendigkeit, sich zu vereinigen, so geschieht es wider Willen und zwangsweise, was wenig dauerhaft und wenig fruchtbar ist. Sogar, was den dritten Grad betrifft, ist es gut, den Aufgeklärtesten wenigstens zu verstehen zu geben, daß der Unterschied im Wesen nicht so groß ist, als er in den Formen äußerlich erscheint. Kurz, es ist gut, daß die Politiker den Anstoß geben, aber man braucht der Theologen, um auf die Völker zu wirken und auf die eifrigen und vom Vorurtheil eingenommenen Menschen, welche auch unter denjenigen häufig sind, welche über dem Volke stehn."

Hält man diese offenen Erklärungen über eine Union der Protestanten mit Leibnitzens, uns bekannten Grundsätzen über die Herstellung des Kirchenfriedens zwischen Protestanten und Katholiken zusammen, so ist seine Uebereinstimmung mit sich selbst, aber auch eben darum wieder jene innere Inconsequenz im Principe nicht zu verkennen: wie dort, so soll auch hier Eine evangelische Kirche, aber mit verschiedenen, ja in einem Hauptpunkte, wie der Lehre vom Abendmahle, entschieden entgegengesetzten Lehren, für die Dauer zu Stande kommen. Allerdings verbirgt sich Leibnitz, so wenig als den mit ihm auf gleichem Boden stehenden Staatsmännern, den Widerspruch *nicht*; wie er einige Decennien vorher bei den von Spinola

angeregten Unterhandlungen gethan: nur wegen der diesmal an die Spitze gestellten, dringenden politischen Tendenzen zeigt er sich hier viel geneigter, über jene Widersprüche wegzusehen. Doch die Theologen von der lutherischen Seite, welche bei diesem halben Verfahren wesentlich im Nachtheil standen, an ihrer Spitze Molanus, haben sich gegen die bloße kirchliche Toleranz, ohne die Einheit im Grunde des Glaubens, gesträubt: so bildete sich ein Schwanken, welches zwar jahrelange Unterhandlungen und Schriftwechsel zwischen den Parteien möglich machte, welche aber zu jeder Zeit durch Befehl von oben leicht abgebrochen werden konnten. Dies ist der allgemeine Charakter, worin die verschiedenen Unterhandlungen über den Kirchenfrieden, zu welchem Leibnitz die Hand geboten hat, sich ähnlich sehen; was sie für die Nachwelt vielleicht nur um so lehrreicher macht.

Leibnitz brauchte hier keine Exposition des Glaubens, etwa wie ehemals die aus dem verstellten Standpunkt eines Katholiken auszuarbeiten: denn es handelte sich nicht darum, die eine der protestantischen Kirchen der andern im Namen und Wesen zu unterwerfen; doch auf lauter geraden, offenen Wegen zu handeln, schien die Natur der Sache auch hier nicht zu gestatten. Gleich nachdem die Theologen Fabricius und Schmid, welche in die Unionsverhandlungen von Berlin hineingezogen werden sollten, in Helmstädt sich eingerichtet hatten, machte Leibnitz eine Reise in dieser Angelegenheit dorthin, und bewog den Professor Calixtus den Jüngern, welcher seinem Vater an Gesinnung und friedlichem Eifer, wenn auch nicht an Geist, gleichkam, außer mehrern irenischen

Abhandlungen ſeines Vaters auch den Tractat: de tolerantia reformatorum ecclesiastica, mit einer eigenen Vorrede in gleichem Sinne herauszugeben; denn in jenem Tractate hatte (wie Leibnitz an Cuneau ſchrieb) der vortreffliche Mann ſehr gut gezeigt, daß die vorhandene Spaltung in den Meinungen einer Verbrüderung nicht entgegen ſtehen dürfe: „jungi dextra fraternitatis.“ Die neu angeſtellten Theologen ſollten dann mit ihrer Approbation öffentlich beitreten, ſo daß es gewiſſermaßen die Facultät zu thun ſchiene. Das Nachſuchen um die förmliche Billigung der Facultät ſchien nemlich dem Herzog Anton Ullrich, welcher auch hier bald den thätigſten Antheil nahm, zu affectirt und auffallend. Leibnitz ſuchte alſo indirekt zum Ziele zu gelangen. Er richtete es ein, daß alle Kollegen der theologiſchen Facultät der Schrift von Calixtus Lobſchriften hinzufügten, welche mit dieſer und mit der Vorrede des jüngern Calixtus, als Herausgebers, gleichſam ein Ganzes ausmachten; und er trug Sorge (wie er ſich in dem Briefe an Cuneau weiter ausdrückte), denen, welche ſich widerſetzten, den Mund zu ſtopfen. Dadurch glaubte Leibnitz der Union „einen Boden bereitet zu haben;“ aber wie künſtlich war das Gebäude, das auf ſolchen Boden geſtellt wurde!

Als ſeine Vorſchläge in Berlin anerkannt wurden, wandte ſich Leibnitz noch beſonders an den Geheimen Rath Ezechiel von Spanheim, dieſe Zierde des brandenburgiſchen Hofes, als Gelehrter und Staatsmann, und welcher das beſondere Vertrauen des Kurfürſten genoß. Mit Spanheim ſtand Leibnitz ſchon länger in Verbindung; ihm hatte er wichtige

Beiträge zu seinem **Codex juris diplomaticus** aus dem brandenburgischen Archive zu verdanken, sprach auch in der Vorrede zu der **Mantissa (1700)** seine Erkenntlichkeit dafür aus. Spanheim war auf dem Punkte, als Gesandter an den französischen Hof zu gehen; und kurz vorher, noch auf Anrathen des Oberpräsidenten von Dankelmann, stellte er dem Kurfürsten den Antrag zur Union vor, mit siegreichem Erfolg. Des Kurfürsten Vorfahren hatten ihm zu diesem christlichen Bestreben gewissermaßen den Weg gebahnt; namentlich waren unter seinem Vater, dem großen Friedrich Wilhelm, welcher nach der Aufhebung des Edictes von Nantes den flüchtigen französischen Reformirten eine Zuflucht in seinem Lande eröffnet hatte, Schritte in diesem Sinne geschehen. Friedrich III hielt sich aber in das Wesen; er wollte etwa keine bloße kirchliche Toleranz, sondern dasjenige, was Leibnitz als den dritten Grad der Union zu bezeichnen pflegte. Wenigstens können wir in einem Briefe des nachherigen Bischofs Ursinus von Bär an den Herzog Anton Ulrich vom Jahre **1705** lesen: „S. K. M. sind damit ganz einig, daß man nicht auf eine sogenannte Toleranz, sondern auf eine solche Union zu arbeiten habe, dadurch die unselige Trennung aufgehoben werde, und ein Theil bei dem andern in rechter Gewissensfreiheit sich des Gottesdienstes und Abendmahls des Heeren gebrauchen könne und möge. Daher auch S. K. M. vermeynen nöthig zu sein, daß die partheilichen Namen Lutherisch oder Reformirt aufhören, und beide Kirchen sich hinführo allein Evangelisch nennen.“ In diesem Geiste sollte gleich der erste Schritt von brandenburgischer oder reformirter Seite geschehen.

Der Kurfürst bethätigte seinen frommen Eifer sogar durch ein in eigner Person an die theologische Fakultät in Helmstädt erlassenes Schreiben. Es wurde also beschlossen, nach einem gemessenen Plane zu arbeiten, und die geeigneten Personen mit dessen sofortiger Ausführung zu beauftragen.

Leibnitz sah sich also vom Anfange an überflügelt, und seinen anfänglichen Entwurf aus einem politischen in einen rein theologischen übergehen. Er sah auch vorher, daß der eingeschlagene direkte Weg nicht zum Ziele führen würde, daher schrieb er noch den 17. December 1697 an Cuneau: „Jetzt, da die Eröffnungen ihren Anfang genommen, wozu ich, wie Sie wissen, mir die Macht hatte geben lassen, glaube ich doch nicht, wenn es sich darum handelt, die Sache in Gang zu bringen, daß man auf diese Art anfangen müsse; ich fürchte Mißgunst und Eifersucht. Man wird sich an die Personen, eine nach der andern, wenden müssen; ich habe die Dinge ein wenig vorher betastet, und hoffe, das Ganze auf eine Art zu führen, (da ich Gelegenheit habe, die Geister vorzubereiten,) daß Harmonie und Einstimmung statt finden wird. Aber viel kommt darauf an, daß die Sache in diesem Jahre eingeleitet wird, weil der Turnus der Leitung der Helmstädter Universität bei unserm Hofe ist; denn da die Sache nicht besser, als in Bezug auf die Universität, eingeleitet werden kann, so wird dadurch die Eröffnung der Unterhandlungen von unsrer Seite kommen können.“ Es scheint, daß Leibnitz ein Gewicht darauf legte, daß der Mittelpunkt der Unionsangelegenheit Hannover d. h. die lutherische Kirche, werden sollte. Doch es kam anderes. Der Kurfürst Friedrich III hatte be-

reits seinem Hofprediger, dem berühmten Daniel Ernst Jablonski, gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, wie mäßige Ansichten, den Befehl ertheilt, die Präliminarien der Union zwischen den Reformirten und Lutheranern aufzusetzen. So entstand seine irenische Abhandlung in deutscher Sprache: „Kurze Vorstellung der Einigkeit und des Unterscheids im Glauben bei den Protestirenden, nemlich Evangelischen und Reformirten." Diese Schrift brachte vor dem Schlusse des Jahres 1697, also noch während der Kurfürst Ernst August lebte, Herr von Spanheim, bei seiner Durchreise nach Hannover an den französischen Hof, dorthin. Der ausgesprochene Zweck dieser Schrift ging auf nichts geringeres, als dahin, darzuthun: „daß in den wichtigsten und nöthigsten Grundwahrheiten der christlichen Religion zwischen beiden Kirchen kein Unterschied, und keine Ursache sich zu trennen sei." In der Audienz bei dem Kurfürsten von Hannover brachte der Gesandte diesen Gegenstand zur Sprache und bezog sich im Einzelnen auf den mit Leibnitz darüber gepflognen Briefwechsel.

Was konnte Leibnitz jetzt thun, als den ihm von oben gewordenen Impulsen Folge leisten? Ihm und dem Abt Molanus ward aufgegeben, „mit Zuziehung einiger Theologen die von Berlin überkommene Vorstellung zu überlegen und sich darüber vernehmen zu lassen." Leibnitz zog dabei vorzugsweise die Calixtisch gesinnten Theologen Fabricius und Schmid in Helmstädt zu Rathe. Man kann in dem, von ihm mit ihnen, besonders aber mit Fabricius, gepflogenen Briefwechsel den Gang, welchen diese Unterhandlungen genommen, fast

Schritt für Schritt verfolgen. Nach einiger Zeit erfolgte endlich von der ganzen theolgischen Fakultät, unter dem 16. März 1699, die Beistimmung, in einer Schrift (Judicium Theologorum Helmstadiensium), worin der Berliner Unionsschrift das Lob einer „frommen, orthodoxen, genauen, gründlichen, mäßigen und für den Zweck des Kirchenfriedens geeigneten," gegeben wird.

Niemand sprach sich vom ersten Augenblicke an mit mehr Entschiedenheit und Energie für den Plan einer wahrhaften Union der Reformirten und Lutheraner, zu einer und der nemlichen Kirche, aus, als Molanus, immer mit derjenigen Offenheit und Ehrlichkeit, welche wir bei den Unionsverhandlungen mit Bossuet kennen gelernt haben. In dieser Beziehung war er der würdigste Schüler des Calixtus, dessen er sich zu rühmen pflegte: „Daher dann ohnschwer zu vermuthen (schrieb er in einem Briefe an den preußischen Bischof Ursinus 1704), daß ich aus der Zahl derjenigen sein müsse, welche unsere Streitfragen nicht vor fundamentale Artikel ansehen, und dann einfolglich dafür halten müsse, daß utriusque partis Evangelici sich mit unverletztem Gewissen gar wohl vergleichen und in einer Kirche hinwieder coalesciren könnten." Es sollte, heißt es gar prägnant in demselben Briefe: „aus sogenannter unterschiedener evangelischer und reformirter Kirche ein Ens per aggregatum unum, una eademque Sancta Catholica et Apostolica, eademque Evangelica simul et Reformata Ecclesia gemacht werden. Daher sollte auch das negotium Irenicum nicht ein und anders Land, z. B. das Königreich Preußen, die Mark Brandenburg, Hessen u. s. w. zum Sub-

jecto haben, sondern ein Universalwerk sein." Gegen die bloße kirchliche Toleranz, welche z. B. im Jahre 1660, in Folge des Casselschen Collegium zu solchem bürgerlichen Nachtheil der Lutherischen ausgefallen war, konnte sich Molanus höchlich ereifern. Ueberall wo wir diese letztern Gesinnungen und Ansichten, namentlich in Schriften, welche Molanus's und Leibnitzens Namen gemeinschaftlich führen, wiederfinden, ist es Molanus, und nicht Leibnitz, welcher sie diktirt hat, wenn gleich letzterer meistentheils die Feder führte, oder die Briefe seines Freundes mit dessen Bewilligung, und selbst auf seine Bitte verbesserte.

In diesem Sinne erfolgte im Jahre 1698 unter den Namen von Molanus und Leibnitz die Antwort auf Jablonski's irenische Schrift, doch wieder erst als Ansicht von Privatpersonen, noch nicht officiell. Sie führte, wiewohl deutsch abgefaßt, den Titel Via ad pacem. Ein Fragment davon, nicht mehr, ist gedruckt vorhanden, welches, weil es die bloße Toleranz, nicht die Union betrifft, und jene scharf bekämpft, ehedem fälschlich auf eine Verwerfung der Union selbst ausgelegt worden ist. Außer den Theologen des Berliner Hofes mußten aber auch die dort lebenden lutherischen Theologen gewonnen werden; unter ihnen war der angesehenste der berühmte Probst Philipp Jacob Spener, einer von Leibnitzens Jugendfreunden, von welchem er sich jedoch in spätern Jahren fast ganz entfernt hatte; denn alles was an Sektirerei nur streifte, widerstand Leibnitzen auf das höchste. Indessen erkannte Leibnitz Speners großes Gewicht in der Kirche an. Ihn also besonders hatte er bei einer kürzern lateinischen

Schrift: Tentamen irenicum im Auge, welche philoſophiſche Erörterungen des reformirten Dogma der Prädeſtination und des lutheriſchen vom Abendmal enthält. Spener, welchem die Schrift ohne Namen des Verfaſſers zugekommen war, verfaßte darüber ſeine Reflexiones supra Tentamen irenicum; beides findet man in Speners Consilia Latina. Der fromme Mann ſprach hier unumwunden ſeine Zweifel und Schwierigkeiten bei dem Unionswerke aus, worin der Erfolg ihn gerechtfertigt hat. Im Allgemeinen waren die lutheriſchen Theologen in der Mark der Union in eben dem Maaße entgegen, als die in den braunſchweigiſchen Landen ſie beförderten: ihre verſchiedene Stellung in beiden Ländern erklärt dies hinlänglich. Dies hinderte indeß nicht, daß der Kurfürſt von Brandenburg, in friſchem Eifer für das Friedenswerk, ſeinen Hofprediger Jablonski zu einer perſönlichen Conferenz mit Molanus und Leibnitz nach Hannover (im Sommer 1698) abſandte. Dieſe Conferenz war eine der friedlichſten, und man kam mit einander überein, daß das Unionsgeſchäft drei Punkte zu erledigen habe: Abſtellung der Uneinigkeit in den Lehrſätzen, der Uneinigkeit in den Kirchengebräuchen, und der verſchiedenen Benennung der proteſtantiſchen Religionsverwandten. Es ſollte ausgemacht werden, daß die Irrthümer, welche ein Theil dem andern vorzuwerfen pflege, den Glaubenspunkt nicht berührten und daher geduldet werden könnten; die Ceremonien mußten frei geſtellt werden, und die proteſtantiſche Kirche im Gegenſatz zu der katholiſchen die evangeliſche heißen. Man verſprach ſich Beifall von beiden Partheien, wenn man nur den erſten Punkt glücklich ausmachte: daß in

den ſtreitigen Lehren keine weſentliche Uneinigkeit ſei und man die vorgefaßten Meinungen ablegen wolle. Mit dieſen Hoffnungen reiſte Jablonski an ſeinen Hof zurück. Von dieſer Zeit ab führte er mit Leibnitz einen Briefwechſel über dieſe Unterhandlung, und zwar in deutſcher Sprache, damit auch diejenigen Perſonen an den Höfen, welche des Latéins nicht kundig oder gewohnt, ſelbſt davon Kenntniß nehmen könnten. Das Wichtigſte davon iſt uns erhalten.

Aber bei den Veränderungen, welche unterdeſſen der Sturz Dankelmanns am Brandenburgiſchen Hofe zu wege gebracht hatte, trat ſchon in der erſten Zeit das mit ſo viel Feuer ergriffene Werk in den Hintergrund. Nachdem es in die Hände der Theologen gegeben war, ſchienen die Staatsmänner ſich mit dieſer Angelegenheit wenig befaſſen zu wollen, der Staatsminiſter von Fuchs wenigſtens, welchem die ireniſchen Geſchäfte zuertheilt wurden, ſchob ſie in das Unbeſtimmte hinaus. Sobald Leibnitz dies gewahr wurde, erkaltete auch er ein wenig, und ſchlug vor, die Angelegenheit für günſtigere Zeiten aufzuſparen; wie er denn den 25. Auguſt 1699 an Jablonski ſchrieb: „Was die bewußte, etwas ruhende Sache betrifft, ſo ſcheint wohl, man habe ganz andere Gedanken, darüber ich mich eben nicht verwundere. Es ſcheint auch der bewußte vornehme Miniſter (von Fuchs), glaube ſelbſt, das wenig zu thun. Dergeſtalt iſt natürlich, daß er, der ſonſten ſo viel Geſchäfte hat, ſich nicht vergebens bemüht. Mag auch wohl ſein, daß er ein wenig (in der Schrift Via pacis) geblättert, und eben jetzt im Augenblick nicht gefunden, was ihm angeſtanden, welches ich auch wohl begreife, weilen die

Feder von mehr als einem geführt worden, und also nicht alles seine letzte Politur erhalten. Ueberdies so sind ihm die großen Schwierigkeiten mehr als zu bekannt, wie er auch wohl in Briefen zu verstehen gegeben, daß es geheißen: sapienti sat; und daher gehen ihnen die anderwärts vermeinten Leichtigkeiten nicht leicht ein. Und gleichwie diese Herren nicht sofort sehen können, was wir begreifen zu gedenken, also wissen wir auch nicht recht die Hinderungen, die sie wissen, deren wohl die größte ist, daß man sich wenig darum bekümmert, und in Staatssachen so wohl, als sonst, auf ganz andere Dinge die Gedanken, theils unvermeidlich, richtet. Im übrigen halte ich bei so bewandten Sachen vors beste, daß von aller anderweiter Communication aus denen und mit den Artikeln abstrahirt werde, und ersuche M. H. Herrn Hofprediger, solche zu verhüthen, zweifle auch nicht, er werde mir vollkommen beifallen. Denn wenn keine große Apparenz zum Succeß, wie denn solche sich in meinen Gedanken sehr vermindert, so ist am rathsamsten, pro ipso negotio, man halte anjetzo zurück, bringe nichts in eine vergebene oder doch mißliche, ungewisse Deliberation, und erwarte eine Zeit, da mehr Eifer. Sonst wird das jetzige nur alt, und verliert gratiam. Man verfället auf gesuchte Schwürigkeiten, und dann heißt es künftig, wenn kein höherer Trieb vorhanden: die Sache ist bereits vorkommen und nicht hinlänglich." Der Minister von Fuchs fühlte sich durch diese Stelle, welche Jablonski ihm mittheilte, getroffen, und sagte (wie aus Jablonski's Antwort vom 19. September 1699 erhellt) zur Entschuldigung, „daß er besondere Hinderungen dabei sehe, als die Kaltsinnigkeit, welche

sich zwischen dem Berlinischen und Hannöverschen Hofe blicken lassen: den Genius des hannöverschen Hofes selbst, und sonderlich die Härtigkeit des evangelischen Clerus, welcher fast unüberwindlich schiene." Im Uebrigen betheuerte er seine Beharrlichkeit bei diesen Entwürfen. Es erhoben sich jedoch wirklich Eiferer unter den reformirten Geistlichen im Lande gegen eine Union mit den Lutheranern und suchten dem Landesherrn die Besorgniß einzuflößen, „man könnte durch dergleichen Conatus einige neue Trennungen der reformirten Kirche selbst erwecken." Neue Hindernisse bereitete man sich, als man auch die Reformirten in der Schweiz in die Union ziehen wollte, welche durch eine noch größere Kluft von den Lutherischen getrennt waren, als die Reformirten in Deutschland und in England. Leibnitz widerrieth auch das Vorhaben einer Conferenz mit den Schweitzern, wies aber um desto entschiedener auf eine Verbindung der Lutheraner und Reformirten in Deutschland mit den Reformirten in England hin, sofern zwischen diesen die wenigste Entfernung statt finde. Er setzte sich deshalb mit dem englischen Gesandten in Zelle, Herren von Cressel, in Briefwechsel, wenn er gleich (dies gestand er Jablonski) von den damaligen Ministern in England nicht so viel Nachdruck erwartete, als einst Cromwell, wenn auch nur zum Schein, in dieser Sache bewiesen. „Es sind, setzte er bei dieser Gelegenheit hinzu, es sind auch zweierlei Interessen in der Welt, diejenigen, die man haben könnte, und diejenigen, die man sich machet, und das könnte man wohl von vielen Höfen sagen. . . ."

Das Ungewitter, welches mit dem Anfange des achtzehn-

Jahrhunderts von Norden und Weſten über Deutſchland heranzog, der ſpaniſche Erbfolge- und der nordiſche Krieg, wobei ſowohl Hannover als Brandenburg betheiligt waren, dieſes lähmte jene kirchlichen Beſtrebungen in der Geburt, ſie ließ ihnen nur eine Reihe von Jahren ein Scheinleben in den Streitigkeiten der Theologen, welche die Kluft immer vergrößerten, und ſo Leibnitzens Blicke rechtfertigten. Mit dem Anfang jenes Jahrhunderts nahmen zugleich die innern Angelegenheiten der beiden verwandten Fürſtenhäuſer einen neuen Schwung, der Art, daß die übrigen, ſelbſt die allgemeinern Angelegenheiten, ſich ihnen unterordneten, mithin von den bisherigen verſchiedene, wo nicht bisweilen entgegengeſetzte Richtungen, zu befolgen hatten. Kurbrandenburg nemlich betrieb und erreichte die ſeiner Macht entſprechende Königskrone, Hannover aber hatte in der Perſon der Kurfürſtin Sophie und ihrer Nachkommen die Thronfolge in England in Ausſicht. Dies alles mußte auch auf Leibnitzens Beſtrebungen und Handlungsweiſe unmittelbar einwirken.

Eine Angelegenheit, welche noch vor dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts am Brandenburgiſchen Hofe ihre Erledigung fand, und auf dieſem Boden faſt gar keinem Widerſpruch begegnete, haben wir ſchon berührt: ich meine die Stiftung der Societät der Wiſſenſchaften. Die Anregung dazu war von der erlauchten Kurfürſtin Sophie Charlotte ausgegangen, die Idee ſelbſt aber und ihre weitere Ausbildung gehört Leibnitz, welcher, wenn es nach ihm ging, nicht bloß neue Akademien der Wiſſenſchaften, ſondern gern einen Verein aller damaligen und künftigen Akademien ins Leben gerufen

hätte. Nicht lange vorher, 1696, schrieb er bei einer gegebenen Veranlassung an Placcius: „Zu wünschen wäre es, daß es eine universale Gesellschaft unter den Gelehrten gäbe, welche aber gleichsam in verschiedene Collegien getheilt wäre. Denn der Zusammenhang der verschiedenen Theile der Gelehrsamkeit ist so groß, daß sie nicht besser als durch wechselseitige Harmonie und ein gewisses Einverständniß gefördert werden können. Doch da wir für die Gegenwart, ohne höhere Autorität, dahin zu gelangen nicht hoffen können, so müssen wir uns mit verschiedenen Gesellschaften begnügen, welche zuletzt, vermöge der innern Beschaffenheit der Sache selbst, sich mit einander verknüpft sehen werden." Dieser Grundsatz erklärt uns Leibnitzen, als er in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens seine Blicke nach einander auf Berlin, Dresden, Wien, Petersburg richtete, wenn er auch nicht überall durchdrang.

Eines Tages also, wird erzählt — es war im Herbste 1697 — äußerte Sophie Charlotte bei der Tafel ihr Bedauern, daß an einem, an gelehrten Männern und Anstalten so reichen Orte, wie Berlin, kein eigener Kalender verfaßt werde, kein Astronom und keine Sternwarte anzutreffen sei. Der anwesende Hofprediger Jablonski faßte diese Bemerkung auf und brachte sie vor den Oberpräsidenten von Dankelmann, welcher sofort auf den Gedanken der Kurfürstin einging: es sollte zunächst für eine Sternwarte gesorgt werden. Dieses erfuhr Leibnitz durch den Cabinets-Secretair Cuneau, und in seinem Schreiben an diesen Staatsmann, vom 7. October 1697, begegnen wir dem Ursprunge des Plans einer Societät

der Wissenschaften an seiner Quelle. Leibnitz schrieb: „Ich bin entzückt über die Nachricht von dem guten Vorhaben, welches man bei Ihnen für die Beförderung der Wissenschaften gefaßt hat, und was Sie mir von der Veranlassung sagen, welche die Frau Kurfürstin dazu gegeben hat, wird mir eine besondere Gelegenheit verschaffen, da ich dieser Tage mir die Freiheit nehmen muß, an sie zu schreiben, ihr meinen Hof zu machen. Die Astronomie trägt zum Ruhme großer Fürsten bei. Dieses wird Sie indessen auf den Weg führen, noch weiter zu gehen, und an mehrere andere anziehende Wissenschaften zu denken. Desto besser. Kann ich bei dem Allen mit meinem geringen Rathe etwas beitragen, so werde ich es von ganzem Herzen thun. Denn alle meine Blicke sind seit langer Zeit nur auf das allgemeine Beste gerichtet; und ich mache mir aus dieser Pflicht meine ganze Freude. Frankreich hat, unter uns gesagt, jetzt größtentheils ziemlich mittelmäßige Leute in den Wissenschaften. Wenn wir die Deutschen auf den Weg bringen können, so werden sie darin vielleicht ganz Europa die Spitze bieten.“

Wir werden hier unwillkührlich an jene Gedanken und Entwürfe, auf welche Leibnitz bei der den Kurfürstinnen überreichten Darlegung seines Wunsches, eine Stellung in Berlin einzunehmen, anspielte, zurückerinnert. Wie es nun auch mit diesem geheimen Entwurfe zusammenhängen mochte, gewiß ist, daß nach einiger Zeit Verhandlungen gepflogen wurden, Leibnitz in die Stelle eines brandenburgischen Staatsdieners einzusetzen und nach Berlin zu berufen; die Spur davon findet sich in einem Briefe Jablonski's an Leibnitz, aus

Berlin den 19. September 1699. Hier heißt es: Herr Steinberg schreibt mir in seinem jüngsten von Paris folgendes (die Worte waren lateinisch): „Ueber die Angelegenheit des berühmten Leibnitz habe ich mit Seiner Excellenz dem Herrn von Spanheim geredet, welcher versprochen hat, mit dem nächsten Courier an den Freiherrn von Fuchs darüber zu schreiben; und ihn selbst, unsern Beschützer der Musen, habe ich sehr geneigt für die Interessen des Herren Leibnitz getroffen; er zweifelt nicht, daß wenn der berühmte Leibnitz einmal unter die Staatsbeamten aufgenommen worden, er auch den entsprechenden Gehalt beziehen wird, worin man ihm um so leichter willfahren könnte, wenn man die Witwe Pufendorfs, welche bisher wegen einer Summe, welche der durchlauchtigste Kurfürst ihrem verstorbenen Manne für die Arbeit der Brandenburgischen Geschichte versprochen hatte, bisher jährlich 1500 oder 1600 Reichsthaler erhält, befriedigt haben wird." Demnach sollte Leibnitz in die durch Pufendorfs Tod erledigte Stelle eines brandenburgischen Historiographen einrücken; warum der Entwurf sich zerschlug (Teissier, ein ziemlich untergeordneter Gelehrter, erhielt die Stelle; der Sache nach war Pufendorf der letzte wirkliche brandenburgische Historiograph), wird Jablonski's Zusatz zu obigem Auszuge andeuten. „Zwar, schreibt er, ist bisher der Herr von Fuchs nicht im Stande gewesen, in Sachen, die Geldunkosten betrafen, etwas sonderliches zu thun: jedoch so viel man wahrnehmen kann, steiget dieses fürtrefflichen Ministers Ansehen und Autorität bei seinem Herren täglich höher, und dürfte er in Kurzem freie Hände bekommen, ein Mehreres pro bono publico

thun, nachdem er die schwersten Hindernisse überwunden. . ." Und dabei behielt es sein Bewenden. Obwohl die Sache hierdurch keineswegs aufgeklärt wird, so schien es uns doch am Orte, ihrer zu erwähnen.

Eine Fürstin, wie Sophie Charlotte, war von dem Plane, den Leibnitz zur Beförderung der Wissenschaften ihr vorgelegt, im voraus gewonnen: ihrer Fürsorge, ihrem in dieser Hinsicht unbestreitbaren Einflusse auf ihren Gemahl, welchem überdies eine Akademie der Wissenschaften zum Glanze seines Reichs zu gehören schien, ist die Ausführung dieses Plans zu verdanken. Aber dieses hätte ohne das persönliche Eingreifen, ohne die Anführung eines Leibnitz nicht geschehen können: dies ist es, was aus diesem Plane und seiner Verwirklichung eine Epoche in Leibnitzens Leben macht. Ja der philosophischen Fürstin schien das Glück, den ihr befreundeten Weisen dadurch recht oft um ihre Person zu haben, beinahe die Hauptsache. In einem Schreiben vom 19. September 1699, das Jablonski in den irenischen Angelegenheiten an Leibnitz erließ, richtete er einen ihm von der Kurfürstin gewordenen Auftrag, Leibnitzen nach Berlin einzuladen, mit den Worten aus: „Da ich ehegestern das Glück hatte, der Kurfürstin Durchlaucht in Dero Andacht zu Lützenburg zu bedienen, sprachen Sie bei der Tafel, nach Gewohnheit, von M. H. Herrn gar gnädig, und bezeugten, wie sehr Sie gewünscht hätten, Selbten einmal hie zu sehen. Ihro Churfürstl. Durchl. beliebten auch, mir die Sorge für das Observatorium ernstlich anzubefehlen: dabei ich doch bei itzigen Conjuncturen

wenig zu thun vermag; jedoch hat der Obersthofmarschall Dobrzynski versprochen, mit mir zusammen zu spannen."

Die Kalender-Angelegenheit, welche gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die evangelischen Reichsstände, und Berlin so gut als Hannover, beschäftigte, half hier einen Schritt thun. Die Anregung bei dem **Corpus Evangelicorum** zur Verbesserung, oder vielmehr zur Annahme des verbesserten Gregorianischen Kalenders, war im Jahre **1697**, mit noch mehrern damit in Verbindung gebrachten Vorschlägen, von dem Professor Erhard Weigel in Jena, einem von Leibnitzens Jugendlehrern, ausgegangen. Schon in der ersten Zeit gab Leibnitz sein Gutachten über diese Vorschläge ab. Dem in Betreff der Annahme des verbesserten Kalenders trat Leibnitz augenblicklich bei, und stellte in Aussicht, daß „auch die Protestirenden vielleicht mit einigen dienlichen Verwahrungen und Bedenken endlich zu bewegen sein möchten, wo die Sache von Kaiserl. Majestät und Reichs wegen vorgenommen würde." Doch machte er darauf aufmerksam, daß die bei der Gregorianischen Kalenderverbesserung eingeschlichenen, nicht bloß von Protestanten, sondern auch von Katholiken, wie Vieta in Paris, Franz Lovera in Rom, hervorgehobenen Fehler und Irrthümer, besonders in der Berechnung des Osterfestes, vermieden werden sollten. Diesem gemäß wurden auch dem hannöverschen Gesandten in Regensburg Instructionen ertheilt, bei welchen Leibnitz meist die Feder führte, so wie er mit dem regsten Eifer sowohl mit der theologischen Facultät in Helmstädt, wie mit der königlichen Akademie der

Wiſſenſchaften in Paris (in ſeinem Dankſchreiben vom 26. Februar 1700 für die erhaltene Ernennung zum auswärtigen Mitgliede der Akademie) außerdem mit den berühmteſten Aſtronomen Europas, mit Olaus Römer, Bianchini, Samuel Reiher und Andern darüber in Briefwechſel trat, und jene berühmten Männer bei dieſem Punkte in gegenſeitiges Einverſtändniß zu ſetzen ſuchte. Er ſtrebte dahin, eine Frage, welche von den Meiſten in den engern Geſichtspunkt einer Partheiſache im deutſchen Reiche gerückt war, auf den univerſellen Boden der, die geſammte Chriſtenheit umfaſſenden Wiſſenſchaft zu verſetzen; und ſo beantragte er unter andern auch in Berlin, daß der kurfürſtlichen Geſandtſchaft in Regensburg „dienliche Inſtructionen" gegeben würden. Denn in Folge des vom Reichstage in dieſer Sache gefaßten Beſchluſſes erkannte auch der Kurfürſt von Brandenburg in der Kalenderverbeſſerung zunächſt eine das Wohl ſeiner Lande betreffende Sache, und ſetzte Aſtronomen zur Beſchäftigung mit derſelben in Berlin nieder. Dies ward wenigſtens die glückliche Veranlaſſung, den Vorſchlag zur Gründung einer Societät der Wiſſenſchaften, welchen Leibnitz gegen die Kurfürſtin bereits vor mehrern Jahren ausgeſprochen, wieder aufzunehmen; es kam dabei vor, wie es in Leibnitzens „Kurtzer Erzählung von der Stift- und Einſetzung der Societät" ausgedrückt iſt, ob nicht dieſe Begebenheit „zu einem Mittel werden könne, ein Werk vor größerer Wichtigkeit anzulegen, wenn der aus einem geſchloſſenen Kalender-Verlag abfallende Gewinn, zur Aufrichtung einer Geſellſchaft mehrer, und auch auf andere Wiſſenſchaften abzielender Perſonen angewendet würde." Und ſo leſen wir in

Leibnitzens Schreiben an Jablonski von Wolfenbüttel den 12. März 1700: „Höre auch gern, daß mein Einfall wegen des Kalenders Ingreß gefunden und Gelegenheit gegeben, die ehemaligen Gedanken von einer Churfürstlichen Societät, dadurch gründliche Wissenschaften und gemeinnützliche Künste zu verbessern, wieder vorzunehmen, Und will ich meines wenigen Orts gern alles beitragen, werde auch dabei, meiner Gewohnheit nach, mehr auf Ehre und Ruhm, als meine Privatangelegenheiten sehen. . .“ Und endlich: „Sollte das vorhabende Project de societate mit mir communicirt werden, würde ich gern das meinige beitragen.“

Ehe noch Leibnitzens eigene Vorschläge über das Project in Berlin eintreffen konnten, hatte der Kurfürst den 18. März 1700 auf dem Schlosse in Oranienburg, wo ihm der Requeten-Meister, Moritz von Wedel, den von Jablonski aufgesetzten vorläufigen Entwurf vorlegte, im Allgemeinen beschlossen, „eine Academie des sciences und ein Observatorium“ in Berlin zu gründen, und erklärte dabei, selbst Protector der Akademie zu sein. Diese Nachricht kam in dem Augenblicke an Leibnitz, als so eben die Kurfürstin Sophie Charlotte zum Besuche ihrer Verwandten in Hannover war, und sie hatte die Freude, von Leibnitz die Kunde des Gelingens ihres gemeinschaftlichen Wunsches zu vernehmen. Leibnitz beeilte sich, zwei, einander ergänzende, Denkschriften über die Stiftung, in deutscher Sprache, zur Vorlage an den Kurfürsten einzusenden, welcher „daher höchlich vergnüget wurde, auch seine Ordre, mit Vollstreckung des Entwurfs zu eilen, erneuerte.“ Die Ausfertigung des Edictes wurde bis zur

persönlichen Ankunft Leibnitzens in Berlin verschoben, wohin er im Namen des Kurfürsten eingeladen wurde.

In der Mitte des Mai 1700 langte Leibnitz am Hofe von Berlin an; die Kurfürstin Sophie Charlotte war kurz vor ihm eingetroffen. Seine Anwesenheit fiel mit einer der rauschendsten und glänzendsten Festlichkeiten des Hofes zusammen, welche anfangs die Stimme der ernsteren Musen ganz übertäubte. Die Vermählung der einzigen Tochter erster Ehe des Kurfürsten mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel wurde ganzer vier Wochen mit einer selbst da nie zuvor gesehenen Pracht gefeiert, Feste reihten sich an Feste, denen der Weise im Hofkleide, ob ihm gleich der eigentliche Zweck seines Aufenthalts mehr als alles am Herzen lag, sich nicht entziehen durfte. In Bezug hierauf bekannte er in seinem Schreiben an Fabricius, aus Berlin den 23. Mai: „Diese Sache fesselt mich mehr an diesen Ort, als der festliche Hochzeitspomp, welcher jetzt vorbereitet wird, da der Bräutigam hier gestern mit großem und glänzenden Gefolge von Wagen, Pferden und Menschen seinen Einzug hielt und eine Aufnahme fand, welcher zu einer königlichen Pracht nichts fehlte.“ Und den 1. Juni an denselben: „Ich bin hier von den Festlichkeiten fast ganz in Beschlag genommen, welchen ich von Zeit zu Zeit beiwohnen muß, nicht sowohl für mein Vergnügen, als des Anstands wegen, damit es nicht aussehe, als fehlte ich der Pflicht.“ Die Sänger und Tänzer waren zum Theil aus Dresden, Paris und Italien verschrieben worden; unter den Tänzern sah man aber auch den Kurprinzen und nachmaligen König Friedrich Wilhelm I, ferner die Markgrafen Albrecht und Christian

Ludwig. Maskeraden und ähnliche Luſtbarkeiten wechſelten ab, und manches der Art vermochte Leibnitz's Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Ueber eine der aufgeführten Operetten ſchrieb er an die Kurfürſtin Sophie: „Das Stück hat mir gefallen, die Arien ſind munter und ſo, daß ſie auch auf einen Laien, wie ich bin, Eindruck machen.“ Ein andermal ſchrieb Leibnitz an ſie: „Geſtern kam ich erſt um drei Uhr von Lützenburg zurück. Ich führe hier ein Leben, welches die Frau Kurfürſtin mit mir „ein lüderlich Leben“ nennt. Me voilà donc bien dérangé et bien hors de mon élement.“ Er ſcheint hier das glänzende Feſt in Lützenburg, den 10. Juni 1700, zu meinen, welches die Kurfürſtin ſelbſt anordnete und die Reihe dieſer Feſtlichkeiten zu Ehren der Neuvermählten beſchloß. Die Kurfürſtin gab in dem darauf folgenden Monate zum Geburtstage des Kurfürſten, den 11. Juli, welcher zugleich der Stiftungstag der Societät der Wiſſenſchaften war, in ihrem Luſtſchloſſe ein Maskenfeſt, von welchem Leibnitz der Kurfürſtin Sophie eine vollſtändige Schilderung gemacht hat. Es ſtellte eine Dorfmeſſe vor. Der Markgraf Chriſtian Ludwig und mehrere hohe Hofbeamte, hielten Buden, in welchen ſie Schinken, Würſte, Rinderzungen, Wein und Limonade, Thee, Kaffee, Chokolade und ähnliche Droguen feil hatten. Ein Herr von Oſten machte den Charlatan, und unter deſſen Hanswurſten und Seiltänzern zeichnete ſich der Markgraf Albert aus; der Graf von Solms und Herr von Waſſenaer waren die Springer. Aber nichts war artiger als ſein Taſchenſpieler, es war der Kurprinz, welcher wirklich Hocus Pocus zu ſpielen gelernt hatte. Die Kurfürſtin Sophie

Charlotte war die Frau Doctorin, welche die Bude des Marktschreiers hielt. Herr des Alleures machte sehr gut den Zahnarzt. Beim Beginn des Schauspiels sah man den feierlichen Einzug des Doctors, auf einer Art von Elephanten reitend; und auch die Frau Doctorin zeigte sich, von ihren Türken in einer Sänfte getragen. Der Taschenspieler, die Possenmacher, die Springer und der Zahnarzt hintennach; und als das ganze Gefolge des Doctors vorüber war, wurde ein kleines Ballet von Zigeunerinnen aufgeführt, lauter Hofdamen, unter der Anführung der Fürstin von Hohenzollern; einige andere mengten sich unter sie zum Tanze. Man sah auch einen Astrologen mit einem Telescop in der Hand auftreten. Dies sollte meine Person sein (schrieb Leibnitz); aber der Herr Graf von Wittgenstein löste mich gutherzig ab. Er richtete glückliche Prophezeihungen an den Kurfürsten, welcher aus der nächsten Loge zusah. Die Fürstin von Hohenzollern, die erste Zigeunerin, wahrsagte darauf der Frau Kurfürstin zum schönsten in hübschen deutschen Versen, von dem Schnitte der des Herrn von Besser. Herr von Quirini war Kammerdiener der Doctorin; und ich, sagt Leibnitz, ich stellte mich vortheilhaft mit meinem Augenglase, um recht nahe zu sehen und Ew. Durchl. Hoheit darüber Bericht zu erstatten.“ Die Schilderung geht noch weiter fort. Die Kurfürstin Sophie war davon so entzückt, daß sie Leibnitzens Brief ihrer Nichte, der Herzogin von Orleans nach Versailles zuschickte. Ein Seitenstück zu diesem Berichte kennen wir in einem Briefe Leibnitzens an die Fürstin Louise von Hohenzollern, aus Hannover den 25. Februar 1702, über das im Carneval dieses

Jahres dort aufgeführte Maskenspiel, **Trimalcion moderne**, nach der Beschreibung im Petronius. Sophie Charlotte war in Hannover zu Besuch und nahm an dem Feste Theil, welches diesmal in solche Ausgelassenheit überging, daß der König und Gemahl Sophie Charlottens ein Jahr lang den Theilnehmern grollte. So waren die Sitten an einem Hofe, welcher zu den gebildetsten Deutschlands gehörte, und welchen ein Philosoph, wie Leibnitz, sich unterordnen mußte.

Mit dem **11. Juli 1700** war also der Tag herangekommen, welcher zu einer neuen Entwickelung des wissenschaftlichen Geistes und der höhern Kultur in Preußen den Grund legte. Die Societät der Wissenschaften (diesen Namen gab ihr Leibnitz, nicht um sie den Akademien in Paris und London entgegen zu setzen, sondern weil in Deutschland häufig Akademie mit Universität gleich genommen würde; und diesen Namen behielt sie bis zu ihrer Umgestaltung durch Friedrich den Großen), sollte für das Ganze der Wissenschaften das werden, was etwa die fünf Jahre vorher (**1695**) angelegte Akademie der Künste für Malerei, Bildhauerei und Baukunst leistete. Mit den Universitäten des Landes, welche um diese Zeit (**1694**) durch die Epoche machende Gründung der Universität Halle, auf Anlaß von Christian Thomasius, bereichert wurden, stand die Societät der Wissenschaften zwar in keiner direkten Beziehung, sollte aber, ihrem Geiste nach, in Gemeinschaft mit ihnen auf die Beförderung der Landescultur wirken. In dem Stiftungsbriefe, in welchem wir leicht Leibnitzens eigene Feder erkennen, ist eine gewisse, der Societät ertheilte Eigenthümlichkeit, im Gegensatze gegen die

Akademien zu Paris und London, deutlich und bestimmt ausgesprochen. Diese Eigenthümlichkeit der Societät zeigte sich in folgenden Stücken: erstlich in ihrer nationalen Färbung: es sollte eine teutschgesinnte Societät sein. „Solchemnach, heißt es in dem Stiftungsbrief, soll bei dieser Societät unter andern nützlichen Studien, was zur Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereichet, absonderlich mit gesorget werden, also daß es eine teutschgesinnte Societät der Scienzien sei, dabei auch die ganze teutsche, und sonderlich Unserer Landen Weltliche und Kirchenhistorien nicht versäumet werden soll." Diesen Punkt hatte, was zum Ruhme des Kurfürsten gereichet, er selbst zuerst aus freien Stücken hervorgehoben, und „dieses als ein besonderes Hauptstück der vorgegebenen Arbeit dem Stiftungsbriefe deutlich eingerücket wissen wollen." Leibnitz hatte daher auch seine Unvorgreiflichen Gedanken zur Verbesserung und Auszierung der teutschen Sprache bald anfangs nach Berlin mitgebracht und Jablonski mitgetheilt.

Die Societät sollte nächstdem einen eigenen Weg darin einschlagen, daß sie nicht die Wissenschaft in ihrer Abstraktion, sondern in ihrer durchgängigen Anwendung auf das materielle und geistige Wohl der bürgerlichen Gesellschaft in jeder Beziehung sich zum Ziele der gemeinsamen Arbeiten setzte. Dies bot für Leibnitz ein reiches Feld zu Betrachtungen und Vorschlägen, ihn, der überall das Totale in seinem Zusammenhange im Auge hatte. So lesen wir in der einen der beiden, dem Kurfürsten von ihm vorgelegten Denkschriften: „Solche

Societät müßte nicht auf bloße Curiosität und Wißbegierde und unfruchtbare Experimente gerichtet sein, oder bei der bloßen Erfindung nützlicher Dinge ohne Applikation und Anbringung beruhen, wie etwa zu Paris, London oder Florenz geschehen — sondern man müßte gleich anfangs das Werk sammt der Wissenschaft auf den Nutzen richten, und auf solche Specimina denken, davon der hohe Urheber Ehre, und das gemeine Wesen ein Mehrers davon zu erwarten Ursache haben. Wäre demnach der Zweck, die Theorie mit der Praxis zu vereinigen, und nicht allein die Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercien und mit einem Wort die Nahrungsmittel zu verbessern." Die Societät sollte sich deshalb mit allen Zweigen der Staatsverwaltung, bei welcher sie sich unterrichten, oder welche von ihr lernen könnten, in Wechselbeziehung setzen. „Und wollen," heißt es also in dem Stiftungsbriefe, „daß dieselbe sich angelegen sein lassen und dahin trachten solle, daß vermittelst Betrachtung der Werke und Wunder Gottes in der Natur, auch Anmerkungen, Beschreib- und Ausübung derer Erfindungen, Kunstwerke, Geschäfte und Lehren, nützliche Studia, Wissenschaften und Künste, auch dienliche Nachrichtungen, wie die Namen haben können, excolirt, gebessert, wohl gefasset, und recht gebrauchet, und dadurch der Schatz der bisher vorhandenen, aber zerstreuten menschlichen Erkenntnisse, nicht allein mehr und mehr in Ordnung und in die Enge gebracht, sondern auch vermehret, und wohl angewendet werden möge .... und wollen Männiglich in Unsern Landen, sonderlich aber die in Unsern Bedienungen stehen, auch die sonst Devo-

benz von uns haben, zumalen aber alle, die denen Studien ergeben, nach jeder Gelegenheit, der Societät zu ihrem gemeinnützigen Zweck die Hand möglichst zu bieten, anweisen, auch dieselbe bereits insgemein hiemit und in Kraft dieses dazu nachdrücklich angewiesen haben."

Wenn um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, bei der Erneuerung und Umgestaltung der Societät in eine französische Académie des sciences et des belles lettres, der erste, der nationale Gesichtspunkt, nachgerade verlassen wurde, und der zweite, so eben angegebene, von der bürgerlichen Gemeinnützigkeit hergenommene Gesichtspunkt in demselben Maaße an Wichtigkeit verlor, als die innere Verwaltung des Staats jetzt von Jahr zu Jahr einen höhern Schwung und weitern Umfang nahm, so mußte endlich der dritte, der evangelisch-christliche Gesichtspunkt dem Geschichtschreiber der Akademie der Wissenschaften (Formey), im Jahre 1752, ganz unverständlich bleiben. „Die Einrichtungen," schreibt dieser, „welche man traf, um der Societät eine Form zu geben, waren nicht die geeignetsten, ihr einen Erfolg zu sichern. Im Besondern halte ich mich für versichert, daß man ein wenig überrascht sein wird, die Verbreitung des christlichen Glaubens und die ausländischen Missionen unter die Zahl der Objecte einer Societät der Wissenschaften gesetzt zu sehen." So steht es nemlich wörtlich in dem Stiftungsbriefe Friedrichs III, und der Gedanke gehört, wie fast alles Uebrige, Leibnitzen an. Aber dieser Gedanke war fast noch mehr politischer als rein kirchlicher Natur, es war ein Gedanke der Civilisation. Leibnitz waren die Missionen nach Indien und China das wirksamste

Mittel, die entlegenſten Gegenden der Erde durch Austauſch von Ideen und Cultur, eben ſo aber auch von Erzeugniſſen der Natur und der Kunſt mit einander zu verknüpfen; darum unterſtützte er ſo lange die Miſſionen der Jeſuiten. Die Gleichgültigkeit der evangeliſchen Nationen in dieſer Hinſicht ſtand aber in zu auffallendem Gegenſatze gegen den Eifer der katholiſchen Kirche. Als daher im Jahre 1695 der Czar Peter der Große, auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland, ſich in Berlin aufhielt, faßte Leibnitz ſchon den Gedanken, das gute Einverſtändniß Kurbrandenburgs mit dem Czaren für den Zweck zu benutzen. In ſeinen Briefen an den Staats-Secretair Cuneau ſtellte er außer der Möglichkeit eines nähern Anſchluſſes Peters I an die Proteſtanten, die Eröffnung des ruſſiſchen Reiches für den Durchzug proteſtantiſcher, namentlich brandenburgiſcher Miſſionen in Ausſicht. „Ich ſage Ihnen," ſchrieb er den 7. Auguſt 1695, „daß die Vorſehung uns Proteſtanten einen außerordentlichen Vortheil darbietet, wenn wir ihn zu gebrauchen verſtehen, die Reiſe und die Inclination des Czaren ſelbſt iſt es u. ſ. w." Die Ereigniſſe in Europa nach dem Ryßwicker Frieden beſtärkten Leibnitz immer mehr in dieſem Gedanken, den er auch in England geltend zu machen ſuchte, beſonders bei dem Erzbiſchof von Canterbury. Es war natürlich, daß er bei dem Entwurfe der Societät der Wiſſenſchaften auf den Gedanken der Fortpflanzung des Evangelii nach China zurück kam, wodurch, drückt er ſich ſchön aus, „den Völkern, die noch im Finſtern ſitzen, das wahre Licht mit anzuzünden wäre, dieweil die Wiſſenſchaften und der irdiſche Himmel bequem (geeignet) befunden worden, die verirrten Menſchen,

rung und mannichfaltigen Einrichtung der Kalender, als „der Bibliothek des gemeinen Mannes.“ Er ſchlug Monopole für die Societät vor, welche den Buchhandel, andere, welche das Schul- und Erziehungsweſen betrafen. Die Societät ſollte die oberſte Cenſurbehörde des Landes ſein und eine Auflage — von den ſchlechten Büchern erheben können, „wodurch ſchädliche Schriften abgehalten, hingegen nützliche Werke und rechtſchaffene Bücher von den Buchhändlern mehr, als bisher zu geſchehen pfleget, angeſchaffet und die künftigen Unternehmungen gelehrter oder erfahrener Leute, die etwas Löbliches thun wollen und können, befördert, auch wohl nach Gelegenheit den Autoren, mit Nachweiß und ſonſt in Zeiten unter die Arme gegriffen würde.“ Es war einer der Lieblingsgedanken Leibnitzens, und den er bis zu Ende ſeines Lebens hegte, die Gelehrten und Schriftſteller von den Feſſeln des Buchhandels zu befreien: „daß nicht, wie er ſich noch im Jahre 1715 in dem Entwurfe zu einer kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Wien ausdrückte, daß nicht die Gelehrten zur Schande der Wiſſenſchaft die Lohnarbeiter der Buchhändler würden.“ Deshalb entwarf er den Plan einer Geſellſchaft aller Gelehrten Deutſchlands, deren Mitglieder auf die zu kaufenden Bücher, wenn auch nicht auf alle, doch die meiſten ihrer Fakultät, oder von ein und derſelben Materie, ſubſcribiren ſollten, wenn zuvor jedes Buch von einem Ausſchuß der Geſellſchaft gebilligt worden wäre. Diejenigen, welche zur Geſellſchaft nicht gehörten, müßten die Bücher verhältnißmäßig theurer bezahlen. Mit der Zeit, hoffte er, würde die Geſellſchaft zu einem Fonds gelangen, groß genug, theils

um talentvolle, aber arme Gelehrte zu unterſtützen, theils um nützliche Verſuche oder Unterſuchungen anzuſtellen. Zu dem Ende hätte ein Gelehrter, unter dem Vorwande wiſſenſchaftlicher Zwecke, in Deutſchland Reiſen machen und Mitglieder ſuchen ſollen; es wäre zu erwarten geweſen, daß die meiſten Aufſeher von Bibliotheken, welche ſelbſt Gelehrte ſeien, bei den Fürſten, Republiken oder Städten, Univerſitäten und Klöſtern, Vermittler ſein würden. Eine ſolche Reiſe würde zu gleicher Zeit zu einer Verfaſſung des gelehrten Deutſchlands constituendae literatae Germaniae) führen. So anziehend dieſer Entwurf iſt, ſo ſehr darf man an ſeiner Verwirklichung zweifeln, auch wenn man ſich in Leibnitzens Zeit zurück verſetzt. Vielmehr ſollte man es nicht wünſchen; denn nicht durch Unterdrückung, ſondern durch Verbeſſerung und Veredelung des Buchhandels, und Wahrung und Anerkennung von Rechten der Schriftſteller, womit in unſern Tagen der Anfang gemacht worden, kann den Gelehrten, wenigſtens zum Theil, geholfen werden.

Unter den mannichfaltigen Vorſchlägen, welche Leibnitz in den erſten Jahren machte, der Societät der Wiſſenſchaften aufzuhelfen, ſchien der über die Zucht der weißen Maulbeerbäume und Erzielung der Seide in den preußiſchen Landen vielverſprechend. Leibnitz ließ ſich im Jahre 1707 das Privilegium für die Societät von dem Könige von Preußen mündlich ertheilen, und erſah zunächſt die königlichen Gärten der weißen Maulbeerbäume zu Potsdam und Köpenick, wie zu Glünecke für dieſe Abſicht aus. Leibnitz verfolgte dieſen ſtaatswirthſchaftlichen Entwurf bis an ſein Ende mit merkwürdiger

Ausdauer. „Er ſelbſt (berichtet Eckhart) fing in Hannover an die Probe zu machen, und bewog auch den Kurfürſten (ſpäter auch den Herzog Anton Ullrich von Wolfenbüttel), daſſelbe zu thun; die Seidenraupen aßeten auch wohl in dieſen Landen, da er aber nicht mit auf alle Dinge ſah und keine tüchtigen Leute dazu brauchte, ſo hatte er mehr Schaden als Vortheil davon. Er ließ aber dennoch dieſes Werk nicht liegen, ſondern betrieb es bis ans Ende. Wie denn dieſes ſein Naturel war (ſagt Eckhart), in ſchweren Sachen niemals nachzulaſſen, ſondern alles aufs äußerſte zu treiben.“ Leibnitz bezweckte, die Zucht der Seidenraupe auch in dem übrigen Deutſchland zu verbreiten; er bekam vom König Auguſt von Polen auf ſein Erſuchen ein Privilegium, Kraft deſſen ihm erlaubt war, in ganz Sachſen Maulbeerbäume an füglichen Orten zu pflanzen, um Seidenwürmer zu ziehen. Der Erfolg entſprach den Erwartungen nicht. Auch die Pflanzungen in Preußen verfielen allmählig; erſt Friedrich der Große erkannte ihren Nutzen wieder an und erließ den 16. November 1642 ein Edikt wegen Anlegung der Plantagen zur Cultur des Seidenbaues.

Von einer leichter zu erreichenden und gewiß erſprießlichen Wirkſamkeit für jene Zeit war das von Leibnitz bereits 1701 ausgewirkte königliche Edikt, wonach allen Aerzten im Lande befohlen wurde, alle Jahre ihre Beobachtungen zu einer von Jahr zu Jahr fortgehenden, phyſikaliſch-mediciniſchen Geſchichte des Reichs einzuſenden. Der berühmte Arzt Friedrich Hoffmann in Halle, der Schüler und Freund Leibnitzens, hatte damit für ſich ſchon 1700 den Anfang gemacht. In

der Medicin, um dies im Allgemeinen zu gedenken, gab Leibnitz alles auf Beobachtungen oder Entdeckungen; dagegen, und in Rücksicht auf den Stand der Naturwissenschaft seiner Zeit, nur wenig auf Systeme. Man lese seine gehaltreichen und beherzigungswerthen Reflexionen hierüber in seinem Berichte über die Einführung der Ipecacuhana an die Leopoldinische Societät Naturae Curiosorum vom Jahre 1696. (Relatio de novo Antidysenterico Americano). Von seinem berühmten Zeitgenossen, Georg Ernst Stahl, war er ein Gegner, theils wegen seines einseitig erfaßten und angewandten psychischen Princips, womit Leibnitz unmöglich sich verstehen konnte, und theils auch wegen der Abneigung, womit dieser berühmte Arzt das Studium der Anatomie in der Medicin ansah, während Leibnitz schon ganz bestimmt die Aerzte auf die Nothwendigkeit des Studiums der comparativen Anatomie verwies. Man lese seine Animadversiones circa assertiones aliquas Theoriae medicae verae Stahlii. In ähnlichem Geiste behandelte Leibnitz das Studium der Botanik, in der von Joachim Jungius angegebenen Richtung, auf den er in seinem Briefe an den Arzt Gakenholz von 1701, de methodo botanica, fußt. Und dies alles in letzter Beziehung auf die Anwendung im Leben. Leibnitz sagte oft, es gebe zwei Dinge, an welche man hauptsächlich zu denken habe: die Tugend und die Gesundheit, „et caetera adjicerentur nobis.“ Die Wissenschaft der Medicin sei mehr werth, als die Kriegswissenschaft, und wäre viel geschätzter, wenn die Menschen weiser wären. Die eine und die andere gehöre zu den schwierigsten, weil sie den Zufällen am meisten unterworfen seien

An den Pater Grimareſt ſchrieb Leibnitz (im November 1712): „Ich fürchte, daß die großen Aerzte eben ſo viel Menſchen umbringen, als die Generale. Das Uebel iſt, man legt ſich mehr auf die Kunſt, Schlechtes zu thun, als auf die Künſte, wohl zu thun; wenn man eben ſo viel Sorge trüge um die Medicin, als um die Kriegswiſſenſchaft, und die großen Aerzte eben ſo ſehr belohnte, als die großen Generale, ſo wäre die Medicin vollkommner, als ſie iſt.“ Wirklich gab es in jenen Zeiten keine wirkſamere Empfehlung dieſer Kunſt bei den Fürſten, als daß es ohne ſie keine Militärärzte und Wundärzte gäbe. Das Anerbieten der Societät der Wiſſenſchaften unter dem König Friedrich Wilhelm I, ein anatomiſches Theater für die Bildung geſchickter Wundärzte für das Heer zu errichten, rettete ſie faſt allein vor ihrer gänzlichen Aufhebung.

Die vielen Schwierigkeiten, womit Leibnitz als Präſident der Societät von Anfang an zu kämpfen hatte, ſchreckten ihn nicht ab, zur Errichtung einer zweiten deutſchen Societät der Wiſſenſchaften bei dem, ihm perſönlich wohlwollenden Kurfürſten von Sachſen und König von Polen, Auguſt, Schritte zu thun. Dies war im Jahre 1703, alſo mitten im Kriege dieſes Fürſten gegen den Schwedenkönig Karl XII. Leibnitz ſtand ſeit längerer Zeit mit dem Beichtvater des Königs, dem Pater Vota, einem geſchickten Mathematiker, in Verbindung, und benutzte dieſe zuweilen auch im Auftrage ſeines Herrn in politiſchen Zwecken. Wegen ſeines Einfluſſes auf den König wurde dem Pater Vota ſogar von dem Kurfürſten Georg Ludwig, wie von der Kurfürſtin Sophie, und ſelbſt von dem preußiſchen Hofe geſchmeichelt: er aber zeigte ſich in

seinen Briefen als schwärmerischer Verehrer der Kurfürstin Sophie und ihrer Tochter, Sophie Charlotte. Im Anfang des Jahres 1703 ward er mit großem Beifall am preußischen Hofe aufgenommen, und gleicher Aufnahme erfreute er sich kurz darauf in Hannover. Ohne Zweifel kam hier zwischen ihm und Leibnitz der Entwurf der Gründung einer Societät der Wissenschaften in Dresden zur Sprache, welchen Vota, nicht ohne Erfolg, dem durch Liebe zu Künsten und Wissenschaften ausgezeichneten König August vortrug. Nur das eigne Unglück und das seines Landes, im Kriege mit Karl XII, konnte ihn von der Ausführung abhalten. Dies bezeugt auch Eckhart, dessen Aussage hier einiges Gewicht hat. „Im Jahr 1703, schreibt er, hatte Leibnitz vor, des Königs Augusti Majestät zur Aufrichtung einer Akademie der Wissenschaften in Dresden zu animiren, und sollte selbige mit der Berlinischen gleichsam correspondiren. Der König war auch sehr geneigt dazu; er sandte mich dieserwegen nach Polen, um durch den Pater Vota bei Sr. Königlichen Majestät alles auszumachen. Doch wurde wegen der Troublen in Polen vor diesesmal nichts daraus." Aber schon der bloße Vorsatz des Königs August, mitten im Kriege an die Beförderung von Kunst und Wissenschaft zu denken, muß in den Annalen deutscher Culturgeschichte aufbewahrt bleiben. Ein unvergängliches Denkmal desselben bleibt daher der auf des Königs Wunsch von Leibnitz in diesem Jahre, in französischer Sprache, zu Papier gebrachte Entwurf zur Errichtung einer Societät. Ich rede von dem Entwurfe, welcher, durch eine seltsame Verkennung, unter die Bestandtheile und Urkunden der Geschichte der Akademie der Wissenschaften in

Berlin (Historie de l'Académie Royale des Sciences) aus Leibnitzens Papieren gekommen iſt und auch, ungeachtet der ſich ziemlich aufdrängenden Widerſprüche, von dieſem ganz unwahren Geſichtspukte angeſehen wurde. Die Aehnlichkeit der Ideen, mit denen in den Entwürfen für die Societät in Berlin iſt allerdings — dies iſt nicht zu verwundern, — ſo groß, daß die Verwechſelung erklärlich iſt; aber die Haltung, die Verbindung der Ideen, mehreres was ſich in den deutſchen Entwürfen Leibnitzens für den Kurfürſten von Brandenburg, theils gar nicht, theils ganz anders findet, hätte wohl auf die wahre Beſchaffenheit dieſer Urkunde hindeuten müſſen; vor allem das Gepräge des hiſtoriſchen Moments, welcher nicht nur ausdrücklich hervorgehoben iſt, ſondern auch in dem großen Gewicht liegt, das hier der Wiſſenſchaft des Krieges beigelegt wird. Die Verbreitung des Chriſtenthums durch Miſſionaire nach China durch die Länder des ruſſiſchen Reiches, wegen des guten Einverſtändniſſes des Königs mit dem Czarn, kommt auch vor. Aber das Wichtigſte iſt hier die Bedeutung, welche bald zu Anfange der Reform der Erziehung der Jugend in geiſtiger und körperlicher Hinſicht, mit beſonderm Bezug auf den damals noch ſehr jungen Kurprinzen, (des nachherigen Königs Auguſt II) gelegt wird; Leibnitz will zu der Methode des Unterrichts und der Erziehung des Dauphins Ludwigs XIV, auf den faſt ausſchließlichen und einſeitigen Grund der römiſchen und griechiſchen Claſſiker, das Gegenſtück in einem mehr realiſtiſchen Erziehungsplane aufſtellen; er empfiehlt Abbildungen, Modelle, ein ſogenanntes Theater der Natur und der

Kunst, um die Einbildungskraft mit Planen und bestimmten Vorstellungen zu bereichern.

Alles was Leibnitz hier gelegentlich zur größern Empfehlung der Errichtung einer Societät der Wissenschaften bemerkt, hatte er, mit Rücksicht auf Fürstenerziehung, mehrere Jahre vorher in einem herrlichen, erst lange nach seinem Tode gedruckten Aufsatze: Projet de l'Education d'un Prince, erschöpfend und zwar aus den höchsten Principien der Staats- und Regierungskunst, wie der Moral, den Grundlinien nach aufgestellt; und, was wir bald hinzusetzen, eine Abschrift davon gab er dem Pater Vota für den König von Polen zum Gebrauche für den Kurprinzen von Sachsen, seinen Sohn, mit. Einige Jahre vorher, im Jahre 1696, hatte Leibnitz dieselbe Schrift zum Gebrauche der Erziehung des Kurprinzen von Brandenburg, nachherigem Könige Friedrich Wilhelm I, dem Cabinets-Secretair Cuneau empfohlen. Die Veranlassung, sie abzufassen, gab ihm aber schon im Jahre 1693 die Bitte des Erziehers, es ist unbekannt, welches deutschen Fürsten, eines Herrn la Bodinière, sein Gutachten über einen ihm mitgetheilten Entwurf ähnlichen Inhalts abzugeben. Leibnitz, der Weise, der wahre Freund und Lehrer der Fürsten, beeiferte sich, die Substanz seiner Ideen über diesen für das Völkerglück hochwichtigen Gegenstand, Ideen, welche zugleich das Ideal eines Fürsten enthalten sollten, zu Papier zu bringen. Folgendes sind seine Principien, welche übrigens an ganz allgemein geltende Grundsätze der Erziehung, nach Leibnitzens Systeme, sich anlehnen:

„Ich denke mir (beginnt Leibnitz) drei Grade von Voll-

kommenheit, welche man bei der Erziehung eines Fürſten im Auge haben kann, von denen der erſte zur Nothwendigkeit, die zweite zum Nutzen und der dritte zur Zierde gehört."

„Zufolge dem erſten Grade iſt es nothwendig, daß ein Fürſt ein rechtſchaffner Mann, ein Mann von Herz, ein Mann von Urtheil und ein gebildeter Mann ſei. Der rechtſchaffene Mann (l'homme de bien) hat ſtarke Geſinnungen von Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Menſchenliebe, und iſt von Eifer erfüllt, ſeine Pflicht zu thun. Der Mann von Herz (l'homme de coeur) iſt nicht leicht zu erſchüttern und behauptet die Freiheit des Geiſtes in allen Arten von Begegniſſen. Der Mann von Urtheil (l'homme de jugement) denkt und redet richtig über jede Art der Gegenſtände, ohne ſich durch den Schein blenden zu laſſen. Und der gebildete Mann (l'honnête homme) verſteht den Anſtand zu beobachten und alles Anſtößige zu vermeiden, und ohne dieſe Eigenſchaft wird der Fürſt nicht geeignet ſein, in Geſellſchaft ſeines Gleichen zu erſcheinen."

„Was den zweiten Grad betrifft, ſo iſt es ſehr nützlich, daß ein Fürſt die Politik und die Kriegskunſt verſtehe. Dies ſind eigentlich die zwei Metiers, welche ein Prinz verſtehen ſollte. — — Aber wann außer dieſen Eigenſchaften der Fürſt auch noch in aller Art Materien erleuchtet und aller Welt angenehm iſt, ſo iſt dies der dritte Grad von Vollkommenheit... Er wird erleuchtet ſein (éclairé), wenn er die Geſchichte, die Geographie, die Genealogie, die Geſetze und Canones, die Theologie und die Controverſen verſteht, und wenn er ferner ſogar die Landwirthſchaft, die Gartenkunſt, die Baukunſt, die

Mathematik, die ſchönen Künſte, und die Geheimniſſe der Natur, ſowohl in der Medicin, in der Chemie, als auch in jeder Art von Profeſſion kennt. Denn weil ein Fürſt viel Zeit übrig hat, welche er ſeinem Vergnügen widmen kann, ſo iſt es beſſer, er hat an dieſen ſchönen, in dem menſchlichen Leben ſo wichtigen Realitäten, als an frivolen, um nicht zu ſagen, ſchändlichen Vergnügungen Gefallen. Auch iſt gewiß, daß das Vergnügen, welches der Fürſt an den ſchönen Kenntniſſen nimmt, den Wißbegierigen zur Aufmunterung dient, und zu nützlichen Hervorbringungen, wie zum Fortſchritt der menſchlichen Wiſſenſchaften viel beiträgt: was für den Beſchützer ruhmvoll iſt."

Hier führt Leibnitz den Punkt näher aus, worin des Fürſten angenehmes Erſcheinen beſtehe, und wirft die Frage auf: „Aber wie wird ein Fürſt Zeit genug finden, um ſo viel Dinge zu lernen? wird man uns fragen. Ich antworte, daß die Vernunft will, daß ein Fürſt ebenſo ſehr an Wiſſenſchaft und an Verdienſt über ſeinen Unterthanen ſtehe, als er ſie an Würde und an Macht überragt. Man findet in der That, daß große Fürſten bisweilen ſo vortreffliche Eigenſchaften haben, daß ſie verdienten, Fürſten zu ſein, wenn ſie es nicht wären. Auch haben ſie die Mittel, in wenig Zeit geſchickt zu werden, und mehr Fortſchritte in einem Jahre zu machen, als ein anderer nicht in fünf oder ſechs machen könnte. Die Zeit iſt das koſtbarſte aller Dinge in der Welt: es iſt eigentlich das Leben. Denn, ſo viel man an Zeit verliert, ſo viel verliert man an ſeinem Leben." (Pars vitae, quoties perditur hora, war Leibnitzens Wahlſpruch). Und ich finde,

daß der große Nutzen des Reichthums darin beſteht: die Zeit durch den Beiſtand Anderer gewinnen zu können. Nun aber kann der Fürſt, durch den Umgang mit den vortrefflichſten Männern, welche es ſich zum Vergnügen machen, ihm in kurzer Zeit mitzutheilen, was ihnen ſehr viele Mühe gekoſtet hat, in ſich allein, ohne Mühe, die ganze Geſchicklichkeit vieler Andern verſammeln. Wie viel Zeit verliert man bei tauſend Bagatellen? Wenn dieſe ganze Zeit angewandt wäre, Realitäten auf angenehme Weiſe zu ſehen oder zu hören, wie dies geſchehen kann, wenn man die eines jungen Fürſten wohl in Acht nimmt, welchen Schatz von Kenntniſſen müßte er nicht erlangen? und dieſes alles: ſpielend. Man wird mir ſagen, er wird es mit der Zeit vergeſſen. Aber wenn dies auch in Hinſicht des Einzelnen wäre, ſo blieben ihm immer gewiſſe Ideen, geeignet, im Nothfalle die übrigen wieder zu erwecken, und welche ihn für alles, was ſich darbietet, empfänglich machen werden: aber ich werde auch noch ſagen, daß dasjenige, was man mit Vergnügen und aus Gründen lernt, nicht ſo leicht aus dem Gedächtniſſe ſchwindet."

Leibnitz läßt ſich nun im Allgemeinen auf die Mittel ein, um zu dieſen Vollkommenheiten im Ganzen oder zum Theil zu gelangen; was ſich zum Theil auf die Lage eines künftigen Fürſten ausſchließlich bezieht, übrigens aber, wie gedacht, auf die Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts überhaupt anwendbar iſt. Indem er mit dem zarteſten Alter anfängt, widmet er einige allgemeine Betrachtungen der Empfänglichkeit des Kindes für Eindrücke von außen, beſonders von den Perſonen ihrer nächſten Umgebung, welche man ſo oft mit

den Wirkungen einer angeborenen Anlage verwechsele. Hier kommt eine Stelle vor, in welcher Leibnitz davor warnt, nur nicht den Keim zur Bosheit und Schadenfreude in dem Gemüthe des jungen Fürsten aufkommen zu lassen, auch nicht an Leiden der Thiere. Leibnitz erzählte nun noch lange nachher, in einem Briefe an Sebastian Kortholt von 1715, wo er dieser Schrift gedenkt, daß, als der Pater Vota selbige dem Könige von Polen vorlas, diese Stelle vor allen seinen Beifall erhalten habe. Wir verweisen übrigens die Leser auf diese merkwürdige, bisher so gut wie unbeachtet gelassene Schrift, und bemerken noch, daß Leibnitz zum Schlusse auf die moralisch-religiöse, wir fügen hinzu, die deutsch-nationale Seite der Erziehung eines deutschen Fürsten mit Nachdruck und Wärme zurückkommt. So eifert er hier gegen das zu frühe Reisen der deutschen Prinzen ins Ausland. „Was sollen Reisen für einen jungen Fürsten, welcher alles, was zur Vollendung seiner Erziehung nöthig ist, zu Hause unvergleichlich besser findet? Es ist ein Wahnsinn unserer Nation, die Weisheit jenseits des Rheins oder der Alpen holen zu wollen, und auf Kosten eines guten Theils unserer Habe und der Gesundheit Chimären zu kaufen, welche nur dienen, den Geist auf Bagatellen zu wenden, welche uns vollends zu Grunde richten. Niemals sind die Deutschen mehr gereist, und niemals ist Deutschland seinem Untergange näher gewesen. Die nützlichen Geheimnisse der Ausländer und ihre guten Maximen zu lernen, dies wird nicht das Bestreben eines jungen Menschen sein. Ich billige ganz die Principien der Italiener, welche ihre Jugend bei sich behalten, und noch mehr

zolle ich dem Gebrauche in Frankreich Beifall, wo die jungen Leute beim Abgang von den Gymnasien und Academien in die Garnisonen gehen, oder den Feldzug mitmachen; so fangen sie früh an, den Dienst für das Vaterland zu lernen. Und dies alles muß um desto mehr sich bei einem Fürsten verstehen; da niemand mehr als er bei der Erhaltung des Staats, welcher seine Größe ausmacht, betheiligt ist. In jedem Falle würde ich einen alten Herzog Ernst (den Frommen) von Gotha, welcher in seiner Jugend Soldat gewesen, dann sich auf die Bewirthschaftung und Aufsicht seines Staates legte, welchen er durch die Kriege zu Grunde gerichtet fand, und den er durch seinen Fleiß wieder zur Blüthe brachte; welcher vor Allem die Frömmigkeit und die Gerechtigkeit vor Augen hatte — ich sage, ich würde einen solchen Fürsten dem geschicktesten Fürsten von der Welt vorziehen, welcher alle Wissenschaften und alle Exercitien aus dem Grunde verstände; welcher alle Sprachen redete; welcher alle schönen Manieren der Ausländer angenommen hätte; welcher in der Unterhaltung glänzte: aber welcher nachlässig in der Sorge für die Geschäfte und das Wohl derjenigen, deren Leitung Gott ihm anvertraut hat, um seine Vergnügungen nicht zu unterbrechen, sich vor dem Geschrei der Elenden die Ohren zustopfte, und ohne von dem Vorwurfe seines Volkes und dem Tadel seiner Familie und der Nachwelt sich rühren zu lassen, den Staat in Verfall gerathen ließe — wovon ein „großer König" uns ein beklagenswerthes Beispiel geliefert hat. . . ."

Leibnitz wandte gern seine Blicke von dem Pallaste der Fürsten zu der dürftigen Lage der Lehrer des Volkes. Wie tief das Schulwesen im deutschen Volke, namentlich unter den Protestanten, um diese Zeit darnieder lag, ist bekannt; denn was nicht zum Glanze des Hofes, zur persönlichen Größe des Regenten unmittelbar beizutragen schien, wurde gewöhnlich von oben den Bemühungen einzelner Redlicher im Volke überlassen, welche indeß zu schwach waren, etwas für die Dauer zu gründen. Ein solcher war der Patriot Erhard Weigel, dessen Name in dieser Erzählung nicht zum erstenmale vorkommt; er machte im Jahre 1696 Reisen durch Deutschland zu diesem Zwecke, u[illegible] diesen Reisen war es, wo er sein eifervolles Leben [illegible] hat. Zum Unglück hatte er gegen Leibnitz, seinen ehemaligen Schüler, ein Vorurtheil gefaßt, aus keinem erheblichern Grunde, als weil dieser nicht jedes seiner zuweilen [illegible] Projekte, namentlich das seines europäischen Wappenhimmels bei den Braunschweigischen Höfen so unterstützt hatte, als er es wünschte. Darum überging er Leibnitz, und Placcius in Hamburg war es, welcher, von Weigel für die Reform des Schulwesens gewonnen, an Leibnitz um seine Theilnahme sich wandte. Er täuschte sich nicht. In Leibnitzens Antwortschreiben, vom 31. Febr. 1696, spricht sich die wärmste Begeisterung für eine Angelegenheit aus, welche den Weisen aller Zeiten als die erste Angelegenheit der Menschheit erschienen ist. Er versicherte jenem, daß vielleicht Niemand anhaltender über diesen Gegenstand als er nachgedacht habe." „Es ist unglaublich, wie vieles ich von Zeit

zu Zeit über dieſes Eine zu Papier gebracht habe. Und hier ſende ich eine kleine Schrift mit, welche ich einmal für einen wohlgeſinnten Engländer in franzöſiſcher Sprache aufgeſetzt habe." (Welche war es? wir kennen ſie nicht.) „Daher ſollt Ihr, Du und der vortreffliche Erhard Weigel, an meinem beſten und feurigſten Willen keinen Zweifel hegen; obſchon ich glaube, daß Dir dieſes weniger unerhört ſein wird, als jenem. Wenigſtens hat Weigel niemals an mich geſchrieben, außer wenn er etwas bei unſern Fürſten empfohlen haben wollte, was aber nicht allzuſehr mit dieſen beſſern Vorſchlägen zuſammenhing. Woraus ich hinlänglich erkannte, daß ich ihm ein Exoteriſcher erſchiene, wer mich nur aus meinen Schriften kennt, der kennt mich nicht! (scilicet qui me non nisi editis novit, non novit)."

„So oft ich über die Wege zur Beförderung des allgemeinen Wohls nachdenke, ſo komme ich auf daſſelbe, was auch Ihr ganz richtig urtheilet: daß das menſchliche Geſchlecht ſich vervollkommenen wird, wenn die Erziehung der Jugend eine beſſere Geſtalt erlangt hat (emendatum iri humanum genus educatione juventutis in melius reformata). Aber dahin kann man nicht leicht gelangen ohne die Männer, welche durch Anſehen, Kenntniß und guten Willen vor den übrigen hervorſtehen. Die Jeſuiten konnten große Dinge thun, zumal da ihre Entwürfe durch die Religion empfohlen wurden. Wie wir die Dinge aber heute anſehen, ſind ſie unter der Mittelmäßigkeit geblieben, ſo daß ich glaube, Baco von Verulam irre ſehr, wenn er uns an ſie verweiſt. Unter uns aber fehlt denen, welche Aehnliches unternehmen, der Beiſtand, und für

ihre Arbeit lohnt man ihnen mit Verachtung. Und obgleich es nichts Wichtigeres für Religion und Frömmigkeit giebt, so bleibt doch die Frömmigkeit mit ihrer Gunst und die Religion mit der Ehrfurcht fern. Oft habe ich gedacht, es könnte eine Gesellschaft unter denjenigen, welche an verschiedenem Orte durch Eifer und Kenntnisse sich hervorthun, geschlossen werden. Aber es fehlt an gegenseitiger Bekanntschaft und Verbindung, und viele, welche sich gewissen Meinungen hingeben, verlangen, daß alle übrigen sich nach ihrem Geschmacke richten mögen. Der eine verachtet die Studien oder rühmt den Geist; der andere heißt das tausendjährige Reich glauben; mancher glaubt, um fromm zu sein, müsse man aus Babylon herausgehen, das heißt, eine besondere Lebensweise einschlagen. So stehen sie einander gegenüber, durch einen kläglichen Irrthum, da sie nach demselben Ziele trachten, während sie, wenn sie sich unter einander verständen, ihrer Wünsche zum großen Theil mächtig werden könnten."

„Ich glaubte freilich, daß man stufenweise gehen könnte, und daß, wenn der erste Grund zu einem gediegenen Wissen gelegt wäre, hiemit allmählig das Studium der Weisheit und Tugend verbunden, und daran die Sorge für die Jugend und die Verbesserung der Schulen geknüpft würde: alsdann den mäßigen Anfängen Vermächtnisse und Stiftungen ad pias causas nicht fehlen würden. Aber ich fand nach vielem Ueberlegen, daß ohne die Förderung der Großen kaum die ersten Zugänge dazu geöffnet werden würden. Ich habe zwei Fürsten gekannt, welchen ich einiges an die Hand gegeben habe, dem sie Beifall schenkten; dies waren der Kurfürst

Johann Philipp von Mainz und der Herzog Johann Friedrich von Hannover; aber ihre vortrefflichen Absichten hat der Tod verhindert. Darauf traten Zeiten ein, da auch die Großen starken Einschränkungen unterworfen wurden. So wuchsen die Schwierigkeiten. . . ."

Ehe aber noch Leibnitz in Weigels Unternehmen hülfreich mit eingreifen konnte, machte dessen Tod die erregten Hoffnungen zunichte. Da trat ein Anderer, mit unscheinbaren Anfängen, aber mit hingebendem Eifer und Selbstverleugnung auf, welcher in der Religion allein Beistand und Nahrung holte: es war der ehrwürdige Herrmann August Franke in Halle. Seine an das Wunderbare grenzenden Leistungen sind bekannt. Auch er wandte sich im Jahre 1697 in Briefen an Leibnitz, und obschon ihm wenig bekannt, erfreute er sich keiner schlechtern Aufnahme als Placcius. Leibnitz ging nicht nur auf seine Entwürfe ein, sondern empfahl ihm besonders auch die Sendung evangelischer Missionäre, was auch von Halle aus seinen Anfang genommen hat. Und wie denn alles bei ihm immer auf das Ganze der Sache sich bezog, so sollte, nach den Vorschlägen, die er 1698 that, Franke die Anwesenheit Peters des Großen, mit Hülfe des in seinem Gefolge befindlichen deutschen Gelehrten, Ludolf des jüngern, benützen, und auswirken, daß in Rußland Schulen nach seiner Methode eröffnet würden; diese Schulen sollten zugleich die Pflanzschulen für protestantische Missionäre nach China werden. Aber wie so vieles, verhallte auch dieses in dem Geräusche der Waffen, welches mit dem Anfange des acht-

zehnten Jahrhunderts Europa von einem Ende zum andern betäubte. —

Damit wir zu der Geschichte der Societät der Wissenschaften, an welche wir diese Betrachtungen angeknüpft haben, zurückkehren, so bleibt uns noch [illegible] berichten übrig, mit welchem Eifer er die Herausgabe der akademischen Arbeiten und Leistungen der angesehensten Mitglieder, bei der thätigsten eigenen Theilnahme, betrieb.

Im Jahre 1710 erschien der erste, und so lange Leibnitz Präsident war, einzige Band der **Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum**, wo aber keine Abtheilung ohne einen wichtigen Beitrag von Leibnitz blieb. Er war auch Verfasser der feierlichen Zueignung an den König von Preußen, als den Protector der Societät. Leibnitz, sagt Fontenelle, erscheint hier an verschiedenen Orten unter beinahe allen seinen verschiedenen Gestalten, als Historiker, Antiquar, Etymolog, Physiker und Mathematiker; man kann hinzusetzen, als Redner, wegen der herrlichen Zueignungsschrift an den König von Preußen; nur die des Theologen und des Juristen fehlen, weil die Verfassung der Akademie es nicht gestattete, als solche aufzutreten. Den 3. Juli dieses Jahres war auch die endliche Einrichtung der Societät in vier Klassen erfolgt, wobei von dem Staatsminister von Printzen, unter dessen oberste Leitung unterdessen die Societät gestellt worden, eine lateinische Rede gehalten wurde, welche der Hofprediger Jablonski als Vice-Präsident beantwortete. Es geschah in dem neuerbauten Observatorium. Leibnitz war nicht

gegenwärtig; ja er war bei der Umgestaltung der frühern Anordnung, so weit es die Oberaufsicht des Freiherrn von Printzen über die Societät betraf, gar nicht einmal befragt; und, wie ein handschriftliches Schreiben von ihm an Jablonski vom Jahre 1710 lehrt, dadurch empfindlich betroffen worden. Aber unterdessen waren neue Verhältnisse eingetreten, welche wir noch zu berühren haben werden. Endlich den 19. Januar 1711, dem Krönungstage, erfolgte die festliche Inauguration der Societät, welche durch eine Medaille und durch deutsche Verse von B. Neukirch gefeiert wurde. Eine ältere Münze zur Ehre der Societät der Wissenschaften war bereits auf den 11. Juli 1700 geschlagen, für welche Leibnitz selbst zierliche Verse in lateinischer Sprache verfaßt hatte, die uns erhalten sind. Obschon der Kurfürst damals erst noch im Begriffe war, die königliche Krone zu erwerben, so spielt Leibnitz hier schon deutlich auf des Kurfürsten königliche Macht an. Der Faden unserer Erzählung führt uns noch einmal auf diesen Zeitpunkt, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, zurück.

Alles, was während Leibnitzens Anwesenheit in Berlin im Sommer 1700 zu noch so rauschenden und glänzenden Festen Gelegenheit gegeben hatte, trat bald gegen ein ohne Vergleich wichtigeres Fest und Ereigniß in den Hintergrund, welches nach allen Kräften vorbereitet wurde: gegen die Errichtung des Königreichs Preußen. Die Unterhandlungen mit dem Kaiser und den übrigen Fürsten hatten lange gedauert; führten aber gegen das Ende des Jahres 1700 zum glücklichen

Abſchluſſe des geheimen Kronvertrags zwiſchen Friedrich III und dem Kaiſer.

Während noch die Unterhandlungen in Wien ſchwebten, unternahm die Kurfürſtin Sophie Charlotte in Geſellſchaft ihrer Mutter, der Kurfürſtin Sophie, unter dem Vorwande einer Badereiſe nach Aachen, eine geheime Miſſion nach Holland, um bei dem Könige Wilhelm III von England und dem Kurfürſten von Baiern, kaiſerlichem Statthalter in Brüſſel, wegen der Erhebung Preußens zum Königreich zu wirken, indeß die Kurfürſtin Sophie gleichzeitig die Rechte ihrer Thronfolge in England betreiben wollte. Zu dieſer wichtigen, doppelten Miſſion wünſchten beide Kurfürſtinnen Leibnitzen, ihren Freund, zur Geſellſchaft und zum Beiſtande. Dieſer war alſo kaum von Berlin nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, von wo er den **30.** Auguſt **1700** dem Hofprediger Jablonski in Berlin ſchrieb, und bemerkte, daß er ſich zur Befreiung von einem kalten Fluſſe, welcher ihn im Frühjahr überfallen, zu einer Badereiſe nach Töplitz anſchicke, als er den Tag darauf durch den Sekretair der von Leibnitzens Vorhaben in Kenntniß geſetzten Kurfürſtin, in einem Schreiben aus Hannover, den **6.** September, die Einladung erhielt: ſtatt nach Töplitz zu gehen, ſich lieber der Bäder zu Aachen zu bedienen, und in ihrem und der Kurfürſtin von Brandenburg Gefolge ſofort dahin ſich mit zu begeben. Doch Leibnitz konnte diesmal nicht über ſich verfügen, und die Fürſtinnen mußten auf ſeine Geſellſchaft Verzicht leiſten. Denn eben damals (erinnern wir uns) mußte Leibnitz, zufolge der vom Kaiſer Leopold

schon unter den 17. Mai dieses Jahres an den Kurfürsten Georg Ludwig ergangenen Bitte, im Geheim zu einer Conferenz in den Angelegenheiten der Kirchenvereinigung an den kaiserlichen Hof nach Wien abgehen: dies haben uns die Handschreiben des Kaisers aus Leibnitzens Nachlaß gelehrt. Doch war der Besuch des Töplitzer Bades kein bloßer Vorwand. Leibnitz begab sich wirklich vorher nach Töplitz, und verließ das Bad erst gegen Ende des September, noch nicht ganz von Leiden befreit, was ein Blatt seines Tagebuches umständlich beschreibt. In Wien aber blieb Leibnitz bis gegen das Ende des Jahres 1700. Was er damals für jene Unterhandlungen gethan haben mag, davon ist keine Spur aufzuzeigen. Wir stimmen daher den Vermuthungen K. A. Menzel's bei, daß die von Leibnitz dem Kaiser damals geleisteten Dienste, über welche er ihm seine höchste Zufriedenheit bezeugt hat, mehr dem diplomatischen, als dem theologischen Gebiete angehört haben mögen. Während dieser seiner Anwesenheit Leibnitzens in Wien traf die Nachricht des am 1. November erfolgten Todes des Königs Karl II von Spanien ein: wie nützlich war in diesem kritischen Augenblicke der Rath und die Feder von Leibnitz. Eins reicht vielleicht hin, diese Vermuthung zur Gewißheit zu erheben: die Thatsache, daß, als drei Jahre später der Erzherzog Karl, als König Karl III von Spanien, sich aufmachte, seine Rechte auf die spanische Monarchie mit den Waffen, gegen die Usurpation Ludwigs XIV im Namen seines Enkels, geltend zu machen, Leibnitz es gewesen ist, welcher von Holland aus zur Abfassung des Manifestes für die Rechte des jungen Königs

aufgefordert wurde. Es iſt das ſo berühmte: Manifeste contenant les Droits de Charles III, Roi d'Espagne, et les justes motifs de son Expédition, publié en Portugal le 9. Mars 1704, welches als ein Meiſterſtück der Darſtellung und Gründlichkeit bewundert ward, auch ohne daß man den Verfaſſer in Leibnitz geſucht hatte, denn er ſelbſt beobachtete, wie in allen Staatsangelegenheiten, das tiefſte Geheimniß, welches erſt in neueſter Zeit durch eine Entdeckung in ſeinen Papieren gelüftet worden. Die Admiralität in Liſſabon ließ eine ſpaniſche Ueberſetzung davon verbreiten. Die Schilderung von dem Verfalle der Größe, wie des ſittlichen und religiöſen Geiſtes in Frankreich, als eine Folge der äußern, wie innern Politik Ludwigs XIV nimmt, nächſt den ſtaatsrechtlichen Beweiſen, eine beträchtliche Stelle darin ein, und in dem Haſſe gegen jene Politik und ihre Folgen für Europa iſt die eigne Geſinnung des Verfaſſers nicht zu verkennen. Indem Leibnitz dieſe Arbeit übernahm, diente er nicht der Perſon des Königs Karl allein, ſondern auch der gegen Frankreichs Uebermacht gebildeten, europäiſchen Coalition, in welcher ſein Herr, Georg Ludwig, wie früher ſein Vater, als Reichsſtand und als Feldherr, ſo hervorſtach.

Jener durch den Tod des Königs von Spanien herbeigeführte kritiſche Moment half auch zu Gunſten des Konvertrags Friedrichs III den Ausſchlag geben. Kaum war daher die Kurfürſtin Sophie Charlotte mit dem günſtigſten Erfolge von Holland zurückgekehrt, als in Berlin die Vorbereitungen zur Annahme der Königswürde ſchleunig getroffen wurden. Den 18. Januar 1701 geſchah die Krönung zu Königsberg

mit aller der Pracht und Feierlichkeit, welche allein dem dafür so empfänglichen Sinn des ersten Königs von Preußen genügen konnte. Auch dann noch machte sich von verschiedenen Seiten hartnäckiger Widerstand laut, besonders protestirte der Pabst Clemens XI in heftigen Ausdrücken gegen den Kaiser, daß er ein neues Königthum errichtet, als wenn es nur dem heiligen Stuhle gebührte, Könige zu ernennen. Es fehlte dem Könige von Preußen in seinem Lande nicht an geschickter und energischer Abwehr der päbstlichen Anmaßungen und Beleidigungen, und an Vertheidigern seiner Rechte. Leibnitz trat zwar für den König von Preußen weder in einer eigenen Streitschrift, noch ausdrücklich unter seinem Namen auf: doch was er theils zur Verherrlichung des neuen Königreichs, theils zur Begründung von dessen Rechten und Ansprüchen auf die Krone damals herausgab, wirkte vielleicht um so mehr, je anspruchloser die Form und je leidenschaftsloser der Sinn war. Wir haben schon des Monatlichen Auszugs neuer Bücher Erwähnung gethan, welcher, zum Scheine als die Arbeit Ectards, in Wahrheit aber zum bei weitem größten Theile aus Leibnitzens eigener Feder, in Hannover von 1700 bis 1702 herauskam. Die drei Monate nun, vom Juli bis August 1701, wurden mit dem ausschließlichen Titel und, in einer vergrößerten Form, als für sich bestehender: „Auszug verschiedener, die neue Preußische Krone angehender Schriften" herausgegeben. Alle die aus der Feder von Staatsmännern, Theologen und Dichtern in verschiedenen Sprachen über die preußische Krone herausgekommenen Schriften sind hier auszugsweise wie zu einer eigenen Biblio-

thek vereinigt, und durch ein glückwünschendes Vorwort eingeführt, welches zeigt, wie viel Leibnitz der Zukunft Preußens aus dieser scheinbar nur zur Befriedigung des Ehrgeizes gestifteten Erhöhung versprach. „Die Aufrichtung des neuen Preußischen Königreichs, schreibt er, ist eine der größten Begebenheiten dieser Zeit, so nicht, wie andere, auf wenige Jahre ihre Wirkung erstrecket, sondern etwas nicht weniger Beständiges, als Vortreffliches herfür gebracht. Sie ist eine Zierde des neuen Seculi, so sich mit dieser Erhöhung des Hauses Brandenburg angefangen, und ihm mit einem so herrlichen Eingange sich gleichsam zu dauerhaftem Glück (Gott gebe beständigst) verbindet.“ Hinter allen jenen Auszügen treffen wir unter der bescheidenen Gestalt eines „Anhangs“ zu den Auszügen der Schriften Anderer, auf eine Original-Abhandlung Leibnitzens in deutscher Sprache, den „Anhang betreffend dasjenige, was nach heutigem Völkerrecht zu einem König erfordert wird.“ Ohne alle Polemik ist der Kern dieses reichen Themas's nach seinen verschiedenen Seiten in die gedrängte Form von kaum mehr als einem Bogen gebracht, wobei auch die politischen Vortheile, welche das deutsche Reich, Katholiken wie Protestanten, aus diesem Ereignisse ziehen müßten, hervorgehoben werden. „Die Protestirenden müssen erkennen, heißt es zum Schlusse, daß es kein Gericht, den vierten König erhalten zu haben, der ihren Angelegenheiten nun mit mehreren Nachdruck beitreten kann. Die Römisch-katholischen selbst, welche die Wohlfahrt von Europa suchen, werden auch gern sehen, daß bei dieser Gelegenheit der neue König durch ein neues Band mit kaiserlicher Majestät ve

knüpfet worden, also daß der europäische Beifall bereits vorhanden." Um endlich die Preußische Krone auch durch die Widmung einer streng gelehrten Untersuchung zu ehren, schloß Leibnitz diese Auszüge durch die lateinische Abhandlung: **De nummis Gratiani Augusti cum gloria novi seculi.**

Die Königin Sophie-Charlotte, ermüdet durch die unendliche Pracht, deren Gegenstand sie selbst sein mußte, und gleichgültig gegen jeden Zuwachs äußerer Größe, insofern es sich auf ihre Person bezog, hatte sich nach der Rückkehr von Königsberg auf ihr Schloß Lützenburg in die Einsamkeit zurückgezogen, wo ihr nur das geistvolle Fräulein, ihre treue Freundin, von Pöllnitz, Gesellschaft leistete. Sie schrieb von hier aus an Leibnitz die unvergleichlichen Worte: „Glauben Sie nicht, daß ich diese Größe und diese Kronen, von denen man hier so viel Aufhebens macht, den philosophischen Unterhaltungen vorziehe, welche wir in Lützenburg gehabt haben." Sie ließ Leibnitz durch das Fräulein von Pöllnitz, und auch noch durch Jablonski zu ihr einladen; doch Leibnitz durfte sich den Sommer über von Hannover nicht entfernen. Die englische Gesandtschaft mit der Successions-Akte des Parlaments für die Kurfürstin Sophie und ihre Nachkommen war so eben hier angelangt. Dies gab Leibnitzen neue Arbeit; er entschuldigte sich daher wegen seines Verbleibens in Hannover in seinem Briefe an die Königin von Preußen, vom 23. September 1701. Er schrieb: „Ich habe Ihrer Majestät meinen Hof noch nicht machen können, wie ich mit Leidenschaft wünsche, weil man außerordentlich in mich

gedrungen hat, eine Arbeit, womit man mich beauftragte, fertig zu machen. Indessen hoffe ich, daß es mir vergönnt sein wird, ein wenig auszuruhen, und diesen Sommer nicht vorübergehen zu lassen, ohne eine Pflicht zu erfüllen, welche einen großen Theil meines Glückseligkeit ausmacht. Die gnädige Güte Ihrer Majestät sind dieses Glück, das ich mir vorstelle und das ich empfunden habe, in den Stand zu kommen, daß ich in der Nähe sehen kann, was die Bewunderung der Erde ist, läßt mich an alles das vergessen, was mich anderswo zu betrüben vermag. Und dazu wird auch die Freude beitragen, die ich habe, zu sehen, daß die Welt Ihrer Majestät und der Frau Kurfürstin Gerechtigkeit widerfahren läßt. Sie war ungeduldig, Sie als Königin zu sehen; und kaum sind Sie es geworden, Madame, so freut es sie, sich auf dem Wege zu sehen, Ihnen zu folgen. Denn da sie Ihnen in so viel andern Dingen das Beispiel gegeben hat, welche Sie so groß und anbetungswürdig machen, so freut sie sich ihrerseits, das Beispiel Ihrer Majestät in demjenigen, was die Welt sich als das Größte vorstellt, zu erhalten. Es ist wahr, weder jene, noch Sie, Beide haben Sie der Kronen und Diamanten nicht nöthig, um zu glänzen. . . ." In der That war die Kurfürstin Sophie bei der Aussicht, eine Krone zu tragen, nicht eiteler, als ihre philosophische Tochter. Auch sie schrieb schon 1688, da diese Aussichten zum erstenmale, aber noch in weiter Ferne sich zeigten, an Leibnitz: „Wenn ich jünger wäre, könnte ich mir mit einer Krone schmeicheln. Jetzt aber würde ich, wenn ich die Wahl hätte, mir lieber einen Zuwachs an Jahren, als an Größe wünschen." Dieser Wunsch sollte ihr

in Erfüllung gehen; denn nachdem sie das höchste menschliche Alter erreicht hatte, starb sie ganz kurz bevor sie Königin von England geworden wäre.

Es war der Graf Macclesfield, welcher die Successions-Akte nach Hannover brachte. Er war an Leibnitz durch ein Schreiben des berühmten Bischofs Gilbert Burnet von Salisbury empfohlen, worin es hieß: „er wisse, daß er dem Grafen von Macclesfield keinen nützlichern und angenehmern Dienst leisten könne, als indem er ihn in die Bekanntschaft eines Mannes einführte, welcher der Ruhm nicht nur Hannovers, sondern des ganzen deutschen Reichs sei.“ Leibnitz war mit dem Bischof von Burnet, auf Veranlassung von dessen Schrift über die 39 Artikel der englischen und ihre Controversen mit der lutherischen Kirche, über welche er ausführliche Anmerkungen verfaßt hatte (sie sind noch ungedruckt), in freundschaftlicher Verbindung. Der Bischof Burnet hatte sich mehrere Jahre vorher einige Zeit am Hofe von Hannover aufgehalten, er gehörte zu den eifrigsten Anhängern des Hauses Hannover; ihm hatte auch der König den Auftrag gegeben, die Succession Hannovers im Parlamente vorzuschlagen.

Ein zahlreiches Gefolge, das sich der glänzendsten und freigebigsten Aufnahme zu erfreuen hatte, begleitete den Gesandten; mancher vornehme oder talentvolle Engländer hatte sich ihm erwartungsvoll und freiwillig angeschlossen. Einer unter diesen verdient unsere besondere Aufmerksamkeit, der Irländer Johann Toland, berühmt oder berüchtigt als das Haupt der im Anfange des achtzehnten Jahrhunders empor-

kommenden „Freidenker" Englands, der Vorgänger der Tindal und Collins, deren Einfluß auf die Theologie in der Folge auch in Deutschland so bedeutend gewesen ist. Sein Werk: Christianity not mysterious, worin er zeigen wollte, „daß in dem Evangelium nichts der Vernunft entgegen oder über derselben sei, und daß die christliche Religion nicht eigentlich ein Mysterium genannt werden könne" war nicht lange vorher (1696) herausgekommen, aber auch sogleich von der Grand-Jury von Middlesex für ein öffentliches Aergerniß erklärt worden. Der Haß, welchen er gegen die Katholiken, und daher auch gegen die Stuart nährte, machte ihn auch zu einem erklärten Anhänger des Hauses Hannover, wozu er sich öffentlich in einer eigenen Schrift: Anglia liberata, bekannte. Zugleich aber hatte ihn der Ruf der Kurfürstin Sophie und ihrer Tochter, der Königin Sophie Charlotte, herbeigezogen, wie denn ihr Ruf, als Damen von glänzendem Geist und hellen Einsichten und Kenntnissen, bewirkte, daß jene Freidenker mit einer gewissen Zuversicht auf ihren Beifall sich an sie drängten. Aber wie diese erlauchten Fürstinnen in den Grundfragen der Religion und Philosophie sich weit mehr zu dem christlichen Theismus Leibnitzens, als zu dem englischen Deismus hinneigten, so wurden auch die von Toland und dessen Freunden der Kurfürstin Sophie entgegengebrachten Huldigungen mit der Zeit wegen politischer Rücksichten beschwerlich. Leibnitz mußte dann bisweilen dazwischen treten, um auf verbindliche Art Tolands Erscheinen am Hofe abzuwenden. Denn dieser Eiferer begnügte sich nicht, seine Ansichten durch seine Schriften zu verbreiten, welche er frei-

gebig vertheilte, sondern er führte gern Unterredungen herbei, in welchen er das Ansehen der Schrift und der Kirche angriff. Eben damals am Hofe von Hannover, wo er nicht verfehlte, Leibnitz ein Exemplar seines genannten Werkes zu schenken. Dies gab dem Philosophen Veranlassung, noch während Tolands Anwesenheit kritische Anmerkungen zu Papier zu bringen, in denen er die Partei der Kirche gegen den Rationalismus ergriff, um sie Toland selbst mitzutheilen, in dessen nachgelassenen Schriften (1726) denn auch Leibnitzens Annotatiunculae subitaneae ad Tolandi librum de Christianismo Mysteriis carente. Conscriptae 8. Augusti 1701. zuerst herausgekommen sind. Der Nerv dieser Bemerkungen geht auf den Begriff der Natur nach dem Systeme der Monadologie zurück; denn nach diesem Systeme bestimmt sich für Leibnitz der Begriff des Mysteriums, wie in der Natur, so in dem Weltsysteme überhaupt. „Will man, sagt unser Philosoph, schon alles dasjenige, was über unsre gegenwärtige Vernunft geht, ein Mysterium nennen, so wird man auf unzählige physikalische Mysterien in der Natur stoßen. Fragte man z. B., ob die innere Textur des Wassers über unsre Vernunft gehe, so antworte ich: über die gegenwärtige; denn ich glaube nicht, daß die Textur des Wassers schon genügend von jemand erklärt ist; und doch verzweifle ich nicht, es könnte einst eine Erklärung gegeben werden, welche den Erscheinungen genügt. Es giebt auch vieles, das über die menschliche Vernunft geht, nicht blos die unsre, sondern auch der Nachwelt und überhaupt so lange wir an dieses irdische Leben

geknüpft sein werden; obschon es möglich ist, daß diese Dinge von einem höheren Geschöpfe eingesehen, und auch [illegible], wenn wir einmal in einen höhern Zustand übergehen, in [illegible] sein werden. Versteht man [illegible] Mysterium, was über alle geschaffene Vernunft geht, so wage ich zu behaupten, daß zwar keine natürlichen Erk[illegible] über der Vernunft sind, daß aber sogar die Begriffe o[illegible] der individuellen Substanzen für den geschaffenen Verstand unmöglich sind, weil sie das Unendliche involviren. Daher kommt es, daß wir keine vollkommene Rechenschaft von dem Universum geben können. Und warum sollten nicht ebendahin gewisse von Gott offenbarte Dogmen gehören, daß sie nemlich durch keine Kraft der Vernunft hinlänglich erklärt werden können, obschon sie dem Geiste bis auf einen gewissen Grad erreichbar sind, und auch von dem Vorwurf des Widerspruches mit Fug befreit werden können?" — Leibnitz versuchte nachmals in Briefen diesen Engländer für eine philosophischere Weltansicht zu gewinnen, vorzüglich als Toland ihm, im Jahre 1710, sein Buch Adeisidaemon sive Titus Livius a superstitione vindicatus überschickte, ein Buch, worin, nach dem Vorgange Bayle's, der Satz vertheidigt wird, daß der Unglaube der bürgerlichen Gesellschaft minder nachtheilig sei, als der Aberglaube, übrigens aber der Lehre der Kirche eine pantheistische Weltansicht sich entgegenstellt. Veber's verdanken wir ein ausführliches Schreiben Leibnitzens hierüber an Toland, wo jener, nach dem Zusammenhange seiner Philosophie, sich für eine verständige und von der Welt verschiedene Ursache

(causa supramundana) erklärt, und bei dieſer Gelegenheit bemerkt, die Kurfürſtin Sophie führe bei dieſen Fragen gern den Spruch der Schrift an: „Der das Auge gemacht hat, ſollte der nicht ſehen? Der das Ohr gemacht hat, ſollte er nicht hören?“ —

In Berlin, wo Leibnitz nach Erledigung der ihm übertragenen Arbeiten im September eintraf, und bis zum neuen Jahre 1702 durch die Königin zurückgehalten wurde, traf er auch Toland wieder an, welcher in Gegenwart der Königin mit ihren Theologen über die heilige Schrift disputirte. Ein ausführlicher Bericht davon iſt uns erhalten. Was Leibnitz betrifft, ſo war er bei dieſem Aufenthalte nicht minder als Staatsmann, denn als Freund einer philoſophiſchen Königin rege und thätig; er erntete auch von ſeinen Beſtrebungen im Intereſſe der Eintracht beider Höfe diesmal beſondern Erfolg, wie er in ſeinen Briefen an die Kurfürſtin Sophie berichtete. „Ich hoffe, ſchrieb er an ſie den 19. November, daß unſer Hof Urſache haben wird, mit dem hieſigen zufrieden zu ſein. Es iſt gerade die Zeit, in vielen Dingen Nutzen zu ziehen. Das Miniſterium ſucht der Königin zu gefallen, und hat Recht, und die Königin ihrerſeits zeigt ſich gegen daſſelbe auf das beſte. Und da man weiß, daß nichts der Königin mehr Vergnügen machen kann, als das gute Einverſtändniß beider Höfe, ſo iſt man ſehr geneigt, ſie zu pflegen. Zu geſchweigen, daß es das große und wahre Intereſſe des einen und des andern iſt, und man es als das einzige Mittel erkennt, uns Alle und die allgemeine Freiheit zu retten; was auch der gewöhnliche Text meiner Predigten iſt.“ Dieſe Wirkung war

indeß von keiner langen Dauer. Es vergingen nicht zwei Jahre, als Leibnitz, in einem Briefe an den holländischen General von Obdam, vom 3. December 1705, bei Anlaß der Streitigkeiten zwischen der Aebtissin von Hervorden mit ihren Untergebenen, wobei der Kaiser den Kurfürsten von Hannover und den Herzog von Celle mit dem Schutze der Aebtissin beauftragt und dadurch die Eifersucht des preußischen Hofes erregt hatte, Klage führte, daß er vergeblich gearbeitet habe! „Ich habe es hinlänglich in Berlin geprediget: sed non omnes capiunt verbum hoc;“ und setzt hinzu: Der Berliner Hof faßt bei der geringsten Sache Feuer, welche kaum verdiente, daß man Kenntniß davon nähme.“

Dagegen können wir zwei wichtige Streitigkeiten nennen, welche der preußische Hof für seine Rechte während des allgemeinen Krieges, wenn auch ohne Blut und größtentheils glücklich, führte, und bei denen Leibnitz, jedoch ohne Namen, als Vertreter der Rechte Preußens auftrat. Die eine betraf die oranische Erbschaft vom Jahre 1702; die andere die Besitzergreifung von Neufchatel im Jahre 1707. Fehlt es uns auch bei ersterer Schrift an so deutlichen Nachrichten, wie bei der zweiten, so läßt doch, anderer Gründe zu geschweigen, schon die hervorstechende Aehnlichkeit in der Behandlung und die Gleichheit der Ansichten, endlich die innere Verwandtschaft beider Fragen zu einander, auf keinen andern Verfasser schließen. Die Veranlassung jener Streitigkeiten ist zu bekannt, als daß es hier einer ausführlichen Erörterung bedürfte, oder daß wir in die, in das besondere preußische Staatsrecht eingreifenden Fragen näher eingehen müßten. Beide Schriften.

jede äußerſt ſelten, aber glücklicherweiſe in Lünigs Grundveſte europäiſcher Potenzen (I) uns erhalten, ſind franzöſiſch und mit derjenigen Gründlichkeit, dem guten Geſchmack geſchrieben, welchen man bei Leibnitz gewohnt iſt, was man doppelt empfindet, wenn man etwa ſeine Schrift über Preußens Rechte auf Neufchatel mit den gleichzeitigen deutſchen Abhandlungen von Ludwig (Peter von Hohenhart) und Nic. Hier. Gundling vergleichen will. Der Titel der erſtern lautet: Information Sommaire touchant le Droit incontestable de Sa Majesté le Roi de Prusse à la Succession de son Grand-Père le Prince Fréderic Henri de Glorieuse Mémoire, fondé sur son Testament et sur le Fidei-commis perpetuel, établi dans la maison de Nassau-Orange, par droit d'aînesse et en faveur des Femmes au defaut des Mâles. Die Schrift über die Erwerbung von Neufchatel und Vallengin führt den Titel: Traité Sommaire du droit de Fréderic I, Roi de Prusse, à la Souveraineté de Neufchâtel et de Valangin en Suisse. Sie kam in Holland heraus und füllte für ſich allein 60 Folioſeiten. Jaucourt giebt an, daß ſie viel Aufſehen gemacht habe; er aber hat, trotz der eifrigſten Nachſuchungen, in Holland, kein Exemplar davon mehr aufſpüren können. Darüber ſein Bedauern zu erkennen zu geben, findet er nicht Worte genug: ſo geſpannt war er, zu entdecken, auf welche Weiſe Leibnitz die anſcheinenden Rechte der Mitbewerber des Königs von Preußen, des Marquis von Matignon, als Haupt des Hauſes von Longueville, und des Prinzen von Conti, welchen Frankreich unterſtützte, widerlegt und die des Königs von Preußen

begründet hätte. Wie treffend und bündig aber auch Leibnitzens Gründe und Dokumente sein mögen, so war es ein Glück, daß die Stände, als höchstes Tribunal, aus freier persönlicher Neigung und Ueberlegung, sich für keinen andern Herrn, als den König von Preußen entschieden, welcher auch ihre Privilegien beließ. Denn wie wenig damals das am meisten beglaubigte Recht für sich allein wirkte, hatte Leibnitz selbst nur zu oft erfahren müssen. —

Die Unterhandlungen zur Vereinigung der Protestanten (auf diese Angelegenheit kommen wir hier zurück) hatten bald in den ersten Jahren von dem Feuer, womit der Entwurf dazu gemacht worden war, viel verloren; alles was Leibnitz von Berlin den 27. December 1701 an Fabricius in Helmstädt über die irenische Angelegenheit schrieb, war: „sie werde nicht ganz vernachlässiget.“ Bei einem spätern, längern Aufenthalte in Berlin, als ihn dort eine Krankheit fesselte, gestand Leibnitz demselben Theologen, vom 20. März 1703: „Die irenische Angelegenheit stockt, dem Ansehen nach, aller Orten, während andere Sorgen, andere Entwürfe die Höfe in Bewegung setzen, Gott gebe solche, welche stets das öffentliche Wohl erheischt!“ Nicht lange darauf, als Leibnitz wieder nach Hannover zurückgekehrt war, geschah der erste erklärte Schritt in dieser Sache, durch die Niedersetzung eines Collegium irenicum oder collegium charitativum durch den König in Berlin, unter dem Vorsitze des bei der Krönung zum reformirten Bischof ernannten Ursinus von Bär. Von reformirter Seite saßen ferner darin Jablonski und der in diesen Angelegenheiten sehr thätige Frankfurter Professor Strimesius.

von lutherischer Seite aber der Probst Lütke in Cölln an der Spree, und der geistliche Inspektor Winkler; daß mithin die Vertreter der reformirten Kirche der Zahl nach das Uebergewicht hatten. Dies sowohl, als ähnliche Bedenken, bewogen den Probst Lütke, von selbst wieder auszuscheiden, so daß nur noch ein lutherischer Theolog im Rathe blieb, gerade nicht derjenige, welcher die meiste Einsicht in das Wesen der Sache besaß, wie wir bald sehen werden. Beschlossen war, daß nichts Entscheidendes vorgenommen werden sollte, ohne das Gutachten des Abts Molanus, so wie der Theologen Fabricius und Schmidt in Helmstädt eingeholt zu haben: „und in dieser Angelegenheit, setzt Leibnitz bei seinem Bericht an Fabricius, aus Hannover den 14. Juni 1703, bescheiden hinzu, wird vielleicht auch meine Bemühung einmal mit eintreten, obgleich ich draußen stehe (etsi sim τῶν ἔξω). Du siehst also, daß die alten Entwürfe wieder aufgenommen werden sollen.“ Bei diesem Anlasse schärfte Leibnitz, wie früher, von neuem die Nothwendigkeit ein, sich jedes öffentlichen Schriftwechsels in dieser Sache, so lange noch ein Schimmer von Hoffnung des Erfolgs vorhanden sei, zu enthalten. „Denn sollte sie ganz scheitern, setzt er hinzu, so würde ich selbst rathen, daß diese Schriften zum Nutzen der Nachwelt der Presse übergeben würden: jetzt aber, wenn wir damit zu Tage kommen, wird erstlich unsern Gedanken das Gewicht und die Bedeutung einer geheimen Deliberation entzogen, und dann werden die Schwärmer der streitsüchtigen Köpfe aufgereizt, so daß nach und nach Schaaren von Gegnern sich erheben; und dann werden vielleicht diejenigen, welche uns

allmählig gewonnen werden könnten, wenn man ihnen die Ehre einer Privat-Mittheilung erzeigte, durch die Heftigkeit der Andern mit fortgerissen, da denn, wenn erst jemand öffentliche Schriften zu Bürgen seiner Meinung gestellt hat, der Rücktritt erschwert ist."

Nicht lange, und die Warnung, oder, wenn man will, die Prophezeiung Leibnitzens ging treulich in Erfüllung. Noch während seiner Anwesenheit in Berlin, ohne aber, daß er davon eine Ahnung besaß, hatte jener lutherische Inspector Johann Joseph Winkler, einer der Mitglieder des Collegium irenicum, aus eigener Hand im Geheim einen Unionsplan beim Könige eingereicht, welcher auf die schneidendste Willkühr und Intoleranz hinausging. Mit dem Grundsatze auftretend, daß der Landesherr der oberste Bischof oder Pabst seines Landes sei, rieth er dem Könige, die Vereinigung durch einen Machtspruch durchzusetzen. Alle Ceremonien, welche die Lutherischen von den Reformirten zur Zeit unterschieden, sollten auf Befehl aufgehoben werden. Eine Generalvisitation wäre anzuordnen, und den geistlichen Inspektoren größere Macht über störrige Pfarrer einzuräumen, vor allem aber sollte kein Prediger mehr angestellt werden, welcher nicht in Halle studirt habe, da die übrigen an „der wittenbergischen Tücke" litten. In Hinsicht der Lehre brauchte übrigens nur festgehalten zu werden, daß der Mensch durch das Verdienst Christi selig werde, aber zugleich ein heiliges Leben führen und seine Mitchristen lieben müsse: wenn sie auch in einzelnen Dingen anderer Meinung wären; die Lehre von der Gottseligkeit müsse der Grund der Vereinigung sein u. s. w. Diese Schrift kam,

ohne daß jemals entdeckt worden, auf welchem Wege? in fremde Hände, und erschien zum Schrecken des Hofes und zum Schmerze der übrigen Theilnehmer der Unterhandlung, in demselben Jahre (1707) zu Frankfurt unter dem Titel: Arcanum Regium. Sie brachte unter den Lutherischen eine solche Aufregung hervor, daß die evangelischen Landstände des Erzbisthums Magdeburg die theologische Facultät der Universität Helmstädt um ein Gutachten baten, wie sie sich als christliche Unterthanen zu verhalten hätten, wenn ihnen von den Dingen, die der Autor in Vorschlag gebracht, etwas aufgedrungen werden sollte, damit sie sich an Gott und der Landesobrigkeit nicht versündigten. Die Facultät fragte bei Leibnitz ein, und er zeichnete den Theologen durch sein Schreiben an Fabricius, vom 30. Juli 1703, mit der Beilage für die Facultät den Weg vor, wie sie den ungebührlichen Schritt jenes Winkler zu rügen hätten, ohne die Gnade des Königs von Preußen zu verscherzen; er sprach gegen Fabricius die Hoffnung aus, daß die Sache wenigstens dazu dienen werde, den zum Geschäfte untauglichen Mann aus dem Collegium Irenicum zu entfernen, da seine eignen Collegen dessen Paradoxien mißbilligten. Zu gleicher Zeit entwarf er selbst eine kurze Kritik des Arcanum regium, wonach die Facultät ihre Antwort einrichten sollte. Er sagte in seinem Gutachten: „Es sei eine ausgemachte Sache, daß niemand als fromme und ehrliche Leute in allen, und sonderlich geistlichen Aemtern sein sollen, und Visitationen zur Abschaffnng der Mißbräuche könnten nicht anders als dienlich sein. Wenn man aber statt

ßbräuche solche Dinge rühren wolle, da streitig, ob es

Mißbrauch oder nicht, ja die durch die älteste Praxis der Kirche, zu geschweigen durch Privilegien und Pacta autorisirt, werde des guten Zwecks verfehlet und Uebel ärger gemacht. Tollatus abusus, non usus. . . . Wer Königen etwas vortragen will, muß darin große Prudenz brauchen und nichts setzen, daß er nicht gern öffentlich wolle gelesen wissen. . . Ein großer Herr hat viel zu große Weisheit, daß er die sofort vor Verächter seiner heiligen Person halte, die in einem und andern circa jura des Landesfürsten verschiedener Meinung sind. . . Der neuen Regel: quod Princeps Evangelicus sit Papa in sua ditione muß man nicht mißbrauchen. Bei den verständigsten unter den Katholiken selbst ist das Concilium der allgemeinen Kirche wo nicht über, doch nicht unter dem Pabste. Also ist billig, daß ein großer evangelischer Herr nicht alles vor sich allein thue, sondern mit andern evangelischen Potentaten communicire, auf daß das Band der Kirche nicht zerrissen werde."

Diese Zwischenfälle waren nicht geeignet, die Angelegenheit zu befördern, an welcher die Königin Sophie Charlotte um diese Zeit eigenen Antheil nahm. Dies lehrt ein Brief von Leibnitz an Fabricius, vom 22. Februar 1704. In diesem Jahre starb der Herzog Rudolph-August von Wolfenbüttel, und sein Bruder Anton Ulrich, ein Herr von siebenzig Jahren, war jetzt alleiniger Regent. Bei der Thätigkeit, welche dieser Fürst für die Kirche bisher entwickelt hatte, baute man auf seine Mitwirkung für die Union neue große Hoffnungen. Der König von Preußen setzte sich daher seit 1705 mit ihm und seinen Theologen in unmittelbare Verbin-

dung. Der Bischof Ursinus und der Abt Molanus übernahmen diesmal die Leitung der Sache. Zur Ermunterung der Theologen spendete der König von Preußen goldne Medaillen; eine solche, fünfzig Ducaten in Werth, erhielt anfangs Molanus; andere vertraute man zum Vertheilen an Theologen, unter andern an Carpzow in Würtemberg, unserm Leibnitz. Der Herzog Anton Ullrich seinerseits gewann den Herzog von Sachsen-Gotha für diese Angelegenheit. Leibnitz correspondirte mit dem gothaischen Minister, Baron von Schleunitz, und erklärte den gelehrten Buddeus in Jena für den geschicktesten Theologen, welcher mit dem Professor Schmidt in Helmstädt in Verbindung treten sollte. Bei dem Landgrafen von Hessen, an den man sich wandte, glückte es nicht in gleichem Maaße. Die Seele dieser Verhandlungen blieb Leibnitz. Doch nicht lange, so trat eine Wendung ein, welche für Leibnitzens Wirksamkeit in dieser Richtung einen Schluß setzte. Im Jahre 1706 nemlich, bei der Vermählung des Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, mit der Tochter des Kurfürsten von Hannover, Sophie Dorothee, waren Verhandlungen im Gange, welche die verschiedenen Confessionen des Prinzen und der Prinzessin betrafen; ihre Verbindung stand einen Augenblick in Frage: man endigte jedoch damit, daß der lutherischen Braut von Seiten des Königs von Preußen die vollständigste Religionsfreiheit gesichert wurde.

Die Unionsverhandlung wurde dadurch für das Staatenleben für überflüssig erklärt. Leibnitz befand sich, zur Feier der Vermählung, gerade in Berlin. In dem Schreiben nun, worin Kurfürst Georg Ludwig Leibnitzen die Anzeige der

über das Glaubensbekenntniß getroffenen Uebereinkunft machte (v. 15. November 1706), erklärte er zu gleicher Zeit ausdrücklich und entschieden seinen Willen, statt Befehls, daß Leibnitz sich von nun ab jeder Mitwirkung an dem Vereinigungsgeschäfte zu enthalten habe. „Wir wollen auch (lautet es in dem Schreiben wörtlich), daß Ihr von allem, was das Vereinigungs-Negotium der Lutheraner und Reformirten Religionen betrifft, hinführo allerdings abstrahiret.“ Leibnitz ließ zwar die Theologen, mit welchen er bisher gemeinschaftlich gearbeitet, von diesem Verbote nichts merken: doch etwa fünfzehn Monate später, ließ er in seinem Schreiben an Fabricius in Helmstädt, vom 28. Januar 1708 die bedeutungsvollen Worte fallen: „Wie jetzt der Stand der Dinge ist, erwarte ich nichts mehr von dem Vereinigungsgeschäfte. Die Sache wird sich einmal selbst vollziehen! (ipsa se res aliquando conficiet).“ Die vollkommene Auflösung dieser Verhandlungen wurde bald offenbar, als der Herzog Anton Ullrich, einer ihrer eifrigsten Patrone, nicht ohne innern Kampf, im Jahre 1710, öffentlich zur katholischen Kirche übertrat. Seine Tochter, die Gemahlin des Königs von Spanien, Karl III, nachherigen Kaisers Karls VI, war ihm (im Jahre 1706) darin vorangegangen. Dieses letztere Ereigniß hatte, in Folge des von der theologischen Facultät zu Gunsten des Uebertritts abgegebenen Gutachtens, welches Jesuiten, die Herausgeber des Journal de Trevoux, sich verschafft hatten, unter den protestantischen Theologen und Staatsmännern das größte Aufsehen erregt. Leibnitz schrieb auch hier, auf Befehl des

Leibnitz gegenwärtig geweſen, und hatte, wie Eccard ſich ausdrückt, „die Beſtändigkeit der Prinzeſſin bewundert.“ Sie erhöhte dieſe Bewunderung noch von Seiten ihres in die höchſten Fragen der Philoſophie tief eindringenden Geiſtes; nach dem Tode der Königin von Preußen, und zuletzt auch dem Hinſcheiden der Kurfürſtin Sophie, nannte die Prinzeſſin von Wales ſich noch Leibnitzens Schülerin und Freundin; und ſie iſt es, an deren Namen ſich ſeine philoſophiſchen Streitigkeiten mit Samuel Clarke knüpfen.

Im Zuſammenhange ſowohl mit jenen Entwürfen zur Vereinigung der Proteſtantiſchen Kirchen, als auch mit den Rückſichten Hannovers auf die Thronfolge in England ſtand ein Entwurf, deſſen Geſchichte wir berühren, weil auch darin Leibnitz mit hineingezogen ward: dies waren die Verſuche, die Verfaſſung und wenigſtens die Liturgie der engliſchen Kirche in Preußen und Hannover einzuführen. Die erſte Anregung dazu in Preußen hat, ſcheint es, der Hofprediger Jablonski bei Anlaß der Krönung gegeben; denn kurz vorher war er ſelbſt in Proß-Pohlen auf einer Synode der böhmiſchen Brüder zum Biſchof erwählt worden; und er zeigte ſich ſtets als Anhänger der biſchöflichen Verfaſſung. Auch Leibnitz war es: und von ihm iſt eine Denkſchrift an den König von Preußen, aus der Epoche der Krönung herrührend, vorhanden, wo er die Beziehung der kirchlichen Hierarchie zu der königlichen Macht und Würde, ſelbſt in einem proteſtantiſchen Reiche, erläutert und die Einführung derſelben in Preußen empfiehlt. Er führte das Sprüchwort der Engländer an: no Bishop, no king. Aus dieſem Geſichtspunkte nahm es

der König von Preußen, als er zu Ende des Jahres 1702 seinen anfänglich nur für die Dauer der Krönungs-Ceremonie ernannten Bischöfen die Würde auf Lebenszeit, mit ansehnlichen Einkünften, verlieh. Nicht lange darauf (im Jahre 1704), wurde die englische Liturgie ins Deutsche übersetzt, der Bischof Ursinus schickte ein Exemplar davon gleichzeitig an Leibnitz und an den Erzbischof von Canterbury und schrieb diesem im Namen des Königs, um ihn von dem Vorhaben der Einführung der bischöflichen Verfassung in Kenntniß zu setzen und seinen Rath zu erbitten. Als dieser Prälat seine Antwort schuldig blieb (er behauptete nachmals, daß der Brief ihm nicht zugestellt worden wäre), und in der Ereiferung gegen das Responsum der Helmstädter Universität zu Gunsten der Königin von Spanien, so weit ging, aller Verbindung mit den protestantischen Kirchen Deutschlands zu entsagen, so ruhte die Angelegenheit mehrere Jahre. Sie wurde erst im Jahre 1710 von dem König von Preußen wieder aufgenommen, und ein lebhafter Schriftverkehr entspann sich zwischen Jablonski und dem Erzbischof von York, an welchem zu gleicher Zeit der englische Gesandte, Lord Raby, und dessen Gesandtschaftsprediger Ayerst, der Staats-Secretair John (Bolingbroke); von preußischer Seite der Freiherr von Printz und der Gesandte in London, Bonnell, dieser mit anscheinend regstem Eifer für den Plan, Theil nahmen. Man versprach sich bessern Fortgang, wenn das Haus Hannover in seinen Beziehungen zu England es unterstützte. Dies war im Jahre 1711, in einem Augenblicke, als Leibnitz sich in Berlin aufhielt. An ihn wandte sich nun der Gesandtschaftsprediger

Ayerſt und er fand Leibnitz auch hier bereit, ſeine Mühe zu verwenden. Er ging auf den Plan ein, und er vereinigte ſich mit dem Erzbiſchofe von York und Jablonski, an deſſen Verwirklichung zu arbeiten. Allein der mehrjährige Briefwechſel führte zu keinem Ergebniſſe, ſchon deshalb, weil ein weſentliches, im kirchlichen und Staatenleben tiefer begründetes Bedürfniß nicht vorhanden war, ſondern faſt alles in dem frommen Wunſche des preußiſchen Monarchen ſeine Wurzel hatte. Aus den uns erhaltenen Auszügen und Fragmenten dieſes Briefwechſels kann man die immer zunehmende Mattigkeit der Eingeweihten, ſelbſt bei Leibnitz, wahrnehmen. So wurde der Entwurf von den viel ernſtern Verhandlungen und Ereigniſſen der Jahre **1712** und **1713** ſowohl in England, als auf dem Feſtlande, verdrängt; der Tod Friedrichs **I** machte ihm von ſelbſt ein Ende, da ſein Nachfolger eine entſchiedene Abneigung gegen England mit auf den Thron brachte.

Wenn wir von unſerer Gegenwart auf dieſe Entwürfe und Bemühungen zur Vereinigung der Proteſtanten, oder zur Einführung der engliſchen Liturgie und Kirchen-Verfaſſung in den proteſtantiſchen Kirchen Deutſchlands, im Vergleiche mit den ihnen vorangehenden Entwürfen zur Reunion der Proteſtanten mit den Katholiken einen Blick zurückwerfen, ſo bieten ſich verſchiedene Geſichtspunkte dar, nach welchen das größere Intereſſe und danach auch Ruhm oder Tadel bald nach dieſer, bald jener Seite fällt. Es iſt Thatſache, daß, während die Vereinigung der Proteſtanten dem Geiſte nach bei der Mehrzahl in Deutſchland, und ſelbſt dem Namen und Bekenntniſſe

nach in Preußen ſich vollzogen hat, daß unterdeſſen unſre Wiedervereinigung mit der katholiſchen Kirche in den weiteſten Hintergrund ſich rückte, und es ohne Zweifel immer mehr thun wird, wenn jede Kirche ſich des eignen hiſtoriſchen Princips immer mehr bewußt bleibt, ohne dieſes hiſtoriſche Princip von dem Weſen und der Idee der chriſtlichen Kirche überhaupt zu ſondern. Sonach hätten die proteſtantiſchen Unionsentwürfe zwiſchen Preußen, Hannover und England für die Gegenwart ein lebendigeres Intereſſe wiedergewonnen, welches den Entwürfen zur Reunion mit Rom abgeht. Wo gäbe es auch heute einen Prälaten, gleich dem großen Boſſuet, der bei derſelben Strenge doch ſo überraſchende Zugeſtändniſſe an die Proteſtanten machte? — Wie nun? könnte man vielleicht Leibnitz zum Vorwurf machen, daß er hier eine Vereinigung zu beſchleunigen arbeitete, zu deren Verwirklichung es noch ein Jahrhundert brauchte, und dort einer Vereinigung am Ende mit allen Kräften entgegenwirkte, als es dazu noch Zeit ſchien? während dieſe Möglichkeit von Jahrzehend zu Jahrzehend abnahm und nach anderthalb Jahrhunderten dem Ziele entfernter ſcheint, als jemals? — Betrachten wir indeß dieſe beiden verſchiedenen Unions-Handlungen, abgeſehen von den Beziehungen auf ihre eigene Zukunft, nur nach ihren Wirkungen in ſich ſelbſt und ihrem Gehalt, ſo vertheilt ſich vielleicht das Intereſſe an ihnen in einer entgegengeſetzten Weiſe: dann neigte es ſich wohl der Unionshandlung zur Einigung mit der katholiſchen Kirche überwiegend zu. Es fehlt nemlich (abgeſehen von ihrem Ausgange) der andern auch an der

Bethätigung jenes höheren, philoſophiſchen, kirchlich-ſocialen Princips, welches aus dem Syſteme und, ſo zu ſagen, dem philoſophiſchen Glaubensbekenntniſſe unſers Leibnitz folgerecht hervorging und ſeinem ganzen politiſch-ſocialen Leben von Anfang den Anſtoß gegeben hatte, das ſich durch jene Verhandlungen mit den Katholiken, als das geiſtige Band hindurchzog, und mitten in der ſchärfſten Polemik gegen Boſſuet durchklingt. In den Controverſen wiederum treten andrerſeits die großen welthiſtoriſchen Gegenſätze der Reformation und der unverwüſtlichen römiſchen Hierarchie hervor, welche noch immer einer dem andern den Kampf ſtreitig machen; der Kampf ſelbſt iſt es auch hier, welcher den Beobachter feſſelt, und der ein dramatiſches Intereſſe gewinnt, wenn Boſſuet und Leibnitz, mit ihren eigenſten und vollſten Kräften, aus den entgegengeſetzten Standpunkten ſich mit einander meſſen. Dies hohe Intereſſe fehlt allerdings den Unionsverhandlungen unter den proteſtantiſchen Kirchen; eine Folge davon iſt denn auch die: daß von dem ganzen dahin gehörigen Schriftwechſel, in Briefen oder Abhandlungen, nichts der Literatur zufloß, welches dem Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und Peliſſon und noch weniger dem zwiſchen Leibnitz und Boſſuet an die Seite geſetzt werden könnte; denn wer möchte hier an den matten und ideenarmen Briefwechſel mit dem Hofprediger Jablonski erinnen?... Und dennoch, wenn wir die Richtung aufſuchen, in welcher die reifſte Blüthe von Leibnitzens literariſchem Wirken auf ſein Zeitalter gegen den Abend ſeines Lebens ſich entfaltet hat, ſo finden wir ſie nirgends ſo beſtimmt ausgeſprochen, als eben hier. Ich rede von der Theodicee.

Die wahre Bedeutung der Theodicee, als Literaturwerk aus dem Zeitalter Ludwigs XIV betrachtet, liegt nicht in dem darin niedergelegten Abriſſe von des Verfaſſers philoſophiſchem Syſtem, ſondern in der davon gemachten Anwendung, in ihrem Objecte: die Theodicee muß nicht ſowohl als philoſophiſches, denn als theologiſches Werk gefaßt werden, und als ſolches wiederum nach ſeiner ausgeſprochenen, durchgängigen Beziehung zu dem weltgeſchichtlichen Probleme, welches im ſechszehnten Jahrhundert die Einheit der Kirche aufgelöſt, und ſpäter auch, im Laufe des ſiebenzehnten Jahrhunderts, in jeder der einander bekämpfenden chriſtlichen Kirchen ſelbſt wieder, unter verſchiedenen Namen und Partheien, die heftigſten theologiſchen, wie politiſchen Gährungen hervorgerufen hat, und deren Wirkungen ſich bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch hineinziehen: zu dem Grundproblem des Chriſtenthums über die Erlöſung, über Gnade und Verdienſt, über Freiheit und Vorherbeſtimmung, und was damit zuſammenhängt. Man denke an den Kampf der Janſeniſten und Moliniſten, an den Kampf der Gomariſten und Arminianer, und zumal an den Gegenſatz des reformirten und lutheriſchen Glaubensbekenntniſſes bei dieſer Frage. Die Idee einer Theodicee oder einer Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt, ein Problem, welches allen Religionen und allen theologiſchen Syſtemen gemeinſchaftlich iſt, erhielt durch jenen Streit ihre beſtimmte beſondere Form und ward das erſte ethiſche Problem eines chriſtlichen Philoſophen; er mußte ſich über alle Partheien, ja über den Gegenſatz der getrennten Kirchen ſelbſt erheben, da dieſe

vermöge jenes Problems sich einander unvermerkt wieder mehr genähert hatten, als sie sich selbst gestehen mochten; wie die Geschichte des Jansenismus uns lehrt. Schon als Knabe und Jüngling hatte Leibnitz darin eine Aufgabe seines Denkens und seines Talents ergriffen: bereits im Jahre **1671** hatte er einen (zur Zeit noch nicht herausgegebenen) anonymen lateinischen Aufsatz in vielen Abschriften, durch des Barons von Boineburg Vermittelung, über die Lösung des Problems von der Freiheit und der Vorherbestimmung an die Theologen Deutschlands aller Confessionen geschickt; es handelte diese Schrift (wie Leibnitz in einem Schreiben an den Herzog Johann Friedrich auseinandersetzte) vom freien Willen des Menschen, göttlicher Vorsehung, Glück und Unglück und Vorsehen oder Schickung, Gnadenwahl u. s. w. Des Ausdrucks einer Theodicee bedient sich Leibnitz in seinen bekannt gewordenen Schriften zuerst in einem Schreiben an Magliabechi vom Jahre **1697**, mit der ausgesprochenen Hoffnung, daß diese Theodicee ihrem größten Theile nach werde gebilligt werden, und zur Beilegung der Streitigkeiten etwas beitragen werde. Da bald darauf die Verhandlungen zur Aufhebung der Trennung zwischen den Lutheranern und Reformirten ihren Anfang nahmen, so schob Leibnitz diesen Gedanken weiter hinaus, er wollte ihn nemlich, und zugleich seinen Ruhm, der unmittelbaren Anwendung seiner Ideen auf die Erleichterung der Union gern zum Opfer bringen. In seinem Schreiben an Jablonski, vom **23.** Januar **1700**, sagt Leibnitz über diesen Gegenstand sehr bestimmt: „Ich hatte mir einst*mals* vorgenommen, eine Theodicäam zu schreiben, und

darinnen Gottes Gütigkeit, Weisheit und Gerechtigkeit sowohl, als höchste Macht und unveränderliche Influenz zu vindiciren. Aber es wird besser angewendet sein, wenn mir Gott einsmals die Gnade verleihen sollte, solche Gedanken (davon Sie noch nur kleine Echantillons gesehen) bei mündlicher Conferenz mit vortrefflichen Leuten, zu Gewinnung der Gemüther und Beförderung der Einigkeit der protestirenden Kirchen, glücklich anzubringen. Nur werden bequeme Gelegenheiten dazu erfordert.“ Leibnitz wiederholte dieses Vorhaben mit Nachdruck in einem der nächsten Briefe an Jablonski, vom 26. März 1700. Das Bücherschreiben, sagt er, in diesen Verhandlungen, finde er anjetzo nicht allzu rathsam. Und anstatt zur Zeit seine Gedanken „de Theodicaea und connexis“ der Welt durch Bücher darzustellen, und einigen zankſüchtigen Gemüthern Materie zu Streitigkeiten zu geben, so sei er mehr geneigt, mit vortrefflichen wohlgesinnten Theologen eines und andern Theils freundschaftlich und im Privatwege zu conferiren, und dann erst, nachdem er ihnen und sie ihm Vergnügung gegeben, auch Andern zu Dienst, wenn ihm Gott das Leben lasse, damit herfür zu gehen.

Je mehr jedoch diese Verhandlungen sich in die Länge zogen, und in dem Maaße die Hoffnung auf Erfolg zurücktrat, desto eher machten jene Bedenklichkeiten dem frühern, allgemeinern Entwurfe Leibnitzens zu einem Werke, nicht für eine der christlichen Kirchen allein, und zu einem bestimmten Zweck, sondern für die Theologen und denkenden Mitglieder aller christlichen Confessionen, Raum. Vielleicht aber würde, bei Leibnitzens vielfältig sich durchkreuzenden Thätigkeiten und

Entwürfen, dieſes Unternehmen mit ſo vielen andern niemals eine Geſtalt und Wirkung gewonnen haben, ohne den eigenthümlichen Anſtoß, welcher den Philoſophen, aber in derſelben Sphäre ſeines Lebens, ergriff und ans Ziel führte. Dieſen Anſtoß erhielt Leibnitz im Umgange mit der Königin Sophie Charlotte, ſeiner Schülerin in der Philoſophie. Dieſe Fürſtin, welche, wenn ſie nicht der kindlichen Pflicht die eigne Neigung zum Opfer gebracht hätte, vielleicht das Beiſpiel ihrer berühmten Tante, der Prinzeſſin von Böhmen, nachgeahmt und die wiſſenſchaftliche Muße, die Beförderung ihres Durſtes nach Wahrheit, der höchſten irdiſchen Größe vorgezogen hätte, ruhte nie bei bloßen Entſcheidungen durch Autorität von Autoritäten, ſie forſchte unabläſſig nach den Gründen, und ihr vordringender Geiſt ließ oft die Antworten der Philoſophen unbefriedigend hinter ſich. Leibnitz that ihr nicht immer genug. Sie beſchwerte ſich einſt in einem Briefe an das Fräulein von Pöllnitz, aus Wuſterhauſen den 7. Aug. 1701, über den Philoſophen, daß er alles ſo oberflächlich mit ihr treibe. „Voici une lettre de Leibnitz (lauten ihre Worte) que je vous envoye. J'aime cet homme; mais j'ai envie de me fâcher de ce qu'il traite tout si superficiellement avec moi. Il se défie de mon génie, c'est rarement qu'il me répond avec précision sur les matières que j'agite.“ Leibnitz hatte in ſeinem Briefe über den Begriff des Unendlichkleinen gehandelt; auf ihre Lage unter Menſchen, von welchen ſie nicht begriffen würde, anſpielend, ruft die Königin aus: „Qui mieux que moi, ma chère, est au fait de ces êtres!“ Ein andermal wieder, da ſie

das Menſchliche, namentlich den Stolz, welchen oft der Weiſeſte mit den Uebrigen gemein hat, bedachte, in einem ſonſt nur heitere Laune und Geiſt athmenden Schreiben an die Freundin, ruft ſie aus: „Grand Leibnitz! que tu dis sur ce sujet de belles choses! Tu plais, tu persuades, mais tu ne corriges pas!“ — Dahingegen (erzählt Friedrich der Große) geſtand vor ihr Leibnitz: „Es iſt nicht möglich, Sie zufrieden zu ſtellen: Sie wollen das Warum des Warum wiſſen!“

Eine unerſchöpfliche Quelle von Zweifeln auf dem Gebiete der Philoſophie und Theologie ward nicht blos für Einzelne, ſondern dieſes ganze Zeitalter das berühmte hiſtoriſche Wörterbuch von Pater Bayle, ſo gut als ſeine übrigen Schriften. Dieſer durch eine unermeßliche Erudition und einen zerſetzenden Scharfſinn ausgezeichnete Kopf, von Geburt Franzoſe und Reformirter, ſeines Glaubens wegen aber (welchen er als junger Menſch in einer ſchwärmeriſchen Stimmung nur auf kurze Zeit verlaſſen hatte) aus ſeinem Vaterlande verbannt und nach Holland geworfen, wo er indeß vor den fanatiſchen Verfolgungen in die ungeſtörte Ruhe eines Privatgelehrten ſich zurückzog — Bayle machte es ſich zur Aufgabe ſeines Lebens, die Bedeutung der theologiſchen Controverſen und dadurch das Anſehen der Theologen ſelbſt zu ſchwächen und niederzureißen. Er bahnte den Weg für Voltaire, deſſen Geburt noch in den Abend ſeines Lebens fällt, ohne ſich jedoch wie dieſer ſeiner zerſtörenden Tendenz bewußt zu ſein. Die Dialektik war das Element, worin ſeinem Geiſte wohl war. Leibnitz ſchlug auch deshalb einmal vor, die guten

Stellen in Bayle's Schriften öffentlich anzugreifen, überzeugt, daß die Religion und die allgemeine Vernunft durch Bayle's Widerstand den glänzendsten Triumph davon tragen würde. Eine gewisse Heiterkeit geht auch durch die Polemik, welche Leibnitz gegen Bayle, namentlich in der Theodicee, führt; ja die eigentliche systematische Widerlegung dieses Gegners beginnt hier erst, nachdem Leibnitz Bayle'n, welcher damals seit mehreren Jahren todt war, in seiner himmlischen Verklärung und im Besitze der Wahrheit zeigt, welche wir hienieden beständig suchen. Er wendet Virgil auf ihn an:

> Candidus insueti miratur limen Olympi,
> Sub pedibusque videt nubes et sidera Daphnis....

und ähnliche Verse in Lucan.

Den größten Theil dieses Buches also, welches er im Jahre 1710 unter dem Titel: Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal, erscheinen ließ, hat Leibnitz auf Veranlassung von Bayle's Wörterbuch und seiner anderen Schriften, welche er im Schlosse Lützenburg mit der Königin von Preußen zu lesen pflegte, an diesem Orte, aber zu verschiedenen Zeiten, zu Papier gebracht: dies kann schon die lose, unmethodische Form der Theodicee erklären. Er schrieb selbst an Thomas Burnet: „Der größte Theil dieses Werkes ward stückweis (par lambeaux) verfaßt, als ich mich bei der seligen Königin von Preußen befand, wo man diese Materien, bei Gelegenheit von Bayle's Wörterbuch und seiner übrigen Werke, welche dort viel gelesen wurden, verhandelte. In unsern Unterredungen pflegte ich auf die

von Bayle erhobenen Einwürfe zu antworten, und zu zeigen, daß ſie nicht ſo ſtark ſeien, als manche der Religion wenig günſtige Leute glauben machen möchten. Ihre Majeſtät befahl mir ziemlich oft, meine Antworten ſchriftlich aufzuſetzen, um ſie mit mehr Aufmerkſamkeit in Betrachtung ziehen zu können; und zwar in franzöſiſcher Sprache, damit ſie von ihr, ſo wie im Auslande von denjenigen, welche des Lateins unkundig wären, geleſen werden könnten. Nach dem Tode dieſer großen Fürſtin habe ich, auf die Erinnerung meiner Freunde am Berliner Hofe, welche davon unterrichtet waren, dem Befehle der Königin völlig Gnüge zu leiſten, dieſe Stücke geſammelt, vermehrt und daraus dies Werk gebildet. Da ich ſeit meiner Jugend über dieſen Gegenſtand nachgedacht habe, ſo glaube ich ihn bis auf den Grund erörtert zu haben."

Wir wiederholen den philoſophiſchen Kern dieſes Buches nicht, welchen wir, unabhängig von den darin verhandelten theologiſchen und kritiſchen Controverſen, im Zuſammenhange mit dem Gange von Leibnitzens Syſtem, oben zu entwickeln verſucht haben: eines heben wir nur hervor, das, obwohl an ſich nur von formeller Bedeutung, bei jeder neuen Geſtaltung und Entwickelung der Philoſophie, in ihrem Verhältniſſe zu Staat und Kirche, eine Lebensfrage der chriſtlichen bürgerlichen Geſellſchaft ausmacht, ich rede von der durch Leibnitz als Princip vorangeſtellten Theſis: „daß die Vernunft ſtets auf der Seite der wahren Religion ſei, und daß kein Widerſpruch der wahren Vernunft gegen die wahre Religion vor dem Philoſophen beſtehen könne." Dieſer Grundſatz iſt aus philoſophiſchen und hiſtoriſchen Gründen in der einleitenden Ab-

handlung: „Ueber die Uebereinſtimmung des Glaubens und der Vernunft" ausgeführt. Aberglaube und Unglaube, d. h. die Unfreiheit des Geiſtes, jedesmal unter verſchiedener oder entgegengeſetzter Form, dies ſeien die beiden Klippen, an welchen der menſchliche Geiſt leicht zu ſcheitern drohe; ein Bayle ſpreche emphatiſch von dem Siege des Glaubens über die Vernunft, gerade wie der intolerant eifernde Nicole. Daher wendete ſich Leibnitz gegen den einen ſo gut, wie gegen den andern. „Nicole, ſagt er, redet in den Worten, welche Bayle von ihm anführt, von dem Triumph der Autorität über die menſchliche Vernunft. Aber da die Vernunft ein Geſchenk Gottes iſt, ſo gut als der Glaube, ſo würde in ihrem Kampfe gegen einander Gott gegen Gott kämpfen; und wenn die Einwürfe der Vernunft gegen einen Glaubensartikel unauflöslich ſind, ſo wird man ſagen müſſen, daß dieſer vorgebliche Artikel falſch und nicht offenbart ſei, es wird eine Chimäre des menſchlichen Geiſtes ſein, und der Triumph eines ſolchen Glaubens wird den Freudenfeuern, welche man nach einer Niederlage anzündet, zu vergleichen ſein... Auch iſt es gut zu bemerken, daß, was Bayle den Triumph des Glaubens nennt, zum Theil nichts anderes, als der Triumph der demonſtrativen Vernunft gegen ſcheinbare, trügeriſche Gründe iſt, welche man mit Unrecht den Demonſtrationen entgegenſetzt. Denn man muß erwägen, daß die Einwürfe der Manichäer ebenſo gut der natürlichen Religion, als der geoffenbarten Theologie entgegengeſetzt ſind." Bayle hatte bekanntlich unter andern, um das Uebel in der Welt zu erklären, der Lehre dieſer Sekte von einem zweifachen Principe in der Welt das

Wort geredet und viele Gemüther dadurch beunruhigt. Was Leibnitz hier die Vernunft, im Gegensatze gegen die Offenbarung, nennt, darunter meint er nicht jene bloße abstracte und allgemeine menschliche Fähigkeit, sondern die concrete Philosophie und Wissenschaft selbst; denn er definirt die Vernunft im Eingange der Theodicee als die „Verkettung oder das System der Wahrheiten, und zwar derjenigen Wahrheiten, zu welchen der menschliche Geist auf natürliche Art, d. h. ohne von dem Lichte des Glaubens unterstützt zu werden, gelange."

Die außerordentliche Wirkung der Theodicee unter den Lesern aller Confessionen und Länder, von den Fürsten und Fürstinnen bis zu den Gelehrten und vielen Frommen im Volke, für welche mit der Zeit in Deutschland durch Uebersetzungen gesorgt wurde (die Gelehrten lasen die lateinische, von Leibnitz durchgesehene, Uebersetzung durch den Pater Desbosses), zeigt am besten, daß dieses Buch aus dem innersten Geiste und Bedürfnisse seines Jahrhunderts hervorging und somit seine Bestimmung erfüllt hat. Leibnitz hatte den rechten Ton getroffen, zu erbauen und zugleich zu unterrichten, und durch manche natürlich eingeschaltete Abschweifungen aus dem Gebiete der Geschichte, der Cultur, der Physik, alles aus dem Schatze seiner unermeßlichen Belesenheit und seiner eignen Erfahrung, zu unterhalten. Wie trefflich wirkt zum Schlusse die Parabel von Sextus, Sohne des Tarquinius Superbus, zur Veranschaulichung der Lehre von der besten Welt. Es giebt einen Dialog von Laurentius Valla, wo Sextus, der Sohn des Tarquinius Superbus, nach Delphi geht und Apollo um sein

Schickſal befragt. Apollo prophezeihet ihm, daß er Lucrezia entehren werde. Sextus beklagt ſich über dieſe Prophezeihung. Apollo erwiedert, dies ſei ſeine Schuld nicht, er ſei nur der Weiſſagende, Jupiter habe alles angeordnet und bei ihm müſſe er ſich beklagen. Hier hört der Dialog auf: man ſieht, daß Valla die Vorausſicht Gottes auf Koſten ſeiner Güte rettet; aber ſo will Leibnitz es nicht verſtanden wiſſen; er ſetzt alſo das Geſpräch und die Fiction Valla's fort. Sextus geht nach Dodona und beklagt ſich bei Jupiter über das Verbrechen, das ihm beſtimmt ſei. Jupiter antwortet ihm, daß er bloß nicht nach Rom zu gehen brauche; da erklärt Sextus gerade heraus, daß er auf die Ausſicht, König zu werden, nicht verzichten könne, und geht fort. Nach ſeiner Entfernung fragt der oberſte Prieſter bei Jupiter, warum er dem Sextus nicht einen andern Willen gegeben habe? Jupiter ſendet Theodor nach Athen, Minerva zu fragen. Sie zeigt ihm den Pallaſt der Beſtimmungen, mit den Gemählden aller möglichen Welten, von der ſchlechteſten bis zur beſten. Theodar ſieht in der beſten das Verbrechen des Sextus, welches die Freiheit Roms, eine in Tugenden fruchtbare Regierung, ein Reich, das einem großen Theile des menſchlichen Geſchlechtes nützlich wird, zur Folge hat u. ſ. w. Theodor hat nichts mehr zu ſagen. —

Die Theodicee wurde das Leſebuch aller Gebildeten in Europa. Nicht wenig trug zu ihrer größern Verbreitung bei die Urbanität des Tones, womit die Vertreter auch der entgegengeſetzten Meinungen behandelt wurden. Nur in England wurde, einige wenige Freunde Leibnitzens ausgenommen,

die Theodicee kalt aufgenommen: das Anſehen Newtons und die Eiferſucht, welche hier gegen Leibnitz herrſchte, trat bald Anfangs entgegen. Die Prinzeſſin von Wales hatte zwar um 1716 die Abſicht, eine Ueberſetzung der Theodicee ins Engliſche zu beſorgen; Leibnitz führte auch, auf den Wunſch der Prinzeſſin eingehend, deshalb einen Briefwechſel mit Desmaiſeaux; die Arbeit ſollte der Prinzeſſin gewidmet werden. Aber es kam nicht dahin; dieſe Thatſache ſpricht genug. Jene edle Fürſtin las die Theodicee mit ſo viel Vergnügen und Eifer, daß ſie nur (wie Leibnitz dem Grafen Bonneval ſchreibt) über diejenigen, welche ſie von dieſer Lectüre, unter dem Vorwande, daß dieſe Materien zu abſtrakt für ſie wären, abbringen wollten, ſpottete. Bei einem einſamen Aufenthalte in Herrenhauſen, 1716, vor ihrer Abreiſe nach England, wo Leibnitz ihr Geſellſchaft leiſtete, mußte er ſelbſt die Theodicee von neuem mit ihr durchgehen.

Es iſt auch faſt ohne Gleichen in der Geſchichte der theologiſchen Literatur, daß ein Werk, voll ſo dorniger Probleme, und dabei aus einer ſo berühmten Feder gefloſſen, nicht etwa wieder der Mittelpunkt neuer Controverſen wurde.

In Deutſchland trug allerdings der Nationalſtolz dazu bei, der Theodicee ein Anſehen und eine Wirkſamkeit zu verſchaffen, welche, trotz des Eindringens ſenſualiſtiſcher und materialiſtiſcher Richtungen aus England und Frankreich, trotz der Spöttereien und Karrikaturen des Optimismus durch den Verfaſſer des Candide, bis zu Kants Zeiten ſich erhalten hat. Gegenwärtig wird die Theodicee vielleicht nirgends mehr in Ehren gehalten, als in Frankreich; dort giebt man ſie, e

Schickſal befragt. Apollo prophezeihet ihm, daß er Lucrezia entehren werde. Sextus beklagt ſich über dieſe Prophezeihung. Apollo erwiedert, dies ſei ſeine Schuld nicht, er ſei nur der Weiſſagende, Jupiter habe alles angeordnet und bei ihm müſſe er ſich beklagen. Hier hört der Dialog auf: man ſieht, daß Valla die Vorausſicht Gottes auf Koſten ſeiner Güte rettet; aber ſo will Leibnitz es nicht verſtanden wiſſen; er ſetzt alſo das Geſpräch und die Fiction Valla's fort. Sextus geht nach Dodona und beklagt ſich bei Jupiter über das Verbrechen, das ihm beſtimmt ſei. Jupiter antwortet ihm, daß er bloß nicht nach Rom zu gehen brauche; da erklärt Sextus gerade heraus, daß er auf die Ausſicht, König zu werden, nicht verzichten könne, und geht fort. Nach ſeiner Entfernung fragt der oberſte Prieſter bei Jupiter, warum er dem Sextus nicht einen andern Willen gegeben habe? Jupiter ſendet Theodor nach Athen, Minerva zu fragen. Sie zeigt ihm den Pallaſt der Beſtimmungen, mit den Gemählden aller möglichen Welten, von der ſchlechteſten bis zur beſten. Theodar ſieht in der beſten das Verbrechen des Sextus, welches die Freiheit Roms, eine in Tugenden fruchtbare Regierung, ein Reich, das einem großen Theile des menſchlichen Geſchlechtes nützlich wird, zur Folge hat u. ſ. w. Theodor hat nichts mehr zu ſagen. —

Die Theodicee wurde das Leſebuch aller Gebildeten in Europa. Nicht wenig trug zu ihrer größern Verbreitung bei die Urbanität des Tones, womit die Vertreter auch der entgegengeſetzten Meinungen behandelt wurden. Nur in England wurde, einige wenige Freunde Leibnitzens ausgenommen,

die Theodicee kalt aufgenommen: das Anſehen Newtons und die Eiferſucht, welche hier gegen Leibnitz herrſchte, trat bald Anfangs entgegen. Die Prinzeſſin von Wales hatte zwar um 1716 die Abſicht, eine Ueberſetzung der Theodicee ins Engliſche zu beſorgen; Leibnitz führte auch, auf den Wunſch der Prinzeſſin eingehend, deshalb einen Briefwechſel mit Desmaiſeaux; die Arbeit ſollte der Prinzeſſin gewidmet werden. Aber es kam nicht dahin; dieſe Thatſache ſpricht genug. Jene edle Fürſtin las die Theodicee mit ſo viel Vergnügen und Eifer, daß ſie nur (wie Leibnitz dem Grafen Bonneval ſchreibt) über diejenigen, welche ſie von dieſer Lectüre, unter dem Vorwande, daß dieſe Materien zu abſtrakt für ſie wären, abbringen wollten, ſpottete. Bei einem einſamen Aufenthalte in Herrenhauſen, 1716, vor ihrer Abreiſe nach England, wo Leibnitz ihr Geſellſchaft leiſtete, mußte er ſelbſt die Theodicee von neuem mit ihr durchgehen.

Es iſt auch faſt ohne Gleichen in der Geſchichte der theologiſchen Literatur, daß ein Werk, voll ſo dorniger Probleme, und dabei aus einer ſo berühmten Feder gefloſſen, nicht etwa wieder der Mittelpunkt neuer Controverſen wurde.

In Deutſchland trug allerdings der Nationalſtolz dazu bei, der Theodicee ein Anſehen und eine Wirkſamkeit zu verſchaffen, welche, trotz des Eindringens ſenſualiſtiſcher und materialiſtiſcher Richtungen aus England und Frankreich, trotz der Spöttereien und Karrikaturen des Optimismus durch den Verfaſſer des Candide, bis zu Kants Zeiten ſich erhalten hat. Gegenwärtig wird die Theodicee vielleicht nirgends mehr in Ehren gehalten, als in Frankreich; dort giebt man ſie, gleich

den Schriften der Klassiker, den Schülern in die Hände. Wir können aber die seltsame Tradition nicht mit Stillschweigen übergehen, welche kurz nach Leibnitzens Tode sich bildete: daß der Verfasser der Theodicee nicht seine wahre Ueberzeugung darin niedergelegt, sondern im Grunde es mit Bayle, den er widerlegte, gehalten, und also unter der Miene des heiligsten Ernstes Scherz getrieben habe. Zu dieser Verdächtigung seiner Aufrichtigkeit hat Leibnitz durch ein im Spotte hingeworfenes Wort selbst Anlaß gegeben. Als er nemlich den Kanzler und Theologen Pfaff in Tübingen, mit welchem er in den letzten Jahren in Briefwechsel stand, um seine Meinung über die Theodicee befragte, antwortete allerdings dieser Theolog, so gutmüthig als beschränkt: „er glaube, daß er, Leibnitz, nur zum Scherze jenes philosophische System erfunden habe, indem er im Grunde nur Bayle's Meinungen theile: es sei aber nöthig, daß jemand die gefährlichen Sätze Bayle's ernsthaft und gründlich widerlegte." (Man merke: diese „ernsthafte" Widerlegung zu geben, war damals schon sein eigner Vorsatz, den er nachher in seiner Weise ausführte.) Welche Antwort verdiente Pfaff, als die, welche Leibnitz ihm gab, und deren Ironie nur einem solchen Frager entgehen konnte? Der ehrliche Mann gesteht: „Was hat mir Leibnitz geantwortet, er, von dem ich glaubte, er werde mir ob meiner freimüthigen Antwort zürnen? Dies schrieb er mir, aus Hannover den 21. Mai 1716: „Ganz verhält es sich mit meiner Theodicee auf die Art, wie Du schreibst, ehrwürdiger Mann. Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen; und ich wundere mich, daß vor Dir noch Niemand so meine Absicht

gemerkt hat. Denn es ist nicht der Philosophen Sache, die Dinge immer ernsthaft zu behandeln, sie, welche im Erfinden von Hypothesen, wie du richtig bemerkst, die Kräfte ihres Geistes versuchen. Du, der Du ein Theolog bist, du wirst bei der Widerlegung der Irrthümer den Theologen machen..." Hätte Leibnitz ahnen können, welchen seltsamen Mißbrauch der beschränkte Mann mit dieser Abfertigung machen und dabei Glauben finden würde, er würde vorsichtiger gewesen sein. Wahr ist es, Leibnitz hat seine Theodicee nicht für streng methodische Denker verfaßt, welche nur den Maaßstab kalter Betrachtung, wissenschaftlicher Forschung anlegen: in sofern war wohl dieses Buch weniger eine Arbeit, als ein Spiel seines Geistes. Besonders enthielt sich Leibnitz mit vieler Vorsicht jeder Erörterung, welche die Grunddogmen der christlichen Kirche überhaupt in Frage zu stellen geschienen hätte, nicht als ob er nicht auch diese in das Bereich der Speculation gezogen hat, sondern aus Mißtrauen gegen seine Zeitgenossen. Er läßt einmal in einem Briefe an Thomas Burnet, den 21. Juni 1695, über Leclerc's Auslegung des Logos im neuen Testamente die Bemerkung fallen: „daß über alle diese Dinge sehr viel zu sagen wäre;" und setzt hinzu: „er habe den häufigen Bitten seiner Freunde zwar nachgegeben, einiges von seinen Meditationen über die Dynamik bekannt zu machen; aber mit den Meditationen über die Theologie müsse man zurückhaltender sein. Das Nothwendigste sei bekannt, was aber tiefer gehe, könne nur den ausgewähltesten Geistern nützen. Margaritae non sunt objiciendae porcis." —

Die Theodicee bedeutet uns endlich das erhabene Denk-

welches Leibnitz seiner königlichen Freundin und Schülerin, Sophie Charlotte, nach ihrem Tode gesetzt hat, da ihr nicht vergönnt war, dieses Werk zu erleben.

Die Königin starb zu Hannover, im Schooße ihrer Familie, den 1. Februar 1705, in der Blüthe ihres Lebens. Leibnitz war in Berlin; die Königin hatte ihn im vorhergehenden Jahre dorthin eingeladen; ihre Worte an ihn sind uns erhalten, sie schrieb unter andern: „Madame Kielmansegg m'a promis de vous amener. J'espère que vous ne serez pas inexorable à sa prière.“ Leibnitz konnte die Königin jedoch nicht nach Hannover begleiten; Geschäfte hielten ihn in Berlin zurück. In ihrer Krankheit, welche sie schnell hinraffte, nannte sie seinen Namen, während sie an die Unendlichkeit dachte. Friedrich der Große erzählt in den Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Brandenburg: „Eine ihrer Damen, welche an ihrem Bette stand, zerfloß in Thränen. „Beklagen Sie mich nicht, sagte sie zu ihr, denn ich gehe jetzt meine Neugier befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz niemals hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts; und dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm neue Gelegenheit giebt, seine Pracht darzuthun.“ Sie empfahl im Sterben ihrem Bruder, dem Kurfürsten, die Gelehrten, welche sie begünstigt hatte.“ So berichtet uns der Königin Enkel. An einer andern Stelle sagt dieser königliche Schriftsteller von Sophie Charlotte: „Diese Fürstin hatte das Genie eines großen Mannes und die Kenntnisse eines Gelehrten; sie glaubte, daß es einer Kö-

nigin nicht unwürdig wäre, einen Philoſophen zu ſchätzen. Man merkt ſchon, daß der Philoſoph, von welchem wir ſprechen, Leibnitz war: und wie diejenigen, welche vom Himmel privilegirte Seelen erhalten haben, ſich zu den Gleichen der Souveraine erheben, ſo ſchenkte ſie ihm ihre Freundſchaft."

Leibnitz wurde durch die Nachricht von dem Tode der Königin tief erſchüttert, obſchon er bereits von ihrem Unwohlſein in Kenntniß geſetzt war. Das Verhältniß der Freundſchaft, in welchem er zu der Königin geſtanden, war ſo anerkannt, daß er in Berlin von den Geſandten und andern hohen Perſonen förmliche Beileidsbeſuche empfing. Sein eigner Schmerz ſpricht noch zu uns in mehrern ſeiner Briefe, nicht nur in denjenigen, welche er in der erſten Friſche deſſelben, ſondern noch lange nachher über ſeinen Verluſt geſchrieben hat. Der gemeinſamen Freundin, Fräulein von Pöllnitz, ſchrieb er: „Ich ſchließe auf Ihre Empfindungen von den meinigen; ich weine nicht, ich beklage mich nicht, aber ich weiß nicht, woran ich mich halte. Der Verluſt der Königin ſcheint mir ein Traum, aber wenn ich von meiner Betäubung erwache, finde ich ihn nur zu wahr. Ihr Unglück geht in nichts über das meine, nur daß Sie lebhaftere Empfindungen haben, und von dem gemeinſchaftlichen Unglück in der Nähe betroffen wurden. Dies ermuntert mich, Ihnen zu ſchreiben und ſie zu bitten, Ihren Schmerz, wenn es möglich iſt, zu mäßigen, damit er Ihnen nicht ſchade. Nicht durch einen ſchweren Gram werden Sie das Andenken einer der vollkom-

schrieb er, aus übelverstandener Vorsicht die meisten der von der Königin geschriebenen oder an sie gerichteten Briefe verbrannt, so dürften wir sie denen der Königin Christine von Schweden leicht gegenüberstellen. Eine Anzahl derselben ist jedoch wohl hin und wieder aufbewahrt, und unter diesen auch einige an mich selbst, in denen sich die Geisteskraft der fürstlichen Frau und ihr wunderbar zu den Wissenschaften aufgerichtetes Gemüth erkennen läßt."

Nach dem Tode der Königin hatte Leibnitz nicht so viele, so lockende Veranlassung, nach Berlin zu kommen, wie früher, und in den letzten Jahren seines Lebens, seit dem Jahre 1711, begab er sich gar nicht mehr dahin, denn seine Wirksamkeit und Bedeutung als Präsident der Societät der Wissenschaften hatte seit der Zeit gewissermaßen aufgehört. Sein Besuch am Berliner Hofe gegen Ende des Jahres 1706, durch die Vermählung des Kronprinzen von Preußen mit der Prinzessin von Hannover herbeigeführt, zog sich bis in den Februar 1707. Bei diesem Aufenthalte war es, daß Leibnitz von seinem nachher so berühmt gewordenen Schüler in der Philosophie und Mathematik, Christian Wolf, welcher so eben Leipzig verließ und einem Ruf als Professor der Mathematik an der Friedrichs-Universität zu Halle folgte, die ersten Besuche empfing. Leibnitz war auf den hoffnungsvollen jungen Gelehrten zuerst im Jahre 1703 von Otto Menken, dem Herausgeber der Acta Eruditorum, durch Uebersendung von Wolffs Abhandlung über die mathematische Behandlung der Moral-Philosophie, vortheilhaft aufmerksam gemacht worden, und lernte ihn schätzen. Er führte vom Jahre 1704 bis an seinen Tod mit

Wolf einen fleißigen Briefwechſel, deſſen Gegenſtand jedoch vielmehr die Mathematik, als die Philoſophie betraf. Es iſt bemerkenswerth (und dies leuchtet aus mehreren Aeußerungen Leibnitzens über Chriſtian Wolf deutlich hervor), daß er viel mehr den mathematiſchen, als den ſpeculativen Kopf in Wolf ſah, und daher ihn vor Allem zum Anbau und zur Verbreitung der Differentialrechnung auf den Hochſchulen Deutſchlands ermunterte, was Wolfen ungelegen war. In einem Briefe an Remond von Montmort vom Jahre 1714 ſagt Leibnitz ausdrücklich, daß er und Wolf mit einander über Philoſophie nicht viel Verhandlungen gehabt, und daß dieſer von ſeiner Philoſophie eben nicht mehr wiſſen könne, als was er darüber habe drucken laſſen. Dieſer Brief kam ſpäter Wolf zu Augen, aber er legte ſich Leibnitzens Bemerkung über ihren Briefwechſel zu ſeinem Vortheil aus, gewiſſermaßen als eine ihm von Leibnitz ſelbſt ausgeſtellte Beſcheinigung ſeiner Originalität und Selbſtſtändigkeit in der Philoſophie. Auf dieſe vermeintliche Originalität in der Philoſophie war Chriſtian Wolf eiferſüchtig genug, öffentlich zu verſichern, er ſei ganz durch ſich ſelbſt mit Leibnitz auf dieſelben Ergebniſſe uud Philoſopheme gelangt: worin ihn nur derjenige beſtimmen könnte, der nicht weiß, daß die Philoſopheme Leibnitzens ſpekulative Probleme zum Urſprung hatten, welche Wolf für gleichgültig erklärt und aus ſeiner Philoſophie ausgeſchloſſen hat. Aber Wolf wollte ſtets ein Philoſoph neben Leibnitz ſein; der Ruhm, es durch Leibnitz zu ſein, genügte ihm nicht. Ja, wenn wir Chriſtian Wolf glauben, ſo iſt die Theodicee, ſo ſind die übrigen philoſophiſchen Schriften Leib-

nitzens ohne wissenschaftliche Methode, ohne Klarheit und Schärfe.. und weshalb? weil Leibnitz nicht, wie er, auf einer Universität gelehrt hat. Die Nachwelt hat zwischen einem Leibnitz und einem Wolf entschieden. Die [illegible] Schriften des einen sind und bleiben eine lebendige Quelle des unversiegbaren philosophischen Geistes: die regelrechten und händereichen Werke des andern haben längst ihr Leben an die Zeit, für welche sie geschrieben waren, abgegeben; man liest sie lange nicht mehr.

Leibnitzens letzter und wieder ziemlich langer Aufenthalt in Berlin war im Jahre 1711, kurz nach der bereits erwähnten, vollendeten Einrichtung der Societät der Wissenschaften. Sein Bleiben wurde ihm indeß theils durch ein gewisses, am Hofe ihm an den Tag gelegtes, Mißtrauen, theils durch die Unzufriedenheit des Kurfürsten von Hannover über seine längere Abwesenheit verleidet. Es fand wieder einmal eine Spannung zwischen den beiden Höfen statt, und zwar wegen der Angelegenheit von Hildesheim, in welche der König von Preußen sich mischte, was der Kurfürst von Hannover entschieden ablehnte. Darüber wurde man in Berlin verstimmt und gegen Leibnitz mißtrauisch. Das Unglück traf ihn hier, einen schweren Fall zu thun, in Folge dessen er längere Zeit leidend war und das Bett hüten mußte. Dies hielt der Hof für Verstellung, in der geheimen Absicht, seinen Aufenthalt in Berlin mehr in die Länge zu ziehen; man beobachtete ihn; Leibnitz meldete dies der Kurfürstin, aus Berlin den 21. März 1711, und fügte hinzu, daß der Leibarzt des Königs, der ihn besucht, ihn in feinen Wendungen gebeten hätte, den Schaden am

Beim ihn besehen zu lassen: „offenbar um Bericht darüber abzustatten.“ Die Kurfürstin Sophie hatte ihm indeß ihrerseits auch schon geschrieben, ihr scheine, daß Seine preußische Majestät unzufrieden sei, und (so sage man) glaube, er sei in Berlin, um zu espionner;“ während sie doch auf die Angelegenheiten Anderer gar nicht neugierig seien. Aber auch der Kurfürst, sein Herr, habe über die Entschuldigung mit dem Falle nur gelacht und sich mißfällig geäußert, daß Leibnitz lieber in Berlin lebe, als in Hannover. „Denn nicht die Füße sind es, sagte der Kurfürst, was man am meisten an Ihnen schätze, sondern Ihr Kopf.“

Dies sind hinreichende Erklärungen, warum Leibnitz von dieser Zeit ab der Residenz Berlin und der Societät der Wissenschaften fast nur dem Namen nach noch angehörte. In der Geschichte der königlichen Akademie heißt es, wo von Leibnitzens Tode, unter der Regierung Friedrich Wilhelms I, die Rede ist: „Herr von Leibnitz hatte seit langer Zeit gar keinen Einfluß mehr auf die Angelegenheiten der Societät. Da er sie gänzlich aus dem Gesicht verloren zu haben schien, zahlte man ihm während der letzten Jahre seine Pension als Präsidenten nicht mehr, obschon er einige Schritte deshalb that.“ Sollte aber Leibnitz bei diesem Wechsel allein die Schuld getragen haben? Wir haben bereits erwähnt, wie bei der Einrichtung der Societät 1711, wobei sie, ohne Leibnitz's Vorwissen, unter den Freiherrn von Printz gestellt ward, dieser es als eine Zurücksetzung empfindlich aufgenommen. Man findet überall den Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm I als den unglücklichen Wendepunkt für das Gedeihen der Künste und

Wissenschaften in Preußen, und namentlich das der Societät der Wissenschaften, angegeben. Aber wenn dieser Monarch von der Societät geringschätzig gedacht hat, so muß man es billig in Anschlag bringen, daß sie schon unter seinem Vater in Verfall gerathen oder vielleicht eigentlich nie zu keiner rechten Blüthe gediehen war. Dieser Wendepunkt geht noch viel weiter zurück, bis auf den Tod der unsterblichen Königin Sophie Charlotte, ohne welche keine Societät ins Leben getreten wäre. Im Jahre 1709 schrieb Leibnitz einmal an eines der angesehensten Mitglieder der Societät, an Ancillon, welcher Klagen über die Lage der Wissenschaften vorgebracht hatte: „Das Wort: der König bezahlt euch nicht, um Bücher zu machen (le roi ne vous paye point, pour faire des livres), überrascht mich nicht. Man betrachtet die Studien in der Regel als eine Sache, die man des Lohnes wegen treibt, und wie eine Leiter, welche man wegnimmt oder vernachlässigt, so bald man darauf nicht mehr zu steigen braucht.“ Ganz irrig wird auch von Eckhart und allen, die ihm blind folgten, das Bestreben Leibnitzens während der letzten Jahre seines Lebens, eine Societät der Wissenschaften in Wien ins Leben zu rufen, als eine unmittelbare Folge des Regierungswechsels in Preußen dargestellt: „weil der Nachfolger die Gelehrten zu verachten schiene; Leibnitz habe deshalb mit Ernst darauf zu denken angefangen, wie er den Wissenschaften einen andern sichern Sitz schaffen möchte.“ Denn als Friedrich Wilhelm I den Thron bestieg, war Leibnitz schon eine Zeitlang in Wien und betrieb dort sogleich, wie seine Briefe zeigen, die Errichtung einer Akademie; der Umgang mit dem Prinzen

Eugen von Savoyen, sein Streben, diese Sitze für die Wissenschaft so sehr als möglich in Europa zu vervielfältigen, und sie unter einander in gegenseitige eingreifende Beziehungen zu setzen, dies war hinreichend, einen solchen Entwurf zum Ruhme Wiens in ihm zu entwickeln, während er gleichzeitig auf einen ganz entgegengesetzten Punkt von Europa, auf St. Petersburg, den Blick gerichtet hielt.

Und vergessen wir, daß Leibnitz, noch ehe die Berliner Societät recht ins Leben getreten war, schon im Jahre **1703**, den damals in Krieg verwickelten König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, zur Errichtung einer Societät der Wissenschaften in Dresden aufforderte? —

In jenem gewaltigen Kampfe zweier riesenhaften Naturen, in welchen Sachsen als unglückliches, leidendes Opfer hineingezogen ward, in dem Kampfe zwischen Karl **XII** und Peter dem Großen, zeigte sich deutlich, wie auch die hinreißendste Kraftentwickelung, ohne eine große Idee, der wahren Geistesmacht in einer gleich kräftigen Natur am Ende unterliegen muß. Manche nannten Karl **XII** den Alexander des Nordens: aber der Ueberwinder Persiens und des Orients wäre nicht der Heros der Weltgeschichte gewesen, hätte er nicht Aristoteles einen Platz neben sich gegeben. Peter der Große zog Leibnitzen an sich: Karl **XII** hatte ihn einen Augenblick in seinem Zelte; — und kannte den Weisen nicht.

Dieser Besuch, welchen Leibnitz im schwedischen Lager zu Altranstädt bei Leipzig in einer geheimen Sendung seines Hofes abstattete, traf in den Juni **1707**, kurz nach seiner Rückkehr von Berlin nach Hannover. Das schwedische Lager

weiter dieſem Augenblicke der glanzvolle Vereinigungspunkt der Geſandten der erſten Höfe von Europa, und der Aufenthalt dreier Könige, Karls XII, Auguſts und Stanislaus, welchen die Geſandten zu dem zwiſchen ihnen abgeſchloſſenen Frieden Glück zu wünſchen kamen. Es war ein Augenblick, da Karl XII die Waage der europäiſchen Mächte in Händen zu halten ſchien: aber er war weniger Staatsmann als Kriegsheld. Marlborough, welcher beides vereinigte, war es gelungen, die der Coalition gegen Frankreich, durch eine Verbindung dieſer Macht mit Schweden drohende Gefahr abzulenken: die Höfe von Berlin und Hannover ſchloſſen darauf, mit Rückſicht auf ihr Bündniß mit England, eine engere Verbindung mit Karl XII, und darauf bezog ſich wahrſcheinlich Leibnitzens Sendung, daher er auch über Berlin den Rückweg nach Hannover nahm. Bei ſeiner Ankunft in Altranſtädt traf Leibnitz den Schwedenkönig nicht, welcher einen Ausflug in die Ferne gemacht hatte, um ſeine im Lande zerſtreuten Truppen zu beſichtigen; er wurde ſpäter zurückgeholt. Leibnitz ſah ihn beim Mittagseſſen. Er giebt folgende nähere Schilderung dieſes Erlebniſſes in einem Briefe an den engliſchen Geſandten in Berlin, Lord Raby, nach ſeiner Rückkehr vom 1. Juli 1707: „Ich ſah ihn zu Mittag ſpeiſen. Dies dauerte eine halbe Stunde, aber Seine Majeſtät ſprach kein Wort während des Eſſens, und hob nur einmal die Augen auf, als ein junger würtembergiſcher Prinz zu ſeiner Linken mit einem Hunde Kurzweil trieb, was er auf dieſen Blick ſogleich einſtellte. Man kann ſagen, daß die Phyſiognomie des Königs ſehr gut iſt: aber er trägt und kleidet ſich wie ein

„Reiter" nach der alten Mode. Da ich über eine Woche auf seine Rückkehr gewartet hatte, so konnte ich mich nicht länger verweilen; obgleich man mir Hoffnung machte, daß ich bei Seiner Majestät Audienz haben könnte, wie sie später der junge Graf von Platen und Herr Fabrice der jüngere hatten, als ich mich zur Abreise anschickte. Aber was hätte ich ihm sagen können? sein Lob hört er nicht gern, selbst nicht das wahre; und von Geschäften spricht er nicht. Aber er spricht sehr gut über Kriegsangelegenheiten, wie mich Herr von Schulenburg versicherte, welcher eine Unterredung von zwei Stunden mit ihm gehabt hat. Auch Herr Graf von Flemmung hatte, kurz vor meiner Ankunft in Leipzig, eine Audienz bei ihm und war mit Seiner Majestät zu Mittag geblieben, welche sogar die Unterhaltung nach der Tafel fortsetzte und dadurch seine gute Laune bezeugte, daß er ein Wort zum Lachen sagte. Ew. Excellenz werden einen gedruckten Bericht über den Tanz des Königs auf der Hochzeit eines seiner Generale gelesen haben. Aber als dieses Fest gefeiert wurde, war ich schon abgereist..." Von allen diesen zur Charakteristik Karls XII beitragenden, übrigens nicht unbekannten Zügen, wird sich der am ersten einprägen, daß ein Leibnitz, welcher mit Königen zu sprechen gewohnt war, die Frage thun konnte: „Aber was hätte ich ihm sagen können?!.." als wenn außer Krieg und Staatsgeschäften einem Philosophen mit einem Könige zu sprechen nichts übrig blieb... nichts, bei einem Helden wie Karl XII. Er bildet den schneidendsten Gegensatz zu dem Helden, welcher nach Kurzem nichts mehr von ihm zu lernen hatte.

Wenigstens erkennt der Czar Peter die Fehler seiner Landsleute und will, daß jene Barbarei nach und nach abgeschafft werde. Er besitzt, sagt man, einen lebhaften, doch etwas zu feurigen Geist." Nicht lange, so hatte Leibnitz die Gelegenheit, den großen Reformator dieser Nation von Angesicht zu sehen und zu beobachten: im Juli 1697, auf dem hannöverschen Schlosse Koppenbrück, wo Peter im strengen Incognito, als Mitglied seiner eignen Gesandschaft, dem Hofe der Kurfürstin von Hannover eine Zusammenkunft verstattete, von welcher uns die so anziehenden Berichte aus der Feder der Kurfürstinnen von Brandenburg und Hannover vom 17. Juli und vom 11. August 1697 erhalten sind. Leibnitz, welcher zugegen war, damals aber Peter dem Großen wegen seines Incognito sich nicht nähern konnte, haben wir keine so ausführliche Erzählung, den Eindruck jedoch, den er im Allgemeinen davon trug, schildert er in einem Schreiben an Thomas Burnet, den 24. August 1697: „Bei Gelegenheit der Moscowiter, muß ich Ihnen von der großen Gesandschaft dieses Reiches sprechen, wobei der Monarch sich incognito befindet. Wir haben sie im Vorbeigehen in der Nachbarschaft gesehen. Obgleich dieser Fürst unsre Manieren nicht hat, so hat er dessen ungeachtet viel Geist.... Der Czar, welcher ein wenig holländisch oder deutsch spricht, hat den Frau Kurfürstinnen von Brandenburg und Braunschweig (welche mit ihm in dem Schlosse von Koppenbrück zu Abend aßen) gesagt, daß er 75 Kriegsschiffe bauen lasse, welche er auf dem schwarzen Meere gebrauchen will. Er denkt jetzt nur daran, die Türken zu beunruhigen; sein großes Vergnügen macht

das Seewesen aus, welches er gelernt hat, und auch vom Grunde lernt, da er die Absicht hegt, sich zum Herrn des schwarzen Meeres zu machen. Er wird jetzt, glaube ich, in Holland sein, wo er sich über alles, was die Schifffahrt betrifft, persönlich unterrichten will, und man glaubt, daß er sich bis nach Venedig begeben wird, um dort die Galeeren und das berühmte Arsenal zu sehen..."

Peter der Große entließ Leibnitzen von Torgau voll Bewunderung und Dank gegen seinen Geist und sein Streben erfüllt, und sagte ihm volle Unterstützung für seine physikalischen und sprachvergleichenden Untersuchungen verheißen. Leibnitz schrieb aus nach der Rückkehr vom Czaren, den 8. December 1711: „Ich habe einen Ausflug nach Torgau gemacht, nicht sowohl wegen der Festlichkeiten der Vermählung, als um den großen Czaren der Russen zu sehen; und bin reuet mich nicht. Kein außerordentliche Eigenschaften besitzt dieser große Fürst. Er wird, auf mein Erinnern, Sorge tragen, daß in seinem unermeßlichen Reiche Beobachtungen über die magnetische Declination angestellt werden." Auch dem bekannten Orientalisten und Vorsteher der königlichen Bibliothek in Berlin, la Croze, gab er diese Nachricht, und fügte hinzu: „Seine Majestät der Czar scheint auch geneigt, andere Untersuchungen zu unterstützen, und wenn Sie Punkte angeben wollen, welche es verdienten, in Rußland, in Sibirien und selbst in China untersucht zu werden, so hoffe ich, daß dieser Monarch Befehle geben wird, uns zu begünstigen." Nicht lange darauf (den 16. Januar 1712) schrieb Leibnitz an den General-Feldzeugmeister Peters des

Großen Lesczynski, mit der Absicht, dem Czaren einen geschickten Arzt und Naturforscher zu seinem Leibarzte zu empfehlen, wieder nicht ohne Hinsicht auf die Pflanzung höherer Kultur in dessen Reiche. „Anjetzo (beginnt Leibnitz) macht mich abermals schreiben mein Eifer zu Dienst seiner Czarischen Majestät, welcher aus der Neigung dieses Monarchen zu Beförderung gründlicher Wissenschaften entstehet. Nun ist dies allezeit mein Hauptzweck gewesen (ob ich schon zu andern Geschäften, Justizwesen, Historien und Publicis gezogen worden): nur hat es mir an einem großen Patron gefehlet, der sich eben dieser Sach genugsam annehmen wollen, und den vermeine ich endlich bei seiner Majestät gefunden zu haben, als die in dero großem Reich gar leicht, fast ohne Mühe und Kosten, die vortreffliche Anstalt dazu machen können und wollen; als daß ich nicht mehr, als die Ehre und Vergnügung wünsche, dabei nachdrücklich zu dienen; indem Seine Czarische Majestät durch solche hochlöbliche und heroische Vorhaben unzählig viel Menschen zu Nutz und Statten kommen, ja des ganzen menschlichen Geschlechts Glückseligkeit vermehren würde; wozu Bibliotheken, Observatoria, vornemlich aber auserlesene Leute und deren geständige Zusammensetzung erfordert werden.“ In diesem Geiste hat Leibnitz bis kurz vor seinem Tode einen Briefwechsel mit den ersten Staatsmännern aus der nächsten Umgebung des Czaaren geführt und viele Denkschriften und Vorschläge mannigfaltigen Inhalts eingesandt, welche in den Urschriften in dem Archive von Moskau aufbewahrt werden, und deren Veröffentlichung

zum Theil wir erwarten. Peter der Große, welchem bei der ersten Unterredung der hohe Geist des deutschen Weisen und Staatsmanns aufgegangen war, lud bald darauf, im Sommer 1712, Leibnitz zu einer zweiten Zusammenkunft und zwar nach Karlsbad ein, wo er vor dem Zuge nach Schwedisch-Pommern gegen Karl XII verweilte; hier geschah es, daß er Leibnitz zu seinem Geheimen Justiz-Rath mit einer jährlichen Pension von tausend Albertusthalern ernannte. Leibnitz gab dem Czaren unter andern den Entwurf und die Grundideen zur Stiftung der Akademie der Wissenschaften in Petersburg an, welche er indeß nicht mehr erlebte, und deren vollständige Einrichtung sogar erst nach Peters des Großen Tode erfolgt ist. Im Ganzen schienen sie beide, Peter und Leibnitz, in der Idee übereinzustimmen, daß eine allmählige Kultur des russischen Volkes von oben herab, durch Beginn der Civilisation unter den vornehmsten Ständen, durchzuführen wäre, ehe sie in den Körper des Volkes selbst eindringen konnte. Von jetzt ab hielt Leibnitz beständig diesen Blick nach dieser Seite gewandt. Wo nur irgend eine merkwürdige oder wichtige Entdeckung in Europa der Unterstützung oder Aufmunterung bedurfte, wandte sich Leibnitz nur an Petern. So ließ er auch für ihn einen Modellplan seiner Rechenmaschine, und zwar mit wesentlichen Verbesserungen, bei einem Mechanicus in Zeitz anfertigen, wohin er sich gegen die letzte Zeit seines Lebens deshalb begab, und wo er jedesmal von dem regierenden Fürsten von Zeitz in seinem Schlosse beherbergt wurde. Doch, scheint es, wurde sie kaum vollendet;

dann in einem Schreiben an den Leibarzt Peters des Großen, Areskin, vom 13. August 1716, hat er noch, dem Czaren in seinem Namen zu sagen, daß die arithmetische Maschine stark vorwärts schreite, und er einige Wirkung davon bereits zeigen werde. Diese Maschine sollte einst als ein Geschenk für den Kaiser von China oder einen andern großen Monarchen mit einer Gesandtschaft dienen.

In Dresden, wohin er Peter den Großen von Karlsbad begleitet hatte, verabschiedete sich Leibnitz im November 1712 von dem Czaren. Ein drittes und letztes mal traf Leibnitz mit Peter in Pyrmont, im Juli 1716 zusammen, wo er sich neuerdings überreicher Gnade von ihm zu rühmen hatte, wie uns sein Schreiben an Sebastian Kortholt, vom 3. Juli 1716, lehrt. Auch die zwei Tage, welche Peter in Herrenhausen in Erwartung des Königs von England damals zubrachte, blieb Leibnitz an seiner Seite, „voll Bewunderung (drückt er sich aus) nicht nur über die Humanität, sondern auch die reichen Kenntnisse und das scharfe Urtheil bei einem solchen Fürsten."

Von Dresden sollte Leibnitz nach Hannover zurückkehren, wo man seiner wartete; statt dessen aber begab er sich, nach einigem Bleiben in dieser Hauptstadt, nach Wien, ohne vorher die Erlaubniß dazu eingeholt zu haben. Erst von Wien aus zeigte er dem ersten Minister, von Bernstorf, den 24. December 1712, seinen Aufenthalt an, mit den Gründen, welche ihn zu dieser Reise bewogen hätten. „Ihre Excellenz, schrieb er, werden von dem Herrn von Fabrice (hannöverschem Kriegsrathe, bekannt durch sein späteres Ver-

hältniß in London zu Voltaire) erfahren haben, daß der Czar mich mit besondern Zeichen seiner Gnade beehrt hat. Ich habe von Seiner Majestät in Dresden Abschied genommen und mein Vorhaben war, nach Hause zurückzukehren: als ich ein wenig durch mein Leiden am Fuße aufgehalten wurde. Unterdessen erhielt ich eine Nachricht, daß der Kaiser selbst geneigt wäre, die historischen Untersuchungen zu begünstigen, überdies bot sich mir eine schöne Gelegenheit dar, bequem, beinahe ohne Kosten, nach Wien zu gehen, und zwar in Gesellschaft eines Edelmanns, welchem es sehr angenehm war, und auf dem Wege bin ich ganz wieder hergestellt worden. Gegenwärtig bezeugt mir der Herr Reichs-Vice-Kanzler viel Zuvorkommenheit, unser Vorhaben für historische Untersuchungen zu befördern. Man wünscht sehr, den ersten Theil meiner Annalen gedruckt zu sehen. Ich werde mich daher beeilen, zurückzukehren, um sie abzuschließen. Wenn indessen Seine Kurfürstliche Hoheit oder Ihre Excellenz mir irgend Befehle geben, werde ich Sorge tragen sie auszuführen und hier so lange warten, als nöthig sein wird, sie zu empfangen."

Dieses Schreiben läßt hinlänglich erkennen, daß die Nachricht von des Kaisers Vorliebe für historische Forschungen, welche ihn bewogen hätte, aus dem Stegreif eine Reise nach Wien zu machen, kaum mehr als Vorwand war, und daß es Leibnitzen aus persönlichen Gründen der Mühe werth schien, seinen Aufenthalt auf einige Zeit am Hofe des Kaisers Karl VI zu nehmen. Lange sehnte sich Leibnitz nach einer größeren Stadt und fort von Hannover, wo er, außer seine

vieljährigen Gebieterin und Freundin, der Kurfürstin Sophie, fast von Niemandem gewürdigt und verstanden wurde, wo er sich von Jahr zu Jahr einsamer und gedrückter fühlte. Man kann sein Verhältniß zu den Hofleuten nicht besser, als aus seinem Geständnisse an Thomas Burnet bei Gelegenheit seiner Theodicee entnehmen. Er gesteht ihm, er mache zwar kein Hehl daraus, daß er der Verfasser davon sei (weil sein Name nicht auf dem Titel stand), aber hier, in Hannover, sage er kein Wort davon, weil man sich da um diese Art von Verhandlungen wenig bekümmere." Er schrieb auch an diesen Freund im Jahre 1696: „Alles, was mich körperlich und geistig beengt, kommt daher, daß ich nicht in einer großen Stadt wie Paris oder London lebe, welche an gelehrten Männern Ueberfluß haben, von denen man lernen und von denen man sich auch helfen lassen kann. Denn es giebt mehreres, was nicht durch einen einzigen ausgeführt werden kann. Doch hier trifft man kaum auf Jemanden, mit dem man sprechen mag; oder vielmehr, man gilt in diesem Lande für keinen guten Hofmann, wenn man von gelehrten Sachen redet, und ohne die Frau Kurfürstin (Sophie) würde man noch weniger davon sprechen." Leibnitz faßte damals, doch ohne ihm weitere Folgen geben zu können, den Wunsch, künftig einen Theil jedes Jahres in London zuzubringen; was ihn allein abhielt, dies sogleich auszuführen, oder gar seine Verhältnisse zu ändern, war die eingegangene Verbindlichkeit zur Abfassung der Geschichte des Hauses Braunschweig. Auch hierüber spricht Leibnitz sich im Vertrauen gegen Burnet aus, als dieser ihm ans Herz legte, dem um sich greifenden Deismus

in England durch eine tiefere Begründung der [illegible]heiten der christlichen Religion entgegenzuarbeiten. „Sie haben Recht, schrieb er den 11. Februar 1697, wenn Sie sagen, daß die Arbeiten zur Befestigung der Wahrheit der Religion mehr werth wären, als die Geschichte von Braunschweig. Sehr leid thäte es mir, wenn ich stets mit dieser Geschichte beschäftigt sein sollte.“ Er stellte sich damals die Vollendung dieses Werkes viel zu nahe und zu leicht vor, und hoffte in Jahr und Tag sich mit seinen besten Kräften den Bemühungen derjenigen Engländer anzuschließen, welche sich für die Vertheidigung der christlichen Wahrheiten gegen die Freidenker vereinigt hatten, einer Gesellschaft, welche einen Robert Boyle, einen Bentley und selbst Newton zu den ihrigen zählte; deshalb hauptsächlich wollte er nach England gehen. „Es wäre jedoch nöthig, fügte Leibnitz hinzu, daß das Ganze hier auf eine gute Art geordnet würde, ohne Fürsten, welche mich mit ihrer Gnade beehren, gänzlich zu verletzen oder zu verlassen; und hiefür würde man leicht Mittel ausfinden. Die Reise nach Ihrem Orte ist nicht sehr groß und ich wäre entzückt, einen guten Theil der Zeit in England zu sein, um oft der vortrefflichen Personen, an denen England so reich ist, zu genießen, ohne aber unsre Herren von Deutschland ganz im Stich zu lassen, um so mehr, als man zuweilen meine wenige Meinung über Materien, welche die Rechte und Interessen dieser Fürsten betreffen, verlangt, wovon ich besser, als viele andere unterrichtet sein kann.“ Die von einem Jahre zum andern sich hinziehende, aber immer und tausendfältig unterbrochene Verbindlichkeit in Hinsicht der Geschichte des braunschweigischen

Hauses [illegible] jenen Wunsch immer mehr und zuletzt ganz aus [illegible] sichte; es war wie ein Gewicht, das Leibnitz überall [illegible] mit sich trug, weil der Kurfürst Georg Ludwig noch fester auf die Ausführung bestand, als sein Vater, der Herzog Ernst August, gethan; wenn es zuletzt gleich zu tieferen und persönlichen Motiven nur den Vorwand lieh. Es ist wahr, Leibnitz seinerseits zog von eben diesen fortwährenden historischen Arbeiten den Nutzen, daß er oft sich von Hannover entfernte und Reisen machte; und so sehen wir ihn bei dem Ablenken von Dresden nach Wien, gegen Ende des Jahres 1712, die historischen Untersuchungen wieder als Grund dafür bei seinem Herrn anbringen. Er wußte, daß er am kaiserlichen Hofe, wenn schon zu jeder Zeit, so gewiß in diesem Augenblick, mit Freuden gesehen wurde.

Der Moment, da Leibnitz hier eben eintraf, war mit demjenigen, welchen er bei seiner ersten Anwesenheit in Wien am Hofe Leopolds I, im Jahre 1688, erlebt hatte, in gewisser Hinsicht vergleichbar. Karl VI, in der ungeschmälerten Ueberzeugung der vollen Rechte seines Hauses auf die spanische Erbschaft, welche Leibnitz für ihn, 1704, so glänzend vertheidigt hatte, kämpfte gegen die Annahme des zu Utrecht in Unterhandlung begriffenen Friedens, durch welchen sein Haus und das deutsche Reich um die Früchte der Hochthaten der Verbündeten unter einem Eugen von Savoyen und Marlborough beraubt werden sollten; dies alles wegen einer Kabale am Hofe der Königin Anna, welche den Helden Marlborough gestürzt, und den Ruhm der Nation dahinzuopfern sich fast drängte. Seit dem 11. October wurde indeß unter

dieſen Auſpicien verhandelt und am 11. April 171 friede
geſchloſſen, in welchem Kaiſer und Reich von En, reichs-
gegeben wurde. Der Prinz Eugen war im D r in
Wien eingetroffen, und ſchrieb noch den 11. dieſes Monats
an den Grafen von Starhemberg, Gouverneur in Barcel-
lona: „Der Kaiſer ſei feſt entſchloſſen, das Schickſal Spa-
niens in Deutſchland durch die Waffen entſcheiden zu
laſſen;“ und vom 4. Januar 1713: „Selbſt zu Utrecht
könne über den nahen Frieden nicht mehr, als hier geſprochen wer-
den... Des Kaiſers Hang zum Frieden ſei zwar unſchieden
groß; aber er wolle lieber die ganze ſpaniſche Erbſchaft Frank-
reich zum Opfer bringen, als eine Veränderung in Deutſch-
land zugeben... Morgen wird die erſte Conferenz in Kriegs-
und Friedensſachen ſein und Tag für Tag fortgeſetzt werden.“

Dies geſchah, und nicht ohne Zuziehung von Leibnitz, wel-
cher den erhaben-feſten Geſinnungen des Kaiſers aus voller
Seele beiſtimmte. Wir haben ſichere Nachrichten darüber,
daß Leibnitz in Wien dem Kaiſer über die Vorſchläge ſeines
Geſandten in Utrecht, Grafen Zinzendorf, wegen des Friedens
eine Denkſchrift überreicht und an dem Werke mitgearbeitet
hat. Leibnitz war perſönlicher Zeuge von des Kaiſers Feſtig-
keit gegen England und Holland; nach einem Briefe (an
den Hofrath Hertel in Wolfenbüttel) aus Wien, den 4. April
1713, den wir, weil er ungedruckt iſt, im Originale einſchal-
ten; er ſchrieb: „L'Empereur paraît ferme à ne point
vouloir une paix, dont les articles soient préscrits en
forme de loix. Il faut vous avouer que le ministère
d'Angleterre en a usé à son égard non seulement d'une

m[illegible]ntraire à la bonne foi, mais même contraire à la l[illegible]ance et aux apparences d'honneteté. Et les Holla[illegible], quoique moins coupables, n'ont pas laissé d'être entraînés par le dominant des Anglais d'une manière fort honteuse pour eux. Ils ne pouvoient pas être plus rampans, lorsque le parlement rebelle les avait battus, jusqu'à n'avoir pas sauvé les bienséances. Les lettres de la Reine ou les mémoires des ministres d'Angleterre sont autant de reprimandes qu'ils reçoivent humblement et avec respect. Enfin ils ont fait un personnage qui meriteroit une comédie, telle que fut autrefois la Comtesse malade, et qui leur pourroit faire sentir ce que le monde juge d'eux, pour les animer à effacer leur honte. L'Empire effacera la sienne, s'il assiste l'Empereur comme il faut et comme il peut, sans se trop incommoder."

Leibnitzens Antheil an diesen Arbeiten wird einst, unter vielen andern seiner, in Wien für den Kaiser aufgesetzten Staatsschriften, in den kaiserlichen Staatsarchiven in Wien entdeckt und näher gewürdigt werden können. Es stand indeß in des Kaisers Macht nicht mehr, eine neue Wendung der Dinge herbeizuführen: Eugen, welcher den Oberbefehl am Rheine gegen die Franzosen übernahm, konnte Landau und Freiberg nicht entsetzen, und er war es, der nun selbst zum Frieden rieth und ihn mit dem Marschall Villars, den 7. März 1714, abschloß. Darauf kehrte er nach Wien zurück, um auf kurze Zeit zu neuen Waffenthaten auszuruhen.

So ungern der Kurfürst Georg Ludwig Leibnitzen entbehrte,

ſo wollte man in Hannover ſeinen Aufenthalt in Wien nicht ganz unbenutzt laſſen: er erhielt alſo Aufträge zur Verhandlung der damals zwiſchen Hannover und den angränzenden Reichsſtänden ſtreitigen Lauenburger Angelegenheit, welche ihn im April und Mai 1713 beſchäftigten, deren er ſich auch mit Erfolg entledigte, doch nicht ſo geſchwind, als man es hoffte, daher man von neuem auf ſeine Rückkehr beſtand. Dringendere, wichtigere Angelegenheiten aber nahmen in dieſer bewegten Zeit den Kaiſer in Anſpruch, und dazu kam eine peſtartige Krankheit, welche viele Menſchen in Wien wegraffte, und durch den Schrecken, den ſie in die Ferne, bis nach Holland, verbreitete, denjenigen, welche von dort nach den angränzenden Ländern ſich begaben, große Hinderniſſe bereitete. Auf dieſes Alles berief Leibnitz ſich in ſeinem Briefe an den Miniſter von Bernſtorf, den 10. Mai 1713, obwohl er von aller Furcht vor anſteckender Krankheit frei war. „Die wichtigen Angelegenheiten, ſchrieb er, von welchen der Kaiſer ſeit einigen Tagen entrückt wird, bewogen mich, die Audienz, welche ich bei Seiner Majeſtät haben ſoll, aufzuſchieben: denn als Sie nach der Stadt kam, der Kaiſerin Amalie einen Beſuch abzuſtatten, und mir begegnete, ſagte mir Seine Majeſtät ſehr gnädig, ich ſollte, wenn er ein wenig freier ſein werde, nach Laxenburg kommen. Ich werde alſo in kurzem dahin gehen, vielleicht wann der Prinz von Savoyen abgereiſt ſein wird. Ich benutze unterdeſſen meinen Aufenhalt zu Wien, ſo viel ich kann, in der kaiſerlichen Bibliothek, ich werde übrigens alles mögliche thun, mich loszumachen. Unterdeſſen pflege ich den Herren von Wien zu ſagen, daß ich

vor meiner Abreiſe vor einem Notar protestiren will, daß nicht die Furcht mich fortgehen heißen wird: denn bis jetzt glaube ich nicht, daß hier irgend eine Peſt herrſche."

So zog ſich ſein Aufenthalt in die Länge, mehr als Leibnitz anfangs beabſichtiget oder vorausgeſehen haben kann. Vieles vereinigte ſich, ihn an Wien zu feſſeln. Der Kaiſer, vorzüglich die Kaiſerin Mutter und die regierende Kaiſerin, Amalia, geborne Prinzeſſin von Wolfenbüttel, ſahen ihn wie einen der Ihrigen an und überhäuften ihn mit Gnadenbezeugungen. Leibnitz hatte Zutritt in die Gemächer des Kaiſers außer dem gewöhnlichen Wege der Audienz; denn er wurde von ihm über die geheimen Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Karl VI verehrte ſeit längerer Zeit in Leibnitz den Vertheidiger ſeiner Rechte und hatte ihm, als er noch ſeinen Hof zu Barcellona hielt, ein Zeichen von Werthhaltung gegeben, als er dem geſchätzten Aſtronomen, Abbate Fardella, ehedem Profeſſor in Padua, welcher in bedrängten Umſtänden mit einer Empfehlung von Leibnitz nach Barcellona kam, einen Zufluchtsort in Neapel eröffnete. Er gab Leibnitz jetzt einen öffentlichen Beweis von Auszeichnung. Er erhob ihn zu der Würde eines Reichshofraths, der höchſten für einen Proteſtanten im Reiche; ein Rang, welcher lange ſchon das Ziel ſeines Ehrgeizes war. Nur dem Kurfürſten, ſeinem Herrn, war dieſe Auszeichnung nicht willkommen, obgleich Leibnitz vorher in einem Schreiben an den Miniſter von Bernſtorf, den 1. Mai 1713, um die Einwilligung des Herrn angehalten und vorgeſtellt: „daß es immer ehrenvoll für einen großen Fürſten ſei, Leute zu haben, welche man auch anderswo, be-

ſonders aber welche das Reichsoberhaupt ehre;“ und im Beſondern, daß dieſe Würde, verbunden mit einigen Emolumenten, ihn aufmuntern würde, mit mehr Erfolg, nach dem Wunſche des Kurfürſten und ſeines Hauſes, die Geſchichte von Braunſchweig in Verbindung mit der des Reichs anzubauen. Es iſt alſo nicht richtig, was die älteren Berichterſtatter angeben, daß Leibnitz ſchon 1711 den 22. December, bei der Krönung des Kaiſers Karl VI, zum Reichshofrath ernannt ſei; nicht minder unrichtig iſt es, daß er zu gleicher Zeit in den Freiherrnſtand erhoben worden wäre. Wir können zwar das Jahr und den Tag von dieſer Standeserhöhung Leibnitzens nicht beſtimmt angeben, weil das Diplom davon, noch eine ſichere Nachricht darüber, zu unſerer Kenntniß nicht gelangt iſt, Leibnitz ſelbſt aber in ſeinen bekannt gewordenen Schriften und Briefen deſſen nirgend erwähnt. Aber er wird bereits in der Beſtallung zum Präſidenten der Societät der Wiſſenſchaften Herr von Leibnitz genannt, und er unterſchreibt ſich ſelbſt ſo ſchon in einem Briefe an Boſſuet vom 8. Januar 1692; wir vermuthen daher, daß der Tag der Krönung Joſephs zum römiſchen König, den 12. Januar 1690, derſelbe ſei, an welchem Leibnitz zum Reichsfreiherrn ernannt worden. Er machte aber nur ſelten von dieſer Auszeichnung Gebrauch und ſchien ſie nicht allzuhoch anzuſchlagen. Er führte das Wappen ſeines Großoheims väterlicher Seite, Paul von Leibnitz, welcher vom Kaiſer Rudolph in den Adelſtand erhoben worden war.

Leibnitz wurde noch zu Anfang des Jahres 1714 vom Kaiſer mit einer Arbeit über die ſo eben ſtreitig gewordene

Ausdrücke liebte, gesagt hat: da die Götter ihm den Vorzug bewilligt, das Andenken an seine früheren Metamorphosen zu bewahren, so erinnere er sich, daß seine Seele einst in dem Körper einer Laïs gewesen sei."

Im Umgange mit dem Prinzen Eugen stieg damals in Leibnitz der Gedanke auf, die ihm günstige Stimmung des Kaisers und des Hofes für die Errichtung einer Societät der Wissenschaften in Wien und den österreichischen Erbstaaten, zu benutzen; zugleich nicht ohne den Wunsch, wenn dieser Plan zu Stande käme, dann auch seinen Wohnsitz in Wien zu nehmen. Da jetzt Leibnitz in sein sieben und sechzigstes Jahr getreten war, so entwickelte er allen seinen Einfluß, um die entgegentretenden Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden; hätte er lange genug gelebt, um, wie er gewünscht, seinen Aufenthalt in Wien nehmen zu können, so ist kaum zu zweifeln, daß Wien damals eine Akademie der Wissenschaften erhalten hätte. Aus dem Auszuge eines seiner Briefe an den Prinzen Eugen von Savoyen ersieht man den weiten Umfang von Leibnitzens Plan, wie er ihn, mit Bezug auf eine von ihm in Vorschlag gebrachte Auflage auf das Papier in den Erblanden, zur Unterhaltung der Societät entwickelte. Historische Arbeiten und Untersuchungen von Diplomen und Handschriften; eine Bibliothek für die neuesten Erscheinungen in der Literatur; Münz- und Antiken-Cabinet; Theater der Natur und der Kunst; ein chemisches Laboratorium, ein Observatorium, Modellen- und Maschinen-Magazin, Botanischer Garten, Mineralien- und Stein-Cabinet, Schulen für Anatomie und Chirurgie, jährliche physico-medicinische Geschichte

der Jahreszeiten und Statistik des Innern, Reisen zu Untersuchungen im Gebiete der Kunst, Natur und Literatur. Gehalte für das dazu angewandte Personal, Ermunterung derjenigen, welche sich den Untersuchungen und Erfindungen widmeten; Preise und Belohnungen für Entdecker. Ein Theil dieser Elemente der Societät der Wissenschaften sollte an mehr als Einem Orte der kaiserlichen Erblande gegründet werden. Den 15. März 1713 konnte Leibnitz an Sebastian Kortholt aus Wien erst noch im Allgemeinen berichten: „Der Kaiser hegt den Trieb, das Studium der Wissenschaften zu beleben, und es giebt hier einige ausgezeichnete Männer, welche dieses Vorhaben unterstützen werden.“ Die Staatsmänner, welche von Leibnitz in dieser Angelegenheit erwähnt werden, waren, nächst dem Prinzen Eugen von Savoyen, der Kanzler Graf von Zinzendorf, der Graf von Kevenhüller, der Graf Philipp von Dietrichstein, der Graf von Harrach, der Fürst von Lichtenstein und Andere, des Grafen von Bonneval nicht zu vergessen. Nach seinem Entwurfe hat Leibnitz nicht in Person das Oberhaupt der Societät vorstellen wollen, dies sollte einem der großen Herren am Hofe vorbehalten sein. Für seine Leitung aber und seine Wirksamkeit, mit der Verbindlichkeit des Aufenthalts in Wien, war von einem Jahrgehalt von 6000 Gulden die Rede, welcher später, wegen der schlechten Zeiten, auf 2000 Gulden herabgesetzt wurde. Ein Rescript ging auch von der kaiserlichen Kanzlei an die Regentschaft der Erblande, um ihr Gutachten über eine von Leibnitz eingereichte Denkschrift über die Errichtung einer Societät der Wissenschaften abzugeben, was aber großen Schwierig-

keiten, wegen der zu ſichernden Mittel, begegnete. Der Prinz Eugen empfahl perſönlich Leibnitzens Entwurf bei dem Kaiſer; und als dieſer im Herbſte 1714 Wien verließ, gaben ihm beim Abſchied der Kaiſer, die Kaiſerinnen und die Miniſter die entſchiedenſten Verſicherungen, daß das Werk zu Stande kommen ſolle. Nach ſeiner Zurückkunft in Hannover drang Leibnitz in ſeinen Briefen nach Wien, das Werk doch zu Ende zu führen. „Ich wünſchte, ſchrieb er dem Grafen Bonneval, daß die Angelegenheit vor meiner Rückkehr nach Wien ein wenig vorwärts gehe, damit ich die Sache nicht alsdann von neuem anzufangen brauche. Denn ich ſtehe in dem Alter, wo ich ſuchen muß, die Sache ſo ſehr als möglich abzukürzen; ich fürchte ſonſt, daß es mir ebenſo ergeht, wie Moſes (verzeihen Sie mir den Vergleich), welcher das gelobte Land nur aus der Ferne ſehen konnte.“

Einige Zeit darauf erhielt Leibnitz Kunde von Umtrieben einer mächtigen Parthei am Hofe, welche jedem Befördern des wiſſenſchaftlichen Lichts und zumal ſeiner eignen Perſon entgegenarbeitete. Ein Freund, der aus Wien in Hannover ankam (ſchrieb Leibnitz dem Hofrath Schmid, der bei dem Grafen von Linange in Wien lebte, den 27. Februar 1715) habe ihn verſichert, daß gewiſſe ehrwürdige Väter ... ſich einer Societät der Wiſſenſchaften widerſetzten, daß die neuen Entdeckungen ihnen verdächtig ſeien, und das beſonders ihnen mißfalle, daß ein Proteſtant ſich hineinmiſche. Sie hätten den Grafen von Zinzendorf dem Entwurfe abwendig gemacht.“ Noch ließ Leibnitz ſich nicht ganz abſchrecken. „Seine Excellenz, ſchrieb er, und die andern großen Miniſter

ſind zu aufgeklärt, um darauf etwas zu geben. Sie kennen mich beſſer, und ebenſo die Natur der Sache. Sollten ſie aber vielleicht bei mißwollenden und eingenommenen Perſonen anzuſtoßen fürchten und daher das vorher dafür an den Tag gelegte Feuer dämpfen, ſo wünſchte ich darüber Aufklärung; wiewohl ich ihnen das Unrecht nicht anthun will, es ihnen zuzumuthen."

Dieſe Nachrichten waren nicht ohne Grund. Es haben ſich von mehreren Seiten ähnliche erhalten, welche darin übereinſtimmen, daß Leibnitz in den Jeſuiten, für welche er doch in dem Streite über die Miſſionen in China offen in die Schranken getreten war, gegen das Ende ſeines Lebens, und nur wegen ſeiner Beharrlichkeit an der evangeliſchen Kirche, heimliche Feinde und Widerſacher gefunden habe. Während er in Wien war, gab Leibnitz ſogar eine Veranlaſſung, welche eifrig ergriffen wurde, das Gerücht ſeiner Bekehrung auszuſtreuen. Wir laſſen Chriſtian Wolf (in einem Briefe an den Freiherrn von Manteuffel, den 10. November 1744) ſprechen: „Wie Leibnitz zuletzt nicht lange in Wien war, hatte der verſtorbene Kaiſer einen Jeſuiten zu ſeinem Hofprediger, der über die Materien predigte, worüber der Pabſt wegen der Lehre des P. Quesnel eine Bulle (die berühmte Bulle Unigenitus) herausgegeben, die überall viel Aufſehens machte, und auch unter unſern Theologen Widerſprecher fand. Da nun derſelbe wegen dieſer ſeiner Predigten de gratia ungemein gerühmt ward, beſuchte auch Herr von Leibnitz dieſelbe, und hörte, wie leicht zu erachten, mit vieler Aufmerkſamkeit zu.

Da er nun niemalen gewohnt war, in die Kirche und zum Abendmal zu gehen, und hingegen, wie er Luſt hatte, nach Wien ganz zu gehen und daſelbſt eine Akademie der Wiſſenſchaften aufzurichten, ſo fleißig ſich in der katholiſchen Kirche einfand, und der Predigt zuhörte, glaubte man in Wien, er hätte Luſt katholiſch zu werden, und nach dieſem ſagte man ſchon auswärts, er wäre katholiſch worden. Als er von Wien wieder zurücke kam und mich in Halle wieder beſuchte, fragte er mich, was ich von ihm gehört hätte. Als ich ihm nun antwortete, man hätte hier geſagt, er ſei katholiſch worden, gab er hinwiederum mir zur Antwort: Wie können die Leute ſo wunderlich ſein und dieſes meinen? Wir (worunter er zugleich mich begriff) haben es ja nicht nöthig. Daß er aber daſſelbe nicht im Sinne gehabt, iſt daraus zu erſehen, weil er in Wien, da eben die Peſt war, bei den Lutheriſchen zum Abendmahl gegangen, weil der Kutſcher, der viel Freiheit zu reden hatte, ihn dazu perſuadiret, weil er beſorget, er möchte vielleicht ſterben, dort er aber hören mochte, wie man mit denen verführe, die lange Zeit nicht zum Abendmahl geweſen wären." So weit Wolf. Die Jeſuiten (verſicherte der Profeſſor Bourguet in Neuſchatel, mit welchem Leibnitz in Briefwechſel geſtanden, den Präſidenten Bouhier, in einem Briefe vom 26. Auguſt 1731), ſtreuten jenes Gerücht von Leibnitz bevorſtehender Bekehrung als eine Lockſpeiſe für Andere aus, welche ſie gewinnen wollten, beſonders für den Sohn des Königs von Polen, nachherigen König Auguſt II, bei dem es ihnen auch gelang.

Diesen Widerstand mochte indeß Leibnitz bei seinem Wiedererscheinen leicht beseitigt haben können: wesentlicher war die Zerrüttung der Finanzen des Kaisers, welche dieser Monarch Leibnitzen so wenig verbarg, daß er ihn vielmehr, gegen die letzte Zeit seines Aufenthaltes in Wien, im Sommer 1714, über die Mittel um Rath fragte, wie er seinen Finanzen wieder aufhelfen könnte. Der Kaiser trug sich mit dem Vorhaben, von seinen Anhängern in England Geld auf acht vom Hundert anzuleihen, um eine Hypothek, welche die Holländer zu übermäßigen Zinsen auf die Quecksilbergruben in Ungarn hatten, auszulösen. Es traf sich, daß einer dieser eifrigsten und treusten Anhänger, welche der Kaiser, so wie das Haus Hannover, in England hatte, in einer geheimen politischen Sendung, auf welche wir sogleich übergehen werden, in Wien sich aufhielt und mit Leibnitz im engsten Vertrauen stand. Es war der schottische Ritter Johann Ker von Kersland, dessen Denkwürdigkeiten hier unsere Quelle ausmachen. Der Kaiser nun beauftragte Leibnitz, mit dem Ritter Kersland zu sprechen, damit dieser, gegen Zusicherung der strengsten Pünktlichkeit, die erforderlichen Kapitalien in England für ihn erhöbe. „Herr von Leibnitz, erzählt Kersland, sprach mit mir davon und sagte mir, daß ein Cabinets-Secretair des Kaisers mich über diesen Gegenstand unterhalten solle; und daß, obschon er wüßte, daß ich über ein Geschäft dieser Art keine Instruction hatte, es doch zum Besten der Thronfolge von Hannover nöthig wäre, daß ich Seiner Kaiserlichen Majestät zu gefallen mich bestrebte, und ihn in

den Hoffnungen, welche er in dieſer Beziehung gefaßt haben könnte, unterhielte. Kurz er empfahl mir, bei der Zuſammenkunft, welche ich mit dem Secretair haben ſollte, dieſe Angelegenheit in einer Weiſe zu führen, welche dem Kaiſer einige Genugthuung geben könnte, aber ohne irgend eine Verpflichtung einzugehen, welche ich zu erfüllen nicht im Stande wäre."

Den Abend deſſelben Tages noch erhielt unvermuthet Kersland einen Brief von einem großen Kaufmann in London, welcher bedeutende Verpflichtungen gegen den Kaiſer eingegangen war, ihm die Mittel zur Fortſetzung des Krieges zu verſchaffen, um die Spanier in Weſtindien anzugreifen. Es bemerkte derſelbe, daß die Wohlgeſinnten in Großbritannien, ſeit dem Friedensſchluſſe zu Baden, alle Hoffnung verloren hätten, daß er und mehrere ſeiner Freunde fürchteten, ihr Vaterland verlaſſen zu müſſen, wozu ſie lieber ſich beſtimmen laſſen würden, ehe ſie ſich dem Prätendenten unterwürfen. — Unter dieſen Umſtänden nun bat er Ker von Kersland, dem Kaiſer die Errichtung einer oſtindiſchen Compagnie in ſeinen Staaten vorzuſchlagen, und ſie mit den Privilegien, ſich daſelbſt niederzulaſſen, und einen dem Kaiſer ſowohl, als ihnen ſelbſt vortheilhaften Handel zu treiben, zu verſehen. Bei dem Nachdenken, in welches die Unterredung mit Leibnitz Kersland geſetzt hatte, war dies ein Wink im rechten Augenblicke; Ker faßte ihn auf, und ſo vorbereitet ſtellte er ſich zu der Zuſammenkunft mit dem Abgeordneten des Kaiſers. Dies wurde die Veranlaſſung und der Keim der nachher in den Niederlanden gegründeten, in ſo mancher Beziehung erfolgreichen, oſtindiſchen

Handelsgeſellſchaft, welche einen Augenblick derjenigen, welche die Engländer gegründet hatten, gefährlich zu werden ſchien, ſo daß ſie ihrem Urheber, dem Ritter Ker ſelbſt, über ſeine Vorſchläge, als unpatriotiſche, Reue einflößten.

Dieſer ſchottiſche Edelmann zeichnete ſich in dem bewegten Partheienkampfe, um das Ende der Regierung der Königin Anna in England, welcher das Vorſpiel einer zweiten Revolution zu werden ſchien, durch eine leidenſchaftliche, aus Patriotismus gefaßte Anhänglichkeit an die Thronfolge Hannovers aus. Seine Handlungen verdienten um ſo mehr Anerkennung, als er genug Beweiſe abgelegt hat, wie entfernt er dabei von perſönlichen Zwecken des Ehrgeizes und der Habſucht war; was an ſich ſchon die Redlichkeit ſeiner Anſtrengungen bezeugen möchte, war das Vertrauen, das er ſich in kurzer Zeit bei Leibnitz zu erwerben gewußt hat. Der Utrechter Friede, welcher zu Gunſten des Enkels Ludwigs XIV in Spanien geſchloſſen ward, hatte ſeiner Parthei die Beſorgniß eingeflößt, daß Frankreich in den Stand geſetzt ſein würde, England den Prätendenten mit den Waffen in der Hand aufzudringen. Sie ſah alſo das Heil Großbrittaniens von der Fortſetzung des Krieges, den der Kaiſer gegen Spanien führte, abhängig; und da der Kaiſer durch den ſchmachvollen Rückzug ſeiner Verbündeten, der Tory-Regierung in England und Hollands, zum Frieden gezwungen worden war, ſo entwarfen die Patrioten im Intereſſe der proteſtantiſchen Thronfolge folgenden eigenthümlichen Plan. Männer von Einfluß kamen überein, eine beträchtliche Summe zu erheben, welche man einigen Perſonen übergeben wollte; dieſe ſollten eine

gewiſſe Anzahl von Kriegsſchiffen ausrüſten, welche durch Kauf-Kontrakt kaiſerliche Fahrzeuge werden, und ausländiſchen Factoren überliefert werden ſollten. Der Kaiſer ſollte den Directoren dieſer Unternehmung Vollmachten bewilligen, mit ihren Geſchwadern, welche aus verſchiedenen Häfen auslaufen und ſich in dieſer Abſicht nach Weſtindien begeben würden, gegen Frankreich und Spanien Krieg zu führen. Die Boucaniers ſollten, unter der Bedingung, ſich dieſem Unternehmen anzuſchließen, begnadigt werden. Am Vereinigungspunkte angelangt, ſollte man Havanna überfallen und die ſpaniſchen Gallionen angreifen, alsdann den Kaiſer in Amerika zum König von Spanien erklären, deſſen Schutz denjenigen zu Theil werden ſollte, welche ſeine Autorität anerkennen würden. Andrerſeits ſollte ein Theil der Priſen und Contributionen dem Kaiſer gehören, dem auch die Oberhoheit über die eroberten Plätze gebührte; die ſpaniſchen Regimenter im Dienſte des Kaiſers wollte man nach Amerika überführen und als Beſatzung in die eroberten Städte legen. Man ſollte endlich einen Admiralitäts-Hof errichten, und alle Mittel anwenden, um die Unternehmung zu einer leichten, vortheilhaften und ſichern zu machen. Dies fiel in das Ende des Jahres 1713, alſo gegen das Ende des Krieges, da es weder an Schiffen, noch an Matroſen fehlen konnte; ſchon fanden ſich Kaufleute zur Uebernahme bereit.

Es fehlte nur, den Kaiſer für dieſen Entwurf zu gewinnen, und dieſer Auftrag wurde dem Ritter Ker ertheilt. Heimlich ſchiffte er ſich von England nach Holland ein, und begab ſich zunächſt zu dem hannoverſchen Geſandten im Haag, dem

Freiherrn von Bothmar, dem er dieſe Angelegenheit vertraute, um ſeinen Hof davon in Kenntniß zu ſetzen. Dieſer Staatsmann nahm ſie mit großer Freude auf, überzeugt von den feindlichen Abſichten der Königin und des Miniſteriums gegen das Haus Hannover, und ermunterte Kersland, den Kaiſer zur Fortſetzung des Krieges, ſo lange die Königin lebte, zu überreden, ſonſt wäre die hannöverſche Thronfolge zweifelhaft. Er bat ihn, ihm aus Wien zu berichten und verſprach, eine ihm von demſelben überreichte Denkſchrift dem Kurfürſten von Hannover einzuſenden. Von dem Geſandten Hannovers begab ſich Herr von Kersland zu dem kaiſerlichen Geſandten, Freiherrn von Herms, welcher ihn mit einem Paſſe und einem Schreiben an den Prinzen Eugen, der den Oberbefehl der Belagerung von Landau führte, verſah. Auch der Prinz nahm den Entwurf für den Kaiſer günſtig auf, und bezeugte Herrn von Kersland ſeine beſondere Genugthuung. Die Sache erſchien ihm von ſolcher Wichtigkeit, daß er dem Engländer rieth, ohne Verzug ſich nach Wien zu begeben, wohin er an den Kaiſer über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben verſprach; zugleich gab er ihm einen Paß. „Die Peſt, ſchreibt Kersland, richtete damals große Verwüſtungen in dieſer Stadt an. Nichtsdeſtoweniger, entſchloſſen, wie ich war, alles für die Intereſſen des erlauchten Hauſes Hannover zu wagen, wollte ich gern dieſe Gefahr laufen und kam zu Anfang Januar 1714 dort an.“ Darauf fährt er fort:

„Den Tag nach meiner Ankunft beſuchte ich den berühmten Herrn von Leibnitz, welchem ich meine Geſchichte vortrug. Er erwiederte mir, daß er ſich zu dem Geheimſchreiber des

Kaiſers, Herrn von Emmeſen, begeben würde, um ihn von meiner Ankunft in Kenntniß zu ſetzen und mir eine Zuſammenkunft mit ihm zu verſchaffen: dadurch würde die Sache gerades Weges vor den Kaiſer gebracht werden, und dem Anſehen nach werde dieſer Fürſt es nicht nach gewöhnlicher Art in ſeinem Rathe vortragen, ſondern mit mir durch einen Cabinets-Secretair unterhandeln."

„Er gab mir den Abend des nemlichen Tages meinen Beſuch wieder und ſagte mir, daß der Kaiſer über dieſen Gegenſtand einen Brief vom Prinzen Eugen empfangen hätte; daß der Kaiſer über meine Ankunft erfreut wäre; daß er Herrn von Emmeſen Befehl gegeben, mich den andern Morgen Vormittags in dem Garten der Favorite in der Leopoldſtadt im Geheim zu ſprechen; dieſer Miniſter wünſchte, daß ich ihm meinen Dollmetſcher auf der Stelle ſchickte, um alles im voraus anzuordnen."

Die Unterhandlungen wurden ſofort eingeleitet; ſie zogen ſich aber bis in den Juli des Jahres 1714 hinein, indeſſen der Friede zu Baden geſchloſſen wurde, ein Ereigniß, das, nach Kers Meinung, den Entſchluß des Kaiſers ſo lange aufſchob; dieſer entſchied ſich endlich dahin, daß man ſich für den Augenblick der bedrängten Catalonier erſt annehmen müſſe, ehe ſich der Kaiſer in jene, obſchon in hohem Grade vortheilhafte Unternehmung einlaſſen könne. Dies erklärte ihm der Kaiſer perſönlich in einer Audienz, welche er ihm in den erſten Tagen des Juli in der Favorite, faſt eine Stunde lang, ertheilte, und eine beſondere Zufriedenheit mit ſeiner Perſon ausſprach. Dieſe wurde ihm den andern Tag durch die Ueber-

reichung des Bildniſſes des Kaiſers auf einer mit Diamanten beſetzten goldenen Doſe, und einer goldenen Kette an ſeinen Dollmetſcher näher bethätiget. Darauf nahm Herr von Ker Abſchied, um ſeinen Weg nach Hannover zu richten, wohin er bereits von der Kurfürſtin Sophie, welche er von den ſie betreffenden Angelegenheiten unterrichtet hatte, eingeladen war. Leibnitz, erzählt Kehr, hatte ihm einen Brief der Kurfürſtin vom 1. Juni gezeigt, worin ſie ihn bat, ſich nach Hannover zu begeben, „um ihr das Vergnügen zu verſchaffen, eine Perſon zu ſehen, welche ſo viel Eifer für ihren Dienſt bezeugt hätte.“ Auch ihre Nichte, die Raugräfin, die Tochter des Kurfürſten von der Pfalz, und erſte Hofdame von Hannover hatte Leibnitzen erſucht, dem Ritter Ker zu verſichern, daß er in Hannover willkommen ſein würde. Leibnitz, zu welchem Ker ſogleich nach der Audienz vom Kaiſer ſich begab und über den Erfolg Rechenſchaft ablegte, ward in ſeinen Hoffnungen für die Kurfürſtin Sophie beſtärkt. Alles machte, drückt Ker ſich aus, ihm ein außerordentliches Vergnügen, und er zweifelte nicht, daß durch ein geſchicktes Benehmen die Zwecke des Hauſes Hannover erreicht werden würden. Den letzten Abend, welchen er in Wien zubrachte, blieb Ker in der Geſellſchaft von Leibnitz, welcher ihm für die Prinzeſſin von Cambridge, nachherige Prinzeſſin von Wales, für den Miniſter von Bernſtorf und einige andere Hannöverſche Miniſter Briefe einhändigte, und ihm beim Abſchied ſeine Achtung und Zuneigung zu erkennen gab.

Hannover war während Leibnitzens Abweſenheit in den Jahren 1713 und 14 der Schauplatz einer ſich von Tag zu Tage

ſteigernden Spannung und Unruhe wegen der offenbar bedrohten Thronfolge in England. Die Königin Anna, im Geheim zu Gunſten des Prätendenten, ihres Bruders, wirkend, ſuchte durch ein doppeltes, zweideutiges Spiel die Entfaltung eines offenen, feſten Benehmens der zahlreichen Anhänger des Hauſes Hannover zu verhindern, während niemand auf eine für Hannover günſtige Entſcheidung eifriger wirkte, als der Herzog von Marlborough, deſſen ehemaliger Untergebener, Robertſon, der berüchtigte Leiter des von Marlborough eingeführten, ausgebreiteten Kundſchaftsweſens, der geheime Secretair des Kurfürſten von Hannover geworden war. Mit dieſem ſtand er in geheimem Briefwechſel. Da die Anhänger Hannovers durch ihre Schritte durchgeſetzt hatten, daß der Kurprinz von Hannover, als Pair von England, einen Vorladebrief nach England vom Parlamente forderte, um durch ſeine Gegenwart die Anhänger aufzumuntern, ſo ſah ſich die tief verletzte Königin zwar veranlaßt, öffentlich Verſicherungen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Hannover zu geben, ja durch einen eignen Geſandten, den Grafen Harley, dieſelben in ſchmeichelhafter Art wiederholen zu laſſen; alles in der Hoffnung, daß die Reiſe des Kurprinzen unterbleiben würde. Doch als das Gegentheil zu erfolgen ſchien, ſchrieb ſie unmittelbar darauf nach Hannover durch Couriere (wie es im Leben Marlborough heißt) im Tone der bitterſten Vorwürfe, ja des derbſten ſchonungsloſeſten Verweiſes über „die Keckheit des Kurprinzen," der auf amtlichem Wege den Ladebrief angeſucht, aber nicht ſie, als Oberhaupt beider Häuſer und der Regierung, um ihre Geſinnungen gefragt hätte. Einer

solchen Falschheit hatte niemand sich versehen; denn der Courier selbst, welcher die Briefe überbrachte, glaubte bis zum Augenblicke, wo man sie öffnete und las, der Kurprinz wäre darin eingeladen.

Diese Briefe gelangten in die Hände der greisen, vier und achtzigjährigen Kurfürstin Sophie; sie verwundeten sie auf das bitterste. Den dritten Tag, den 8. Juni 1714, verschied sie, nach kurzem Unwohlsein, in ihrem Garten von Herrenhausen lustwandelnd, in den Armen der Prinzessin Karoline; wie sie immer gewünscht hatte, liest man, „ohne Arzt und ohne Priester." Sie lebte nicht mehr, als der Ritter Ker in Hannover eintraf. Die verschiedenen englischen Berichte stimmen überein, daß das tückische Benehmen der englischen Minister ihr das Herz brachen. Sie war bis zum letzten Augenblicke im vollen Besitze ihrer reichen Geisteskräfte geblieben. Davon zeugen die Stimmen der Zeitgenossen. Leibnitz aber berichtet uns in einem seiner Briefe: „die Kurfürstin habe ihm zwei und eine halbe Woche vor ihrem Tode einen langen Brief über die Angelegenheiten Englands geschrieben; dieser Brief war so voll treffender Urtheile, als hätte der größte Staatsminister ihn geschrieben, und dabei so aufgeräumt, als käme er von einer „jungen Prinzeß Sophie", wie die Engländer sie nannten."

Für ihn war der Tod der Kurfürstin Sophie der härteste Schlag, welcher ihn noch treffen konnte; außer daß sein Gemüth so tief durch den erlittenen Verlust erschüttert wurde, wie vormals durch den Tod der Königin von Preußen, so büßte er mit ihrem Verluste den eigentlichen Glanz seiner

Stellung am Hofe von Hannover ein. Was mehr ist, Leibnitz hatte, wenn Sophie selbst den Thron Großbrittaniens bestieg, die Aussicht auf die Wirksamkeit des ersten Freundes und Rathgebers einer Königin von England. Diese Aussicht erlosch, sobald wir auf Sophiens Erben auf Englands Thron sehen, für immer. Der Kurfürst Georg Ludwig schätzte in Leibnitzen den treuen Diener, den Gelehrten von europäischer und außereuropäischer Berühmtheit (er nannte ihn immer, erzählt Eckhart, sein lebendiges Dictionnaire); aber niemals, so viel man weiß, erhob er ihn, nach dem Beispiele seines Vaters, seiner Mutter oder seiner Schwester, Sophie Charlotte, zu seinem Freunde. Es ist uns nirgends die Spur eines vertrauten Briefwechsels zwischen ihm und Leibnitz aufgestoßen, wie so manche des innigsten Verkehrs zwischen Ernst August und dem Philosophen. Das hohe Ansehen, in welchem Leibnitz bei den Monarchen Europas stand, galt seinem Herrn für keine Entschädigung für den Verlust an Zeit, welcher bisweilen dem Dienst dadurch erwuchs. Wir haben dies bei Gelegenheit von Leibnitz's längerm Aufenthalt in Berlin bemerkt; noch mehr zeigte sich dies bei dem, allerdings viel auffallenderen Zögern Leibnitzens am kaiserlichen Hofe. Eines Tages (liest man), als ein Hündchen, welches verloren gegangen war, zu Hannover ausgetrommelt wurde, sagt der Kurfürst, halb Scherz, halb Ernst: „Ich muß wohl meinen Leibnitz auch austrommeln lassen, um zu erfahren, wo er jetzt stecken mag." Einige Monate vor dem Tode der Kurfürstin Sophie ließ endlich der Kurfürst Leibnitzen ernstlich zur Rückkehr auffordern. Der Minister von Bernstorf fragte ihn in einem

Schreiben von Hannover, den 30. März 1814, ob er noch immer nicht an seine Rückkehr denke. „Seine Kurfürstliche Majestät fängt an, darüber ungeduldig zu werden, und ich selbst kann Ihnen nur als Freund und Diener rathen, ihn in diesem Punkte zufrieden zu stellen.“ Es bleibt immer auffallend, daß Leibnitz in dieser Epoche, wo sein Rath willkommen und nöthiger als jemals in Hannover sein mußte, nicht von selbst dahin eilte; daß ihn die Kurfürstin gar nicht zur Eile aufforderte. So kam es, daß Leibnitz seit seiner Reise nach Karlsbad zu Peter I die Kurfürstin nicht mehr wiedersehen sollte.

Einen Punkt müssen wir hier hervorheben: dies betrifft das Verhältniß, welches in der letzten Lebenszeit der Kurfürstin zwischen ihr und ihrem Sohne, und Erben ihrer Ansprüche auf den englischen Thron, statt gefunden hatte. Es sind unbestreitbare Nachrichten vorhanden, daß dieses Verhältniß niemals ein vollkommen freundliches, ein harmonisches gewesen sei. Der Kurfürst, welcher überall seine einmal gefaßte Meinung unnachgiebig durchsetzte (Leibnitz schrieb einmal von ihm an die Kurfürstin: „daß er die Pflichten der strengen Gerechtigkeit gern erfülle, aber nicht geneigt sei, etwas darüber zu thun“), hielt die Kurfürstin Mutter in der Regierung seines Staates stets in einer gewissen Entfernung. Was insbesondere die Grundsätze und Ansichten über die Angelegenheiten Englands bei der Aussicht der Erbfolge in diesem von Partheien damals zerrissenen Lande betraf, so waren, dies lehrte der Erfolg, die der Kurfürstin viel staatskluger als diejenigen, durch deren Richtschnur nachmals Georg I die er-

ſten Jahre ſeiner Regierung bezeichnet hat; wir kennen die Grundſätze der Kurfürſtin nemlich genau durch Leibnitz, weil ſie zu gleicher Zeit die ſeinigen waren; kurz, weil es keine andern waren, als die, welche der Stand der Partheien in England allen aufgeklärten und patriotiſchen Staatsmännern und Bürgern von ſelbſt vorzeichnete. So weit ging zuletzt die Entfernung der Kurfürſtin von ihrem Sohne, daß (ſo berichtet wenigſtens Wilhelm Coxe in Marlboroughs Denkwürdigkeiten) dieſe Fürſtin, bei der Wahrſcheinlichkeit des nahen Thronwechſels, ſchon daran dachte, ihren unmittelbaren Nachfolger von jeder Theilnahme an den engliſchen Staatsgeſchäften auszuſchließen, und ſolche dem nachmaligen Prinzen von Wales zuzuwenden. Deshalb lag ihr auch die Reiſe des Kurprinzen nach London ſo ſehr am Herzen. In der Eiferſucht gegen den Kurfürſten mochte auch der Grund liegen, daß ſie ſich, mehr als er, zu der Parthei der Torys neigte, und mit dem Grafen von Strafford einen geheimen Briefwechſel unterhielt; was ſie indeß nicht hinderte, dem Herzog von Marlborough ein ſo hohes Vertrauen zu ſchenken, daß ſie ihm unbeſchränkte Vollmacht gab, zur Erhaltung der britiſchen Thronfolge in ihrem Hauſe zu handeln. Darin lag gerade das Princip ihrer Staatskunſt: die Partheien mit einander zu verſöhnen und zu vermitteln; und das war es, womit auch Leibnitz von Anfang an übereinſtimmte. Er war, das verſteht ſich wohl, bei dem Antheil, den er an der Thronfolge ſeines Herrn, und den er als deutſcher Patriot an dem Kampfe der Coalition gegen Frankreich nahm, weit eher Wigh als Tory; bei dem Streite zwiſchen ihm und Newton, welcher im Jahre 1713

heftiger als je entbrannte, fiel es Leibnitzens Freunden in England, wie dem oftgenannten Thomas Burnet, auf, daß ſeine Gegner in der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften wider ihn eher als einen Whig, als gegen ein Mitglied der Societät geſchrieben hätten; worauf Leibnitz bemerkte: „er habe geglaubt, daß Newton ein wenig auf der Seite der Whigs ſtände; er hätte ſich wenigſtens niemals vorgeſtellt, daß der Partheigeiſt ſogar auf die mathematiſchen Wiſſenſchaften übergehen würde.“ Indeſſen war er doch auch von dem Feſthalten ſchroffer Gegenſätze ſehr entfernt. Nach dem Miniſterwechſel in England und dem Sturze der Whigs legt er 1710 vor Thomas Burnet das charakteriſtiſche Bekenntniß ab: „Nur die Extreme ſind tadelnswerth bei den Torys, wie bei den Whigs. Die Gemäßigten von beiden Seiten werden ſich leicht verſtehen. Die übertriebenen Torys ſind die Jacobiten, und die übertriebenen Whigs ſind die Republikaner. Sagen Sie mir doch, mein Herr, ob die gemäßigten Torys nicht anerkennen, daß es außerordentliche Fälle giebt, wo der paſſive Gehorſam aufhört, und es erlaubt iſt, dem Souverain zu widerſtehen; und ob die gemäßigten Whigs nicht übereinſtimmen, daß man nicht leichtſinnig (legèrement), oder anders als großer Urſachen willen, zu dieſem Widerſtande ſchreiten dürfe? Es verhält ſich ganz ſo mit dem erblichen Rechte der Succeſſion; von welchem man nicht abgehen darf, wenn nicht das Wohl des Vaterlandes die Völker dazu zwingt; denn zu glauben, daß in dieſen Dingen ein unveräußerliches göttliches Recht liege, das heißt bis zur Superſtition gehen, da dieſe Strenge nicht einmal beim

Sabath ſtatt findet. Wenn auf die Art die Vernünftigen bei beiden Partheien von dem Weſentlichen nicht ſehr entfernt ſind, ſo ſcheint es mir, daß alle dieſe Streitigkeiten größtentheils nichts als Zeitvertreib und Vorwand ſind, und man nur auf Stellen und Einfluß ausgeht. Das beſte wäre, Leute von Fähigkeit unter beiden Partheien, aber von guter Geſinnung anzuſtellen, ohne auf ihre Parthei und ihre ſpeculativen Meinungen zu ſehen." So ſchrieb auch Leibnitz im Jahre 1713 in einem Briefe aus Wien an einen Staatsmann am Hannöverſchen Hofe: „Wir müſſen zwiſchen den Torys und Whigs unentſchieden bleiben; es giebt unter beiden Gemäßigte, die für uns ſind; ſo wie die Uebertriebenen unter den erſteren für den Prätendenten ſind, unter den anderen aber für einen König (wenn man ja einen haben müßte), der nicht mehr zu bedeuten hätte, als der Doge von Venedig. Wir brauchen keine außerordentlichen Koſten anzuwenden; es iſt genug, wenn unſer Hof Eifer für das Wohl der Nation und Zuneigung gegen die Gemäßigten der einen und der anderen Parthei an den Tag legt." Dies waren Grundſätze, mit welchen auch die Kurfürſtin Sophie bis an ihr Ende übereingeſtimmt hatte. Die Günſtlinge Georgs dagegen, vorzüglich ſein erſter Miniſter von Bernſtorf, theilten dieſe Principien keineswegs. Wenn aber ſchon das innige Einverſtändniß, das beſtändig zwiſchen der verſtorbenen Kurfürſtin und Leibnitz in allen Hauptfragen geherrſcht hatte (das ſie auch zu der unerſchütterlichen Beſchützerin ihres Leibnitz gemacht), dazu beitrug, die Eiferſucht der Miniſter gegen ihn zu erregen, ſo

konnte, ſobald der Augenblick eintrat, zu handeln, Niemand ihnen überflüſſiger erſcheinen, als Leibnitz.

Als daher plötzlich die Nachricht von dem Tode der Königin Anna den Kurfürſten auf den Thron Englands berief, war es nicht der erſte Miniſter von Bernſtorf, welcher Leibnitzen dringend nach Hannover berief, um ſeinen Rath zu geben, ſondern der Ritter Ker von Kersland that es, welcher Leibnitzens Rath für das Wohl der neuen Regierung für weſentlich hielt. „Es iſt, ſchrieb er an ihn aus Hannover den 25. Auguſt 1714, für den Dienſt des Königs und für das Glück von Großbrittanien höchſt wichtig, daß Sie augenblicklich Wien verlaſſen, und ſich beeilen, nach Hannover zu kommen. Denn der Umfang Ihrer Kenntniſſe, beſonders in den Angelegenheiten Großbrittanniens, Ihre langjährige Erfahrung, die beſondere Achtung des Königs für Ihre Perſon ſetzen Sie mehr, als jeden andern, wer es auch ſei, in den Stand, ſein erſter Rathgeber zu werden, bevor er nach England übergeht, deſſen Sitten und Sprache er nicht kennt. Vergeben Sie mir, wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie daran zu erinnern, daß für den Erfolg der großen Unternehmungen viel von den erſten Schritten abhängt. Wenn der Anfang ſchlecht iſt, ſo macht man ihn ſchwer wieder gut. In Betracht der Spaltungen und Erbitterungen, welche in England herrſchen, wird der König großer Aufmerkſamkeit bedürfen, um den Verlegenheiten, die ihn unfehlbar umringen werden, zu entgehen, im Falle er mehr Neigung für die eine, als für die andere Parthei an den Tag legte.“

„Mit Schmerz (fährt er fort), benachrichtig ich Sie, daß ich die Minister von Hannover in unsern Angelegenheiten schlecht unterrichtet finde. Bernstorf selbst läßt sich von einem Unwissenden, Namens Robethon, bei der Nase herumführen, einem Menschen, der ihm nichts zu empfehlen hat, als seine Privatinteressen, und dessen Partheigeist und Insolenz in dieser kritischen Conjunctur, von welcher unser künftiges Glück abhängt, viel Böses thun kann."

Von diesem Robethon führt Kersland einen Zug an, den wir um so weniger übergehen dürfen, als wir sonst eine schöne Handlung Leibnitzens (wie es Federn und von Murr widerfuhr), nur halb verstehen würden. Der patriotische Kersland nemlich wurde zuletzt mit seinem wohlgemeinten, aber unaufgeforderten Eifer sowohl dem Könige Georg, als seinen deutschen Ministern, noch vor ihrem Abgange von Hannover, lästig; aber sein Eifer riß ihn fort, und im Haag, wohin er dem Könige folgte, setzte er eine neue Denkschrift an ihn, über die von ihm zu befolgende innere Politik in England auf; er überreichte sie dem Minister, Freiherrn von Görz, dessen Redlichkeit und Unabhängigkeit er sehr hervorhebt. Dieser machte ihm hier auf eine würdige Belohnung seiner Dienste, und einen angemessenen Ersatz für die, aus seinem eignen Vermögen für die Sache Hannövers gebrachten, Opfer Aussicht, wenn man in England angelangt sein würde. Einige Kaufleute im Haag riethen ihm, um die Statthalterschaft der Bermudischen Inseln anzuhalten, und Görtz versprach diese Bitte nach Kräften zu unterstützen; auch Bernstorff, welcher wußte, daß Ker auf seiner Reise nach Wien mehr als tausend Pfund

Sterling ausgegeben hatte. Doch als ihm jemand zu verstehen gab, die Bedingung zur Erlangung seines Wunsches wäre vor allen Dingen ein Geschenk von 500 Guineen an Robethon, als den Kanal für die Verleihungen von Seiten des Baron Bernstorf, wies Ker dies mit entschiedenem Unwillen zurück und leistete lieber Verzicht. Nichts desto weniger fuhr Kersland unermüdet in seiner Ergebenheit im Dienste des Königs fort, er unterhielt einen ausgebreiteten Briefwechsel, und wendete nicht nur sein ganzes Vermögen darauf, sondern ging deshalb Schulden in England und Deutschland ein. Er war es, welcher die Jacobitische Verschwörung des Grafen Mar in Schottland zuerst entdeckte und dem Minister Bernstorff anzeigte, doch ohne daß sein Wink anfangs beachtet wurde; ein Fehler, welcher nur durch das Blut und das Unglück vieler Familien gut gemacht werden konnte. Zum Danke für alle diese Anstrengungen waren seine wiederholten Bitten um Ersatz der Unkosten, um Rettung aus seinen für das Interesse der guten Sache eingegangenen Schulden bei Bernstorff vergeblich. Da bekennt er denn, (an der Stelle, wo er von Leibnitzens Tode spricht), daß Leibnitz von der schlechten Behandlung, welche ihm zu Theil wurde, so gerührt worden war, daß er eine Schuld von zweihundert und dreißig Pfund Sterling, welche Kersland in Deutschland einzugehen genöthigt gewesen war, ohne sein Wissen aus seinem eignen Gelde gelöscht hatte. Und dies führt von Murr blos als eine Widerlegung derjenigen an, welche Leibnitz Geiz oder Habsucht beimaßen! Er fühlte nicht, daß wenn selbst dieser

Vorwurf gegründet wäre, Leibnitzens Handlung nur um ſo bewundernswerther ſein möchte.

Der König Georg und ſein Gefolge war ſchon ſeit einigen Tagen von Hannover abgegangen, als erſt Leibnitz, von Wien zurückgekehrt, in der zweiten Hälfte des September, hier eintraf. Er konnte nur noch ſeine Rückkehr dem Könige ſchriftlich anzeigen, und ſeinen Glückwunſch zu der Thronbeſteigung darbringen; aber er nahm ſich vor, ſo bald als möglich dem Könige nach London zu folgen. Er ſprach ſich hierüber und über die Parthei, welche er als Rathgeber des Königs zu ergreifen gedachte, in ſeiner Antwort an Ker von Kersland, aus Hannover den 8. Oktober 1714, aus. Er geſteht zuerſt ſein Bedauern, daß das ſchlechte Wetter und ſein hohes Alter ihm nicht möglich gemacht hätten, zur rechten Zeit in Hannover einzutreffen. „Ich glaube, fährt er fort, daß wenn ich die Poſt genommen hätte, ich den König noch im Haag hätte treffen können; allein ich fürchtete, daß die Menge der Beſuche und der Drang der Geſchäfte, von welchen er überſchüttet ſein wird, ihm nicht Muße gelaſſen hätten, mich über eine ſo wichtige Sache, als die, um welche es ſich handelt, anzuhören. Indeſſen habe ich beſchloſſen, nach London hinüber zu gehen; aber ich kann Ihnen nicht beſtimmt ſagen, ob es in Begleitung der Prinzeſſin (von Wales, ſie war in Herrenhauſen auf einige Zeit zurückgeblieben, wo Leibnitz ihr Geſellſchaft leiſtete), oder ein andermal ſein wird.

„Ich vernehme mit Freuden (ſagt er ferner), daß Sie ſich Ihrer Pflicht gegen Ihren König und Ihr Vaterland ſo treu entledigt haben. Ich habe mit Vergnügen die Denkſchrift

gelesen, welche Sie mir zuzuschicken die Güte hatten. Ich theile vollkommen Ihre Meinung, und es war auch die der verstorbenen Kurfürstin." Hier wiederholt Leibnitz seine Maximen über die schwierige Stellung des Königs zwischen den Whigs und den Torys, und fügt hinzu: „Der König muß schlechterdings seiner Nation die freie Wahl der Glieder des Parlaments lassen, und in dieser Hinsicht den gehässigen Intriguen und Bestechungen, welche unter den frühern Regierungen üblich gewesen, sich widersetzen; dies wird eine Versammlung von Männern von Ehre und Verdienst hervorbringen, welche nur das allgemeine Wohl der Nation und andere uneigennützige Handlungen im Auge haben werden. Ich hoffe, wie ich es wünsche, daß unsre deutschen Minister (er meinte Bernstorf und Görtz) es niemals unternehmen werden, sich in die Angelegenheiten Großbrittaniens zu mischen; dies wäre nicht nur etwas sehr Ungerechtes an sich selbst, sondern auch ein Weg, um den König in der Liebe seines Volkes zu Grunde zu richten." —

Dem damals ausgesprochenen Vorhaben Leibnitzens, sich zum Könige nach London zu begeben, setzte sich indeß vom ersten Augenblicke an der Minister von Bernstorf auf das entschiedenste entgegen, und so oft als Leibnitz, auch im nächsten Jahre, um die Erlaubniß dazu anhielt. Bernstorf schrieb ihm seine Meinung, von London den 1. November 1714: „Ich habe meine Antwort auf Ihren Brief aufgeschoben, weil man uns gemeldet hatte, daß Sie sich hieher nach diesem Lande auf den Weg begeben wollten, und schon trafen hier sogar Briefe für Sie ein; Sie thun wohl, mein Herr, in Hannover zu

bleiben, und Ihre Arbeiten wieder vorzunehmen; Sie können durch nichts Ihren Hof beſſer machen, oder die frühern Abweſenheiten beſſer vergütigen, als wenn Sie Seiner Majeſtät, wann Sie nach Hannover kommen werden, einen guten Theil der Arbeiten, welche Sie ſeit lange erwarten, vorlegen. Ich hoffe, mein Herr, Sie werden die Kapitel, von denen wir vormals geſprochen haben, nicht vergeſſen, namentlich das Kapitel de migratione gentium. Herr Eccard hat uns verſprochen, mehrere für Ihre Abſichten dienliche Materialien vorzubereiten, und ſo hoffe ich, mein Herr, daß Sie das Werk, zur Genugthuung des Herrn und zu Ihrem eignen Ruhme, um ſo eher werden vollenden können.“ Um dieſe Zeit hatte nemlich der König den ehemaligen Secretair Leibnitzens, ſeit 1706 Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität Helmſtädt, Johann Georg Eccard, zu ſeinem Hiſtoriographen ernannt, welcher von damals ab, ſo lange Leibnitz lebte, ihm bei dieſem Werke zur Seite ging.

Eine Antwort in demſelben Geiſte, deren ſcharfe Ironie niemand tiefer empfinden konnte, als Leibnitz ſelbſt, erhielt er im folgenden Jahre, vom 5. April 1715. Es kränkte ihn auch ſchon längere Zeit, daß man ihm, ſo lange er in Wien war, den Gehalt und mehrere gemachten Auslagen zurückhielt, am meiſten aber, daß der König ſich über ſeine hiſtoriſche Arbeit, vor dem Abgang nach England, in einer Ordre an die zurückbleibenden Miniſter herabſetzend geäußert hatte. Er verhehlte dies alles den Miniſtern von Bernſtorf und von Görtz keineswegs. Er ſchrieb an dieſen, den 20. September 1714: „Dieſe Artikel dürften ſchlecht ſtimmen zu der Arbeit

und dem Eifer ſo vieler Jahre, und zu der Aufmerkſamkeit, welche ich hatte, größere Vortheile abzuweiſen, ſo bald es zweifelhaft war, ob ſie ſich mit dem Dienſte eines Herrn vertrügen, deſſen Größe ſtets einer der Gegenſtände meines Eifers geweſen iſt.“ Einen ſpätern Brief an Bernſtorf, vom 28. December 1714, worin er ſeinen längern Aufenthalt in Wien von neuem umſtändlich entſchuldigte, ſchließt er mit den Worten: „Indeſſen ſind es nicht ſowohl meine Rückſtände, welche mir am Herzen liegen, als die üble Meinung, welche Seine Majeſtät von meiner Arbeit zu haben ſchien, und welche in einem Poſtſcriptum ausgeſprochen iſt, welches die zurückgelaſſenen Miniſter mir gezeigt haben. Und was mich mehr, als ich zu ſagen vermag, ergriff, war, zu ſehen, daß, während Europa mir Gerechtigkeit widerfahren läßt, man es hier nicht thut, wo ich das meiſte Recht hätte, es zu erwarten (qui m'a touché plus que je ne saurais dire, de voir que, pendant que l'Europe me rend justice, on ne le fait pas, où j'aurois le plus de droit de l'attendre).“

Leibnitz mußte ſich nun einmal in die ihm vorgezeichneten Schranken fügen, und er ſchickte ſich jetzt wirklich an, die ſeit einigen Jahren völlig unterbrochene Ausarbeitung der Geſchichte des Hauſes Braunſchweig wieder aufzunehmen, kehrte auch im Uebrigen in das alte Geleis ſeiner nach allen Seiten gerichteten Thätigkeit in Abſicht der Wiſſenſchaften und der Literatur zurück, immer aber die Blicke auf die Angelegenheiten in England gerichtet. Seinem Freunde, Ker von Kersland, welcher ſich nach dem unglücklichen Ausgang der Verſchwörung des Grafen von Mar nach Holland begab und bei

Leibnitz in seinen Briefen die alten Klagen wieder ausschüttete, gestand dieser in seiner Antwort, vom Jahre 1716, wie er mit Schmerz sähe, daß die Hannoverschen Minister die Rathschläge, welche er ihnen so oft gegeben, in den Wind geschlagen hätten. Er hätte mehrmals um Erlaubniß angehalten, nach London zu gehen, ohne sie erhalten zu können, und er sei daher entschlossen, sogleich nach der Beendigung seiner Geschichte des Hauses Braunschweig, sich nach Wien zurückzuziehen und den Rest seiner Tage daselbst zuzubringen." Es darf nicht überraschen, fügt Kersland diesem Bekenntnisse Leibnitzens hinzu, daß die Hannoveraner sich der Reise des Herrn von Leibnitz widersetzt hatten, denn sie wußten, daß dieser große Mann sich nur bemüht hatte, ihren Entwürfen, so wie den eigennützigen Absichten, welche sie bewogen hatten, sich in die Angelegenheiten Großbrittaniens zu mengen, entgegenzuarbeiten. Ker gesteht sogar, daß blos Leibnitzens wiederholte Vorstellungen, daß seine Anwesenheit schlechterdings in England und Schottland nothwendig wäre, ihn vermocht hätten, von Holland nach England zurückzukehren.

Von dem Wunsche bewegt, sich einen angenehmern Zufluchtsort für sein Alter, bei den eingetretenen Verhältnissen in Hannover, zu sichern, wandte Leibnitz sich im Jahre 1715, kurze Zeit vor dem Tode Ludwigs XIV, auch an den Jesuiten Pater Tournemine in Paris, in der Absicht, sich dahin überzusiedeln.

Mit diesem gelehrten Jesuiten stand Leibnitz zu dieser Zeit in einem wissenschaftlichen Controvers wegen seiner 1715 herausgegebenen Abhandlung De origine Francorum; eine

Streitigkeit, welche ihrem perſönlichen Verhältniſſe keinen Eintrag that. Leibnitz ſtellte in jener Schrift die, er ſagt ſelbſt, ein wenig paradoxe Behauptung auf, welche er jedoch auf Texte der Alten ſtützte: daß die Franken urſprünglich an der Oſtſee, zwiſchen der Elbe und Oder, gewohnt, ſpäter ſich zwiſchen dem Main und dem Harzgebirge gelagert, dann zwiſchen der Weſer und dem Rhein, und zuletzt nach Frankreich übergegangen wären. In Deutſchland beſtritt ihn Gundling, wie unter den Franzoſen Tournemine, beiden antwortete er: jene aber behielten, weil Leibnitz unterdeſſen ſtarb, das letzte Wort. Spätere Forſcher gaben dem Streite eine unvermuthete Wendung, indem ſie in dem Namen der Franken, ſo gut wie in den meiſten andern aus den Zeiten der Völkerwanderung, einen Miſchnamen erkannten. Leibnitz hielt den von ihm den Franzoſen gegebenen Urſprung ſo wenig in Widerſpruch mit dem Nationalſtolz dieſer Nation, daß er, ganz kurz vor dem Tode Ludwigs XIV, durch Vermittelung des Herrn Remond von Montmort und des Miniſters von Torcy, eine franzöſiſche Ueberſetzung der Abhandlung in zierlicher Handſchrift dem Könige überreichen ließ. Auf die Rückſeite des Titels ſetzte er die Verſe:

Exiguis egressa locis Gens Francica tandem
Complexa est Sceptris Solis utramque domum,
Magne Tibi LODOIX debet fastigia tanta,
Et capit ex uno Natio fata Viro.

Es war zur Zeit, da Leibnitz einen Augenblick dahin ſtrebte, Hannover mit Paris zu vertauſchen. Der Pater Tounemine ſagte es ausdrücklich nach Leibnitzens Tode, im Journal des

Savans von 1732. „Herr von Leibnitz beehrte mich seit zwanzig Jahren mit seiner Freundschaft... Er ging in seinem Vertrauen so weit, daß er sich mir über sein Vorhaben, sich nach Frankreich überzusiedeln, eröffnete. Es war im Jahre 1715, daß er mir davon schrieb. Der selige König Ludwig der Große, unsterblichen Andenkens, las diesen Brief, und trug mir auf, darauf zu antworten, daß er die ganzen Verdienste des Herrn von Leibnitz kennte, daß er ihn mit Vergnügen an seinem Hofe sehen, und daß er ihm den Aufenthalt so angenehm machen würde, als er für Frankreich nützlich sein werde." Dieser Pater sagt aber kein Wort davon, daß er in Leibnitz gedrungen hatte, zur katholischen Kirche überzutreten, und daß Leibnitz in ausführlichen Briefen ihm, wie vielen andern vor ihm, die Gründe auseinandergesetzt, welche ihn am Uebertritt hinderten. Tournemine hat, so viel wissen wir, diese Briefe Leibnitzens nie zeigen wollen. Es bleibt die Frage, ob Leibnitz, auch wenn Ludwig XIV nicht bald darauf mit Tode abgegangen wäre, sein Anerbieten angenommen hätte: er war wenigstens dem Regenten hinlänglich bekannt, und dessen Mutter, der Herzogin von Orleans, zu befreundet, als daß der Tod des Königs ein wirkliches Hinderniß seines Entschlusses gewesen sein sollte.

Das Gerücht indeß, daß Leibnitz bei dem Könige von England, seinem Herrn, in Ungnade gefallen sei, verbreitete sich in Deutschland, wie im Auslande, zu Leibnitzens großem Mißvergnügen. Ancillon, Mitglied der Societät der Wissenschaften in Berlin, welcher das Gerücht dem Abbé Bignon in Frankreich mitgetheilt hatte, und sich später dann bei

Leibnitz durch seinen theilnehmenden Eifer entschuldigen wollte, erhielt von ihm eine Lehre. „Ich bin, schrieb er ihm den 16. Mai 1716, von Ihrer guten Absicht ganz überzeugt; aber wir haben hier sehr verschiedene Maximen. Ich glaube nicht leicht, was man mir zum Nachtheil eines Andern sagt, besonders bei meinen Freunden, gleichviel ob es sich um ein physisches, oder ein moralisches Uebel handelt. Nicht einmal krank oder todt will ich sie glauben, und ich halte es mit denjenigen Rechtsgelehrten, welche annehmen, daß ein Mensch hundert Jahre lebt."

Leibnitzens Antheil an dem Glücke der Regierung in England blieb sich unter allen diesen Verhältnissen gleich; er gab den Beweis davon in einer Schrift, welche er zwar verleugnete, deren Echtheit aber nichts desto weniger feststeht. Es erschien 1715 unter den mancherlei Schriften der Jacobiten gegen das Haus Hannover eine mit dem Titel: **Avis aux propriétaires Anglais.** Dem Ministerium des Königs, als Anhängern der Whigs, wird darin (wie oft nachher, und selbst in unsern Tagen) zum Vorwurf gemacht, daß sie Handel und Gewerbfleiß auf Kosten der Grundeigenthümer begünstigten, auf die Unterdrückung der Nationalkirche ausgingen, dagegen die Freidenker und Atheisten beschützten; ein stehendes Heer errichten wollten u. s. w. Dem Könige Georg I ward überdies, unter verstellter Ehrerbietung, sein Widerwille gegen englische Nationalkirche und Nationalität überhaupt vorgehalten. Dieser Schrift nun suchte Leibnitz durch die Gegenschrift: **Anti-Jacobite ou Faussetés de l'Avis aux propriétés Anglais etc.** entgegenzuwirken. Man nennt

großherzigen Gefühlen der alten Griechen und Römer, welche die Liebe zum Vaterlande und die Sorge für die Nachwelt dem Vermögen und selbst dem Leben vorzogen, vollends zerstören. Jene public spirits, wie sie die Engländer nennen, nehmen außerordentlich ab und sind nicht mehr Mode: sie werden immer mehr aufhören, wenn sie nicht länger durch die gute Moral und durch die wahre Religion, welche die natürliche Vernunft selbst uns lehrt, unterstützt werden. Die Besten von dieser Seite haben kein anderes Princip, als das, was sie die Ehre nennen... Laut spottet man über die Liebe zum Vaterlande, man macht diejenigen lächerlich, welche für das Allgemeine Sorge tragen, und wenn irgend ein wohlgesinnter Mensch davon spricht, was die Nachwelt sagen werde? so giebt man zur Antwort: alors comme alors! Aber es kann diesen Personen begegnen, daß sie die Uebel selbst erfahren, welche sie den andern vorbehalten glauben. Wenn man sich noch von dieser Krankheit einer geistigen Epidemie bessert, deren schlechte Wirkungen sich zu zeigen anfangen, so wird man diesen Uebeln vielleicht vorbeugen können; doch wenn sie immer zunimmt, so wird die Vorsehung die Menschen durch die Revolution selbst, welche daraus entstehen muß, bessern; denn was auch immer kommen mag, so wird jederzeit am Ende der Rechnung alles im Ganzen sich zum Besten wenden, obgleich dies nicht eintreffen soll und kann, ohne die Züchtigung derjenigen, welche sogar durch ihre schlechten Handlungen das Gute mit herbeigeführt haben werden..." Aehnliche Ansichten äußerte Leibnitz auch einmal mündlich in Bezug auf die Fürsten, in einer Unterredung mit der Kurfürstin

Sophie, welche sich auf einem Blatte in seinem Nachlasse vorgefunden hat.

Der König Georg I konnte sich rühmen, die zwei größten Männer des Jahrhunderts, Newton und Leibnitz, zu seinen Unterthanen zu haben. Zum Unglück waren diese großen Nebenbuhler jetzt feindlicher einander gegenüber gestellt, als jemals. Im Jahre 1716 ward endlich ihr Streit sowohl über die Erfindung der Differentialrechnung, als über die Theorie der Attraktion eine Angelegenheit des Hofes. Aber auch hier stand Leibnitz, schon wegen seiner Entfernung, gegen Newton und das wissenschaftliche England in entschiedenem Nachtheile; seine Briefe an die Prinzessin von Wales, die Gräfin Kielmansegge und andere Herren und Damen am Hofe konnten ihn selbst nicht ersetzen. Der König ließ sich von dem gelehrten Abbé Conti, an welchen Leibnitz und Newton die für einander bestimmten Briefe richteten, den Ursprung und den Verlauf der, Aufsehen machenden Streitigkeit umständlich erklären; aber da Conti selbst auf Newtons Seite sich neigte (denn er stellte die Frage mit den Andern einseitig nach der Priorität der beiden zwar ähnlichen, aber doch wesentlich verschiedenen Methoden); da der König selbst gegen Leibnitz damals eingenommen war, so konnte seine Meinung nicht allzugünstig für letztern ausfallen. Er äußerte sich hierüber nach einiger Zeit gegen Leibnitz selbst, bei seinem Besuche, welchen er im Sommer 1716 seinen Erblanden machte, und zwar in Pyrmont, wohin Leibnitz im August sich begab, um dem Könige (es war zum letzten male) seinen Hof zu machen. Der König sagte dort unter andern: „der Abbé Conti werde einmal

nach Deutschland kommen, um ihn zu bekehren.“ Dies erzählte Leibnitz seinem Freunde Remond, den 15. Juli 1716, fügte aber hinzu: „Il faut voir.“ Man sieht aus der Aeußerung Königs Georg I: er wußte, was er an Leibnitz, auch neben Newton, hatte. „Ich preise mich glücklich, hörte man ihn sagen, daß ich zwei Reiche besitze, in deren einem ich einen Leibnitz, in dem andern einen Newton meinen Unterthan nennen kann.“

Sein geschichtliches Hauptwerk, die **Annales Imperii Occidentis Brunsvicensis** wurde indessen, in Folge des seit der Rückkehr von Wien darauf verwandten Fleißes, der Vollendung immer näher geführt. Leibnitz stattete über den Fortgang von Zeit zu Zeit dem berühmten Ludwig Anton Muratori, seit 1700 Bibliothekar und Archivar des Herzogs von Modena, Bericht ab. Der erste Band hätte schon zu Ende des Jahres 1715 dem Drucke übergeben werden können, wie Leibnitz dem Baron von Görz anzeigte; er zog es indeß vor, damit bis auf die Vollendung des zweiten und letzten Bandes zu warten, welche im Jahre 1716 unfehlbar erfolgen sollte. Das in der Königlichen Bibliothek aufbewahrte, noch immer ungedruckte Manuscript dieses Werkes beweist, daß Leibnitz nicht aus dem Leben schied, ohne sein Wort gelöst zu haben: mit Recht aber muß noch jetzt die Dringlichkeit, womit die Minister Georgs I Leibnitzen diese Vollendung zu einer Ehrensache gemacht haben, befremden, wenn man bedenkt, daß es der Regierung des Königs nach Leibnitzens Tode gar nicht Ernst war, sein nachgelassenes Werk, welches ein berühmter Historiker sehr richtig ein Lebenswerk nannte, heraus-

zugeben; daß es also seit hundert und dreißig Jahren im Staube modert. Aber dieser Widerspruch ist, nach dem, was uns Leibnitzens Verhältnisse zu den Ministern, von 1714 bis an seinen Tod, lehren, für uns keiner mehr. Den Inhalt des Werks kennt man bisher nur aus einer, von Leibnitz selbst zu Papier gebrachten Uebersicht desselben, wie sie Eckhart in seinen Materialien für Fontenelle mitgetheilt hat. Man sieht daraus, welchen Ruhm Leibnitz sich daraus versprochen hat, und wie wenig gleichgültig die Herausgabe noch jetzt der Wissenschaft sein kann. Dies lehren schon einzelne Episoden daraus, welche Scheid bekannt gemacht hat, namentlich (der Protegäa zu geschweigen) die Flores sparsi in tumulum Johannae Papissae. Sagt doch Leibnitz selbst: „Ich wage zu behaupten, daß nichts dieser Art zur Geschichte des Mittelalters bisher herausgekommen ist, worin so viele Irrthümer in der Geschichte des deutschen Reichs in Deutschland und Italien berichtigt, und die Dinge in ein helleres Licht gesetzt worden." Scheid hat außerdem, im Jahre 1750, das große von Eckart auf Leibnitzens Grundlagen aufgeführte Werk: Origines Guelphicae, und Eckharts Abhandlung de migratione gentium herausgegeben. Es wird aber Sache der Kritik sein, die Leibnitz gehörenden Bestandtheile und Ideen aus diesen, aber auch noch andern Werken Eccards herauszusondern, welcher nemlich (so sagte man in Hannover nach Leibnitzens Tode) sich gern mit des großen Mannes Federn geschmückt hat.

Leibnitz äußerte übrigens im Jahre 1714 die Idee, wegen

der ehedem ſtatt gehabten Beziehungen Englands zu dem welfiſchen Hauſe auch ein weſentliches Stück aus der engliſchen Geſchichte in ſein Werk zu verweben, im Falle der König ihn, obgleich als Ausländer, zum Hiſtoriographen von Großbrittanien, mit den daran geknüpften Vortheilen, ernennen wollte. Er trug dies dem Miniſter von Bernſtorf in einem Schreiben vom 28. December 1714 vor. Leibnitz führte an, daß Beiſpiele vorhanden wären, wonach man ein ſolches Amt Ausländern übertragen hätte, ohne ſie erſt zu naturaliſiren; daß mithin die Parlamentsacte gegen Verleihung von Aemtern an Ausländer darauf keine Anwendung littte. Daß dieſer Wunſch ohne Erfolg blieb, iſt aus den Verhältniſſen leicht zu erklären.

Von den Entwürfen, deren Ausführung Leibnitzen, wenn er die Herausgabe der Annalen von Braunſchweig erlebt hätte, am meiſten am Herzen lag, nennen wir vor allem die Redaction und Herausgabe ſeines mathematiſchen Briefwechſels, als Gegenſtück des, unter der Aegide der Königlichen Societät in London gegen ihn herausgegebenen Commercium epistolicum. Dieſe Aktenſtücke werden nicht immer im Dunkel bleiben. Nächſtdem wollte er ſeine Dynamik, und andere Gegenſtände aus der Philoſophie und Mathematik bearbeiten. Auch hatte er, bei der nahe bevorſtehenden Beendigung ſeines Streites mit Clarke über Newtons Naturphiloſophie, die Abſicht, davon ſelbſt öffentlich, und zwar in der Form eines Briefes an den erſten Leibarzt Peters des Großen, Areskin, den er in die Acta Eruditorum einrücken wollte, Rechenſchaft zu geben. Im Hindergrunde lag dabei

immer der Plan einer vollständigen, systematischen, demonstrativen Darstellung seines philosophischen Systems, wogegen alles bis dahin von ihm bekannt gemachte, die Theodicee nicht ausgenommen, nur wie Proben sich erhalten hätte. Endlich hatte er auch, angeregt durch die Bitten des Herrn Remond von Montmort in Paris, schon in Wien sich vorgenommen, nach seiner Rückkehr eine Sammlung seiner vielen, in die verschiedensten Zeitschriften zerstreuten Aufsätze zu veranstalten. Dies alles sind einzelne Züge, so weit sie sich in Leibnitzens Briefwechsel in der letzten Zeit seines Lebens darbieten. Alle Entwürfe oder Ideen zur Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises in den Wissenschaften, mit welchen sein Geist in den verschiedenen Perioden seines Lebens schwanger ging, jemals auszuführen, war nie Leibnitzens Absicht. Er hielt sein Jahrhundert nicht überall reif genug für seine Ideen, und scheute nichts mehr, als mißverstanden und verkannt zu werden. Er bekannte dies nicht selten im Vertrauen, so einmal in Bezug auf einige bedeutende Folgerungen seines großen Princips der Continuität. „Je me flatté d'en avoir quelques idées, mais ce siècle n'est point fait pour les recevoir," schrieb an einen Gelehrten im Jahre 1707. Es ist in demselben Briefe, wo er gesteht, er habe bis dahin den zweiten Theil seiner Dynamik unterdrückt, weil die üble Aufnahme, welche die Vorurtheile dem ersten bereitet hatten, es ihm verleidete. Er sagte mit Xenocrates: non habet hujus rei ansas, wenn er einmal zur unrechten Zeit einem Gelehrten „den Puls gefühlt hatte."

Frühe aber hatte Leibnitz die Ahnung, daß er einmal

mitten aus der Fülle und Frische seiner täglich zuströmenden neuen Ideen und Entwürfe durch den Tod abgerufen werden würde: er kannte sich zu gut. Er schrieb einst an Thomas Burnet im Jahre 1696, als eine falsche Nachricht seines Todes sich nach England verbreitet hatte: „Wenn mir der Tod alle die Zeit gestatten will, die nöthig ist, um die Vorsätze, welche ich bereits gefaßt habe, auszuführen, so will ich dagegen versprechen, keinen neuen zu beginnen und sehr fleißig an denjenigen arbeiten, welche ich bereits habe, und nichts desto weniger werde ich durch diesen Vertrag einen großen Aufschub gewonnen haben. Aber der Tod kümmert sich nicht um unsre Entwürfe, noch um den Fortschritt der Wissenschaften."

Als Leibnitz in Wien war, 1714, wurde er wieder in Europa irrig für todt gehalten, vermuthlich wegen der in Wien damals herrschenden Pest: er nahm die Glückwünsche seiner Freunde dankbar und scherzend auf. „Das Volk in Deutschland, schrieb er an Bourguet, sagt, dies bedeute ein langes Leben." Ein solches versprach sich Leibnitz selbst, aus Gründen, die er von seiner physischen Verfassung entlehnen zu dürfen glaubte.

„Indessen wollte seit seiner Rückkehr aus Wien (schreibt Eckhart in Leibnitzens Lebenslauf) die bei ihm immer zunehmende Gicht keine ununterbrochene Arbeit mehr zulassen, sondern fing an, sich aus den Füßen in die Hände und Schultern zu ziehen." Von seinem fünfzigsten Lebensjahre an (früher hatte er sich einer fast ungestörten Gesundheit erfreut) litt Leibnitz an diesem Uebel, zu welchem sich

häufig Schwindel gesellte. Er berieth sich oft über seine Gesundheit mit dem bereits erwähnten Doctor Behrens in Hildesheim, wie die von ihm eigends aufgesetzten Beschreibungen seiner Krankheit in Leibnitzens Nachlaß zeigen (ein Blatt dieser Art ist doppelt vorhanden), am liebsten jedoch war er, wie Carteſius, sein eigener Arzt. In den letzten Jahren kam ein offener Schaden am rechten Bein hinzu; alles meist eine Folge seiner sitzenden Lebensart, daher er so gern den Anlaß zu kleinen Reisen ergriff. Er ertrug diese Uebel indeß mit leichtem Muthe. Den 25. April 1715 schrieb er an Sebastian Kortholt: „Ich leide von Zeit zu Zeit an den Füßen, bisweilen geht das Uebel auch in die Hände über; Kopf und Magen thun, Gott Lob, noch ihre Pflicht;" und fast um dieselbe Zeit an Remond von Montmort: „das Mißtrauen in meine Gesundheit hat mich abgehalten, die Frau Prinzessin von Wales zu begleiten.... In der That ergriff mich die Gicht; sie ist nicht sehr schmerzhaft, aber sie hindert mich, anderswo, als in meinem Kabinet, thätig zu sein, wo ich immer die Zeit zu kurz finde, und daher habe ich gar keine Langeweile, was ein Glück im Unglück ist." Den 27. März 1716 schrieb er an denselben, seine kleinen Uebel seien sehr erträglich, und selbst, wenn er sich ruhig verhalte, ohne Schmerz. Sie hätten ihn nicht gehindert, eine Reise nach Braunschweig zu machen, um der Herzogin, der Mutter der regierenden Kaiserin, welche zu ihrer Tochter ging, um bei ihrer Entbindung Beistand zu leisten, eine glückliche Reise zu wünschen. „Wenn diese Uebel nicht größer würden, würden sie mich nicht abhalten, in der Folge größere Reisen zu unternehmen...."

Als Leibnitz gegen Ende Auguſt von Pyrmont zurückkam, wo er ſich ſeinem Herrn, dem Könige von England, vorgeſtellt hatte, war er, ſagt Eckhart, überaus heiterer Stimmung und auch geſund. Er entfernte ſich von da ab nicht mehr von Hannover, und war ganz auf Vollendung ſeines Werkes bedacht, das er nur durch kleinere Arbeiten unterbrach, wie ſie der Tag brachte. Eine ſolche (nach Eckhart ſeine letzte) war ein Entwurf über die gute Einrichtung einer Bibliothek, für den Statthalter von Erfurt, Grafen Philipp Wilhelm von Boineburg, welcher bei der Univerſität Erfurt aus eignen Mitteln eine Profeſſur der Geſchichte und des öffentlichen Rechts gegründet, und ſeine vortreffliche Bibliothek, mit einem Fonds zu ihrer Erhaltung und Vermehrung, geſchenkt hatte. Dieſer Aufſatz blieb unvollendet. Er wurde im November von der Gicht, welche ihm in die Schulter trat, heftig ergriffen. Wie gewöhnlich nahm er von einem Decoct, das ein Jeſuit aus Ingolſtadt ihm in Wien im Jahre 1714 empfohlen hatte, drei ſtarke Portionen. Doch die Verfaſſung des Organismus zeigte ſich zu ſchwach, den Trank fortzutreiben. Der Leib ſchwoll ihm auf, die innern Theile wurden angegriffen; er ward von heftigen Steinſchmerzen und Zuckungen überfallen. Es war den 14. November 1716, Abends neun Uhr; da hörte Leibnitz, daß ein geſchickter Arzt, deſſen Umgang er in Pyrmont genoſſen hatte, der fürſtlich Waldeckſche Leibarzt, Doctor Seip, in Hannover angekommen und in der rothen Schenke abgeſtiegen ſei; den ließ er durch ſeine Porteurs rufen. Er ſprach mit ihm von ſeiner Krankheit und Cur unter kurzem Athemholen, wobei er (dies erzählte ſpäter

der Doctor Seip) allerhand alchymistische Discurse mit einmischte, und ihm erzählte, wie der bekannte Furtenbach in Florenz die Hälfte eines eisernen Nagels in Gold verwandelt hätte. Als Seip merkte, daß der Puls gar schwach ging und ein kalter Schweiß ihm an den Händen ausbrach, verhehlte er ihm nicht, daß sein Zustand gefährlich wäre. Leibnitz gab zur Antwort: seine Hände und Füße wären von Jugend auf mehrentheils kalt, auch sein Puls schwach, und wenn ihm etwas zustieße, so habe er mehrere Mittel, die er gebrauche. Weil Seip aber diese Mittel bei den damaligen Umständen nicht für dienlich hielt, bat er um Erlaubniß, ihm etwas anderes zu verordnen, und ging selbst in die Apotheke, um es zu bereiten. Doctor Seip hatte ihn kaum verlassen, als Leibnitz unter den empfindlichsten Steinschmerzen die Annäherung seines Todes spürte. Er wollte noch etwas aufschreiben. Wie ihm nun Papier nebst Dinte und Feder gereicht wurde, fing er an etwas zu schreiben, das er aber nicht mehr lesen konnte, als er es bei dem Lichte durchsehen wollte. Er zerriß das Papier, warf es von sich und legte sich zu Bett. Er versuchte nochmals zu schreiben, verhüllte sich dann die Augen mit der Schlafmütze, legte sich auf die Seite und entschlief sanft, gegen zehn Uhr, nachdem er sein Alter auf siebenzig Jahre, vier Monate und vier und zwanzig Tage gebracht hatte. Als Seip mit der Arznei eintrat, fand er ihn todt. „Wie er so schwach war, erzählt Eckhart, und ihn seine Diener erinnert, ob er nicht das heilige Abendmahl nehmen wollte, hat er geantwortet: sie sollen ihn zufrieden lassen; er habe niemand etwas zu leide gethan, habe nichts zu

beichten." Nach Andern hätte Leibnitz einem der Umstehenden, welcher ihm das Scheiden aus der Zeitlichkeit ans Herz legte, ruhig erwiedert: „Auch die übrigen Menschen müßten sterben." —

Auf Leibnitzens Lager und den Stühlen um dasselbe sah der Doctor Seip viele Briefschaften und Bücher liegen, so des Barclay Argenis, eines seiner Lieblingsbücher, in welchem er kurz vor seinem Tode gelesen (dieses Buch hat seinen Platz auf Leibnitzens Studirsessel, in der Königlichen Bibliothek von Hannover, behalten), desgleichen seine eigne nova Methodus juris, mit an den Rand geschriebenen Verbesserungen, Lynkers Instructorium forense, Pontans Progymnasmata, Alberti Interesse Religionum, u. a. Wir mögen aber den Bericht eines Ungenannten nicht verbürgen, daß Leibnitzens letzter unvollendet gefundener Aufsatz von der Sprache der Engel gehandelt habe. (Sprache der Engel, so nennt Leibnitz an einem Orte bildlich die Poesie überhaupt).

Die Minister in Hannover ließen bei der Nachricht seines Todes sogleich Leibnitzens sämmtliche Papiere und Bücher in Beschlag nehmen und zum Theil in das geheime Archiv, zum Theil in die kurfürstliche Bibliothek in Verwahrsam bringen. Die Hinterlassenschaft an Geld, welche, goldene und silberne Schaumünzen eingerechnet, die Summe von vierzehn bis sechszehn tausend Thaler betrug, wurde dem einzigen Erben Leibnitzens, seinem Schwestersohne, M. Friedrich Simon Löffler, Pastoren zu Probstheyda bei Leipzig, übergeben. Als dieser mit dem Schatze zu Hause eintraf, trug sich das Merkwürdige zu, daß seine Ehefrau im freudigen Schreck über den

gebotenen Anblick leblos zu Boden ſank. Löffler ſelbſt wußte von dem ererbten Vermögen keinen Gebrauch zu machen, und verlor ſeine Ruhe; es war ein Mann niederer Geſinnung und eines ſolchen Oheims nicht würdig: dies bewies er ſchon dadurch, daß er ſich von einem ihm zugefallenen guten Bildniſſe von Leibnitz bei einem Trödler für einige Thaler befreite.

Der Tod dieſes großen Mannes war für die Hofleute Hannovers kein Ereigniß, ſo wie ſein Leben ihnen von keiner Bedeutung war. Dazu kam die Ungnade, welche in den letzten Jahren von oben auf Leibnitz laſtete oder zu laſten ſchien. Durch Zufall kam der Ritter Ker von Kersland, in einer Miſſion an den Miniſter von Bernſtorf, den nemlichen Tag, da ſein Freund, der große Leibnitz, ſtarb, in Hannover an; was ihm, ſagt er, eine unſägliche Betrübniß verurſachte. Was ihn aber noch empfindlicher ſchmerzte, das war die geringe Ehre, welche die Hannoveraner ihm nach ſeinem Tode erwieſen; denn er wurde, drückt er ſich aus, eher wie ein Wegelagerer begraben, als wie ein Mann, welcher die Zierde ſeines Vaterlandes geweſen war. Dies beſtättigt Eckhart, welchem ganz allein die Sorge überlaſſen blieb, den großen Leibnitz „ehrlich zu beſtatten.“ „Seinen Sarg, erzählt er, habe ich ihm laſſen ſchön verfertigen. Zum Kopfe war ſein Wappen, zu Füßen ſeine Titel und Sterbezeit angeheftet. Auf jeder Seite war in der Mitten ein großes Feld und zwei kleine zu beiden Seiten. Zur Rechten in der Mitten ſtund ſein Symbolum, ſo da war: **Pars vitae, quoties perditur hora, perit.** Oben ſtund ſeine Eins in eine Null geſetzt,

mit der Ueberſchrift: Omnia ad unum, ſo auf Gott und auch auf ſeinen Calculus differentialis zielet. Unten war ein nach der Sonne ſehender und ſteigender Adler mit der Ueberſchrift: Haurit de lumine lumen. Auf der andern und linken Seite des Sarges ſtunden in der Mitte die Worte Horaz's:

Virtus recludens immeritis mori
Coelum, negata tentat iter via,
Coetusque mortales et udam
Linquit humum fugiente penna.

Oben beim Kopfe ſtand das von ihm ſehr geſchätzte Sinnbild Jacob Bernouilli's, nemlich eine Spirale mit der Ueberſchrift: Inclinata resurget. Unten aber war ein in Zimmetrinden ſich verbrennender Phönix mit der Ueberſchrift: Servabit cinis honorem. (Zu den Füßen ſtanden ſeine Namen und Würden, Geburts- und Sterbetag vermerkt.) Das einzige, ſagt nun Eckhart zum Schluſſe, iſt zu verwundern, daß, da der ganze Hof ihm zu Grabe zu folgen eingeladen war, außer mir kein Menſch erſchienen: daß ich mir alſo ſehr viel gewußt, daß ich die letzte Ehre dieſem großen Manne einzig und allein erwieſen." Alſo auch kein Geiſtlicher folgte der entſeelten Hülle des großen Mannes. Leibnitz hatte ja in dieſer Stadt den Ruf eines Ungläubigen. „Er ging wenig oder gar nicht in die Kirche, ſchreibt Eckhart, und communicirte ſehr ſelten. Wenigſtens in neunzehn Jahren, die ich ihn gekannt, weiß ich nicht, daß ers gethan. Die Prediger ſchalten deswegen oft öffentlich auf ihn: er blieb aber bei ſeiner Weiſe. Gott weiß, was er vor Motive dazu gehabt!

(ruft dieſer Freund des großen Mannes aus). Die gemeinen Leute hießen ihn daher insgemein auf Plattdeutſch Lövenix, d. i. Glaubet nichts.“ Dieſen Scheltnamen hatte ihm, nach einigen, ein Paſtor in Hannover in der Kanzel gegeben; nach andern wäre er ihm von den ihm grollenden Jeſuiten aufgebracht worden. Als dieſe pöbelhafte Verunglimpfung eines ſo großen Weiſen der tugendhaften und geiſtvollen Herzogin Eliſabeth von Orleans zu Ohren kam, ſchrieb dieſe Fürſtin an eine Verwandte in Deutſchland: „Wenn die Leute gelebt haben wie dieſer Mann, kann ich nicht glauben, daß er von nöthen gehabt, Prieſter bei ſich zu haben. Denn ſie konnten ihn nichts lehren, er wußte mehr als ſie. Gewohnheit iſt keine Gottesfurcht und das Abendmahl, als Gewohnheit betrachtet, hat keinen moraliſchen Werth, wenn das Herz von edeln Geſinnungen leer iſt. Ich zweifle alſo gar nicht an des Herrn Leibnitz Seligkeit.“ —

So ward der große Leibnitz beſtattet! — Glücklicher Newton! glückliches und ſtolzes England, ſagen wir vielmehr! es hat ſeinen Newton wie einen Fürſten zu Grabe getragen. Der Lordkanzler, zwei Herzöge, drei Grafen trugen das Leichentuch. Das Volk von London geleitete den Verblichenen nach der Weſtmünſter-Abtei. —

Die Königliche Societät der Wiſſenſchaften in Berlin verhielt ſich bei dem Verluſte ihres Gründers und Präſidenten ſtumm. Die Königliche Societät in London, von welcher Leibnitz eines der älteſten und berühmteſten Mitglieder geweſen war, wollte den nicht laut bedauern, welchen der Partheigeiſt in ihrem Schooße verfolgte. Nur die königliche Ako-

demie der Wissenschaften in Paris gewidmete dem Andenken des großen Mannes den Zoll der Bewunderung, welche sein Jahrhundert ihm schuldig war. Das Eloge Leibnitzens von Fontenelle, dem Secretair der Academie, bleibt unübertroffen in seiner Gattung, trotz der dürftigen, häufig irrigen und entstellten Materialien, welche Eckhart dazu geliefert. Fontenelle las diese Lobschrift in der Sitzung vom 13. November 1717. „Weil dieselbe sehr lang war, finden wir in der Neuen Leipziger Zeitung von gelehrten Sachen vom 1. December 1717, hielt er in der Mitte derselben inne; da indessen von Herrn Cassini eine Abhandlung von der Größe der Fixsterne und ihrer Entfernung von der Erde gelesen wurde; worauf Herr von Fontenelle die Lobschrift Leibnitzens vollends zu Ende las. Der Abbé Bignon, welcher hierbei präsidirte und den Kardinal von Polignac (den Verfasser des Anti-Lucretius) an seiner Seite hatte, antwortete ihm.“

Gelehrte in Deutschland und dem Auslande verfaßten Epitaphien in deutscher und lateinischer Sprache zu Leibnitzens Ehren, von welchem allenfalls die Verse Christians Goldbach: In obitum G. G. Leibnitii, einer Erwähnung verdienen. —

Von Leibnitzens äußerm Erscheinen, Umgang, Lebensweise giebt Eckhart, so weit Leibnitz ihm sich zu zeigen pflegte, eine dankenswerthe Schilderung. „Seine Leibes-Constitution betreffend, sagt er, so war er mittlerer Statur, hatte einen etwas großen Kopf, in der Jugend schwarzes Haar, kleine und kurz-, aber sehr scharf sehende Augen. Weil er Myops war, las er lieber kleine, als grobe Schrift, und

ſchrieb ſelbſt einen ſehr kleinen Charakter. Er bekam auf dem Kopfe frühzeitig eine kahle Platte, und hatte mitten auf dem Wirbel ein Gewächs von der Größe eines Taubeneies. Von Schultern war er breit und ging immer mit dem Kopfe gebückt, daß es ſchien, als hätte er einen hohen Rücken. Vom Leibe war er mehr mager, als fett, und ſtunden ihm, wenn er ging, die Beine krumm und faſt in ſolcher Figur, wie Scarron die ſeinigen beſchreibt. Er war ſtarker Complexion, aß ſehr ſtark, und trank, wenn er nicht genöthigt wurde, wenig, und allezeit Waſſer unter dem Wein, wenn er auswärts ſpeiſte; weil er ſonſt Noth vom Sodbrennen litt." (Kaffee war eines ſeiner Lieblingsgetränke, und Leibnitz konnte bei einer Taſſe Kaffee, wie einſt in Leipzig bei Hanſch, über Monaden Betrachtungen anſtellen). „Zu Hauſe trank er ein wenig Bier, und hatte immer ſüßen und ſauern Wein beiſammen; dieſe miſchte er, that dazu etwas Kirſchſaft mit Zucker gekocht, und ein wenig Waſſer. Wie er niemals eine eigne Wirthſchaft geführt hat, ſo war er im Eſſen nicht wählig und ließ ſich ſelbiges aus den Wirthshäuſern auf ſeine Stube bringen; wie er denn ſtets ganz allein gegeſſen und auch keine gewiſſe Stunde gehalten, ſondern, wie es ſeine Studien gelitten, die Zeit genommen hat. Als er vom Podagra zu ſtark beherrſcht wurde, fing er an, des Mittags, außer ein wenig Milch, nichts zu eſſen; hingegen that er Abends eine ſtarke Mahlzeit und ſchlief gleich darauf ein. Er ſcherzte dabei, ſo könne er die Zeit beſſer brauchen, ſpeiſe à la Romaine, und der Magen verdaue im Schlafe beſſer, als wenn er wache. Krankheiten hat er nicht ſonderlich ausge-

ſtanden, außer daß er vom Schwindel bisweilen beſchwert war. Sein Schlaf war ſtark und ohne Unterbrechung. Er ging ſonſt des Nachts erſt um ein oder zwei Uhr zu Bette. Manchmal ſchlief er auch nur im Stuhle, und um ſechs oder ſieben Uhr Morgens war er wieder munter. Er ſtudirte in einem hin, und kam oft in einigen Tagen nicht vom Stuhle. Ich glaube, daß es daher kam, daß ſich am rechten Beine eine Fluxion oder offener Schade bildete. Dieſes machte ihm im Gehen Beſchwerde, er ſuchte es alſo zuzuheilen, und zwar mit nichts andern, als darauf gelegtem Löſchpapier; aber ſobald dieſes geſchehen, bekam er ein heftiges Podagra. Dieſes ſuchte er durch ſtilles Liegen zu beſänftigen, und damit er im Bette ſtudiren könnte, zog er die Beine krumm an ſich. Die Schmerzen aber zu verhindern und die Nerven unfühlbar zu machen, ließ er hölzerne Schraubſtöcke machen, und dieſelben überall, wo er Schmerzen fühlte, anſchrauben. Ich glaube, er habe hierdurch die Nerven verletzt, daß er die Füße auf die letzt gar wenig brauchen konnte; da er denn auch faſt ſtets zu Bette lag."

„Wenn er ausreiſte, welches er öfters that, um große Herren zu beſuchen, und allerlei Neues zu entdecken, trat er die Reiſe ſtets des Sonn- oder Feiertags an, und unterwegs machte er ſeine mathematiſchen Entwürfe, ſo er hernach in den gelehrten Journalen drucken ließ. Man ſah ihn allezeit munter und aufgeräumt, und ſchien er ſich über nichts ſonderlich zu betrüben. Er redete mit Soldaten, Hof- und Staatsleuten, Künſtlern und dergleichen, als wenn er von ihrer Profeſſion geweſen wäre, weswegen er auch bei jeder-

manns beliebt war, ausgenommen bei denen nicht, so dergleichen nicht verstunden. Er sprach von jedermann Gutes, redete alles zum Besten und schonte auch sogar seine Feinde, denen er sonst bei gnädigster Herrschaft eins versetzen können."

„Er las zwar viel und excerpirte alles, machte auch fast über jedes merkwürdige Buch seine Reflexionen auf kleinen Zetteln; sobald er sie aber geschrieben, legte er sie weg (er besaß zu diesem Zwecke einen sogenannten Excerpirschrank, welcher noch in der Bibliothek von Hannover gezeigt wird), und sah sie nicht wieder, weil sein Gedächtniß unvergleichlich war, so gar, daß er die schönsten Stellen der alten Poeten, sonderlich Virgil, die Kirchenlieder, und was er sonst in seiner Jugend gelesen, bis in sein Alter auswendig recitiren konnte. Er wollte an allen gelehrten Sachen Theil haben, [illegible] nur hörte, daß jemand was Neues erfunden, so ruhte er nicht eher, bis er darin völlig unterrichtet war. Seine Correspondenz war sehr groß, [illegible] ihm die meiste Zeit. (Das kam, daß er seine meisten Briefe, wenn sie nur von einiger Bedeutung waren, nicht nur ein-, sondern oft zwei-, bisweilen drei- und mehreremal entwarf und abschrieb, ehe er sie abgehen ließ.) Alle vornehme Gelehrte in Europa warteten ihm mit Briefen auf, und wenn auch schlechtere Leute an ihn schrieben, antwortete er ihnen allezeit, und gab ihnen Information."

„Der Eigensinn, daß er sich nicht konnte widersprechen lassen, wenn er auch gleich sah, daß er Unrecht hatte, war sein größter Fehler. Doch folgte er hernach von selbst der bessern Ueberzeugung. Gegen seine Domestiken war er sehr

nachsichtig, zum Jähzorn zwar geneigt, aber bald wieder besänftigt.“ Weiter folgen wir diesem Berichterstatter nicht, welchem nicht gegeben war, in die Tiefe eines so großen Lebens und Geistes zu blicken.

Wir haben von Leibnitz eine kurze Charakteristik seines äußern und innern Menschen, welche von einer eindringenden und fleißigen Selbst-Beobachtung zeigt. Die Ueberschrift: Imago Leibnitii, rührt in seinem Falle von ihm selbst her. Wir haben Grund, in diesem Aufsatze, worin er in dritter Person von sich spricht, eines derjenigen Blätter zu erkennen, welche er um sein fünfzigstes Lebensjahr, etwa 1696, zum Gebrauche seines Freundes, des Doctor Behrends in Hildesheim, aufgesetzt hat. Leibnitz beginnt, echt physiologisch, mit einem [redacted] das Naturel seiner beiden Eltern. Hier folgt davon eine wörtliche Uebersetzung:

„Sein Vater war schmächtig, cholerischen, doch mehr noch sanguinischen Temperaments, und im höchsten Grade an Steinschmerzen leidend. Er starb an einer achttägigen auszehrenden Krankheit, ohne alle Beklemmung. Seine Mutter starb an einem erstickenden Katharr.“

„Sein Temperament scheint weder rein sanguinisch, noch cholerisch, oder phlegmatisch, oder auch blos melancholisch zu sein. Nicht sanguinisch, wegen seiner blassen Gesichtsfarbe und weil er sich wenig Bewegung macht. Nicht cholerisch, weil er wenig Neigung zum Trinken, schlichte Haare, einen Heißhunger und tiefen Schlaf hat. Nicht phlegmatisch, wegen seiner häufigen und lebhaften Gemüthsbewegungen, und wegen der Schmächtigkeit seines Körpers. Nicht melan-

choliſch, weil er ohne Milzbeſchwerden iſt, und eben ſo ſchnell denkt, als lebhaften Willen hat. Doch ſcheint das Choleriſche das Uebergewicht zu haben."

„Er iſt hagerer, mittelmäßiger Statur, hat ein blaſſes Geſicht, ſehr oft kalte Hände, Füße, die, wie die Finger ſeiner Hände, nach Verhältniß der übrigen Theile ſeines Körpers zu lang und zu dünn ſind, und keine Anlage zum Schweiß. Er hat ein [illegible] Haupthaar, am Leibe iſt er nur ſparſam damit verſehen. Er hat von Kindheit auf kein ſcharfes Geſicht, ſeine Stimme iſt ſchwach und mehr fein und hell, als ſtark; auch iſt ſie biegſam, aber nicht mannichfaltig genug, denn die Kehlbuchſtaben und das K ſind ihm ſchwer auszuſprechen. Er hat ſchwache Lungen, eine trockene und hitzige Leber, und die Hände ſind von unzähligen Linien durchfurcht. Er liebt das Süße, wie den Zucker, womit er auch den Wein zu vermiſchen pflegt. Auch ergötzen ihn ſtärkende Gerüche, und er iſt feſt überzeugt, daß Gerüche, wenn ſie nur nicht hitzig ſind, ſehr viel zur Erfriſchung der Lebensgeiſter beitragen. Von Schnupfen und Huſten iſt er ganz frei, ſelten nießt er, ſelten wirft er Schleim, oft aber Speichel aus, beſonders wenn er eben getrunken hat, und nach Verhältniß desjenigen, das er trinkt. Seine Augen ſind nicht mit vielen Feuchtigkeiten umgeben, ſondern trockner, als ſie ſein ſollten; er kann daher nicht gut in die Ferne ſehen, in der Nähe dagegen iſt ſein Geſicht deſto ſchärfer. Sein nächtlicher Schlaf iſt ununterbrochen, weil er ſpät zu Bett geht und das Nachtſitzen dem Arbeiten am frühen Morgen bei weitem vorzieht."

„Schon seit seinem Knabenalter hat er eine sitzende Lebensart geführt und sich wenig Bewegung gemacht. Von frühester Jugend fing er an, Vieles zu lesen und noch mehr nachzudenken, in den meisten Kenntnissen ein Autodidakt; begierig, alle Dinge tiefer, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, zu durchdringen und Neues zu finden."

„Sein Hang zu Gesprächen ist nicht so groß, als der zur Meditation und dem einsamen Lesen. Ist er aber einmal in ein Gespräch verwickelt, setzt er es ziemlich angenehm fort, indem er an scherzhaften und angenehmen Reden mehr Vergnügen findet, als an Spiel oder Uebungen, welche in Bewegung bestehen."

„Er braust zwar leicht auf, aber wie sein Zorn rasch aufsteigt, geht er auch schnell vorüber."

„Man wird ihn niemals weder ausschweifend fröhlich, noch traurig sehen. Schmerz und Freude empfindet er nur mäßig. Das Lachen verändert oft nur seine Miene, ohne seine innern Theile zu erschüttern."

„Er ist furchtsam, eine Sache anzufangen, aber kühn, sie durchzuführen. Wegen seines schwachen Gesichts hat er keine lebhafte Einbildungskraft. Aus Schwäche des Gedächtnisses geht ihm ein geringer, gegenwärtiger Verlust näher, als der größte aus der Vergangenheit."

„Begabt ist er mit vortrefflichem Erfindungs- und Urtheilsgeist, und es ist ihm nicht schwer, mancherlei auszudenken, zu lesen, zu schreiben, aus dem Stegreif zu reden, und irgend einen Verstandesbegriff, wenn es nöthig ist, durch Meditation

bis auf den Grund zu erforschen. Woher ich [illegible] er ein trockenes und spirituöses Gehirn hat."

„Die Lebensgeister sind in ihm in zu starke[r] Daher fürchte ich, daß er einmal, wegen anhaltend[en] rens und zu starken Meditirens und der Mage[r] Glieder, an einer hitzigen Krankheit oder der Auszehrung sterbe." —

Aehnliche Beobachtungen [illegible] selbst finden sich unter Leibnitzens Bekenntnissen zerstreut, wie folgende:

„Es giebt einen doppelten Erfindungsgeist oder Ingeniosität, wie auch ein doppeltes Gedächtniß. Der eine ist schnell und von dem Genie (ingenium) abhängig, der andere gründlich und kömmt vom Urtheil her. Jenen haben die beredten Menschen, diesen die langsamen, aber doch zu den Geschäften nicht untauglichen Menschen. Gewisse Menschen sind von einer sonderbaren Verschiedenheit, daß sie zu gewissen Zeiten und Orten vorzüglich schnell, zu anderen außerordentlich langsam sind, zu welchen ich selbst mich zähle, der ich auch dies bemerke, daß wenige meines [illegible] und alles Leichte mir schwer, alles Schwere [illegible] gegen mir leicht wird."

—„Alle, welche für Beleidigungen sehr empfindlich sind, sind mitleidig. Das heißt, wenn sie einen Andern in denjenigen Zustand versetzt sehen, welchen sie für ihre Person für elend halten würden, werden sie gerührt: daher wollen sie bald, daß Andere gedemüthigt, in dem andern Augenblicke aber wieder aufgerichtet werden. Manche können das geringste

ige Zeit nicht aus dem Gedächtniſſe verlieren, tragen am wenigſten ein Rachegefühl nach, ſo- n dem Andern die Ehre wieder hergeſtellt iſt. ch glücklicher an Erfindungsgeiſt, als an Ein- ıft. Diejenigen dagegen, welche eine ſtarke Ein- bildungskraft haben, ziehen einen geringern Schmerz aus einer geringen Verachtung, aber einer großen Beleidigung können ſie jemals kaum vergeſſen, und [illegible] Rachegeiſt nicht leicht ab, wenigſtens hält es ſchwer, daß ſie ſich ausſöhnen. Ingenioſe Menſchen werden ſowohl durch große, als durch kleine Beleidigungen ſcharf getroffen, aber wie ein Strohfeuer, das ſchnell herunterbrennt.“ Unverkennbar hat Leibnitz hier ſich ſelbſt im Sinne gehabt.

Häufig ſind die Bekenntniſſe in Briefen über die ihm angeborene Duldung abweichender oder paradoxer Meinungen bei Schriftſtellern. „Wenn ich mich irre, ſchrieb er an Remond, ſo irre ich mich lieber zum Vortheil der Perſonen. Ich bin auch von dieſem Temperament beim Leſen der Autoren. Ich ſuche bei ihnen, nicht, was ich tadeln könnte, ſondern was darin gebilligt zu werden verdient, und wovon ich lernen könnte. Dieſe Methode iſt nicht beſonders Mode; aber ſie iſt die billigſte und nützlichſte. Indeſſen, obgleich es wenig Perſonen und wenig Bücher giebt, in denen ich nicht etwas zu meinem Nutzen finde, ſo weiß ich zwiſchen den einen und den andern, in Rückſicht auf das in ſie zu ſetzende Vertrauen, einen Unterſchied zu machen.“

„Glaube ja nicht, ſchrieb er einmal an Placcius, **1696**, daß ich von deiner herrlichen Arbeit, **Medicina moralis**, ge-

ringschätzig denke, oder nicht gelesen habe, weil ich nichts daran getadelt habe. Wisse, Niemand hat weniger censorischen Geist, als ich. Es klingt seltsam: ich billige das meiste, das ich lese, auch bei Andern, geschweige bei Dir. Mir, der ich weiß, wie verschieden die Dinge genommen werden, steigt beim Lesen meistentheils etwas auf, was die Schriftsteller entschuldigt oder vertheidiget. So sind die Stellen selten, welche mir beim Lesen mißfallen; das eine mehr gefällt, als das andere."

Bei allen diesen und ähnlichen Bekenntnißen hat Leibnitz nicht immer für das Allgemeine maaßgebend sein, sondern nur sich selbst, sich Leibnitz, charakterisiren wollen. Es giebt Vorrechte der größten Männer, welche bei Andern eine andere Gestalt annehmen würden.

Den Gelehrten gegenüber war Leibnitz auch nur der Gelehrte, davon zeugt sein Briefwechsel mit ihnen zur Genüge. Eine Menge Gelehrte aus allen Fächern und auf den verschiedensten Geistesstufen verdankten ihm und seinen Empfehlungen Anstellung und Versorgung: sie ver[illegible] einen Vater und Wohlthäter. Wie er auf Reis[illegible] terhaltung aufsuchte, war sie ihm auch bei allen denen, welche durch Hannover kamen, willkommen. Berichte dieser Art, von Zeitgenossen aufgezeichnet, enthalten manche interessante Züge zur Veranschaulichung seines Bildes, ja selbst zu seiner Charakteristik. So erzählt der, ehemals wegen seiner gelehrten Reisen berühmte Frankfurter Patrizier und Literator, von Uffenbach, von seinem Aufenthalte in Hannover, im Januar 1710, folgendes: — „Nachmittags hatten wir bälde unser

libris *Βασιλικῶν* fehlte; zu geſchweigen, ob man nicht noch viele Schriftſteller der alten und mittleren Zeit in hiſtoriſchen und andern Dingen erhalten, und vom Untergange retten könnte, und dergleichen.“ Kurz, mit Uffenbach war Leibnitz ganz Bibliograph und Bibliothekar. Daß er aber die Bibliothek nicht zeigen wollen, hat ihm jener nicht vergeſſen können.

Der bekannte Literator Jacob Friedrich Reimann, welchen Leibnitz das erſtemal in Halberſtadt, wo er Rector war, ſpäter öfter in Ermeleben, wohin er als Superintendent berufen wurde, beſucht hat, giebt in ſeinen Denkwürdigkeiten folgende Nachrichten von ihm: „Dieſer Ausbund von denen Gelehrten, ſchreibt er, der die Deutſchen bei denen Auswärtigen zuerſt wieder in Hochachtung geſetzt, der hat mir nach der Zeit noch mehr Viſiten gegeben in Ermeleben, da er zuweilen ein oder zwei Tage bei mir geblieben und mit Hausmannskoſt vorlieb genommen; und von hiſtoriſchen, philologiſchen und philoſophiſchen Sachen mit mir discurirt, oder vielmehr mich in denſelben informirt. Denn er war ein Mann, der faſt in allen Wiſſenſchaften excellirte, und dabei ſo artig im Umgange, daß man, je mehr man mit ihm converſirte, je mehr Luſt hatte, mit ihm zu converſiren, und aus ſeinen Discurſen zu profitiren. Er hat bisweilen bis zwölf und ein Uhr in der Nacht bei mir geſeſſen und immerweg geredet. Er hat ſich aber niemals merken laſſen, daß er mich von Ermeleben wieder weg und an einen ſolchen Ort haben wollte, da ich in größerm Anſehen ſtehen, und mehr mit Gelehrten und vornehmen Leuten umgehen könnte. Ich würde auch von dieſer Abſicht nicht das geringſte gewußt und erfahren haben, wenn

ich ſeine Briefe nicht geleſen, die er an den Abt zu Helmſtädt, Johann Fabricium, meinetwegen geſchrieben, und darin er mich über meine Kenntniſſe erhoben.“ —

An Herrn von Murr ſchrieb einſt einer ſeiner Freunde, der Hofrath Schläger, ein geborner Hannoveraner, aus den Erinnerungen ſeiner Kindheit: „Der große Leibnitz ſtarb im zehnten meiner Lebensjahre. Und ſo erinnere ich mich ſeiner noch lebhaft. Alle Morgen fuhr er vor meiner Eltern Hauſe vorbei nach Hofe, da mir dann jederzeit ſeine große und pechſchwarze Perücke in die Augen ſtach. Anſäßig hat ſich Leibnitz zu Hannover nicht gemacht. Er wohnte in meiner Nachbarſchaft auf der Schmiedeſtraße bei einem Patricio, Namens von der Lühe, zur Miethe. Aus dieſem Hauſe iſt er auch zu ſeiner Ruheſtätte gebracht worden. Seinen Garten, der vor dem Egydienthore lag, und mit Maulbeerbäumen angefüllt war, habe ich einigemal beſucht, um die Seidenwürmer entſtehen, freſſen, ſpinnen u. ſ. w. zu ſehen.“ Das Haus, welches Leibnitz bewohnt hat, zeigt noch jedermann in Hannover.

Einen Zug in Leibnitzens Charakter, welcher mit ſeiner echten Frömmigkeit und Naturanſchauung zuſammenhängt, erzählt Chriſtian Breithaupt in ſeiner Schrift gegen den Atheismus. Er ſpricht da von dem bewundernswürdigen Bau einer Fliege, und fügt hinzu: „Und das iſt auch die Urſache, warum der Herr von Leibnitz niemals eine Fliege getödtet, wenn ſie ihn gleich noch ſo ſehr incommodiret hat, weil er gemeinet, man thäte Unrecht, eine ſo künſtliche Maſchine zu zerſtören.“

Sogenannte „Leibnitiana" hat Feller, theils aus eignen Erinnerungen, theils aus Leibnitzens Papieren, in dem Otium Hannoveranum aufgezeichnet, welche ſich jedoch aus ſeinen übrigen Schriften und Papieren anſehnlich vermehren ließen. Mehreres davon iſt in dieſe Erzählung ſchon verwebt worden.

„Ich erinnere mich (ſchreibt er mit Rückſicht auf die Reiſebeſchreibung von Monconys, welche Leibnitz bei ſeiner Reiſe nach Paris im Jahre 1672 als Wegweiſer für Literatur, Phyſik und Mathematik in Frankreich mitgenommen), wie der berühmte Mann einſt den Wunſch ausſprach, daß über die ſehenswürdigen Dinge heutiger Zeit ein ähnliches Buch verfaßt, oder aus den Reiſebeſchreibungen dasjenige, was zur Veredlung des menſchlichen Geſchlechts diente, oder das in moraliſchen, politiſchen und andern Dingen Nachahmungswerthe geſammelt würde, weil auch die uncivilisirten Völker häufig viele gute Einrichtungen hätten."

„Wie die engliſche Societät phyſikaliſche Verſuche zuſammenträgt, ſo ſollte es eine Societät geben, worin die Regeln des Lebens, nützliche und tiefere Beobachtungen über die Verbeſſerung der menſchlichen Angelegenheiten geſammelt würden."

„Es könnte ein Buch über die Allegorien oder Typen in der Natur geſchrieben werden, womit die Phyſik auf die Religion vorbereitet, wie das Geſetz Moſis auf Chriſtus."

„Ich weiß, daß jede Wiſſenſchaft, je ſpeculativer ſie iſt, auch deſto praktiſcher ſei, d. h. daß jeder um deſto geſchickter für die Ausübung ſei, je beſſer er die Sache, welche er behan-

deln will, erwogen hat. „Dasselbe halte ich von juridischen Fällen.“

„Bei denjenigen, welche ihre Schätze betrachten, habe ich meistens erfahren, was Pompejus in [illegible]en Tempel: inania arcana. Denn Niemand hält mehr mit dem Seinigen zurück, als der, welcher wenig zu geben hat.“

„Es sollte öffentliche Handwerksschulen geben, damit die Knaben nicht so viele Jahre von den Meistern unnütz durch bloße Schläge und Prügel zurückgehalten würden, zum großen Schaden des Staates, welcher eben so viel an Nutzen verliert, als diese an ihrem Leben, worin sie nützlich sein könnten, während so ihre Kunstfertigkeit, statt beschleunigt zu werden, um so viele Jahre verspätet wird.“

„Wir scheinen noch gleichsam an den ersten Wegen zu den Wissenschaften zu kleben und wie durch ein Fatum abgehalten zu werden, die Wohlthaten des Schöpfers und die Schätze der Natur rüstiger zu erforschen, um davon Nutzen zu schöpfen. Ich glaube, die Menschen würden Unglaubliches leisten, wenn sie größern Eifer anwendeten; aber ihre Augen sind noch wie mit einer Binde umzogen, und man muß die Zeit abwarten, bis alles reif wird.“ —

Leibnitz erklärte oft genug, daß er nichts schlechterdings verwerfe, ausgenommen die Astrologie (l'astrologie judiciaire). Daher kam es, daß er über manches sich wenigstens noch zweifelhaft ausspricht, was die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts theils als träumerisch, theils als

barbarisch verworfen hat. Leibnitz hat die Möglichkeit, Gold in einem Minimum aus Metallen zu gewinnen, nie ganz geläugnet; man sieht dies unter andern aus seinen Briefen an Huygens. Selbst wegen die Astrologie sprach er sich nur mit Beschränkung aus. Nach ihm ist es möglich, daß die Bewegungen der Gestirne Zeichen der Dinge auf dieser Welt seien, wie die Linien in der Hand anzeigten, was im Körper vorgehe; nur für die moralische Welt gestattet er diesen Einfluß nicht, und läßt hier das Gebiet der Freiheit und Individualität ungeschmälert. In einem Briefe an Bossuet führt er den Gebrauch der Folter beim Gericht als einen der Fälle an, der zwar großen Mißbräuchen unterworfen sei, dessen man sich jedoch nicht begeben könnte . . . So wenig kann selbst der größte Geist seines Jahrhunderts dieses ganz verleugnen.

Leibnitz erzählte gern, zur Beförderung religiöser Duldung, die Geschichte der beiden englischen Theologen und Controversisten, der Brüder Johann und Wilhelm Rainold, wie er sie bei seinen Reisen in England gehört hatte. Beide Brüder lebten unter der Regierung der Königin Elisabeth. Johann, welcher in den spanischen Niederlanden wohnte, war katholisch worden, Wilhelm, der in England lebte, Protestant geblieben. Sie disputiren aber eifrig in ihren Briefen über die Religions-Controversen, jeder will den andern auf seine Seite ziehen; vergebens; endlich bestimmen sie Ort und Stunde zu einer mündlichen Unterredung, um sich gegenseitig zu bekehren. Wilhelm stellt sich am bestimmten Tage in den Niederlanden ein. Keiner von beiden verfehlt seinen Zweck: beide

ſiegen, beide wechſelſeitig. Jeder ließ ſich vom andern überzeugen, jeder bedauerte den andern überzeugt zu haben. Sie tauſchen alſo die Religion und den Glauben um. Johann geht ſtatt ſeines Bruders nach England, Wilhelm bleibt in den Niederlanden. Jeder vertheidigte nachher ſeinen Glauben auf das ſchärfſte. Johann ſchrieb gegen Bellarmin über die heilige Schrift, über die Idololatrie der römiſchen Kirche und anderes; Wilhelm gab gegen Whitaker und Berengarius Schriften heraus, auch ſeinen Calvino-Turcismus, worin er zu zeigen wußte, daß die Anhänger Calvins von der Türken-Religion nicht entfernt ſeien. Wer von beiden, ſetzt Feller hinzu, Glaucus, und wer Diomedes geweſen, goldene gegen eherne Waffen vertauſchend, und ob beide, von der Erde ſcheidend, das Himmelreich erlangten, kommt uns zu entſcheiden nicht zu. Sagen wir lieber mit Leibnitz, Gott habe beider Rainold, welche mit frommem Eifer jeder für ſeine Meinung kämpften, ſich erbarmt, und hüten wir uns, leicht in die Verdammung Anderer zu verfallen.“ Hebel wird in ſeiner bekannten Erzählung dieſen geſchichtlichen Fall vor Augen gehabt haben.

Feller erzählt aus der Erinnerung über Leibnitzens Lebensweiſe noch folgendes: „Der kurfürſtlichen Bibliothek bediente er ſich als ſeiner eignen, da er ſie in das Haus, das er bewohnte, hatte hinbringen laſſen. In das Gemach, wo er ſeine Bücher aufbewahrte, geſtattete er nicht leicht jemandem den Eintritt. ich bemerkte jedoch, daß ſein Vorrath großen Theils aus Diſſertationen, kleinen Tractaten und Flugſchriften beſtand, welche er mit größtem Eifer und Mühe zuſammenbrachte, und

[redacted] nach den Wissenschaften, ohne Unterschied des Formats, Folianten, Quartanten, Octavbände, neben einander geordnet aufstellte."

Die Neigung [redacted] Menschen, die Schwächen großer Männer auszuspüren, und dadurch gewissermaßen das Gleichgewicht zwischen ihnen und den übrigen wiederherzustellen, hat sich, wie natürlich, auch an Leibnitz sehr bestätigt. Zweierlei ist es namentlich, was an ihm tadelnd hervorgehoben wurde, seine Hingebung an Schmeicheleien und seine Liebe zum Gelde, oder wie es allgemeiner ausgedrückt wird, sein Geiz. Das letztere rührt von Eckhart her, welcher in den zum Gebrauche für Fontenelle aufgesetzten Personalien selbst schrieb: „Das Geld hatte er lieb und war daher fast etwas sordidus; er brauchte es aber nicht zu seiner Commodität, sondern ließ sich lieber von Mechanicis und seinen Dienern darum betrügen. Seine Machina arithmetica, so kurz vor seinem Ende fertig geworden, kostete ihm große Summen; daher er von vieler Einnahme auch nur ungefähr 12000 Thaler einem undankbaren Erben hinterlassen, der ihm davon nicht einmal ein Begräbniß-Monument aufgerichtet . . ." Uns dünkt, hier liegt in der Beschuldigung auch schon die Rechtfertigung: Leibnitz gab das Geld nicht gern für seine Person, für Genuß, oder Glanz und Bequemlichkeit, sondern lieber für große und edle Zwecke aus. Ich spreche weiter nicht von dem schönen Zuge, den Kersland erzählt: hier soll ein höherer Maaßstab angelegt werden. Aber er buhlte so häufig, es ist wahr, um Pensionen bei den Fürsten; und Eckhart giebt ein Verzeichniß von Leibnitzens jährlichen Einkünften, welche, wenn sie immer

pünktlich ausgezahlt worden wären (was aber der Fall nicht war), allerdings beträchtlich heißen konnten. Allein von wem anders, als von den Fürsten, hat Leibnitz für seine Nachtwachen sich lohnen lassen und die Summen gewinnen können, über welche er in seinen großartigen Verhältnissen nothwendig gebieten mußte? Hat die Nation in seinem Jahrhundert etwas für ihn gethan? hat sie seine Schriften mit Begierde gekauft und gelesen? oder hätte er, statt des unermeßlichen Briefwechsels mit den Gelehrten, die Zeit auf Abfassung einträglicher Schriften verwenden sollen? Unsere großen Dichter, Schriftsteller und Gelehrte werden von der Nation hinlänglich belohnt, nicht selten reich gemacht; ihre Schriften von den Buchhändlern mit Gold aufgewogen; ihre bürgerliche Stellung ist gesichert; sie brauchen nicht von heute auf morgen Sorge zu tragen. Leibnitz dagegen hat von seinen zahlreichen Schriften, sie mochten in Zeitschriften oder für sich herauskommen, nie ein Honorar bezogen; seine Theodicee bereicherte die Buchhändler, er hatte keinen Gewinn davon. Die Nation, was sage ich? Europa genoß unentgeltlich die reichen Früchte seines Genies und seines Fleißes: ohne die Pensionen der Fürsten hätte er fast in Dürftigkeit und seinem Range keineswegs angemessen gelebt. Und selbst diese Pensionen und Gehalte, wie wurden sie ihm durch die Willkühr der Fürsten und Minister, nach dem Wechsel der Ereignisse des Tages, nach den Launen der Gunst oder Ungunst verkümmert, entzogen: ist es ein Wunder, wenn nicht selten in seinen Briefen an die Minister die Klagen, die Bitten, die Vorstellungen sich drängen? Die Klage der Privaten schwebte

in beständiger Unsicherheit; ein Kriegsmanifest (und es vergingen damals wenig Jahre, da keines die Welt in Unruhe versetzte) stellte die Lage der Beamten und Pensionirten in Frage; denn die Wissenschaft und der Stand der Gelehrten erschien den Fürsten als das zuerst Entbehrliche. Leibnitz war also gezwungen, sich vor Mangel zu decken; es gehört hieher, was ein wohlunterrichteter Mann im Hannöverschen Magazin erzählt, daß Leibnitz seine jährlichen Ausgaben jederzeit mit demjenigen zu bestreiten pflegte, was er zwei Jahre vorher eingenommen und in seiner Kasse verwahrt hatte, um bei der schwankenden Gunst der Großen und ihrer eigenen Bedrängtheit bei den häufigen Kriegen sich gegen Mangel zu schützen. Man höre Leibnitz, wie er einst, gegen das Ende seines Lebens, über diese Wechselfälle in einem Briefe an den Grafen von Bonneval, vom Mai 1715, in heiterer Ironie sich ergeht. Erst hat er ausführlich über die durch Karls XII auf's neue in Norddeutschland hervorgerufenen Unruhen mit vielem Ernste sich ausgelassen, auf einmal in einen andern Ton übergehend, wirft er ein: „Das heißt ein ziemlich unphilosophischer Brief, mein Herr, denn was geht es Sie und mich an, wer Herr von Finnland oder Pommern sei? Aber wir gehören Leuten an, welche dabei betheiligt sind, und außerdem habe ich mich ein wenig darüber belustigen wollen. Ich betrachte diese Kriege und Wirren wie Opern oder Schauspiele für uns andere, wann wir nicht darin verwickelt sind. Es ist gerecht und in der Ordnung, daß die Großen für die Kleinen die Oper und die Komödie geben. Es ist wahr, daß uns dieses Vergnügen ein wenig theuer zu stehen kommt, wenn

die Pensionen und die Gehalte nicht ordentlich fortgehen; aber ich hoffe, daß Ihre neue Bank dem abhelfen wird. Und wann ich auch meine Rückstände nicht sobald bezahlt erhalten sollte, so bin ich dergestalt besser für das allgemeine Wohl und für den Kaiser, daß, wenn ich wüßte, der Türkenkrieg sollte ihm sehr nützlich sein, ich ihn wünschen wollte" u. s. w. Dem Scherze, daß die Großen den Kleinen die Oper und die Komödie geben, liegt zuletzt doch auch eine tiefere Ironie zu Grunde.

Daß Leibnitz in seinem Ruhme, welcher bis Indien und China drang, eine Belohnung und Genugthuung suchte und fand, ist nicht zu leugnen; die Fülle seiner Gaben und Verdienste, in einem Umfange und einer Tiefe, wie sie in Jahrhunderten einzig dasteht, war seinem eignen Geiste gegenwärtig; und man kann sagen, daß er sich, wo es an seinem Orte war, nicht zu gering angesetzt hat. Es that Leibnitzen wohl, wenn ihm, selbst von übrigens unbedeutenden, oder im Streben begriffenen Männern begeisterte Huldigungen dargebracht wurden; wenn etwa ein Philolog in Hamburg ein auf ihn gemachtes Gedicht in griechischer Sprache ihm überschickte; kurz wenn die Gelehrten aus allen Gegenden sich an ihn wie ein Orakel wandten. Aber unter so vielen und verschiedenartigen Männern von allen Ständen aller Nationen, aller Religionen befanden sich nothwendig Gegner unter einander; diese fanden sich schwer darein, daß Leibnitz die entgegengesetzte Parthei nicht blos duldete, sondern sogar nach ihren Verdiensten und Bestrebungen anerkannte und schätzte; und diese hauptsächlich waren es, von welchen die Reden von Leibnitzens Indifferentismus in der

Publikum. Der Brief blieb die angemeſſenſte Form ſeiner Feder, und ſeine unermeßliche, zum großen Theil ungedruckte Korreſpondenz wird gewiſſermaßen den Körper der Leibnitz-Literatur ausmachen. In dieſer Hinſicht bildete Leibnitz einen merkwürdigen Gegenſatz zu Göthe. Leibnitzens ganzem Weſen, ſowohl als Schriftſteller, wie als Lehrer, lag das ihn ſo ganz charakteriſirende Poſtulat zum Grunde, wonach die Einheit und Organiſation der Wiſſenſchaft und des Wiſſens in dem lebendigen wiſſenden Subjekte, nicht aber objektiv in künſtleriſchen Geſtaltungen liegen müßte. Deshalb faßt Leibnitz die Literatur ſo ſtoffartig, inſofern nach ihm der lebendige Geiſt, je nach der Individualität, ſelber die Form und der Träger des wiſſenſchaftlichen Materials werden müßte; deshalb oft die Uebergänge und Sprünge, die in ſeinen Schriften uns auffallen, da alles in dem Mittelpunkte ſeines Geiſtes, gleichſam in dem Syſteme der ſeine Individualität ausmachenden Monade, ſich jenſeit der ſchriftlichen Darſtellung zur Einheit zurecht legte. Als einſt ein Gelehrter, der ſächſiſche Hiſtoriker Pfanner, Leibnitzen zum Vorwurf machte, daß er in dem Codex diplomaticus zwar ſehr ſchätzbare, doch dahin nicht gehörende Urkunden mitgetheilt, ſchien ihm ein ſolcher Vorwurf nicht minder paradox, als der, welchen man einem Wirthe machen wollte, der „ſeine Gäſte auf Fiſche geladen und ihnen Braten vorgeſetzt habe.“ Dieſe Licenz in der Vertheilung und Anordnung ſeines Stoffes iſt nicht ohne Einfluß auf Leibnitzens Stil geblieben, welcher dadurch häufig etwas Verwickeltes, Weitſchweifiges und Ungleiches erhalten hat. Alles Wiſſen am Ende bezog ja Leibnitz auf die

Anwendung, auf das Leben, auf die höchsten Güter des Menschen in diesem und dem ewigen Leben. Die Realität der Geschichte, die Gegenwart und die Zukunft blieb seines Strebens Ziel. Le présent est gros de l'avenir, ist seine Devise. Ohne diese immer gegenwärtigen Bezüge auf das Leben verglich Leibnitz unser ganzes gelehrtes Wissen mit einer Beschreibung der Stadt London, welche nur so lange nütze, als man sich darin aufhalte. Dies sagte er, welcher im höhern Alter bei Johann Leonhard Frisch das Russische lernte, der sich überhaupt (in einem Briefe an Sebastian Kortholt, den 11. Juli 1705) darin mit Socrates verglich, daß er stets zum Lernen bereit sei: — inter senes discipulos facilius nunc locum tuear, quam olim inter pueros doctos. Nam cum Socrate semper ad discendum paratus sum.

Wie Leibnitz die Wissenschaft auf die Weisheit bezogen haben wollte, so die Poesie und die Kunst auf die Moral und Frömmigkeit, und zwar durch Wirkung auf die Einbildungskraft. Aus diesem Gesichtspunkte vertheidigte er gegen eifernde Geistliche das Schauspiel und die Oper. Ueberhaupt sollte nach ihm (im Sinne eines Plato) in einem wohleingerichteten Staate die Einbildungskraft der Bürger von Jugend auf stufenweise, vermittelst der verschiedenen Künste, zur Tugend und Frömmigkeit gebildet werden; der Weise oder Gelehrte aber würde dieser Hülfe um so mehr, oder so gut als der gemeine Mann bedürfen, jemehr er durch Gewalt über die Affekte und abstraktes Denken die Kraft der Einbildungskraft in sich schwäche. Man erinnert sich hier, was Leibnitz in dem von sich selbst entworfenen Bilde über

den an ſich wahrgenommenen Mangel an Einbildungskraft bemerkt: was niemand ſo mißverſtehen wird, als habe ſich Leibnitz jene höhere productive Phantaſie abgeſprochen, ohne welche er weder Dichter noch Philoſoph geweſen wäre. Er nimmt dort Einbildungskraft im phyſiologiſchen, anthropologiſchen Sinne. Und in demſelben Sinne iſt es auch hier zu verſtehen. „Eine ſtarke Einbildungskraft aber, ſagt Leibnitz in einigen Betrachtungen über die pädagogiſche Bedeutung der Künſte in der bürgerlichen Geſellſchaft, entſteht entweder durch Gemälde oder durch Töne, denn durch die übrigen, ein wenig gröbern Sinne werden die Dinge nicht eben ſo gut vorgeſtellt. Die Gemälde ſind hier deutlicher, die Töne aber kräftiger, weil dort Ruhe, hier Bewegung ſtattfindet. Die Worte aber ſind Töne, welche vorzüglich die Erinnerung an gemalte oder geſehene Dinge erregen. Daher haben auch die in Gedichte oder Lieder gefaßten Worte, weil ſie zugleich Bilder hervorrufen und Töne dargeben, eine unglaubliche Wirkung. Und ich zweifle nicht, daß ein Menſch durch Lieder in Wuth geſetzt, eingeſchläfert, aufgeregt, gereizt, zum Lachen, zum Weinen und zu allen Arten Affekten gebracht werden könne. Und ich ſehe, daß die letzten Reformatoren der Religion dieſe Kunſt gebraucht haben, das Volk in ganz Deutſchlann und Frankreich durch Lieder zu der wahren Religion herbeizulocken. Welche unglaubliche Wirkung dies hervorbringt, iſt denjenigen bekannt, welche wiſſen, daß aus den beſtändigen Wiederholungen dieſer Lieder das Volk noch jetzt das ſüßeſte Vergnügen ſchöpft, und es kaum einen Handwerker, kaum eine Nähterin giebt, welche nicht durch dieſe Ergötzung

sich die Arbeit würzt und die Langeweile vertreibt. Daher bin ich der Meinung, daß die Dichter sich um das gemeine Wesen nicht besser verdient machen könnten, als wenn sie mit allen Kräften sich darauf legen, die ewige Seligkeit mit aller Art Farben zu malen und den Gemüthern einzuprägen. Denn die Laster werden sowohl in Liedern, als in Schauspielen gefeiert, und schon ist es ein Vorurtheil des Volkes, daß die Liebeslieder die schöneren seien. Wenn nun Schauspiele zur Darstellung der Schönheit des ewigen Lebens, und zur Malerei der schrecklichen Strafen der Verbrecher angewandt würden, so würde es besser um das menschliche Geschlecht stehen. Wenn schon die Lieder das höchste Vergnügen hervorbringen können, wenn die Soldaten durch Kriegstrompeten zur Verachtung des Todes beseelt werden, wenn endlich alle Affekte durch die Musik in Bewegung gesetzt werden können, so wird ein jeder, durch eine so lebendig und tief als möglich eingeprägte Erinnerung an eine Musik, sich jeglicher Art Affekte und das Vergnügen einiger Affekte eindrücken können. Die Sybariten ertheilten Belohnungen demjenigen, welcher eine neue Art von Vergnügungen erfunden hatte: ich aber glaube, daß die Christenheit demjenigen sehr viel schuldig sein werde, welcher bewirkte, daß das meiste Vergnügen mit der Frömmigkeit verbunden sei." So Leibnitz. Indessen wie ehrwürdig auch die Gesinnung und Absicht des Weisen uns aus diesen Sätzen anspreche, so dürfte sein Vorschlag doch weder ästhetisch, noch vielleicht selbst psychologisch auf dem Standpunkte der

„Die Frauenzimmer mochte er ſonſt gerne leiden, und achtete keine Zeit, wenn er ſich mit ſelbigen unterhalten konnte. Ja er wußte ſich im Reden ſo aufzuführen, daß man ihn gar vor keinen Philoſophen hätte anſehen ſollen.“ Auch fand ſich in ſeinem Nachlaſſe ein hieher gehöriger, bemerkenswerther Aufſatz, mit der Aufſchrift von Leibnitzens eigner Hand: „Hochzeit-Präſent, beſtehend in ſehr leichten Regeln, dadurch zwiſchen Eheleuten eine beſtändige Liebe und Vergnügung zu erhalten,“ welchen wir der Mittheilung werth achten: er zeigt, bei allem Treffenden der Vorſchriften im Einzelnen, jene Nüchternheit der Reflexion, auf welche wir ſo eben im Allgemeinen hingedeutet.

Leibnitz war ein Kinderfreund: es wird erzählt, daß er oft Kinder aus der Nachbarſchaft zu ſich holen ließ, aus ſeinem Lehnſtuhl ihren Spielen zuſah, und ſie dann mit Zuckerbrot wieder nach Hauſe ſchickte. Damit ſteht eine andere, der Erwähnung werthe Nachricht in Beziehung: Leibnitz habe in ſeiner Jugend einen natürlichen Sohn gehabt, welchen er in ſeinem Dienſte gebrauchte. Er ſetzte, heißt es, viel Vertrauen auf ihn. Er hieß Wilhelm Dinniger. So erzählte zuerſt der Verfaſſer des Recueil de Littérature, das zu Amſterdam 1730 herauskam, und fügt hinzu: „Herr Kirch (ohne Zweifel der Aſtronom Gottfried Kirch in Berlin), welcher ihn oft geſehen hat, hat bemerkt, daß er ihm ähnlich ſah.“ Daſſelbe findet man in den Lettres Juives (Lettre 105), mit dem Unterſchiede: Leibnitz habe ſich dieſes Dinniger als eines Schreibers (secretaire) bedient. Dies ſind die Quellen, aus denen Niceron, Chauffepié und Andere geſchöpft haben.

Eckhart erwähnt nichts davon; Nemeitz verwirft es, weil er zu Hannover nichts davon gehört, und glaubt, daß die Neider es Leibnitz aufgebracht hätten; daſſelbe thut Jocourt. Ludovici ſchweigt ganz davon.

Daß Leibnitz einen jungen Menſchen, Namens Wilhelm Dinniger, um ſich gehabt habe, dem er viel Vertrauen geſchenkt, ja der ihm ähnlich geſehen hat, dies ſcheint nach der Angabe des Recueil de litérature eine hiſtoriſch hinreichend beglaubigte Thatſache, zumal wegen des Zeugniſſes von Kirch. Das Schweigen Eckharts wenigſtens vermindert dieſes Zeugniß nicht im geringſten. Nur dies wäre auffallend, daß jener Dinniger ſeine ſo nahe Verwandtſchaft mit Leibnitz niemals geltend zu machen geſucht haben ſollte, zu geſchweigen, daß Leibnitz ihn weder anerkannt hat, noch für ſeine Zukunft geſorgt zu haben ſcheint. Niemand wußte, wo dieſer angebliche Sohn des großen Leibnitz geblieben, wohin er gekommen ſei.

Dieſer geheimnißvolle Schleier ſchien ſich zu lüften, als im Jahre 1789 unvermuthet, mit der Nachricht von Wilhelm Dinnigers Tode, zugleich Aufſchlüſſe über ſeine ehemaligen Verhältniſſe zu Leibnitz geboten wurden. Er ſtarb nämlich zu Möckern, im Jerichowſchen Kreiſe des Herzogthums Magdeburg, den 17. März 1760, und hinterließ zwei Töchter, von denen die eine 1789 im hohen Alter hülflos lebte, und für welche, als eine Enkelin des großen Leibnitz, die öffentliche Milde in Anſpruch genommen wurde. Der geiſtliche Inſpector zu Möckern, Abel, that es durch einen Freund in den Magdeburgiſchen Gemeinnützigen Blättern. Dinniger

Ein gelungener Kupferſtich indeſſen von einem Bildniſſe Leibnitzens war derjenige, welchen im Jahre 1711 die damalige Königin von Preußen, des Königs Friedrich I dritte Gemahlin, Sophie Louiſe (eine Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin), veranlaßt hat. Leibnitz ſchickte wenigſtens ſelbſt zwei Abdrücke davon, den 7. September 1711, an Johann Fabricius in Helmſtädt, vermuthlich auf deſſen Wunſch. Früher iſt von Mehreren die 1705 verſtorbene Königin Sophie Charlotte, Leibnitzens Freundin, mit jener dritten Gemahlin des Königs verwechſelt worden. Der Kupferſtecher iſt, laut der Unterſchrift: Bernigeroth. Unter dem Bildniſſe ſtehen folgende, von Hortenſio Mauro herrührende, Verſe:

Hoc duce in immensi penetravimus intima veri,
Nec probat autorem meas magis ulla Deum.

Der Maler iſt nicht angegeben; einige hielten dafür den am Hofe von Hannover lebenden Maler Andreas Scheitz, was aber in dem Falle nicht ſtatt finden würde, wenn Leibnitz in Berlin ſelbſt einem Maler geſeſſen hätte. Von Scheitz iſt zwar Leibnitz mehrmals gemalt, doch nicht immer getroffen worden. Der Kupferſtich von Brauſe nach einem Gemälde von Scheitz iſt bekannt: während ein Stich nach einem andern Gemälde von Scheitz, in Dresden, das neulich erſchien, nicht gehaltleerer ſein kann.

In dem nemlichen Jahre (1711) ließ ſich Leibnitz, auf dringendes Bitten ſeines Freundes, Johann Bernouilli, in Hannover, vermuthlich wieder von Scheitz, malen: aber er geſtand zuletzt dem Freunde, daß das Bild mißlungen wäre. Es iſt ein ſeltſamer Irrthum, wenn, nach von Murr, be-

hauptet wird, der treffliche Kupferſtich vor dem, 1755 erſchienenen Briefwechſel Leibnitzens mit Bernouilli, von Fiquet, ſei von jenem mißlungenen Gemälde genommen: — Leibnitz hat daſſelbe gar nicht an Bernouilli abgehen laſſen. Aber welches Original Fiquet geſtochen habe, iſt nicht leicht zu ermitteln. Die Aehnlichkeit mit Bernigroths Leibnitz ſteht indeß feſt.

Während ſeines Aufenthaltes in Wien (1714) wurde Leibnitz von Johann Gottfried Auerbach, in Lebensgröße, Halbfigur gemalt. Davon iſt ein Kupferſtich in ſchwarzer Kunſt, von Haid in Augsburg, vorhanden.

Endlich ſei eines in Oel gemalten Bildniſſes von Leibnitz erwähnt, welches mit eigenthümlichen Erinnerungen an den großen Mann und ſeine Perſon verknüpft iſt. Es war im Beſitz des zu Hannover 1779 im acht und neunzigſten Lebensjahre verſtorbenen jüdiſchen Mathematikers Raphael, eines Schülers, ſpäter Freundes und Arbeitsgenoſſen von Leibnitz. Raphael hatte es einige Monate oder Wochen vor dem Abſterben ſeines Freundes als ein Geſchenk aus ſeiner Hand und zu ſeinem Andenken erhalten. So hat Raphael es den Seinen erzählt, auch gegen einige ſeiner Schüler und Freunde deſſen erwähnt. Es war ein von allem Eigennutz und Eitelkeit entfernter Greis; man wußte in Hannover, daß er ein ihm höchſt werthes Bildniß von Leibnitz beſaß und daß der Fall vorkam, da ein eifriger und ſehr reicher Liebhaber des Portraits ihm ein anſehnliches Geld dafür bot, aber nichts weiter erreichte, als die Erlaubniß, eine Copie davon nehmen zu laſſen. Ziemlich ſpät, ganzer fünfzig Jahre nach Leibnitzens Tode, kam Raphael auf den Gedanken, durch be-

sondere Merkmale für die Erhaltung seines Kunstwerks bei seinen Nachkommen zu sorgen, und zugleich die Treue des Bildnisses selbst zum Gebrauche für Künstler oder Verehrer Leibnitzens festzustellen. Raphael traf mit einem der damals schon seltenen Alten zusammen, die, wie er, Leibnitz noch gekannt hatten, zeigte ihm das Bildniß und fragte, ob er es kenne? Der Mann erwiederte auf der Stelle: es sei Leibnitz. Raphael bat ihn, sein Pettschaft auf die Rückseite zu drucken, und ihm über seine Anerkenntniß der Aehnlichkeit zwischen dem Bilde und der Person einen Schein auszustellen. Es geschah. (Es war [redacted] Juli 1767.) Der Mann wird in unserm Berichte namentlich angeführt, und gesagt, daß seine Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit allen seinen Bekannten, die noch lebten, unvergeßlich war. An verschiedenen Tagen des Herbstes 1769 folgten diesem Zeugnisse drei andere nach. Sie kamen wiederum aus den Händen von Biedermännern und Alten; deren einer in seinem Zeugnisse versicherte, den Herrn von Leibnitz von Ostern des Jahres 1700 an sehr speziell gekannt zu haben. Das mit den vier Pettschaften auf der Rückseite, und den dazu gehörigen Scheinen beglaubigte Portrait vererbte sich an Raphaels einzige Tochter und ihren Ehemann, Herz Jacob. „Sie ehren es noch jetzt als ein Erbstück, dessen Verkauf ihnen bisher vergeblich angesonnen worden ist," heißt es bei unserm Berichterstatter.

Dieses Bildniß war es, nach welchem im Jahre 1787 der Hannoversche Bildhauer Johann Gottfried Schmidt eine colossale Büste des Philosophen mit dem Beifall der Kenner

arbeitete. Er dachte ſich bei ſeinem Entwurf Leibnitzen, wie er an einem heitern Sommermorgen aufſtehend, einen weiten Hausrock um ſich geworfen, an ſein Pult tritt, um, wie ſeine Gewohnheit war, einen ihm wichtigen Gedanken zu Papier zu bringen. Die etwas ins Süße und Repräſentirende übergehende Miene ſeines Bildniſſes, heißt es, durfte ſo, zugleich mit der Modeperücke des Jahrhunderts, vermieden, ruhiger Ernſt an die Stelle geſetzt, und der Kopf unbedeckt gelaſſen werden.

Mittlerweile erfuhr der Künſtler das Daſein eines Bildniſſes, das die Königin von Preußen, Sophie Charlotte, von Leibnitz durch einen der vortrefflichſten Maler der Zeit, man weiß nicht welchen, verfertigen ließ, und das Eckhart, zugleich mit Leibnitz's Lebenslauf, an die Herzogin von Orleans geſchickt habe. Dieſe Nachricht giebt bekanntlich von Murr, mit der Verſicherung, dies ſei das beſte Portrait von Leibnitz. Indeß ſcheint dieſer Schriftſteller, ſo gut als die übrigen, die Königin Sophie Charlotte mit ihrer Nachfolgerin, der dritten Gemahlin Friedrichs I, verwechſelt zu haben; um ſo mehr, als unſer Berichterſtatter hinzufügt, daß „nach einer kaum zu bezweifelnden Wahrſcheinlichkeit Bernigroth ſein Bildniß Leibnitzens nach keines andern, als dieſes Meiſters Gemälde ſtach.“ Wie dem auch ſei: Bernigroths Stich zeigte auffallende Aehnlichkeiten mit dem Bildniſſe, das Raphael hinterlaſſen. Mehr aber gefiel dem Bildhauer die größere Kunſt des Kupferſtechers und des unbekannten Malers, und noch mehr der höhere Geiſt in dem Bernigrothſchen Leibnitz. Er

arbeitete Leibnitzens Büſte jetzt auch nach dieſem Kupferſtiche; Exemplare von Gyps wurden davon in Hannover und in der Nachbarſchaft reichlich verkauft. Der eingeerntete Beifall reizte Schmidt zu einer dritten Arbeit, und er ſchritt im Juli 1789 zum Werke, als ihm von einem Reiſenden ein Bildniß von Leibnitz gerühmt wurde, das in einem auswärtigen öffentlichen Gebäude ſeine Stelle zieret. Schade iſt es, daß dieſer Ort und das Gebäude nicht weiter genannt wird. Man beſtellte von jenem Gemälde eine gute Copie: als ſie ankam und aufgerollt wurde, erſchien derſelbe Leibnitz, den Bernigroth hat, in natürlicher Größe und in lebendigen Farben dargeſtellt. Man hatte alſo, wo nicht das Original, nach welchem Bernigroth ſtach, doch eine treue Kopie deſſelben. Nach ihr arbeitete Schmidt eine dritte Büſte.

Dieſe Umſtände tragen ſämmtlich dazu bei, den authentiſchen und künſtleriſchen Werth des Bildniſſes, das Bernigroth ſtach, und den dieſes vortrefflichen Kupferſtiches ſelbſt zu bekräftigen. Ein genauer Freund Leibnitzens, berichtet W. G. Böhmer, hat dem 1787 verſtorbenen Profeſſor Hollmann in Göttingen verſichert: „der Stich Bernigroths gleiche ſo ſehr, als ob er Leibnitzen aus dem Geſichte geſchnitten wäre.“

Bernigroths Stich iſt das Original, nach welchem das dieſer Biographie vorgeſetzte Bildniß gearbeitet wurde. Es ſtellt Leibnitzen als Greis dar, voll Tiefe des Nachdenkens, ehrwürdigen Geiſtes und nicht ohne einen Zug melancholiſchen Ernſtes. —

Leibnitzens Aſche ruht in der Neuſtädter oder ſo genannten

Hofkirche: eine kupferne Platte in einem der Gänge der Kirche, mit der Inſchrift **OSSA LEIBNITII**, zeigt die Stätte an. Sie iſt neuern Urſprungs. Noch ein halbes Jahrhundert nach Leibnitzens Tode konnte der Freunde nur mit Mühe dem Orte nachforſchen, welcher des großen Leibnitz irdiſche Reſte birgt. Dichteriſcher Unmuth über ſo viel Gleichgültigkeit, hat Johann Heinrich Voß die Verſe eingegeben:

Wo von den Seinigen verkannt
Leibnitz, wie Käſtner rühmt, ſein Brot in Ehren fand,
In jener weiſen Stadt des feineren Cheruskers
Ging einſt ein Fremdling um, mit gläubigem Vertraun,
Leibnitzens Denkmal wo zu ſchaun,
Dem, für die Nachwelt, Kunſt des Griechen oder Tuskers
Den Dank der Mitwelt eingehaun.
Vergebens fragt er die Miniſter
Und alle Räth' und alle Prieſter;
Sie ſahen ihn an und ſchwiegen düſter.
Selbſt das lebendige Regiſter
Der Seltenheiten, ſelbſt der Küſter,
Sprach: Was weiß ich von dem ungläubigen Philiſter?
Zuletzt erſcheint der Mann, der ſeines Lehrers Sarg
Einſam um Mitternacht begleitet, —
Ein alter Jude wars — und leitet
Ihn zu der öden Gruft, die dich, o Leibnitz, barg! —

Der alte Jude, welcher Voß zu Leibnitzens Grab geführt hat, wird Niemand, als Raphael, ſein frommer Schüler und Freund, geweſen ſein.

Nicht lange, und jene dumpfe Gleichgültigkeit gegen das Andenken des großen Mannes, welchen Hannover den ſeinigen nannte, wich edelerm Sinne; Verehrung, Begeiſterung

# Beilage

der

# Anmerkungen und Urkunden

zum

zweiten Theile.

# Anmerkungen

## zum dritten Buche.

### S. 5.

Daß Leibnitz 1681 zu dem Congreſſe nach Frankfurt abgehen ſollte, ſchrieb er Ende 1684 dem Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels (Böhmers Magazin II, S. 391): Il me semble d'avoir écrit un jour à Votre Altesse Sérénissime, que je devais aller à Francfort, pour y assister Mons. de *Grote*, notre Ambassadeur etc. — Damit hängt eine diplomatiſche Denkſchrift von Leibnitz (in ſeinem Nachlaſſe) zuſammen, mit der Ueberſchrift: Avis prononcé au Conseil de Gens principalement interessés aux Traités de Westphalie et de Nimvège sur les questions contenues au mémoire de M. le Comte d'Avaux, offert à Mess. les Etats-Généraux des Pays-bas le 25. Nov. 1681 savoir, qui aye à faire l'interprétation des dits Traités et si la France les ait rompus ou non? Nachdem Leibnitz hier alle betheiligten europäiſchen Staaten durchmuſtert, antwortet er auf die Frage, ob Frankreich die Traktate gebrochen? bejahend.

### S. 7.

Ein Exemplar des franzöſiſchen Originals des Mars Christianissimus findet ſich in der Königlichen Bibliothek zu Dresden; ein Exemplar der deutſchen Ueberſetzung in der Königl. Bibliothek zu Hannover. Vgl. Leibnitz deutſche Schr. I, Beilagen 38—47 und Kurmainz II, S. [redacted] Der Anfang des Originals lautet: La plupart des [redacted]nt coûtume de regarder plutôt

l'interêt particulier, que le bien public, et le présent plutôt que l'avenir etc.

## S. 13.

Daß Leibnitz den Herzögen von Wolffenbüttel 1680 persönlich noch unbekannt war, lehrt sein Brief an Hanisius, den damaligen Bibliothekar in W., den 28. Januar 1680 (Burkhard. Hist. Bibl. Aug. II, 285): „Ersuche m. H. H., dafern sich Gelegenheit dermalens finden sollte, mich, wiewohl noch zur Zeit unbekannt, der gnädigsten Herrschaft unterthänigst zu empfehlen."

## S. 14.

„Ein Impromptu dieser Art" — Folgendes enthält ein Zettel von Leibnitzens Hand: M. le duc de Zell nous dit hier à table ces vers plaisans sur la reine Christine.

Si le grand Gustave eût vécu
Il aurait fait baiser son cul
A ce ridicule Maroufle.
Etrange révolution,
Sa fille par dévotion
Est allée baiser sa pantoufle.

Il me semble que le mètre et la connexion n'y sont pas assez. et peut-être que c'était à peu près comme celle:

Si le grand Gustave eût vécu,
Il aurait fait baiser son cul
A ce ridicule Maroufle,
A qui puis par dévotion
(Etrange revolution!)
Sa fille baise la pantoufle.

## S. 18.

Ueber Franz von Helmont s. Leibnitz an Th. Burnet den $\frac{7}{17}$ März 1696. Opp. VI. 233. Nous avons eu ici Mr. Mercure van Helmont durant quelques jours; lui et moi nous nous rendions tous les matins vers les neuf heures dans la chambre de Madame l'Electrice; Mr. van-Helmont tenait le bureau, et moi j'étais l'auditeur, et de temps en temps [illegible] errogeais, car il a de

la peine à s'expliquer clairement. Il a des opinions bien extraordinaires, avec tout cela je trouve, qu'il a de très bons sentimens pour la pratique, et qu'il serait ràvi de contribuer au bien général, en quoi il est entièrement de mon humeur etc. Leibnitz äußert ſich an mehreren Stellen über van Helmont. Als dieſer 1698 ſtarb, ſetzte er ihm, auf Bitten von deſſen Couſine, der Baronin von Merode, ein lateiniſches Epitaph, bei Burckhard II, p. 326.

## S. 19.

Ueber die Unionsverhandlungen in Hannover mit dem Biſchof von Thina unter Theilnahme Leibnitzens, hat J. K. F. Schlegel in ſeiner Neuen Kirchengeſchichte der Hannöverſchen Staaten III, S. 299—320 aus dem Königl. Archive von Hannover manches Dankenswerthe zur Aufklärung dieſer Angelegenheiten mitgetheilt, im Uebrigen aber durch große Anachronismen den Verlauf der Sache einigemal verworren und verkehrt dargeſtellt. In meiner Darſtellung bin ich bemüht, die Darſtellung auf den genauen chronologiſchen Zuſammenhang der Urkunden zu gründen, ſo daß dieſe Darſtellung durch ſich ſelbſt ihren wahren Beweis und die Widerlegung der abweichenden Darſtellungen enthält. Nur in Bezug auf das Schreiben des Ulrich Calixtus ohne Datum in den Unſchuldigen Nachrichten von 1713, S. 379 (vgl. Menzel Geſchichte Deutſchlands IX, S. 265) bemerke ich noch, daß es deshalb ſchon nicht in das Jahr 1679 geſetzt werden kann, weil es darin heißt, daß die Conferenz zu Hannover von Oſtern bis Johanni gedauert habe. Geſetzt nemlich, daß Spinola noch unter Johann Friedrich, 1679, eine Conferenz mit den lutheriſchen Theologen gehabt hätte, ſo hätte ſie nicht Oſtern ſtattfinden können, weil Leibnitz erſt von Ende Mai 1677 ſich an Spinola verwandte (ſ. Leibn. deutſche Schr: II, Beil. S. 57). — Schlegel erzählt noch ebend. S. 295, die dem Kurfürſten Johann Philipp im Jahre 1660 fälſchlich beigelegten abentheuerlichen Unionsvorſchläge, deren Unechtheit ich in dem Excurs zu Leibnitz's deutſchen Schr. I, dargethan und dabei auf die wahren Verhältniſſe der Sache hingewieſen habe. Schlegel glaubte obenein ganz unbekannte Sachen zu geben, weil er erſt aus dem Archive ſchöpfte, was längſt in Moſers patriot. Archiv, bei Schröckh und anderswo gedruckt war. —

S. 29.

Die kritiſchen Unterſuchungen über die Expoſition des katholiſchen Glaubens' (systema theologicum) findet man in Leibnitz's deutſchen Schr. II. Beilagen S. 65—80.

S. 40.

Die Briefe Leibnitz's an die Herzogin Sophie über das Fräulein von Aſſeburg ſtehen in den: Neuen Beiträgen zum Kirchen- und Schulweſen im Hannöverſchen von J. C. Salfeld und J. P. Treſurt. Hannover 1810. II. Bd. 2. Heft.

S. 68.

Ueber den Damaidenus ſ. Origines Guelphicae ed. Scheid I, praef. p. 19. Scheid ſtellt p. 33 die hiſtoriſche Miſſion Leibnitzens ſo dar, als wenn er ſie ſelbſt, und zwar nicht erſt dem Herzoge Ernſt Auguſt, ſondern ſchon ſeinem Vorgänger und Bruder, ja ſämmtlichen Braunſchweigſchen Fürſten an die Hand gegeben hätte: „ut post Heri sui clementissimi favorem, coagnatarum aularum Guelpherbytanae et Cellensis gratiam sibi etiam conciliaret", aber giebt keinen Beweis dafür, und was wir von der Sache wiſſen, ſpricht dagegen.

S. 73.

Ueber den Dr. Waldſchmidt lieſt man aus Leibnitzens Tageblättern (Neues Hannöv. Magazin 1807. No. 76. S. 1210): „Zu Marburg bin ich den 27. Oktbr. 1687 bei Herrn D. Waldſchmidt geweſen, der mir gewieſen und erzählt allerhand instrumenta et experimenta pneumatica, darunter zwei notabilia. Das erſte, daß er eine Pflanze genommen, alſo daß die Wurzel oben in freier Luft, und die Blätter in dem vacuo; item contra. Auf die erſte Weiſe hat ſich das Waſſer oder Sp. V., wenn man zu pumpen angefangen, durch die meatus a radice hinein nach den Blättern gezogen; auf die andere Weiſe hat es ſich nicht wollen thun laſſen. Hr. Waldſchmidt inferirt valvutas darauf, ich inferire nicht ſowohl valvulas, als: fibras omnes ad instar acuminum in aristis in illas partes, ad quas succus tendit, flexas.

Das andere notabile experimentum, ſo wie Hr. D. Waldſchmidt erzählt, iſt, wenn man einem Hunde in die venam einen kleinen ſubtilen tubulum hineinſteckt, und dann ſtark darein bläſt, ſo bleibt

der Hund gleich todt; weil dadurch auf einmal das Blut ex venis nach dem Herze getrieben, und die Circulation geſtopft wird. — Er hat eine redende Trompete, dadurch man eben nicht ſtark reden darf, und kann doch auf eine halbe teutſche Meile gehört werden. (Ego puto eine Viertelmeile.)"

## S. 74.

**Ernſt Landgrafs von Heſſen-Rheinfels Empfehlungsſchreiben des Herrn von Leibnitz an Churfürſt Philipp Wilhelm von der Pfalz. De dato Rheinfels, 4. December 1687.**

Durchlauchtigſter Churfürſt,
Hochgeehrter Herr Vetter.

Ich pflege zwar Ew. Gnaden bei Dero hohen und überhäuften Geſchäften nicht gern mit Schreiben zu bemühen, habe es aber bei dieſer Gelegenheit nicht wohl unterlaſſen können, dieweil ich dafür gehalten, daß Ew. Gnaden einige Vergnügung finden würden, dafern Sie Ueberbringer dieſes etwas in particulari anzuhören gut finden ſollten. Es iſt ein fürſtlicher Rath aus Niederſachſen, ſo ſich mit Schriften in der Welt bekannt gemacht, und mehrere particularia ſelbſt melden wird, mit dem ich eine geraume Zeit correſpondirt, anjetzo aber ſeine Gegenwart en passant genoſſen, und weil ſolcher in historia und Affairen (des Juris zu geſchweigen) eine ungemeine Kundſchaft hat, und in Oberdeutſchland reiſend, ſeinen Weg durch die Pfalz nimmt, ſo habe ich ſelbſt gern geſehen, daß Ew. Durchlaucht er unterthänigſt aufwarten möchte, verhoffe, daß ſolches zu Dero Satisfaction gereichen werde, zumalen er bey habenden meritis ohne Prätenſion oder Importunität und dabei ein ehrliebender Mann iſt, ſo viam regiam juris et aequitatis denen Neben-Reſpecten vorziehet; und weilen gedachte Perſon auch ſonderbare Wiſſenſchaft und Experienz von Bergwerksſachen hat, ſo möchte ich an meinem Ort Kayſerlicher Majeſtät dergleichen Subjectum, ſo es thunlich, wohl wünſchen, und glauben, daß Ew. Gnaden, dafern Sie dazu verhelfen ſollten, Allerhöchſt Ihrer Majeſtät keinen geringen Dienſt leiſten würden, weil man dergleichen nicht allezeit beiſammen findet, welches Ew. Gnaden hohem Judicio wohlmeinend anheim geben wollen. Doch würde auf ſolchen Fall dienlich ſein, daß dergleichen, da es gut befunden werden ſollte, ohne éclat negotiirt würde, damit es dieſer Perſon bey jetziger habender guter Bedienung nicht zum Nachtheil gereichen möchte.

daher ſie auch ſich eben nicht viel, als bei Ew. Gnaden ſelbſt melden wird. Uebrigens Ew. Gnaden mich und die meinige gehorſamſt empfehlend verbleibe Ew. Gnaden

Dienſtwilligſter Vetter und
gehorſamſter Diener
Ernſt Landgraf zu Heſſen.

P. S. Ew. Gnaden laſſen Sich zwar, bitte ich Sie, nichts merken, er iſt zwar in foro externo nicht katholiſch, aber ſonſten in controversiis fidei wohl erfahren, et non procul a Regno Dei, und gewiß nicht vor die Proteſtirende Parthey gegen die unſrige, ſondern vielmehr ſolcher wohl zugethan.

S. 77.

Ueber das Politiſche in Leibnitz's Leben in Wien 1688 ſiehe mein Kurmainz II S. 82 ff.

S. 88.

Die beſondern Details über Leibnitz's Aufenthalt in Rom ſchöpfte ich aus der italieniſchen und mit Anmerkungen bereicherten Ueberſetzung des Lebens Leibnitzens von Lamprecht (Berlin 1840), von Guiseppe Barsotti in Roma 1787, p. 45 ff. Die übrigen Quellen ſind im Texte angegeben. — Der Auszug des Briefs Leibnitz's an den Abbé Thorel (S. 94) ſteht im Neuen Hannöv. Mag. 1810, No. 31. p. 496. Daß es der Kardinal Caſanata geweſen, der Leibnitzen den Vorſchlag gemacht, finden wir bei Niceron; über Caſanata ſ. Leibn. Opp. V, 96. 104.

S. 97.

Am ausführlichſten ſetzte Leibnitz ſeine Anſicht über die Philoſophie und Theologie der Chineſen auseinander in der kurz vor ſeinem Tode geſchriebenen: Lettre sur la philosophie chinoise à M. de Remond (Opp. IV, 1. 169—210).

S. 99.

Der Brief Marchettis und Leibnitzens abfertigende Antwort ſteht in Salfeld's und Trefurt's Neuen Beiträgen etc. I. Bd. 2. Heft.

S. 107.

Die Elegia ad Magliabechum ſteht in der genannten italiäni-

schen Uebersetzung des Lebens Leibnitzens. Sein Briefwechsel mit Magliabechi ist die Hauptquelle für die Geschichte dieser Reise.

S. 140.

Auf meinen ausführlichen kritischen Excurs über Leibnitz, als den wahren und wirklichen Verfasser des monatlichen Auszugs (bis auf einen kleinen Theil) ist meines Wissens Niemand eingegangen, als H. Ritter in der Anzeige meiner Ausgabe von Leibnitz's deutschen Schriften in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1840, No. 157—158. Der gelehrte Kritiker giebt mir zu, daß Eckharts Autorität an sich (bisher so unbedingt anerkannt) auch hier die Kritik nicht binden könne, und daß ein großer Theil der Mon. Ausz., wenigstens nach meiner Ausführung, Leibnitzen gehöre: nur meint er, ein wichtiges inneres Argument ließe uns hier im Stiche, das sprachliche, stilistische. „Die Einheit der Feder, sagt er, scheint schwer zu erweisen. Denn der Stil Leibnitzens, wie früher bemerkt, ist nicht so eigenthümlich, als der Herausgeber meint; es ist in Wahrheit der Stil eines Anfängers, welcher schwerer zu unterscheiden ist, als der Stil eines Virtuosen." Früher drückt sich nemlich der Herr Referent in derselben Recension so aus: „In den meisten hier gesammelten Briefen, Recensionen und Aufsätzen herrscht ganz die rohe Vernachlässigung der Sprache, welche der deutschen Prosa jener Zeit eigen ist." Um Leibnitz gegen dieses Urtheil zu retten, müssen und werden die von mir herausgegebenen Schriften selbst sprechen! Um der philosophischen Aufsätze zu geschweigen, welchen Herr R. selbst einen höhern sprachlichen Werth zuschreibt, so hat das Bedenken über securitas publica von 1670 (im ersten Bande der deutschen Schriften) gerade durch das kernhafte, echte Deutsche Ueberraschung und Enthusiasmus erregt. Die Unvorgreiflichen Gedanken waren von jeher wegen der Sprache und Schreibart bewundert worden, so daß ich glaube, daß unsere deutschen Gramatiker, Philologen und Literaten Herrn R. nicht zugeben werden, daß hier der Stil eines Anfängers sei, indem er vielmehr einen Meister verräth. Mithin ist auch das sprachliche Element bei der Untersuchung über den Monatlichen Auszug von schlagender Wichtigkeit, und die Einheit der Feder in den meisten Stücken darin mit den übrigen deutschen Schriften desselben Verfassers ist mir ein Hauptargument. Ich verweise unter anderen auf den Auszug aus Locke's Versuch über den menschlichen Ver-

ſtand (II, S. 313—340). Kann man wohl die Einheit der Feder darin mit den übrigen philoſophiſchen Schriften Leibnitzens verkennen? — Was bei dieſer Frage ſtreitig ſein kann, iſt das Mehr oder Weniger des fremden Antheils von Eckhart oder einem andern. — Ueber die 3 letzten Monate des Jahrgangs 1702 fand ich nachträglich in Juglers Biblioth. hist. II, 844 die Notiz: Trium saltem partium ultimarum elaborationum Joach. Meiero, Gymnasii quondam Gottingensis professori, adscribi lego, aus der Geſchichtſchreibung der Stadt Göttingen III, 254. Dies kann in unſerem Reſultate nichts ändern, da dieſe Angabe auf der irrigen Vorausſetzung beruht, daß das Ganze von Eckhart ſei. Möglich iſt es, daß dieſer ſelbſt jenes Gerücht in Bezug auf Meier verbreitet hat.

## S. 145.

Bei der Darſtellung der Erſchütterungen am Hofe Ernſt Auguſts folge ich faſt wörtlich Havemanns Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg II (1838), S. 180 ff., da dieſer Geſchichtſchreiber das wenigſte Intereſſe haben konnte, ohne Motive dieſe Dinge (nach Quellen, die mir ſonſt ſehr gut bekannt und zugänglich ſind) zu erzählen.

# Anmerkungen

## zum vierten Buche.

### S. 161.

Die Denkschrift Leibnitzens an die Kurfürstinnen steht in Feders Sophie, Churfürstin von Hannover S. 233 — 236., woraus sie Varnhagen von Ense in das Leben der Königin Sophie Charlotte aufgenommen.

### S. 163.

Die Briefe Leibnitzens an den Cabinets-Secretair, später Hofrath Cuno oder Cuneau stehen in der von Joh. Karl Conr. Oerlichs herausgegebenen Berlinischen Bibliothek. I. Band, 1747. vom 1—6 Stücke; für diesen Theil von L's. Leben sehr wichtige Urkunden. Cuneau ward 1661 in Cassel geboren und starb in Berlin 1715, als Aufseher des geheimen Archivs und Mitglied der Societät der Wissenschaften. Ganz diplomatisch treu sind die Briefe jedoch nicht abgedruckt, sondern mit stilistischen Verbesserungen, wie mich zwei dieser Autographa, welche in die Königl. und Universitäts-Bibliothek von Breslau gekommen sind, belehrt haben. Ob die übrigen Autographa vielleicht irgendwo in Berlin erhalten sind? —

### S. 175.

Ueber die wahre Beschaffenheit des Fragments „Unpartheisches Urtheil von dem Nutzen" u. s. w. in Leibnitz's Deutschen Schrift

II 263, habe ich (in der Anmerkung) ausführlich gesprochen. Hiernach muß, unter andern, auch Schlegel, in seiner Neuern Kirchengeschichte Hannovers III S. 292. berichtiget werden, welcher, ohne alle Kritik, auf bloße Muthmaßung, in diesem Bruckstücke der „Via pacis" ein Gutachten sieht, wodurch Leibnitz und Molanus dem Kurfürsten Ernst August, auf dessen Anfrage, die Union der Protestanten widerrathen hätten. Der Grund, welchen Schlegel dafür anführt, daß dieses Gutachten nicht unter der Regierung Georg Ludwigs abgefaßt sein könne, weil Molanus (in der Ueberschrift) Director der Kirchen im Churfürstenthume Braunschweig-Lüneburg, nicht aber Director des Königlichen Consistorii genannt wird, dieser Grund widerlegt sich selbst, weil bekanntlich Hannover auch unter Georg Ludwig von 1698—1714 ein bloßes Churfürstenthum war. Das ganze Argument taugt aber nichts: denn die Ueberschrift rührt von dem Herausgeber des Fragments: Erdmannus Neumeisterus her (siehe meine Anmerkung dazu). Schlegel citirt hier sein Hannoversches Kirchenrecht II S. 145. Es ist auch hier derselbe Irrthum.

## S. 176.

Irrig steht in Herings Geschichte der Reunionsverhandlungen II. S. 313. Leibnitz habe das Tentamen irenicum herausgegeben; Herr H. scheint Leibnitzens Briefe in dieser Angelegenheit nicht gelesen zu haben, wo er überall gegen das Herausgeben und die Oeffentlichkeit in dieser Angelegenheit eifert. — Derselbe berührt auch eb. S. 233. irrig, Leibnitz habe Pellisson während seines Aufenthalts in Paris kennen gelernt; und S. 214. macht er gar den Herzog Johann Friedrich zum Herzog von Braunschweig, gleichzeitig mit Ernst August, als Kurfürsten von Hannover.

Anziehend ist ein ungedrucktes Schreiben Leibnitzens an den Professor Christian Junker in Jena, durch sein Urtheil über Spener, wo er (vom 11. Febr. 1711) sagt: Inprimis operae pretium fecisti, historiam rei pietisticae exponens ex fide et cum judicio, nam et nota Tibi multa esse video, paene testi et spectatori, et abesse affectus, quibus plerique abripiuntur. Spenerus fuit vir haud dubie doctus, credo etiam bonus, et mihi bene notus ante haec certamina, cum Francofurti ille degeret, ego subinde versarer. Jam tunc mirabar nonnihil Johanni Labadiae illum non parum favere, quem Genevae, si

bene memini, viderat allocutusque erat. Et credo, suspexisse in viro dona non spernenda, eloquentiam et zelum, sed non satis novisse temeritatem et ambitionem, quae postea erupere, quando schisma in Belgio foederato fecit. Cum multos post annos Spenerum Berolini invenissem, visus est mihi nimium studiosus partium, quarum caput habebatur, et pro instrumentis uti viris, quorum ipse nec vitam nec mores satis probabat, sed quos tamen consiliis suis conducere putabat, et in his excusabat aut dissimulabat, quae in aliis reprehendisset. Sed inprimis displicuit prudentibus judicium de Asseburgia puella mollius et suspensius, quam oportuerat. —

S. [illegible].

In Bezug auf das Jablonskische Schreiben an Leibnitz über den Vorschlag, Leibnitz an Puffendorfs Stelle nach Berlin zu berufen, giebt Baumgarten (Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek VIII. S. 365.) den Aufschluß, daß die Ausführung sich nicht daran gestoßen, daß Leibnitzen statt der 2000 Rthlr., die Puffendorf jährlich gehabt, nur 1600 angeboten worden, sondern vielmehr daran, daß er die Stelle in Hannover beibehalten, und an der hannoverschen und brandenburgischen Geschichte zu gleicher Zeit arbeiten wollte. „Da ich, schreibt Baumgarten, den ganzen Briefwechsel Leibnitzens mit dem damaligen Kurbrandenburgischen Minister, Ezechiel von Spanheim, durch welchen dieser Vorschlag gegangen, ebenfalls bei der Hand habe, so will ich davon nur folgende Stelle anführen (also aus einem Briefe an Spanheim): J'espère de satisfaire en quelque façon à l'attente, qu'on peut avoir conçue de moi. Je tâcherai cependant, de préparer les choses ici d'une manière, qui puisse faciliter ce dessein, d'autant, que je crois, qu'on me permettra chez vous, d'achever sous main l'ouvrage historique de la maison de Brunsvic, qui est assez avancé et pour lequel j'ai obtenu de tous côtés et attends encore de plusieurs endroits des monumens très considérables, que j'ai déterrés, et qui éclairciront fort les antiquités d'Allemagne et les droits de l'Empire d'une manière, dont on ne sera peut-être point fâché, et aura d'autant moins de repugnance à me laisser satisfaire, à ce que la justice et mon honneur semble demander, sans que le travail sur l'histoire moderne, dont Votre Cour me fournirait la matière, pourra

in se curationem negotii cujusdam mei in Suecia; sed per amicos didici, contraria omnia ab eo facta fuisse. In ejus Historia id eximium est, quod ex Tabulariis fideliter (etsi non maxime judicio) descripta est. Suecici commentarii meliores sunt, Brandenburgici praecipitati, et cum auctor magnum per se negotiorum usum non haberet, nec nisi exscriptorem agere posset; hinc passim peccavit, Ministrorum relationes ad Dominum secutus, quae saepe ex falsis rumoribus collectae, tempore refelli solent. In einem frühern Briefe, vom 24. Oct. 1709, nennt Leibnitz Puffendorfs brandenburgische Geschichte: utique plane rhapsoda, et praeterea (quod tamen lectoribus plerisque non ingratum) proditrix rerum, quas aula sileri maluisset: autorem irae principis mors opportune substraxit: utilissimus tamen liber est, ut omnia, quae ex principum tabulariis excerpta sunt.

S. 185.

Ueber die Kalenderverbesserung vgl. Ideler Handbuch der Chronologie II, 323., wo es ausdrücklich heißt, daß auf Leibnitzens Betrieb den 23. Septemb. 1699 die Einführung des neuen Kalenders vom Reichstage beschlossen ward.

S. 186.

Das Dankschreiben Leibnitzens an die Pariser Societät der Wissenschaften ist kürzlich in V. Cousin's Fragments philosophiques II. aus dem Autographon als ungedruckt mitgetheilt worden: es steht aber schon in Leibn. Opp. IV. 2. 143—145. aus dem Recueil de Des-Maizeaux., mit einem P. S., vor welchem steht: Ce P. S. a été omis dans la lettre envoyée à Messieurs de l'Académie. In der That fehlt dies P. S. in dem Buche Cousins. — Daß die „Kurtze Erzehlung von der Stift- und Einsetzung der Königlichen Preußischen Societät der Wissenschaften" welche 1711 bei der Inauguration in Berlin herauskam, aus Leibnitzens eigner Feder geflossen, lehrt Inhalt und Schreibart. Das Leibnitz darin beigelegte Lob bildet keinen Einwand; er war in solchen Dingen ganz objektiv.

S. 191.

Unter Leibnitz's Papieren in Hannover findet sich eine Hand-

ſchrift mit dem Titel: Trimalcion moderne composé l'an 1702. pour le Carnenal d'Hannover. Par M. de L. Hienach wäre Leibnitz davon der Verfaſſer geweſen. Ich kann es jedoch nicht für beſtimmt ſagen.

S. 191.

Man findet über die Errichtung der Societät der Wiſſenſchaften in Berlin einen anonymen, ſehr elegant geſchriebenen lateiniſchen Brief: Epistola ad amicum data Berolini d. 14. Octobr. 1700, welchem eine lateiniſche Ueberſetzung der Stiftungsurkunde folgt, in den Acta Eruditorum von 1700. April p. 175 seq. In dem Vorworte des Redakteurs wird nur der Empfänger des Briefes angegeben: D. Wittius, Consil. Reg. in Halle. Ohne Zweifel war Leibnitz nicht ganz ohne Antheil an dieſer Veröffentlichung. Seine Perſon wird in dem Briefe auf das höchſte und ganz gebührend gerühmt und anerkannt.

S. 203.

Man kann, mit einem neueren Hiſtoriker, nicht annehmen, daß in das, in der Histoire de l'Académie p. 21—27 mitgetheilte Projet de l'académie die Worte: le Roy, la Majesté, le but glorieux, que le Roy se propose, etc. hinein corrigirt ſein müſſen; erſtens ſagt der Verfaſſer der Histoire, (Formey, als beſtändiger Secretair der Akademie) p. 27.: „Mr le Conseiller Scheid .. a eu la bonté, de nous communiquer cette pièce en *original*. On n'a *rien changé au style*". Dann aber hätte man die Worte p. 22. au *Prince Electoral* nicht ſtehen laſſen, welche, im Gegenſatze zu dem königlichen Vater, ſogleich auf ein ungewöhnliches Verhältniß ſchließen laſſen. Alsdann aber bleibt es zu verwundern, daß ſich Formey an dieſe Bezeichnung nicht geſtoßen hat, da doch das von ihm ins Franzöſiſche überſetzte Patent anfängt: Nous Frédéric III. Margrave de Brandebourg. Leibnitz hat keine andere Denkſchriften damals aufgeſetzt, als die beiden deutſchen. (Leibn. deutſche Schr. II. 267 ff.) Das Uebrige ergiebt ſich von ſelbſt. (Hiernach iſt auch die Angabe in den Opp. om. V. 175. zu ändern.)

S. 205.

Leibnitz's Projet de l'éducation d'un Prince ſteht abgedruckt

in Böhmer's Magazin für Kirchenrecht ꝛc. I. S. 178—196. Der Anfang aber und der Schluß fehlt, welches ich aus der Handschrift hier ergänzen kann. Vorher folge Leibnitzens Brief an Herrn de la Bodinière.

à Monsieur de la Bodiniére.

Hannover le 27. Janvier 1693.

Monsieur,

Vous verrez par le papier cy-joint, combien j'approuve et combien j'estime vos idées.. J'ai pris plaisir hier au matin d'écrire cela à la hâte pour confirmer vos sentimens. Mais l'homme, qui le devoit mettre au net n'a pu l'achever plutôt, à cause d'autres empêchemens. — J'ai retrouvé mes tableaux de la fortication et de la marine. Et on pourroit faire la même chose dans tous les arts. . . .

---

Projet de l'Education d'un Prince.

Je vous renvoye votre projet de l'Education d'un Prince, en vous remerciant. L'honneur, que vous m'avez fait, d'en demander mon avis, est trop grand pour moi. Cependant je puis dire sans flatter, que vous y avez mis quantité de pensées excellentes et qui sont tout-à-fait de mon goût. (Il y en a quelques unes qui sont peut-être un peu problématiques, mais cela ne touche point le fond de la chose). Et puisque vous desirez que je vous communique ce que je pense sur le même sujet, en voici la substance en peu de mots, dont vous pourrez mieux juger que personne. —

Schluß.

Et pour conclusion je crois qu'il faudroit comme un conseil exprès pour tout ce qui doit concerner un jeune prince. Les Directeurs, qui composeroient ce conseil, regleroient toujours les choses par avance à mesure qu'il feroit des progrès, et de telle sorte, que toutes les leçons seroient déjà toutes faites et les pratiques toutes prescrites, sans plus rien laisser au hazard; ils feroient préparer les méthodes toutes achevées, les exemples avec les préceptes, les abregés de l'Histoire et des sciences, les représentations des arts, sciences et professions, les modelles et autres pièces de cabinet également curieuses et instructives, et surtout ils auroient à la main des

personnes bien instruites, propres à tout executer avec succès. Avec ces soins il ne faut point douter de la benediction de Dieu, qui ne manque jamais de nous assister, lorsque nous nous prenons comme il faut, pour attirer les grâces d'en haut.

## S. 209.

Die Stelle in Leibniz's Briefe an Seb. Kortholt vom 2. Juli 1715 (Opp. V. 380.) lautet: Quod officia circa bruta attinet, dicam, me ante multos annos rogatu amici schedam de *educatione Principis* conscripsisse, ubi inter alia monebam, dandam operam, ne puer assuescat crudelitati in animalia exercendae, posse enim hunc gradum esse, ut etiam in homines fiat durus. Quum schedam R. P. Vota Italus Regi Poloniae praelegeret, inprimis ille locus placuit Regi. Daß dies der König August I, nicht aber der König Johann Sobiesti, sein Vorgänger, gewesen sei, geht daraus hervor, daß Leibniz nur den zur Zeit (1715) regierenden König meinte. — Wenn ich S. 205. schrieb, Leibniz habe diesen Aufsatz dem Kabinets-Sekretair Cuneau empfohlen, so habe ich eigentlich zu viel gesagt. Leibniz schrieb blos (Berlinische Bibliothek I, S. 846. vom 28. Aug. 1696), nach einem, dem Erzieher des Kurprinzen, Cramer, gegebenen Lobe: „Il y a plusieurs années, que je fis un petit discours en françois sur l'éducation d'un jeune prince, à la prière d'un ami, qui m'avait donné ses remarques sur ce sujet, et à qui je rendis les miennes en échange. Mais elles n'ont été depuis qu'en brouillon et contiennent peut-être des choses, qu'il est plus aisé de souhaiter que d'exécuter". Ohne die Schrift selber anzubieten, schien Leibniz doch nahe legen zu wollen, daß man sie kommen ließe.

## S. 214.

„A. H. Franke fängt 1697 den Briefwechsel mit Leibniz an, lateinisch. L. in der Antwort auf diesen ersten Brief klagt über die nachlässige Erziehung und den Hang der jungen Leute, blos zu galanten oder zu Brotstudien. Die Protestanten sollten auch Missionnaire ausschicken. Dann hört der Briefwechsel auf bis 1714. In diesem Convolut liegen etliche lateinische Briefe eines Missionairs aus Pekin, vom J. 1709 u. 10." (Feder, Vaterl. Museum I, 251). Leibniz schrieb ihm am 7. August 1697. —

de gros charactère, sans nom d'auteur, ni d'imprimeur ni date du tems. Von Murr weiſt, mit Bezug darauf, auf Lünig's Grundveſte ꝛc. I S. 448 hin (Genauer S. 447—487). Hier lauten aber die erſten Worte des Titels: *Traité Sommaire.* Dagegen lautet die Ueberſchrift der Deduction in der oranischen Erbſchaftsſache (ib. p. 404—419) Information Sommaire touchant le droit etc. Ein Bekenntniß von Leibnitz ſelbſt iſt bei keiner von beiden vorhanden; Jaucourt giebt ſeine Quelle nicht an, ſie wird aber glaubwürdig geweſen ſein; denn der Geiſt der Schrift ſpricht entſchieden für Leibnitz. Daſſelbe aber, und die große Aehnlichkeit in der Behandlung, die ganzen Verhältniſſe Leibnitzens, beſtimmen mich, ſelbſt ohne Vorgänger, auch die andere frühere Abhandlung ihm zuzuſchreiben. (von Murr theilt in ſeinem Journal I p. 267. einen franzöſiſchen Brief Leibnitzens an einen Miniſter mit, der ſehr dunkel iſt und den er auf die Angelegenheit von Neufchatel beziehen möchte. Ohne allen Grund. Wie der Brief gehalten iſt, läßt ſich über ſeinen Sinn gar nichts ausmachen).

## S. 237.

Reſcript des Churfürſten Georg Ludwig an den Geheimen Juſtiz-Rath Gottfried Wilhelm Leibnitz jetzo zu Berlin de dato Hannover den 15. Novbr. 1706. (Schlegel III, 699).

Von Gottes Gnaden Georg Ludwig, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, des Heyl. Röm. Reichs Churfürſt ꝛc.

Unſern gnädigſten Willen zuvor Veſter Rhat und lieber Getreuer. Wir mögen euch hiemit nicht verhalten, daß des Königs von Preußen Mayſt. wegen Unſerer Frau Tochter der Cronn-Prinzeſſin Religions-Freyheit gewiſſe Erklärung gethan. Gleich wie nun ſolchemnach Hochgedachte Unſer Frau Tochter zu erwarten hat, daß Ihre gegen oberwähnte Religions-Freiheit nichts werde zugemuthet werden; Alſo verſehen wir Uns zumahlen zu Euch, und wollen, daß ihr auf keine Weiſe noch Wege in ſachen, ſo mehr Hochermelter Unſerer Frau Tochter religion betreffen weder directe noch indirecte euch zu miſchen oder gebrauchen zu laſſen. Wir wollen auch, daß ihr von allem, was das Vereinigungs-Negotium der Lutheraner und Reformirten Religionen betrifft hinführo allerdings zu abſtrahiren. Wir verbleiben euch zu Gnaden gewogen.

Hannover den 15. November 1706.

Georg Ludwig Churfürſt.

## S. 240.

Ueber den Entwurf der Einführung der engliſchen Kirchenverfaſſung in Preußen und Hannover erſchien in London 1760: Rélation des mesures, qui furent prises dans les années 1711, 1712 et 1713 pour introduire la liturgie Anglicane dans le royaume de Prusse et dans l'électorat de Hannover, extrait d'un manuscrit contenant des mémoires de la vie du docteur Jean Harp, archevêque d'York (Friedrich dem Großen gewidmet). Eine zweite Ausgabe, mit dem Beiſatze traduit de l'Anglois par J. T. Muysson im Museum Haganum hist. philol. theol. III 1—174., vgl. Walchs Neueſte Religionsgeſchichte II, 189. Endlich ganz neuerdings: Darlegung der im vorigen Jahrhundert wegen Einführung der engliſchen Kirchenverfaſſung in Preußen gepflogenen Unterhandlungen. Urkundlich belegt mit Briefen von .... Jablonski.. von Printzen.. Erzbiſchof von York.. St. John (Bolingbroke), Leibnitz und Andern. (Der ungenannte Herausgeber fand — ich weiß nicht warum — für gut, mit dem Original, das er überſetzte, geheim zu thun.)

## S. 255.

Ueber das Vorhaben, die Theodicee ins Engliſche zu überſetzen ſ. Opp. III. 448. p. 39. Leibnitz ſchreibt hier: Je pourrois peut-être aussi marquer quelques endroits, où je voudrois faire quelque petit changement. (21. Aug. 1716, alſo kurze Zeit vor ſeinem Tode).

Ueber die Prinzeſſin von Wales ſchrieb Leibnitz den 21. Sept. 1714 (Feder Specimina 424) an Bonneval.

## S. 257.

Ueber das Verhältniß Leibnitzens zur ſpekulativen Theologie habe ich mich näher ausgeſprochen in meiner Schrift: Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts u. ſ. w. Berlin 1841. S. 58 ff. vgl. beſonders die merkwürdige Aeuſſerung Leſſings S. 65. (Lachmanns Ausgabe von Leſſings Werken XI. 50). Wie Leibnitz in poſitiver Art über die Trinität und den Logos ſpekulirt haben wird, bleibt auch nach der angeführten Aeuſſerung an Burnet dunkel.

## S. 259.

Kurz vor ihrem Tode hatte die Königin ihm ein Geſchenk von tauſend Thalern, wegen der Bemühung um die Societät der Wiſſenſchaften bei ihrem Gemahle ausgewirkt. Leibniz dankte dafür in einem Schreiben vom 31. Jan. 1705, dem letzten das er an ſie richtete. Er war ſchon durch üble Nachrichten von ihrem Befinden beunruhigt und ſchrieb: J'espère, que les voeux des peuples auront plus de force, et qu' en me mettant bientôt aux pieds de V. M. je la trouverai entièrement guérie. (Feders Sophie S. 130.) — Man wird hier gern folgendes ungedruckte Schreiben des Fräulein von Pöllnitz aus Lützenburg den 8. April 1702 an Leibniz leſen: Si ce n'étoit un ordre de Sa Majesté, je ne serois pas si hardie, Monsieur, que de vous distraire par ma lettre de quelque ouvrage, qui le merite sans doute plus que de lire ma lettre; mais comme je suis autorisée par les Ordres de S. M., vous me permettrez de me donner cet honneur. S. M. la Reine vous invite de venir à Luzenbourg et vous en fait instamment prier, vous ne pourriez à la vérité mieux faire que de venir présentement. Car nous sommes comme le proverbe allemand dit: wann die Katze nicht zu Haus iſt danzen die meuſe auf den Bänken. Et outre cela S. M. est à présent sans la moindre campagnie, il est vrai, que son goût est telle, qu'elle aime mieux être seule, qu'en mauvaise compagnie, mais c'est aussi pourquoi qu' elle souhaite le plaisir de votre conversation. Vous me feriez un sensible plaisir de me donner une réponse sur cette lettre ou à Sa Majesté, afin que je ne sois pas accusée, de n'avoir pas suivi les ordres de la Reine. Je n'y aurais pas manqué de toutes les manières d'autant plus qu'il s'agit d'avoir l'honneur de vous voir et de vous assurer etc. (Königl. Bibl. v. Hannover.)

Ein andermal ſchrieb ſie an Leibniz: Je me tue à faire des comédies pour la divertir, il est vrai que ce n'est pas ce qui la divertit le plus, mais comme il n'y a personne présentement ici propre pour la conversation etc.

An ſie ſchrieb Leibniz nach dem Tode der Königin, aus Hannover den 28. März 1708 unter andern: Vous aurez eu des occasions de faire rendre la lettre, que j'ai pris la liberté de vous donner, et aussi rendre témoignage au bésoin des intentions, que votre grande Reine avait de favoriser la société des

sciences dans la plantation des mùriers. Elle voulait en faire un essai dans son jardin et puis y employer plus de terrein, de telle sorte que l'utilité qu'on en attendroit avec le temps, devoit être employée pour les recherches de la société.

S. 261.

Die Stelle an Magliabecchi (Opp. V. 134.) lautet: Amisimus in ea Principem Divinam, in qua species cum ingenio certabat, virtus cum sapientia. Meus peculiaris est maximusque certe dolor in publico luctu, nam si dicam, quantum illa mihi fecerit, quam aegre a se amiserit, quantum in colloquio cum ea de rebus gravissimis subtilissimisque suavitatis fuerit, vereor, ne jactantiae accuser. Certe nuntius jacturae nostrae... quo nihil poterat venire inexspectantius, ita me perculit, ut non multum a morbo periculoso abessem, et ita perturbatus fui aliquamdiu et per varia distractus, ut sero demum redierim ad literas et amicos.

S. 263.

Leibnitz ſchrieb an M. G. Hanſchius aus Berlin den 25. Jan. 1707 (Opp. V, 160): Dominus Wolfius mihi Berolini loquutus est, professionis dignitatem Halae nactus est etc.

An Remond de Montmort, Secretair des Herzogs von Orleans, ſchrieb Leibnitz aus Wien im Juli 1714 (Opp. V, 15): Mr. Wolfius est entré dans quelques-uns de mes sentimens, mais comme il est fort occupé à enseigner, sur-tout les Mathématiques, et que nous n'avons pas eu beaucoup de communication ensemble sur la Philosophie, il ne saurait connaître presque de mes sentimens, que ce que j'en ai publié. (Dieſen Brief giebt Erdmann in ſeiner Ausgabe der Opera philosophica Leibnitii p. 698 bis 700 von den andern Briefe an Remond abgeſondert, mit der Ueberſchrift: Lettre à un ami en France. In der Vorrede pag. XXVI–XXVII, will er durch Gründe erhärten, warum Des-Maiseaux und Dutens geirrt hätten, daß ſie dieſen Brief unter die an Remond geſetzt. Aber dies war ganz richtig. Die Widerſprüche, an welchen Erdmann ſich geſtoßen hat, rühren lediglich daher, daß er nicht wußte, daß es zwei Brüder Remond de Montmort gab, von denen der ältere, Peter, ein ausgezeichneter Mathematiker war, an welchen die Lettre VIII (Opp. V, 29—29\

gerichtet iſt, während die übrigen Briefe, meiſt philoſophiſchen Inhalts, an den jüngern Bruder geſchrieben ſind. Dies iſt von Dutens angedeutet durch die Ueberſchrift: XI. Lettres de Leibnitz à M. M. (Messieurs, nicht Monsieur) Remond de Monmort. Da Erdmann, ohne zu wiſſen, die beiden Brüder mit einander verwechſelte, ſo fand er Widerſprüche, wo keine ſind (eines andern ziemlich handgreiflichen Mißverſtändniſſes zu geſchweigen). Näher iſt dies ausgeführt in meinen Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philos. pertinentes. Das eine jedoch muß ich von meinen Behauptungen zurücknehmen, als wäre der Brief in Rede kein ſelbſtſtändiger Brief, ſondern ein Poſtſcript des vorhergehenden, aus Wien vom 26. Aug. 1714. Der brüske Anfang deſſelben: J'espérais joindre à cette lettre quelqu' éclaircissement sur les Monades etc., hatte mich zu jener Anſicht verführt. Bei näherem Eindringen zeigte ſich mir, daß dieſer Brief an Remond der Zeit und der Stelle nach zwiſchen Lettre II und Lettre III (dem vom 14. März und dem vom 26. Auguſt 1714) gehört, und zwar in den Juli 1714 weil der Brief vom 26. Aug. 1714 mit den Worten beginnt: j'espére que ma réponse à l'honneur de la vôtre, que je vous avais écrite le *mois passé* etc. (alſo im Juli). —

Chr. Wolf nahm es Bülffinger übel, daß er zuerſt von einer philosophia Leibnitio-Wolfiana geſprochen. Er erzählt ſelbſt in ſeiner Autobiographie (S. 142): „Der Herr von Leibnitz wollte haben, daß ich nach dem Exempel des Herrn Bernouilli mich allein auf die höhere Geometrie legen, und ſeinen calculum differentialem excoliren ſollte; allein ich hatte mehr Luſt, die Philoſophie zum Behufe der oberen Facultäten in beſſern Stand zu bringen. Daher ich mit ihm in deſſen Philosophicis nicht correſpondiren mochte" u. ſ. w. Man ſollte gerade das Gegentheil erwarten. Intereſſant iſt in dieſer Beziehung, Wolfs Vorrede zu den von Köhler überſetzten kleinern philoſophiſchen Schriften (1720) zu leſen; ferner Wolfs Briefe an den Probſt Reinbeck, in Büſchings Beiträgen zu den Lebensbeſchreibungen großer Männer, 1783, I. Unter andern ſchreibt er den 15. Juni 1740: „Da ich blos durch das akademiſche Leben mir meine Ideen aufklare, dieſelben conſecrire und familiär mache, ſo bin ich im Stande meine Bücher wie einen Brief gleich aus der Feder in Conner hinzuſchreiben, welches der Herr von Leibnitz nicht zu thun vermochte, der ſelbſt in Diskurſen ſich öfters lange beſinnen mußte u. ſ. w. Er gab aber ſelbſt

dieſes als eine Urſache an, daß, weil er alles untereinander las, die Ideen confus wären, und ſich ihm nicht gleich präſentiren wollten, geſtund auch gegen mich, es fehle ihm an der Deutlichkeit, weil er durch Dociren ſich nicht alles ſo klar und geläufig gemacht hätte." Die Eitelkeit des Schreibers, der ſich ſogar auf Koſten eines Leibniz ins Licht ſtellen wollte, geht zu klar durch das Ganze.

S. 265.

Die Kurfürſtin ſchrieb an Leibniz nach Berlin, den 11. März 1711 (Feders Sophie S. 231): „J'ai reçu votre lettre de Brunsvic, et je l'ai lue à l'Electeur, auquel vous auriez bien fait de vous adresser vous-même. Car il a ri de la chute, que vous avez faite, et d'avoir mieux aimé être à Berlin, qu'ici. Car ce ne sont pas les pieds, qu'on estime le plus en vous, mais la tête. Cependant nous sommes bien aise, que l'un, qui soutient l'autre, est à présent guéri, comme Madame la Princesse Royale le mande; et peut-être que la chute, que vous avez faite, cache un peu la goute, qui vous tient au lit etc.

S. 268.

Hier folgt der Originalauszug aus Leibnizens Brief an Lord Raby, wie er mir durch die Gefälligkeit der Königl. Bibliothek von Hannover zugekommen iſt:

A Mylord Raby, Ambassadeur extraordinaire de la reine de la Grande-Bretagne à Berlin. Hannover, ce 1. Juillet 1707. Mylord. Quoyque j'aye vû les trois Rois en Saxe, je n'ay rien trouvé, qui meritât d'être mandé à Votre Excellence et qu'Elle ne dût déja savoir mieux. Le Roy de Suéde étoit parti pour voir ses trouppes dispersées dans le pays, et l'Administrateur de Holstein avoit couru plus de quarante lieues après luy sans le pouvoir attrapper. Dans le moment que le Roy revint, je me trouvai à Altranstat, et je le vis diner. Cela dura bien une demie heure, mais Sa Majesté ne dit pas un mot pendant le diner, et ne leva les yeux qu'une seule fois, lors qu'un jeune prince de Wurtenberg, assis du côté gauche, badinoit avec un chien; ce qu'il cessa de faire d'abord sur ce regard. On peut dire que la physiognomie du Roy est fort bonne: mais son port et son habillement est celuy des Reistres à l'ancienne mode. Comme j'avois attendu son retour au delà d'une semaine,

je ne pûs point m'arrêter d'avantage, quoyqu'on me fit espérer que je pourrois avoir audience de Sa Majesté, comme l'ont eue depuis le jeune comte de Plate, et Monsieur Fabrice le jeune, arrivés quand je me préparais à partir. Mais qu'aurois je pû luy dire: il n'aime pas d'entendre ses louanges, même véritables; et il ne parle point d'affaires. Mais il parle fort bien des choses militaires, comme m'a assûré M. de Schulenbourg, qui a eu avec luy un entretien de près de deux heures. M. le Comte de Fleming avoit aussi eu audience de luy un peu avant mon arrivée à Leipzic, et étoit demeuré à diner avec Sa Majesté, qui avoit même continué l'entretien après la table, et avoit temoigné d'être de fort bonne humeur, en disant quelque mot pour rire. V. E. aura vû une relation imprimée de la danse du Roy aux noces d'un de ses Généraux. Mais j'étois déjà parti, quand cette solennité a été célebrée.

S. 269.

In Nicolaus Voigts Europäiſchen Staatsrelationen, 1804, II. 1. S. 167—180 und S. 192—212 lieſt man ein: „Politiſch-Philoſophiſches Geſpräch zwiſchen Karl XII. und Leibnitz.“ Man muß, zu deſſen Beurtheilung, bald wiſſen, daß es nichts weiter als ein dramatiſches Geſpräch bedeuten ſollte; Voigt ſagt, es bildete einen Theil eines großen Ganzen, das er ſchon vor 24 Jahren mit dem ſeltſamen Titel: Der Stiefel Karls XII, an Herder geſchickt, und das von ihm gut aufgenommen worden wäre. Voigt kleidet das Geſpräch durch die Erfindung eines Beſuches Karls XII. bei Leibnitz in Hannover ein, (wo er nie geweſen), und vergleicht es dem Beſuche Alexanders bei — Diogenes. Von dem Beſuche Leibnitzens im Lager von Altranſtädt und deſſen Verlauf hat Voigt nie etwas gewußt. Peter der Große wäre paſſender ein hiſtoriſcher Heros für ein ſolches Geſpräch geweſen.

S. 274.

Der geſchätzte Hiſtoriker, Herr Staatsrath v. Turgenief, hat mir auf ſeiner Durchreiſe durch Berlin, 1840, ein Convolut von Denkſchriften Leibnitzens, wiſſenſchaftlichen und ſtaatswiſſenſchaftlichen Inhalts für die Regierung Peters des Gr., in deutſcher Sprache, gezeigt, wovon die Originalien im Archive zu Moskau liegen. Sein Vorhaben, ſie bekannt zu machen, iſt meines Wiſſens noch nicht ausgeführt. —

Christian Wolf erzählt (Autobiographie S. 449), vom Jahre 1715: „Es gelangte mich schon zu selbiger Zeit der russische Kaiser Peter I. unter sehr vortheilhafter Condition, damit er Jemanden um sich habe, den er in mathematicis und physicis gleich fragen könnte, wenn ihm etwas vorkäme. Allein da Herr von Leibnitz dieses nicht für gut ansahe, und ich ihm nicht gerne zuwider leben mochte, so suchte ich dieses geziemend abzulehnen, ohne daß dadurch dieser große Monarch mir abgeneigt wurde."

S. 277.

Leibnitzens Briefwechsel mit dem Minister von Bernstorff steht in den Specimina etc. von Feder, S. 206—233.

S. 284.

Ich finde nachträglich in einem Briefe Leibnitzens an den Jesuiten Orbanus, den Beichtvater des Kurfürsten von der Pfalz, aus Königseck (an der böhmischen Grenze) den 12. December 1712, daß der Wunsch, Reichshofrath mit wirklichen Funktionen am kaiserlichen Hofe zu werden, eines der bestimmenden Motive seiner Reise nach Wien war, Orbanus sollte ihn beim kaiserlichen Beichtvater durch Empfehlungen unterstützen: Cum nuper Francofurti magnus Carolus (Karl VI.), serenissimo Duci Antonio Ulrico me commendanti annuisset, ut Consilii imperialis aulici dignitatem haberem, mihi vero nudi tituli magni cura non sit, tentabo, an efficere possim, ut fructus honori accedat... Als Objekte seiner Thätigkeit bezeichnet Leibnitz Aufklärung der Kaiser- und Reichsgeschichte und Beförderung der Wissenschaften. (V. Sex epistolae Leibnitianae (ad Orbanum) ex Autographis, als Anhang der kleinen Schrift: Bemerkungen über einige Gegenden des katholischen Deutschlands auf einer kleinen gelehrten Reise gemacht. Nebst sechs noch ungedruckten Leibnitzschen Briefen. Nürnberg 1778.)

S. 285.

Der Brief Wolfs an Manteuffel steht in Wolfs Autobiographie, herausgegeben von Wutke, S. 10.

S. 293.

Man vgl. Mémoires de Mr. Jean Ker de Kersland, contenant ses Négotiations secrètes en *Ecosse*, en *Angleterre*, dans les

S. 320.

Aus einer Unterredung Leibnizens mit der Kurfürstin Sophie, den 8. April 1701.

— Je disois, que l'Electeur de Bavière avait la mine de devenir l'héritier de la maison d'Autriche et des provinces Allemandes entre le Danube et les Allemands, que Ragoczi et quelques autres seroient en Hongrie etc. que le Roi de Prusse le pourroit devenir en Silésie. Et Madame l'Electrice me dit, que cela les rendroit très considérables et que nous pourrions peut-être en profiter aussi, si nous étions armés. Je repondis, que je croyois effectivement, que nous devrions tous être plus armés, mais pour nous sauver. Parceque je ne croyois pas que la Prusse et la Bavière en profiteroient véritablement. Pourquoi non? me dit Madame l'Electrice. Ils deviendront maitres de grands Etats. Il est vrai, dis-je, Madame, je crois, que la Cour de Prusse pourroit partager les dépouilles de l'Empereur avec Bavière; mais que cet agrandissement feroit leur perte. Pourquoi cela? me dit-elle. C'est que leur société avec la France sera celle que les animaux firent avec le lion de la fable; car faisant cesser la balance en Europe par la ruine de la maison d'Autriche, ils seront engloutis comme les autres par la maison de Bourbon. Ils contribuent à établir une grandeur comme celle de l'Empire de Charlemagne, et on sera un jour en état de traiter un duc de Bavière, que Charlemagne traita Thassilo, qu'il mit dans un Monastère avec femmes et enfans. On évitera ces malheurs par une soumission aux volontés du grand Monarque. Alors comme alors, me dit Madame l'Electrice. Oui, lui dis-je, Madame, c'est justement ce proverbe, qui nous a ruiné et le peu de soin, qu'on a de la postérité, pourvû qu'on contente présentement ses passions, ses vanités et ses caprices. Charles II, Roi d'Angleterre, suivant ce proverbe, a commencé à rendre la France si formidable, et si l'Electeur de Bavière achève d'établir sa Monarchie, sa postérité s'en ressentira, mais peut-être ne s'en soucie-t-il pas. Voilà les frais des maximes et de la morale du temps. Les princes, qui contribuent le plus à les mettre en vogue, en seront punis le plus. Les particuliers n'en seront pas mal. Et les princes cadets non plus, me dit l'Electrice. *Oui,* lui dis-je, Madame, car les aînés et les regnans seront

comme sont maintenant les cadets. Mais que peut-on faire? me dit-elle. Je crois, Madame, lui dis-je, qu'on a attendu un peu trop long temps, cependant je m'imagine, qu'il y a encore de quoi tenter de se sauver, et les ennemis, quand ils seront un jour les maîtres de nos pays, et en tireront des sommes immenses, nous apprendront ce que nous aurions pû faire....

Ich füge hier folgende anziehende ungedruckte Excerpte aus Leibniz's Correſpondenz mit der Kurfürſtin hinzu:

(Copie de la lettre, que je pris la liberté d'écrire à Madame l'Electrice de Bronsvic le 3. Sept. 1694 à l'occasion des livres, que S. A. E. avait reçu de M. de Helmont).

— — Quant à la perfection des choses, en ne considérant que la raison toute seule, on peut douter, si le monde avance toujours en perfection ou s'il avance, ou recule par periodes, ou s'il ne se maintient pas plûtot dans la même perfection à l'égard du tout, quoiqu'il semble que les parties font un échange entre elles, et que tantôt les unes, tantôt les autres sont plus ou moins parfaites. On peut donc mettre en question, si toutes les créatures avancent toujours, au moins au but de leurs periodes, ou s'il y en a, qui perdent et reculent toujours, ou enfin s'il y en a, qui font tonjours des periodes, au but desquels ils trouvent de n'avoir point gagné ni perdu: de même qu'il y a des lignes, qui avancent tonjours comme la droite, d'autres, qui tournent sans avancer ou reculer, comme le circulaire, d'autres, qui tournent et avancent en même temps, comme la spirale, d'autres enfin, qui reculent après avoir avancé, ou avancent après avoir reculé, comme les ovales. (K. Bibl. Hannover. vgl. Opp. II, 332.)

Extrait d'une lettre écrite des mines du Harz à Madame l'Electrice d'Hanovre par M. Leibnitz. De Clausthal le 15. Jan. 1694.

— Celle-ci n'est donc que pour raconter un cas, qui, tout lamentable qu'il est, ne laisse pas de fournir de la matière aux curieux. Quatre femmes retournerènt de Goslar à Celerfeld, mais un peu tard, et se trouvant accablées de froid et lassées dans les neiges fraichement tombées, furent obligées de s'arrêter assez proche de la ville où elles allaient. Trois en

moururent sur le lieu. la quatrième fut sauvée par des soldats, qui passèrent proche de là et entendirent ses cris. Ce qu'elle rapporte est mémorable, elle dit, que ses compagnes avaient cessé de vivre selon l'ordre de l'âge; la plus vieille la première et les autres de suite. Il semble que la mort a voulu garder cette fois les loix de la nature, que les frimats ont agi avec juste proportion et que la chaleur naturelle s'est trouvée diminuée selon le nombre des années. Aussi celle qui nous en a porté les nouvelles, est la plus jeune.

Je crois, que cette justesse n'auroit pas été observée, si un cas pareil fut arrivé à des personnes de condition, qui vivent moins selon les ordres de la nature que le peuple, et il y a de l'apparence, que pas une de ces personnes n'a été plus foible, qu'elle n'auroit dû être selon l'âge. (Herzogl. Bibl. zu Wolfenbüttel.)

S. 322—23.

Den Brief Leibnitzens an den Baron von Görz vom 23. December 1715 ſ. von Murr VII. 194. Es wird hier auch als merkwürdig angeführt, daß Leibnitz die letzte Periode der Annales, (einige ſagen, vor ſeinem Tode), mit den Worten ſchloß: Haec aliis excutienda relinquo. — Die Flores sparsi in tumulum Papissae hat Scheid in der Bibliotheca historica Gottingensis 1758. p. 297—302 herausgegeben (Dutens hat ſie überſehen). — Leibnitzens Nachricht über die Annales ſ. von Murr VII. 192—194. und Opp. oma IV. 2, 78. ſie ſchließt mit den Worten: Bina erunt volumina in folii forma, ut vocant, Tabulis aeneis veterum monumentorum, documentorum, sigillorum, numismatum ornata. Eckhart fügt hinzu: „Die zwei erſten Tomos — — hoffe gegen Oſtern künftiges Jahres in Druck zu geben; das übrige aber von 1025 bis auf Ottonem, erſten Herzog von Braunſchweig und Lüneburg, wird noch wohl ein Jahr oder fünfe Zeit erfordern".

Eckharts Plan und Arbeiten blieben liegen, als er, der an Leibnitzens Stelle Bibliothekar und Hiſtoriograph von Hannover wurde, 1724 heimlich Hannover verließ, darauf in Köln zur römiſchen Kirche übertrat und in Würzburg fixirt wurde. Vgl. Leibnitz's deutſche Schr. II. Beil. S. 14—15. Die Originalmittheilungen über dieſe Lebenswendung bei Eckhart ſtehen in der Bibliothèque Germanique. IX. p. 194—203.

S. 325.

Chriſtian Wolf ſchreibt in der Vorrede zu Köhlers Ueberſetzung von Leibnitz's kleinern philoſ. Schriften (zweite Ausg. 1740) von demſelben: „Ich beſinne mich noch gar wohl, daß, als er wenige Wochen für ſeinem Ende mich das letzte mal beſuchte, er mich verſicherte, er wollte ſeine metaphyſiſchen Wahrheiten auf eine geometriſtiſche Art demonſtriren, daß man an ſeinen Demonſtrationen ſo wenig, als an Euclides ſeinen ausſetzen könnte".

(Im Jahre 1714 machte Leibnitz auch einen Beſuch bei Matthias von der Schulenburg in Emden bei Magdeburg. Siehe deſſen Leben I. S. 537.)

Unter die Arbeiten Leibnitzens vom Jahre 1716 gehört die Réponse du Baron de la Hontan à la lettre d'un particulier, opposée au Manifeste de la Mté de la Grande Brétagne, comme Electeur d'Hannover contre la Suède. (Nicht contre la Saxe, wie Eckhart, vielleicht durch Verſehen, ſchreibt, und die Andern, die ihm folgen; das Rechte hat der Nekrolog der Neuen Leipziger gelehrten Zeitungen.) Eckhart ſagt dabei: „Der Baron de la Hontan war eben geſtorben, und der Herr von Leibnitz iſt der wahre Autor dieſes Stückes". Ich habe es nie zu Geſicht bekommen; wenn es nicht in den Bibliotheken zu Hannover oder zu Dresden ſich findet, ſo mag es vielleicht in einer der Urkundenſammlungen zu erforſchen ſein.

S. 329.

Die Nachrichten über Leibnitz's letzte Stunden, nach den Mittheilungen des Doctor Seip, erzählt Nemeiz in den „Vernünftigen Gedanken" S. 98. und nach dieſem, von Murr VII. 219. — Der König Georg I. befand ſich, als Leibnitz ſtarb, in Görde; Eckhart eilte dorthin, die Nachricht zu überbringen. Dies lehrt folgender ungedruckter Brief von Göbel (nachmals Profeſſor in Helmſtädt) an den Hofrath Hertel in Wolfenbüttel (aus der herzogl. Bibliothek daſelbſt): Monsieur. Puisque M. le Conseiller Eccard est parti pour Görde, Mad. son épouse m' a ordonné de vous faire ses complimens et de vous avertir en même temps, que M. Leibnitz vient de mourir Samedi passé au soir, vers les dix heures. Il expira en vrai philosophe, dont vous aurez en peu de temps une relation entière. Pour ce qui est des volumes de votre *Bibliotheca Augusta*, ils sont enfermés avec les autres effets

de feu Mr. Leibnitz, et il n'est pas d'espérance de les retirer avant l'arrivée de ses héritiers, parceque le Conseil privé y a fait mettre les sceaux par M. Stamken en présence de M. le Conseiller Eccard. Je suis avec un attachement respectueux Monsieur etc. J. W. Göbel.

à Hanover ce 15. Novbr. 1716.

S. 334.

Das Gedicht Goldbachs: In obitum G. G. Leibnitii ſteht bei Ludovici I, S. 252.

S. 338.

Der Aufſatz: Imago Leibnitii iſt mitgetheilt in Böhmers Magazin ꝛc. I. S. 101—103. mit einer deutſchen Ueberſetzung, und pſychologiſchen Bemerkungen. Böhmer ſpricht hier S. 113. die Vermuthung aus, es könnte dieſe Selbſtſchilderung mit derjenigen identiſch ſein, welche Leibnitz 1691 an Peliſſon auf deſſen Bitte geſchickt (ſ. in dieſem Bande S. 48). Wir können ihm darin in keiner Weiſe beiſtimmen. Böhmers Vermuthung muß zu den gezwungenſten Auslegungen ihre Zuflucht nehmen.

S. 344.

Ich weiß nicht, ob Uffenbach Leibnitzen richtig verſtanden haben wird, wenn er ihn ſagen läßt: „er ſei der Verfaſſer der Epiſtel, ſo wider Harduin geſchrieben, und von la Croze ſeinem Traktat gegen Harduin einverleibt worden". Der Traktat des la Croze wird kein anderer ſein, als deſſen: Vindiciae veterum scriptorum contra J. Harduinum. Roterod. 1708. Dieſen iſt nichts weiter angehängt, als die: Epistola chronologica adversus Harduinum von A. Des Vignolles.

S. 352.

Die Motive, warum Leibnitz Fellern (1698) entfernt, findet man in ſeinen Briefen an Johann Andr. Schmid, aus Hannover 7. Okt. und 11. Oktober 1798 (ed. Veesemeyer p. 61—67), die auch zur Charakteriſtik von Leibnitz anziehend ſind.

S. 353.

Eckhart ſchreibt: „Seine jährliche Einkunft in der letzten Zeit

war nebſt freier Wohnung, Holz, Licht, Fouragegelder auf Pferde, Koſtgeld, auf Schreiber, Kutſcher und Lakaien: von Königl. Mſt. baar Geld 1300 Rthl., vom Herzog von Wolfenbüttel 600 Rthl., von kayſerlicher Mſt. 2000 Reichsgulden, von Czariſcher Majeſtät 1000 Albertus Thl. Daß er alſo ruhig und ohne alle Sorge commode hätte leben können". Nur iſt zu merken, daß dieſe Gehalte ſelten regelmäßig gezahlt wurden. Vgl. Baumgartens Halleſche Bibliothek. VIII. 375.

S. 355.

Wie Leibnitz ſelbſt von ſeinen Freunden verkannt und gemißdeutet werden konnte, zeigt folgende Stelle eines Briefes von La Croze an Kortholt (Thesaurus epistolarum Lacrozianus p. 193. Vaterl. Muſeum S. 247.): Nihil miror supervacuos Leibnitii conatus in purgendis Lojolitarum Sinensium superstitionibus. Nimirum hoc habuit vir alias incomparabilis, ut facile blanditiis et adulationibus expugnaretur. Atqui a nullis unquam hominibus tantopere laudatus et commendatus fuit, qua privatis literis, qua etiam testimoniis compluribus, passim in lucem emissis. Leibnitz muß, um ihn zu verſtehen, im Zuſammenhange ſeines Strebens und Wirkens, nach dem Syſteme ſeiner Ideen, begriffen werden.

S. 359.

Daß Leibnitz im höhern Alter ruſſiſch lernte, ſteht in der Biogr. univ. article: Frisch. (T. XVI. p. 72.)

S. 364.

Hier folgt das:

Hochzeitpräſent, beſtehend in ſehr leichten Regeln, dadurch zwiſchen Eheleuten eine beſtändige Liebe und Vergnügung zu erhalten.

Weil nach geſcheuter Leute Ausſpruch, gute Lebensmaximen durch welche unſere Herzensvergnügung nicht geſtört, ſondern beſtmöglich erhalten wird, alle Geſchenke von Gold und Kleidern weit übertreffen, ſo habe mich erkühnet, etwas zu entdecken, das meines Erachtens, wie ein ſchlecht und gering Anſehen es dazu auch hat, dennoch verſichert und gewißlich eine Sache geben kann, welche ſehr Wenigen in dieſer Welt zu Theil wird, nemlich eine recht

eines Ja, das andere Nein ſaget; dann das thut ganz nichts zur Sache, und kann ſein, wie es auch gar oft geſchieht, daß ein jedes ſeiner Meinung nach Recht hat. Ja es iſt nichts Nützlichers, als daß Eheleute ſich gewöhnen, zum öftern freundliche Geſpräche mit einander zu halten, da das eine dennoch dieſes, das andre ganz andrer Meinung iſt, und da weder der Mann dem Weibe, noch das Weib dem Manne folget oder Gehorſam leiſtet, ſondern daß beide nur dem, was ſie in freundlicher Unterredung am beſten und nützlichſten zu ſein erkennen, ſich vornehmen, Folge zu leiſten.

Fünftens iſt auch noch eine Sach übrig, die aber meines Urtheils von unglaublich großer Wichtigkeit iſt. Es kann im menſchlichen, vielen Umbgange nicht leicht wohl geſchehen, daß man einander nicht zu nahe komme, aber das macht ebenſo gewiß nichts aus, wenn man einem nicht an dem Orte abſonderlich nahe kombt, wo es einen Jeden am wehſten thut. Das iſt nemlich, daß man einander ſo viel möglich ſeine Freiheit, zu thun und zu laſſen, wie man ſie vor der ehelichen Verbindung genoſſen, nicht benimbt, und das beſonders in derſelbigen Inclination, welche das vornehmſte Dominium oder Oberherrſchaft bei jedweden Menſchen hat. Hier iſt nun nöthig, daß bald anfangs ein Jeder des andern Humeur und vornehmſte Inclination (deren ein jeder Menſch faſt eine beſondere hat) wohl ausſtudire; welches leicht geſchicht, wenn man viel auf das, was man thut, (mehr als auf das, was man redet) gute Obacht hat, und wann endlich eine ſolche vollkommen wohl erlernet, ſich keinesweges unterſtehe, abſonderlich hierin dem andern contrair zu ſein, ſondern, ſo es in andern Sachen ja ſein muß, nur hierin vielmehr, was man nur ordentlich kann, dem andern beförderlich zu ſein, beſtmöglichſt zu thun ſuche, ſo wird eines des andern Herz vollkommen gewinnen, oder, wie man zu reden pfleget, einander abſtehlen. Wollte aber ja über Verhoffen dieſe Inclination in nicht billigen Sachen beſtehen, ſo kann man wohl mit guten Gewiſſen nicht hierzu beförderlich ſein, aber ich rathe treuerlich, daß man ſich auch hiebei nicht gänzlich contrair bezeuge, ſondern vielmehr als einer Sache, da man ſelbſt intereſſirt iſt, vors erſt um Remedirung Gott ſolches gebührend vortrage, und hernach bei Leuten von geſunden Urtheil ſich guten Raths erhole.

Sechſtens. Wann dieſes alles bei einer Ehe attendirt wird, ſo iſt die hohe Glückſeligkeit, welche in dem Beſitz wirklich ange-

troffen wird, unmöglich durch Worte vorzustellen; deſſen aber unerachtet, ſo haben alle ſinnliche Ergötzlichkeiten dieſe Art an ſich, daß, wann ſie nicht mit guter Maße genoſſen werden, nicht anders, als bei der angenehmſten Speiſe ſteten Gebrauch, einer Komödie, die man öfters geſehen, oder dem angenehmſten Roman, ſo man viel mal geleſen, es ſich ereignet, daß ſolches uns höchſt zuwider ſein kann, und alſo auch hier ein Widerſinn einer Perſon gegen die ander verurſachet kann werden. Wann ſolches entſtehet, ſo denken Viele, es mangelt hiebei Annehmlichkeit, die etwan wo anders anzutreffen, und laſſen ſich zu ihrem großen Schaden ein frembdes Feuer verleiten. Gehet ihnen aber nicht anders, als demſelbigen, ſo viele Mühe, Gefahr, Zeitverluſt, Verdrießlichkeit ausſtunde in Bedienung, wie er meint, einer fremden Dame, die er aber im Ausgange, da er gedachte, alle ſeine Herzenswünſche zu erhalten, vor ſeine eigne Eheliebſte erkannte, welche mit Fleiß ſich deſſen unterfangen, um ſelbigen durch ganz gewiſſe Ueberzeugung von einem ſchädlichen Wege abzuleiten. Zudem ja durch bloßen Betrug der Einbildung man nach was Andern mit großen Fleiß trachtet, das man ohne Mühe, Gefahr und mit beſſer Annehmlichkeit bei ſich, als irgend anderswo anzutreffen hat, wann man nur belieben will, ſich ſelbſt bei dieſen Zufall eine gewiſſe raiſonnable Contrainte oder Zwang anzuthun, indem man erlaubter Freiheit auf gewiſſe Zeit ſich gänzlich zu entbrechen, oder durch Abweſenheit, oder durch ander dergleichen Mittel ſolche zu temperiren ſuchet, dadurch, wann es vernünftig eingerichtet wird, man das Liebesfeuer nicht anders, als mit neuen Flammen erhält, und ſolche am mächtigſten hervorbricht, die wenigſten ſonſt bekannt waren.

Sie werden hieraus geneigt erſehen, wie mich vollkommen legitimiren kann, daß in keinerlei Waiſe mich unterſtehe, Selbiger was vorzuſchreiben, indem ja nichts vortrage, was Sie nicht bereit ſelbſt ganz wohl weiß, dann ohne Zweifel haben Sie dero Herzallerliebſte aus veritabler, wahrer Herzensneigung gewählet. Ich ſehe Sie nicht anders, als nett und propre ſich halten, Sie begegnen einander mit allem Reſpect und Höflichkeit, man hat von der geringſten Uneinigkeit kein Aviſo, ob der Geliebte gleich nicht allezeit mit ſelbiger in Allem eines Sinnes ſein mag. Ich weiß, das ihr nichts Liebers iſt, als ſich angenehmſt dem Humeur ihres Höchſtgeliebten zu accomodiren, und deſſen Freiheit nicht anders,

ſo daß er Andere irre geführt, beſonders in Bezug auf das von Ficquet geſtochene Bildniß vor dem Commercium philos. et math. Leibnitii et Joh. Bernouilli. 1745. Es iſt ganz irrig, wenn er es mit dem Bildniſſe für identiſch hält, von welchem Leibnitz an Bernouilli T. II p. 263. vom 3. Dec. 1711 ſchreibt: Pictori, qui Iconem meam nuper paravit, male successit. Leibnitz fügt etwa nicht hinzu, „ich ſchicke dir das Bild"; wie hätte er auch ein offenbar mißlungenes Bild ſchicken mögen? Und das wird auch durch Bernouillis Antwort ib. p. 267, evident: Doleo, Pictori, qui Iconem Tuam paravit, male successisse; an autem ea potiundi *nulla spes superest? Nullone pretio habenda?...* Und dabei verblieb es. Aber ſelbſt wenn Leibnitz es abgeſchickt hätte, folgte das nicht, was von Murr daraus folgert. Auch das iſt bloße Vorausſetzung von Murr's, daß es der Hofmaler Andreas Scheitz in Hannover geweſen; möglich wäre es. Man ſieht aber den Einfluß des abſprechenden Urtheils bei dem Ungenannten im Hannöverſchen Magazin, S. 862., wenn er ſchreibt: „Der (Leibnitz) von Ficquet, nach einem Gemählde von einem vormaligen hieſigen Hofmaler Scheitz geſtochen, hat hier keine Stimme mehr, da bekannt iſt, daß Leibnitz ſelbſt an Bernouilli ſchrieb, die Arbeit wäre nicht gut gerathen". Wir im Gegentheile geben dem Stiche von Ficquet, (nach welchem Savart 1768 das Bildniß vor der Dutens'ſchen Geſammtausgabe geſtochen hat, ohne es jedoch erreicht zu haben) den nächſten Platz nach Bernigeroth, mit dem er auch eine ausgeſprochene Aehnlichkeit zeigt; Leibnitz iſt hier in einem jüngern Alter dargeſtellt. Von Bernigeroth ſagt von Murr gar nichts. Von dem durch Bauſe 1775 nach Andreas Scheitz geſtochenen Bildniſſe ſagt von Murr, daß es Leibnitzen ſo wenig, als viele andere, ähnlich ſei. Obſchon er dies auf keine Zeugniſſe ſtützt, ſo ſind wir nicht abgeneigt, ihm beizuſtimmen. Dann fiele aber die Schuld nicht auf Bauſe, deſſen Virtuoſität im Treffen und Stechen anerkannt iſt, ſondern auf den Maler. In der That iſt die Phyſiognomie faſt trivial zu nennen, kaum eine Spur eines höhern geiſtigen Lebens iſt darin, und es ſteht ſchon in dieſer Beziehung tief unter dem Stiche Bernigeroths. Mit einem Wort, es iſt ein ganz anderer Mann, als derjenige, welchen uns Bernigeroth und die damit zuſammenhängende Familie präſentiren, und deren Aehnlichkeit nach Zeugniſſen feſtſteht. Der Unbekannte im Hannöverſchen Magazin bemerkt dies (S. 862.) ausdrücklich:

„dieſer Leibnitz (der von Bauſe), ſagt er, iſt ein von dem unſern völlig iſolirter Leibnitz. Die Sache, ſetzt er hinzu, läßt ſich überall nicht erklären, und um ſo weniger erklären, da Scheitz ein gewiß nicht ſchlechter Maler war, und ihm von einem ſehr gelehrten Kenner und Künſtler ſogar dasjenige Portrait zugeſchrieben wird, nach welchem Bernigeroth ſtach". Dieſes letztere bleibt doch höchſt zweifelhaft.

Ehe ich weiter gehe, bemerke ich noch, daß das nemliche Gemählde von Scheitz im Jahre 1785 von C. G. Raspe zu Kleins „Leben und Bildniſſe großer Deutſchen" I. 1785., (dies zeigt die Unterſchrift) geſtochen wurde. Das Bildniß Leibnitzens vor Eberhards Aufſatz im Pantheon der Deutſchen II. vom Jahre 1796, mit der Unterſchrift: Geſtochen von Karcher, Mannheim 1796. hat das nemliche Originalgemählde von Scheitz zu Grunde, iſt jedoch viel flacher und ausdrucksloſer gerathen, als bei Bauſe, obſchon es nichts als ein Nachſtich von Bauſe zu ſein ſcheint. Bauſe ſcheint für den Kunſthandel ſeitdem öfter nachgeſtochen zu ſein; einen ſolchen Nachſtich machte C. J. Riedel für die Gebr. Schumann in Zwickau, den ich beſitze.

Auf ein anderes Bildniß Leibnitzens von A. Scheitz, dem, nach welchem der Stich vor Erdmanns Ausgabe der Opera philosophica Leibnitii genommen iſt, kommen wir nachher zu ſprechen. Erſt noch das Genauere über den Stich von Bernigeroth. Ueber dieſen vortrefflichen Stich haben wir ganz authentiſche Nachrichten von dem ehemaligen Bibliothekar von Hannover, Jung, welche Böhmer (a. a. O. S. 318—371.) ſeinem Aufſatze wörtlich einverleibt hat, und von deren Richtigkeit, das Aeußere betreffend, mein eigenes Exemplar des Stichs mich belehrt. (Einige weſentliche Ergänzungen und Berichtigungen muß man im „Inhalt" den Böhmer dieſem Bande vorgeſetzt S. XIV. nachleſen). Jung ſchreibt alſo von unſerm Bildniſſe nach einigen Worten über die Phyſiognomie: „In der Ueberſchrift lieſt man: Gotefridus Guilielmus Leibnizius Smo. Elect. Bruns. Luneb. ab int. Consil., welches letztere, beiläufig zu ſagen, nicht ganz richtig iſt. Denn obgleich Leibnitz in unzähligen Fällen die Stelle eines wirklichen Staatsminiſters vertreten hat, ſo iſt ihm doch nie vom hieſigen Hofe der Geheime-Raths-Titel beigelegt worden. Er war anfänglich Hofrath, und hernach Geh. Juſtizrath; dabei iſt er bis an ſein Ende geblieben". (Dieſer Bemerkung können wir nur zur Hälfte beiſtimmen. Wenn

welchem Hewetſon die Büſte Leibnitzens zu deſſen Monumente in Hannover gehauen. 4) Das Bildniß, das Auerbach in Wien 1714 gemacht und das Haid in Augsburg geſtochen (ich kenne es nicht). Dahin ſetzen wir 5) das Bildniß, wonach Fiquet den Stich, vor dem Commercium epistol. Leibnitii et Bernouilli, und Savart den ſeinigen vor den Opera omnia gearbeitet. Alle dieſe unterſcheiden ſich hauptſächlich durch das Alter, in welchem Leibnitz gemalt wurde. — Der Stich Bernigeroths liegt auch dem Bildniſſe unter, das man vor Fellers Otium Hannoveranum ſieht. Es iſt dort aber ſchlecht gerathen.

Von dem Kupferſtiche, Leibnitz vorſtellend, den die Kurfürſtin Sophie in Berlin 1703 hatte beſorgen laſſen, ſchrieb Leibnitz an ſeinen Neffen Löffler den 10. April 1704 (Opp. V. 415.): Meministi iconis cujusdam meae aeri expressae. Eam me ignaro, sed jussu Smae Electricis, cum Berolini esset, fieri curavit Dr. Lupius, bibliopola. Ibi tum in nomine*) erratum, tum in versibus subjunctis, qui ob nimias, nec cuiquam agnoscendas laudes ferri non possunt. Itaque et nomen emendari et versus aboleri datum est in mandatis.

An die Kurfürſtin Sophie hatte Leibnitz den 3. Decemb. 1703 folgendes Billet, wegen dieſes Kupferſtichs geſchrieben (bei Böhmer I, S. 318): Madame! j'espère que V. A. E. m'aurez accordé la grâce, de ne point montrer les vers au-dessous de la taille-douce, ni par consequent la taill-edouce non plus, jusqu'à ce qu'on les ait changés. Ces vers, quelques beaux qu'ils puissent paroître en *paroles*, sont d'un *sens* intolérable, car ils disent que *la sagesse ignore elle-méme ce qu'elle a caché à un tel*. Mais cela choque la sagesse divine, et pourroit être censuré avec justice. Et de plus, il y a une contradiction, car comment peut-elle ignorer ce qu'elle cache? J'espère, que nous aurons bientôt la correction. Und darauf antwortete die Kurfürſtin: Le portrait ne vaut rien etc.

Jung bemerkte dazu (Inhalt p. XIV.): „Ich habe mir längſt Mühe gegeben, einen Abdruck von dieſer Platte zu erhalten, aber vergeblich. Wahrſcheinlich iſt dieſelbe, nebſt allen Abdrücken, von Leibnitz ſelbſt caſſirt worden".

*) homine ſteht im Text, und ſo ließ es Böhmer abdrucken, offenbar ein Druckfehler, wie das folgende zeigt.

Niemand wird jetzt auf den Gedanken kommen, als wäre jener, von Leibnitz und der Kurfürstin in mehrfacher Beziehung verworfene und wahrscheinlich vernichtete Kupferstich vom Jahre 1703, und der Stich Bernigeroths identisch. Von einem andern Kupferstiche aber, den Leibnitz selbst vertheilt hatte, außer dem vom Jahre 1711, findet sich nicht die geringste Spur. —

Gegen diese, auf die Zeugnisse von Murrs, Jungs, Böhmers, u. A., besonders aber die Leibnizens selbst gestützte Darlegung scheint nun Herr Erdmann durch einen Machtspruch im voraus Widerspruch eingelegt zu haben. Denn in Bezug auf das seiner Sammlung vorgesetzte Bildniß Leibnizens, nach einem Originalgemählde von A. Scheitz, im Besitz von Dr. Kraukling in Dresden (verschieden von dem, das Bause 1775 gestochen), schreibt er: Praef. p. XXX. „Quam effigiem coloribus olearis ab *Andrea Scheitsio*, artifice haud ignoto, pictam, ante annum MDCCIV delineatam esse, non solum ex eo conjicias, quod Nostrum fere juvenem repraesentet, sed etiam ex epistola quadam Electricis Sophiae patet. Quippe quae cum de icone Leibnitii conqueratur, de tabula chalcographica loquitur a *Bernigerotho* facta, quam hanc ipsam Scheitsii picturam imitasse (sic), qui utramque viderint, lubenter concedent. (A Bernigerothi sculptura reliquae *omnes*, quae exstant Leibnitii icones, una semper altera deterior, descriptae videntur). Quare assentiendum videtur amico meo doctissimo, qui *egregiam* suam pulchramque tabulam inter annos MDCXC et MDCC delineatam autumet. Tenet nos spes, brevi ipsum quae ad historiam iconum Leibnitii spectent, evulgaturum esse, cum quae de hac re apud Böhmerum (Magazin für Kirchenrecht etc. Bd. I. St. 2. S. 315—321) congessa sint, minime satisfaciant".

In der Selbstrecension seiner Ausgabe der Werke von Leibnitz (Berliner Jahrbücher 1840. S. 957.) sagt Herr E. das Nemliche, namentlich in diesen Worten: „Es scheint, nach genauen Vergleichungen, als seien die gewöhnlichen gangbaren Portraits von Leibnitz durch immer schlechter werdende Nachbildungen nach einem Kupferstich von Bernigeroth entstanden, der selbst wieder nach diesem Bilde (im Besitz des Dr. Kraukling) gemacht wurde".

Es wäre unnöthig und verdrießlich, die in diesen Stellen von Herrn E. mit dem Tone belehrender Zuversicht gehäuften Irr-

ſchimmer und unwahren Behauptungen einzelne zu widerlegen: jeder unſerer Leſer, der uns nur mit einiger Aufmerkſamkeit folgte, thut es für ſich. Herr Erdmann, (das leuchtet klar hervor) mit das Gemählde ſeines Freundes als das Prototyp aller verſchiedenen Bildniſſe beibehalte, zugleich als das beſte und ſchönſte anpreiſen; Bernigeroth ſoll erſtlich das Krauklingſche Bild geſtochen, es ſoll aber zugleich daſſelbe ſein, das die Kurfürſtin Sophie 1704 tadelnd verwarf; von Bernigeroth ſollen alle vorhandene Kupferſtiche (alſo auch die von Bauſe, von Haid, Füeßli u. A.) genommen ſein u. ſ. w. und dies, ſagt er, werden diejenigen gern zugeben, welche Bernigeroth mit dem Bildniſſe vom Scheitz (des Krauklingſchen, denn Bauſe arbeitete nach einem andern Scheitz) verglichen haben. Sehr wohl! Unſere Leſer können jetzt vergleichen: Das Bildniß von Scheitz bei Herrn E. ſtellt einen jungen Mann vor (fere juvenem).... und das von Bernigeroth?... einen Greis! und dieſe Identität hat Herr E. nach genauer Vergleichung gefunden!... Vielleicht hat ſich Herr E. einen bloßen Scherz machen wollen; denn, da er offenbar aller Zeugniſſe und Nachrichten über das wahre Vorkommen des Kupferſtichs von Bernigeroth (auf Anlaß der Königin von Preußen) im Gegenſatze zu dem bloßen Kupferſtiche des Jahres 1703 (auf Anlaß der Kurfürſtin Sophie), die er beide zuſammenwirft — ſpottet: werden wir ihn glauben, daß er den, allerdings ſehr ſeltenen Original-Stich Bernigeroths geſehen? Und hat er ihn geſehen — deſto ſchlimmer! Der Nachſtich nach Bernigeroth bei Böhmer, von Riepenhauſen, iſt (was auch Böhmer ſagt) nicht zum beſten gelungen (der andere, ebenfalls bei Böhmer, von Ganz, iſt vollkommen mißrathen): aber dieſes Bildniß zeigt doch wenigſtens einen alten Mann; wie Böhmer ſich (S. 319) ausdrückt: „einen alten, in jedem Betracht ehrwürdigen Mann, deſſen erſter Anblick Liebe und Hochachtung einflößt"; und das Bildniß vor Erdmanns Ausgabe? einen jungen Mann, das ſagt er ſelbſt: wir fügen hinzu, (und appelliren dabei an den Blick jedes Unbefangenen) einen jungen Mann, in welchem man jeden andern vermuthen würde, als einen — Leibnitz. So leer, ſo geiſtesarm, ſo ausdruckslos iſt dieſes Geſicht, daß, wenn der Kupferſtich anders gelungen iſt, dies Gemählde von Scheitz noch weit unter dasjenige Gemählde von Scheitz zu ſetzen eſt, welches Bauſe durch ſeinen Kupferſtich vervielfältigt hat. Die Leſer mögen entſcheiden. Unter ſolchen Umſtän-

den ſcheint uns die Frage nach der Zeit, wann dieſes Bildniß gemalt worden, etwas ſehr Gleichgültiges. Der Phyſiognomie nach müßte ſonſt das Bild in das ſiebente Decennium des 17. Jahrhunderts hinaufgerückt werden, denn ſie iſt etwa die eines Dreißigers. —

Es iſt zu wünſchen, daß jemand, welcher Gründlichkeit und Wahrheitsliebe mit Sachkenntniß verbindet und Gelegenheit hat, die in den verſchiedenen Bibliotheken und Muſeen in Deutſchland und dem Auslande befindlichen Bildniſſe von Leibnitz mit einander zu vergleichen, die Beziehungen und die Verwandtſchaft, ſo wie den Urſprung und den Werth der einzelnen, mit treuer Rückſicht auf die vorhandenen Zeugniſſe, klar und erſchöpfend feſtſtellen möchte.

---

Die folgenden Urkunden mögen den Schluß dieſes Abſchnitts und zugleich des ganzen Buches bilden. Vielleicht bietet ſich in Zukunft eine Gelegenheit dar, eine längere Reihe ungedruckter Leibnitiana, welche ich geſammelt, öffentlich mitzutheilen. — Es wäre zu wünſchen, daß der an ungedruckten Leibnitianis reiche Nachlaß des 1812 in Nürnberg verſtorbenen von Murr ſich erhalten hätte. Ich habe irgendwo geleſen, daß er ſeine Manuſcripte dem Doctor Colmar in Nürnberg vermacht. Dort ſind ſie vielleicht noch. Von Murr ſelbſt ſchrieb 1779 in ſeinem Journal VII. p. 126.: „Meine Sammlungen von autographis Leibnitianis ſind ziemlich anſehnlich. Ich habe vieles davon durch die Güte meiner gelehrten Gönner, der Herren von Duve, Schläger, Bernouilli u. a. m. erhalten und werde davon in meinen: Mémoires pour servir à l'histoire de la Vie et des Ouvrages du celèbre *M. de Leibnitz* fleißigſten Gebrauch machen". Davon iſt, meines Wiſſens, nie etwas erſchienen, vielleicht aber in von Murrs Chirographia personarum celebrium, Novemb. 1804. fol., die ich noch nicht geſehen habe. —

---

ne intempestiva ac praepostera lectione studia mea perturbarem. Livium mihi aeque convenire, ac pygmaeo cothurnum. Excutiendos e pueri manu esse alterius lustri libros, remittendumque ad Comenii vestibulum aut minorem Catechismum. Et persuasisset haud dubie, nisi forte interfuisset colloquio quidam e vicinia eques eruditus et peregrinationibus clarus, qui domino aedium familiaris erat; is ludi magistri sive invidiam, sive stuporem aversatus, quem omnes eodem pede metiri videbat, contra demonstrare coepit, iniquum atque intolerabile esse, prima exercitium se ingeniorum semina magistrorum duritie atque ruditate suffocari. Quin potius favendum puero nihil vulgare promittenti, atque omni auxilio subveniendum esse. Itaque me venire iubet, cumque ad quaesita non absurde respondere videret, non conquievit, antequam a cognatis extorsisset, ut mihi in ipsam patris bibliothecam, quae clausa cum vinculis luctabatur, aditus daretur — Ego vero hac nuntia perinde triumphabam, ac si thesaurum reperissem. Nam veteres plerosque, solis nominibus mihi notos, gestiebam videre, Ciceronem et Quinctilianum et Senecam, Plinium, Herodotum, Xenophontem, Platonem et Historiae Augustae scriptores, et multos Ecclesiae patres latinos graecosque. Hos volutabam ut impetus tulerat, et mira rerum varietate delectabar: itaque nondum duodecennis latinos commode intelligebam et graeca balbutire coeperam, et versus singulari successu scribebam, in quibus eousque profeci, ut cum forte in schola puero cuidam mandatum esset orationis ligatae pridie pentecostes habendae officium, et ille morbo vix triduo ante actum impeditus esset, nemoque rem in se suscipere vellet, nisi orationis ab illo compositae sibi copia fieret, ego me includens musaeo a primo mane usque ad coenam scripserim versus 300 hexametros praeceptoribus laudatos, et quod affectaveram, sine ulla elisione, quos publice stata die pronuntiavi.

Certe in studiis humanitatis et re poetica eo usque profeceram, ut vererentur amici, ne dulcedine captus pellacium Musarum, seria magis et aspera fastidirem. Sed hac eos cura eventus absolvit. Cum primum enim ad logicam vocatus sum, quas ceteri abhorrebant spinas, ego magno affectu perreptabam. Nec tantum praecepta facile exemplis applicabam, quod mirantibus praeceptoribus faciebam [illegible] solus, sed et dubitationes

movebam et nova jam tum moliebar, quae ne excidèrent, in schedis annotabam. Legi multo post quae scripseram quatuordecennis, iisque sum mirifice delectatus. Ex variis meditationibus illius aetatis unum afferam in exemplum. Videbam, in Logica termines simplices ordinari in classes quasdam, quas vocant praedicamenta. Mirabar ego, cur non et termini complexi sive enuntiationes in classes distribuerentur; eo scilicet ordine, quo ex se invicem derivari possint atque deduci, harum ego classium vocabam praedicamenta enuntiationum, quae perinde erant materia syllogismorum, ut praedicamenta vulgaria sunt materia enuntiationum. Hoc dubium cum proponerem magistris, nemo eorum satisfecit, tantum mosuere, non decere puerum nova moliri in rebus, quae nondum satis excoluisset; postea vero vidi, haec quae ego optabam Praedicamenta sive series Enunciationum, nihil aliud esse quam id, quod nobis exhibent Mathematici in Elementis, qui ita disponunt dispositiones, quemadmodum altera ex altera deducitur, quod ego frustra tum a philosophis requirebam. Interea in Zabarella et Rubio et Fonseca aliisque scholasticis non minori quam antea in Historicis voluptate versabar et eousque profeceram ut Suarezium non minore facilitate legerem, quam Milesias fabulas solemus, quas vulgo Romanos vocant.

Interim illi qui educationis meae curam gerebant (quibus nullam magis ob rem obstrictus sum, quam quod se quam minimum studiis meis miscuere), cum antea metuissent, ne fierem poeta professus, nunc verebantur, ne ad scholasticas subtilitates obhaerescerem; sed ignorabant illi, non posse animum meum uno rerum genere expleri. Cum enim me juris studio destinatum intellexissem, statim, missis omnibus, illuc animum appuli, unde major studiorum fructus ostendebatur. Sensi autem, magnam mihi facilitatem ad jurisprudentiam comparandam afferre priora studia historiarum et philosophiae, quare leges facillime intelligebam, et non diu haerens in theoria, quam velut facilem despiciebam, ad praxin juris animum appuli. Erat mihi amicus ... provincialis Lipsiensis, quam vocant, *die Hofgerichte* consiliarius assessor. Is et me secum ducebat saepe et acta legenda dabat, et qua ratione concipiendae esse sententiae, exemplis docebat. Ita ego mature in hujus scientiae intima penetrabam; judicis enim munere delectabar,

advocatorum versutias aversabar, eamque ob rationem nunquam causas orare volui, tametsi omnium consensu valide satis atque apte germanica quoque lingua scriberem. Atque hoc quidem modo septendecim aetatis annos explevi, nulla magis ratione felix, quam quod studia non ad aliorum sententiam, sed propriam voluntatem direxissem, qua ratione effeceram, ut semper aequalium princeps haberer in omnibus scholis atque congressibus publicis privatisque, non praeceptorum tantum, sed et ipsorum condiscipulorum testimoniis, quae editis carminibus gratulatoriis continentur. . . . . Jam vero consulendum erat de ratione vitae, atque eo quod vulgo vocant Promotionem. Facultas juridica Lipsiensis constat duodecim Assessoribus, qui a professoribus sunt diversi. Hi vacant responsis potius atque consultationibus, quam lectionibus atque disputationibus. In eam recipiuntur omnes doctores juris Lipsienses, ordine doctoratus, ubi primum vacuus ipsis locus fit, alterius decessu. Ego videbam, si mature doctor crearer, me inter primos fore fortunamque in tuto collocaturum; sed tum forte ingens orta erat disputatio, cum quidam soli doctores creari vellent, aliis junioribus exclusis et in aliam promotionem dilatis. Illis favebant plurimi ex facultate. Ego animadverso artificio aemulorum, mutato consilio ad peregrinationes animum applicavi, indignum ratus, juvenem velut clavo affigi certo in loco: nam diu ardebat animus ad majorem gloriam studiorum et cognitionem exterorum et disciplinas mathematicas. Prodiit illis temporibus dissertatio quaedam mea de Arte Combinatoria, quam doctissimi etiam viri cum applausu legere, quos inter Kircherus et Baylius eminent. Nam ipsum Kircheri opus de eodem argumento tum nondum prodierat. Paulo post in Academia Norica Doctoris gradum sumsi anno aetatis vigesimo primo, maximo omnium applausu. Nam cum publice disputassem, tanta facilitate disserui, tantaque claritate animi sensa exposui, ut non auditores tantum novam et insolitam in Jureconsulto inprimis *ἀκρίβειαν* mirerentur, sed et ii, qui opponere debebant, publice agnoscerent, sibi egregie satisfactum. Certe vir quidam mihi ignotus, eruditus, qui actui interfuerat, Norimbergum ad amicum literas dedit, quae mihi postea ostensae sunt, quibus prope pudorem incutiebat nimiis laudibus; et professor aliquis dixit publice, nusquam ex illa cathedra versus fuisse recitatos illis

similes, quos ego pronuntiaveram in ipso promotionis actu. Et decanus juridicae Facultatis, Joannes Wolfgang Texter, cujus de statu Imperii nostri elegans extat liber, scripsit ad Dilherum, primarium pastorem Noricum, cum summa laude a me fuisse disputatum. Scholarchae quoque duo qui cum Cancellario, Noricae Reipublicae Syndico, promotionis actui affuerant, singularem quandam laudandi mei occasionem reperere. Cum enim ego duas haberem orationes, unam prosa, aliam versibus, primam tam expedite legebam, ut viderer eam recitare ex schedâ. Cum vero postea ad versus recitandos accessissem, constus sum ita prope admovere schedam, oculorum vitio, qui nec nisi propinqua vident, ut facilie agnoscerent ipsi, priora fuisse memoriter dicta. Credebant itaque memoriae mandata a me fuisse verba solutae orationis, sed mirabantur, cur non ligatam potius didicissem, quod facilius. Respondi, eos in errore versari, nam me verba orationes solutae non edidicisse, sed ex tempore fecisse inter perorandum; quod cum aegre crederent, primum Concionatorum exemplo usus sum, qui dispositionem orationis notare contenti, non alligantur, quae tam facile mihi latine, quam illis germanice nascerentur: deinde schedam orationis produxi, in qua videbant ipsi, alia plane verba esse, quam quae recitaveram. Haec res magnum mihi apud Norimbergenses applausum procuravit, ita ut paullo post Dilherus, primarius urbis ecclesiasticus, scholarchorum jussu mihi denuntiaverit, si animus esset, habere aliquamdiu in illa Academia professoris munus, se mihi mature spondere. Sed ego longe alia animo agitabam. Quorum causas exponere pretium est.

Paene puer cum in bibliothecam parentis pro arbitrio grassarer, incidi in aliquot controversiarum libros. Commotus rei novitate, neque ullis praejudiciis imbutus (pleraque enim de mea discebam), libenter omnia legi, nonnulla etiam scrupulose excussi. Saepe etiam sententias meas margini librorum annotavi, quod prope periculum mihi aliquando creavit. Calixti scriptis valde delectabar; habebam et multos alios libros nonnullis suspectos, quos satis ipsa mihi novitas commendabat. Tum primum coepi agnoscere, neque omnia certa esse, quae vulgo ferantur, et saepe inania vehementer de rebus contendi, quae tanti non sunt. Ergo nondum 17ennis accuratius quaerun-

darum controversiarum discussionem molichar. Videbam enim, rem esse facilem homini exacto et diligenti. Mirifice mihi placuerat liber Lutheri de servo arbitrio, et Laurentii Vallae de libertate dialogi. Examinaveram Aegidii Hunnii scripta et Stalteki in Concordiam formularum commentarium; sed et Gregorii de Valentia analysin fidei et quaedam opuscula Becani et scripta Piscatoris. Cum postea ad jurisprudentiam animum appuli, illic quoque novum consilium coepcram. Nam cum viderem, quam multa superflua et obscura et quam non suo loco in legum corpore dicerentur, miserebar juventutis tempus nugis terentis: videbam non difficile esse, mederi huic malo, et ab homine accurate ratiocinante posse omnia in paucas redigi propositiones. Quod consilium meum edito libello de Methodo juris maxima omnium approbatione susceptum est, et multi magni loci, etiam Portnerus Ratisbonae, Spizelius mihi applausere, quod literis eorum partim ad me, partim ad amicos datis constat. — — — —

---

## Scheda Leibnitii manu exarata.

Natus 16 .. mense Augusto ...

... Haec scripta puerilia pleraque aliquando revidenda. emendanda, expolienda, ut denuo edi possint.

1659. Carmen 300 versuum una die scripseram.

1661. Schola exii.

1662. Audivi Thomasium.

1663. 30. Maj. Baccalaureus Lipsiae disputationem habui de principio individui sub praeside Jacobi Thomasii. Aestatem sequentem Jenae egi.

1664. Hyeme Magistri gradum accepi et 3. Dec. ejusdem anni ipse praeses defendi specimen quaestionum philosophicarum ex jure.

1665. 14. Jul. habui disputationem juridicam priorem de conditionibus sub praeside B. L. Schacheri; 17. Aug. habita est altera sub eodem praeside.

1666. habui dissertationem de Arte Combinatoria, Lipsiae. Titulus disputationis abest, ut non possim diem designare. Fuit credo pro loco in facultate. Recusa est Francofurti 1690 me ignaro, edente Herm. Christ. Crockon.

1666. 5. Nov. Altorfii disputationem habui, de casibus perplexis in jure.

1667. editum est specimiuum in jure meorum fasciculum a Bibliopola Norimbergensi, cui nomen Joann. Philipp. Miltenberger (in meo exemplari tituli avulsi) 1667. Meth. docendi etc.

1669. Specimen demonstrationis pro eligendo rege Polonorum. Titulus libri Vilnae 1669, sed revera editum Dantisci. 12

Ratio corporis juris. Mag. 166.

1670. Moguntiae, typis Kugleri, Hypothesis physica nova.

Inde in Galliam sum profectus vere a. 1672. Hannoveram vocatus 1675, fine.

## Imago Leibnitii *).

*Pater* ejus gracilis fuit et bilosus, sed magis sanguineus et in summo gradu calculosus. Is morbo extenuativo unius septimanae exstinctus est, nulla cum suffocatione. *Mater* catharris guttur et pectus obstruentibus suffocata est.

*Temperamentum* videtur simpliciter nec biliosum, nec pituitosum, nec melancholicum esse. Non sanguineum, ob pallorem faciei et a motu abstinentiam. Non biliosum, ob sitis defectum, ob crines rectos, ob famem caninam, ob somnum profundum. Non pituitosum, ob crebros et celeres mentis et affectuum motus, et ob gracilitatem corporis. Non frigidum seu melancholicum et siccum, ob celeres motus intellectus et voluntatis. Videtur tamen biliosum praeeminere.

*Statura* mediocris est et gracilis; facies pallida: manus ut plurimum frigidae: pedes pro habitu corporis longiores, aeque ac digiti manuum aridiores, nulla ad sudores dispositione. Cri-

*) Von ihm ſelbſt verfaßt ſ. oben S. 36. Anm. zu S. 338.

nes in capite subfusci sunt, corpus autem non valde pilosum. Oculi a teneris parum acuti; vox exilis altaque magis et clara, quam fortis, volubilis etiam, sed non satis composita, nam literas gutturales et *K* difficulter pronuntiat. Pulmones teneri, hepas siccum calidumque, et manus innumeris lineis sectae sunt. Dulcibus delectatur, veluti saccharo, quo vinum miscere solet. Delectatur etiam odoribus spiritus confortantibus, firmiter persuasus, ad spiritus recreandos multum situm esse in odoribus, dummodo non sint calidi. A tussi nulla molestia, sternutatio rara. Catharris non affligitur: raro pituitam ejicit, saepe vero sputum, praesertim a potu et pro proportione acrimoniae eius, quod bibit. Nec oculos habet in liquido natantes, sed justo sicciores: unde hebetudo visus ad longiquiora, ad proprias posita autem tanto est acrior. Noctis quies non interrupta est, quia sero cubitum it, et lucubrationes studiis matutinis longe praefert.

*Vitae genus* a pueris sedentarium et exigui motus fuit. Ab ineunte aetate multa legit, plura meditatus est, in plerisque *αὐτοδίδακτος*. Res omnes profundius, ac vulgo solet, penetrandi cupidus et nova inveniendi.

*Conversationis* appetentia non multa; major meditationis et lectionis solitariae. Implicatus autem conversationi satis jucunde eam continuat, sermonibus jocosis et gratis magis delectatus, quam lusu, aut exercitiis in motu consistentibus.

Facile effervescit quidem, sed ira, ut subita est, ita cito defervescit.

Nunquam nimis tristem, nunquam hilarem nimis videris. Dolor et gaudium non nisi moderatum. Risus frequentius os diducit, quam pectus convertit. Timidus est in re aliqua inchoanda, audax in prosequenda.

Ob defectum visus non habet vividam imaginationem.

Ob memoriae debilitatem minima jactura praesens magis eum afficit, quam maxima praeterita.

Inventione et judicio egregio est praeditus, neque ei difficile, varia comminisci, legere, scribere, dicere ex tempore, remque aliquam intellectualem, si opus sit, ad fundum usque meditando perscrutari. Unde infero, cerebrum ei esse siccum et spirituosum.

Spiritus in ipso nimium agitantur. Itaque vereor, ne morbo

aliquo aut consumtione humidi radicalis aliquando abripiatur, ob studium assiduum et nimias meditationes et membrorum tenuitatem.

---

## Zwei ungedruckte Briefe von Leibniz an Hobbes*).

A.

Vir Amplissime.

Cum nuper ex amici Angliam lustrantis literis vivere Te adhuc et valere ea aetate maxima animae voluptate intellexissem, non potui me a scribendo continere, quod si impestivum factum est, silendo punire poteris, mihi niholominus satis erit, affectum testari. Opera Tua partim sparsim, partim junctim edita pleraque me legisse credo, atque ex iis, quantum ex aliis nostro seculo non multis, profiteor profecisse. Nihil auribus dare soleo, sed agnoscunt hoc mecum omnes, quibus Tua in civili doctrina scripta assequi datum est, nihil ad admirabilem in tanta brevitate evidentiam accedere posse; definitionibus nihil et rotundius et usui publico consentaneum magis; in theorematis inde deductis sunt, qui haereant; sunt, qui iis ad malesana abutuntur, quod ego in plerisque ex ignorata applicandi ratione evenisse arbitror. Si quis generalia illa motus principia: nihil moveri incipere, nisi ab alio moveatur; corpus quiescens quantumcunque a quantulocunque levissimo motu impelli posse, aliaque, intempestivo saltu rebus sensilibus applicuerit, nisi praeparatis animis demonstraverit, pleraque quae quiescere videntur, insensibiliter moveri, vel a plebe deridebitur. Similiter si quis Tua de Civitate vel Republica demonstrata omnibus coetibus, qui vulgo ita appellantur, Tua summae potestatis attributa omnibus Regis, Principis, Monarchae, Majestatis nomen sibi vindicantibus; Tua de summa in statu naturali licentia omnibus diversarum Rerum publicarum civibus, negotia aliqua inter se tractantibus accomodaverit, is,

---

*) Es ſind weiter keine Briefe von L. an Hobbes bekannt worden.

si quid conjicio, etiam Tua sententia magnopere falletur. Agnosco, multas esse in orbe terrarum respublicas, quae non sint una civitas, sed plurae confoederatae, multosque esse titulo monarchos, in quos caeteri voluntatem suam nunquam transtulerint: nec diffiteris, supposito mundi Rectore, nullum esse posse hominum statum pure naturalem, extra omnem Rempublicam, cum Deus sit omnium Monarcha communis: ac proinde non recte nonnullos hypothesibus Tuis licentiam impietatemque impingere. Ego qui Tua ita, ut dixi, semper intellexi, fateor, magnam in iis lucem accensam ad persequendum, quod molior cum amico, opus Jurisprudentiae rationalis. Cum enim observarem, Ictos Romanos incredibili subtilitate ac dicendi ratione luculenta Tuaeque valde simili, sua quae in Pandectis conservata sunt responsa condidisse; cum cernerem, magnam eorum partem ex mero naturae jure paene demonstrando collectam, reliqua ex principiis non multis, quanquam arbitrariis, plerumque tamen ex usu Reipublicae sumtis eadem certitudine deducta: igitur cum primum in Jurisprudentia pedem posui, jam a quadriennio circiter consilia agitavi, qua ratione paucissimis verbis (ad modum veteris Edicti perpetui) Elementa juris ejus, quod Romano *corpore* continetur, condi possint, ex quibus deinde liceat *leges ejus universas* velut demonstrare. Quamquam autem multa intercedent, praesertim in Imperatorum rescriptis meri juris naturalis non futura; haec tamen luculenter a caeteris discernentur et reliquorum multitudine pensabuntur. Praesertim cum asserere ausim dimidiam Juris Romani partem meri juris naturalis esse, et constet, totam paene Europam eo jure uti, cum ei diserte locorum consuetudine derogatum non est.

Has tamen curas prolixas, fateor, ac lentas aliis nonnunquam amoenioribus interstinguo, soleo enim et quaedam quandoque de natura rerum, quanquam velut peregrinum in orbem delatus, ratiocinari. Ac de abstractis motuum rationibus, in quibus jacta a Te fundamenta mihi se mirifice approbant, interdum cogitavi; et Tibi quidem prorsus assentior, corpus a corpore non moveri, nisi contiguo et moto, motum, qualis coepit, durare, nisi sit, quod impediat. In quibusdam tamen fateor me haesisse, maxime autem in eo, quod causam consistentiae, seu quod idem est, cohaesionis in rebus liquidam

redditam non deprehendi. Nam si reactio, ut alicubi innuere videris, ejus rei unica causa est, cum reactio sit motus in oppositum impingentis, impactus autem oppositum sui non producat, erit reactio etiam sine impactu. Reactio autem est motus partium corporis a centro ad circumferentiam, ille motus autem non impeditur, et tunc exibunt partes corporis, ita corpus suum deserent, quod est contra experientiam; aut impeditus, et tunc cessabit motus reactionis, nisi externo auxilio, quale nullum hic commune reperias, resuscitetur. Ut taceam vix explicabile esse, quamobcausam unumquodque corpus in quolibet puncto sensibili a centro ad circumferentiam conetur: item quomodo sola reactio rei percussae efficiat, ut tanto major sit resultantiae impetus, quanto major fuit incidentia. Cum tamen rationi consentaneum sit, majorem incidentiam minuere reactionem. Sed hae dubitatiunculae meae forte ex Tuis non satis intellectis proficiscuntur. Ego crediderim, ad cohaesionem corporum efficiendam sufficere partium conatum ad se invicem, seu motum, quo una aliam premit. Quia quae se premunt, sunt in conatu penetrationis. Conatus est initium, penetratio unio. Sunt ergo in initio unionis. Quae autem sunt in initio unionis, eorum initia vel termini sunt unum. Quorum termini sunt unum seu τὰ ἔσχατα ἕν, etiam Arisiotele definitore, non jam contigua tantum, sed continua sunt, et vere unum corpus, uno motu mobile. Has contemplationes, si quid veri habent, non pauca in theoria motus notare facile agnoscis. Restat probem, quae se premunt, esse in conatis penetrationis. Premere est, conari in locum alterius adhuc inexistentis. Conatus est initium motus. Ergo initium existendi in loco, in quem corpus conatur. Existere in loco, in quo existit aliud, est penetrasse. Ergo pressio est conatus penetrationis. Sed haec a Te, vir magne, exactius dijudicabuntur, quo in examinandis demonstrationibus nemo facile accuratior.

Quid vero de Cll. V. V. Hugenii et Wreni circa motum theorematis sentis? quid de Mesolabo doctissimi Slusii? De origine fontium addam, quod succurrit: Tua est et acutissimi Isaaci Vossii de origine eorum sententia, oriri ex aqua pluvia vel nivali in montium cavernis collecta; et sane magnam partem ibi nasci largior, non omnes, cujus rei sequens non procul

Moguntia experimentum non ita dudum coeptum accipe: Fontem quendam novum erepertum dominus fundi perficere cogitabat. Jubet igitur, lutum omne effodi; quo facto in arenam incidit nullius sensibilis humiditatis; fons plane evanuit, mane locus vaporibus e sabulo assurgentibus appletus erat, luto ergo rursum superjecto et solidato fons rediit, quod videtur confirmare sententiam Basilii Valentini, magni inter chymicos nominis scriptoris, vaporibus fumisque e terrae penetralibus surgentibus, et fontes et metalla mineraliaque gigni, illas vero exhalationes ad continuandam naturae circulationem, aere (ex exhalationibus) et mari (e fontibus collecto) in terram redestillantibus matri suae reddi, solis prius sulphure repetendi aliquando, cum novam in terrae visceribus reactionem sive displosionem fecerint, ascensus causa, impraegnatas.

De caetero utinam post opera Tua edita specilegium adhuc aliquid Meditationum Tuarum sperare liceat, praesertim cum non dubitem, tot novorum experimentorum, quot ab aliquot annis vestri aliique sane egregii produxere, plerorumque excogitatas Te rationes habere, quas non perire interest generis humani. De natura mentis utinam etiam aliquod distinctius dixisses! Quamquam enim recte definieris sensionem reactionem permanentem, tamen, ut paullo ante dixi, non datur in rerum mere corporearum natura reactio permanens vera, sed ad sensum tantum, quae revera discontinua est, novoque aliquo externo semper excitatur. Ut proinde verear, ne, omnibus expensis, dicendum sit, in brutis non esse sensionem veram, sed apparentem, non magis quam dolor est in aqua bulliente: et veram sensionem, quam in nobis experimur, non posse solo corporum motu explicari. Praesertim cum illa propositio: *omnis motor est corpus*, qua saepe uteris, non sit, quod sciam, unquam demonstratus. Sed quousque Te nugis meis onerabo. Desinam igitur, cum illud testatus fuero, et profiteri me passim apud amicos, et DEO dante etiam publice semper professurum, scriptorem me, qui Te et exactius et clarius et elegantius philosophatus sit, ne ipso quidem divini ingenii Cartesio demto, nosse nullum. Idque me amice optare, ut, quod Cartesius tentavit magis, quam perfecit, felicitati generis humani infirmanda immortalitatis spe, Tu qui omnium mortalium optime

poteras, consuluisses. Cui rei supplendae DEUS Te quam diutissime servet. Vale faveque

Mogunt. $^{12}/_{22}$ Jul.$^{i}$ 1670.

Vir amplissime
Cultori nominis Tui
Gottfredo Guilielmo Leibnitio,
J. U. D. et Consil. Moguntino.

Viro AMPmo.
Dno. Thomae Hobbesio,
Philosopho in paucis magno*).

B.

Lutetiae Parisiorum 167..

Illustri Viro Thomae Hobbesio
G. G. Leibnitius S.

Non tam miraberis, credo, V. clarissime, compellari Te ab ignoto, suetus ad omnia humanitatis officia, quam a me, id est, quando nulla alia re Tibi cognitus sum, ab harum literarum auctore, quas non diffiteor rudes, neque Te dignas: addo et festinatas, quod non negabit lator earum, vir optimus, qui eodem mecum hospitio Parisiis aliquamdiu usus, pridie abitus sui inter coenandum rogavit, haberemne aliquid perferendum ad Te? nam aliquoties jam ante Tuum nomen inter nos frequentatum erat multo cum honore, quem virtutibus Tuis debere constat. Ego eo velut ictu excitatus, cum ille praesertim professus esset, notitiam Tecum jam a multo tempore contractum, impetum scribendi de improviso sumsi, de quo prout videbitur statues, nam si notitiam meam rejicis, non vitabis cultum.

Equidem diu est, quod scripta Tua veravi, digna seculo, digna Te, qui primus illam accuratam disputandi ac demonstrandi rationem, veteribus vel per transennam inspectam, in civilis scientiae clara luce posuisti. Sed in libello de Cive Te ipsum superasse videris, iis rationum nervis, eo sententiarum

*) Nach einer Abſchrift im British Museum, von Oldenburgs Hand, der dazu bemerkt: Apographum literarum scriptarum Dn. Hobbesio, quae obsignata non fuerant, sed meis inclusae.

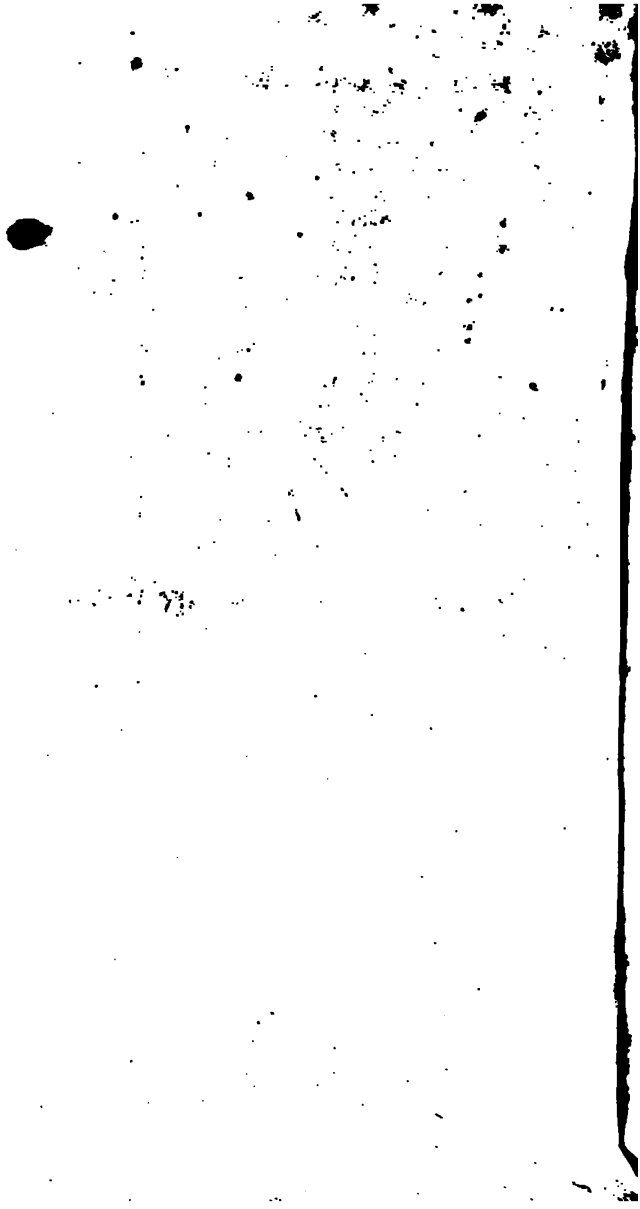
pondere, ut saepe oracula potius reddere, quam dogmata tradere credi possis. Ego quem neque paradoxa deterrent, nec novitatis illecebrae abripiunt, credidi, operae pretium me facturum, si ipsas filenas interioris doctrinae Tuae radicibus scrutarer, neque enim ad conclusiones resistere meum est, neglectis demonstrationibus, quibus ab autore muniuntur.

Principio igitur a naturae humanae contemplatione orsus, illud observo, non hominibus minus, quam bestiis impetum quendam esse in obvia quaeque appetita involandi; hanc *spem* solo *metu* frenari, quem facere possunt tot aliorum concurrentes in idem vires. Nam cum illud posuisses, id cuique jus esse, quod necessarium factu videatur ad incolumitatem tutandam, et unumquemque necessitatum suarum judicem statuisses, facili concludisti, justum omnibus in omnes bellum eo rerum statu consecuturum. Quod cum internecinum esset futurum ea virium paritate, ut fortissimus a debilissimo occidi possit, inde pacis consilia agitari coepta. Hactenus nihil habeo, quod resistam, neque enim illud objiciam, ferendas potius hujus vitae injurias, quam periculo futurae repellendas, quaeque alia Theologi ac Jurisconsulti in Te congessere: satis enim video, demonstrationes Tuas esse in Geometria universales et a materia abstractas, quare, etsi cuique jus tribuis, quidvis faciendi sui causa, non negas, si quis sit Omnipotens, si qua futura vita praemiis poenisque destinata, non tam veritatem theorematum desiisse, quam applicationem cessare; incolumitatem enim cujusque, his positis, in vitae melioris exspectatione sitam; et justum fore, quidquid cuique ad eam obtinendam utile videatur; denique neque huius vitae defensionem juro divino denegatam, etsi desinat in ea consistere summa rerum.

Illud ergo quaerendum est, qua ratione pax inita fermetur, nam si nulla est pacis securitas, restat status belli et jus cuilibet adversarium occupandi. In eum ergo usum Respublicas, ais, inventas, quae mutuo complurium consensu armatae, tutos omnes praestare possint. Etsi autem videaris asserere, jus omne a subditis in Rempublicam translatum, recte tamen alibi agnoscis, etiam in Republica jus restare, consulendi rebus suis, ubi *periculi* metus, sive in Republica, sive ab ipsa Republica immineat; quare si quis jussu eorum, penes quos rerum summa est, ad supplicium trahatur, jus ipsi utique esse miscendi ima sum-

mis, salutis causa; sed caeteros, ex vi prioris pacti, quietem rectoribus debere. Sed quaero a Te, V. C., nonne fateberis, non minus in Republica, quam in statu illo rudi, quem naturalem vocas, suspicionem validam periculi ingentis justam esse praeveniendi mali causam? quodsi ergo manifeste appareat innocentes plecti, si saepe, si indiscriminatum saevit tyrannus, non diffitibere, opinor, jus esse, ex Tua quoque philosophiae decretis, coeundi in foedera illis, qui periculi propinqui videntur. Nam illud Tibi facile assentior, plebem promiscuam rectius facturam, dum vivere commode liceat, si indignationi suae aut miserationi aliisque animi motibus, extra metum, posthabeat quietem suam. Quare summa eorum omnium, quaeque summa potestate Tute concludis, hoc redire videtur: In Republica neque tam facile, neque ob suspiciones tam leviter abrumpendum foedus, quoniam major in eo securitas praestetur: at major longe Christianorum veterum patientia fuit, qui quandam, ut ita dicam, irresistibilatem tribuebant Reipublicae *). —

*) Königl. Bibl. von Hannover.



# Beilage

der

# Anmerkungen und Urkunden.

---

Neue Folge.

# Anmerkungen

## zum zweiten Theile.

---

*Neue Folge.*

### S. 33.

Kurzem iſt eine Ausgabe des „Systema theologicum“ nkreich herausgekommen, unter dem Titel: G. W. Leibnisculum adscititio titulo „Systema theologicum“ inscripsdente nunc primo ex ipsissimo auctoris autographo D. Paulo Lacroix. Paris 1845. Ich habe es noch nicht geseb verglichen. Das Autographon Leibnitzens iſt, wenn ich echt erinnere, wieder nach der Königl. Bibliothek zu Hannorückgelangt. Der Streit über den Werth dieſer berühmten t zur Feſtſtellung von Leibnitzens Religion und Confeſſion unter den Unbefangenen von beiden Seiten als erledigt ans ſein. So erkennt die Zeitſchrift für Philoſophie und iſche Theologie (Herausgeg. von Braun und Achterfeldt. 1843. S. 113) in einer Recenſion dieſes Buches es an, daß hebliche Gründe ſeien, warum der Verf. in dem systema g. nicht Leibnitzens religiöſes Teſtament und deſſen eigne leberzeugung für die Nachwelt gelten laſſen wolle.“ „Jeis“, ſetzt dieſer ſo unpartheiiſche als einſichtsvolle Beurtheiler „muß das genannte Werk (das syst. theolog.), wofern es doch eine diplomatiſche Seite darbietet, mit großer Vorſicht und hne ſorgfältige Vergleichung benutzt werden, wenn die Frage s aus demſelben als die eigentliche und volle Ueberzeugung ßens ſich eingeben laſſe und was nicht.“

S. 90.

Außer dem Umſtande, welcher das vorgebliche Wunder mit dem Märtyrerblut in den römiſchen Katakomben betrifft, führt Fabretti in denſelben Inscriptiones antiquae, Romae 1702. p. 265, eine ihm von Leibnitz gegebene ausführliche Erklärung einer römiſchen Inſchrift an (No. 105), welche er mit den Worten ſchließt: Haec vir Praeclar., quae sua est humanitas, ad rem hanc, confusam hactenus, illustrandam obtulit.

S. 140.

In R. E. Prutz: Geſchichte des deutſchen Journalismus. 1. Theil. Hannover 1845. S. 347, iſt auch des Monatlichen Auszugs gedacht, nicht ohne einige Ungenauigkeiten. Nicht mit dem Jahre 1701 ſondern mit 1700 begann dieſe Zeitſchrift. Auch ſagt Jugler (von ihm iſt Struve, der erſte Verfaſſer angeführt) nicht: daß der dritte und letzte Jahrgang von Joachim Meier[1]) geſchrieben ſei, ſondern nur die drei letzten Monate dieſes Jahrgangs; (die Stelle ſ. oben Anmerk. S. 10 zu S. 140), das macht einen großen Unterſchied. Meine über Leibnitzens Verhältniß zu dem Monatl. Auszug geführte Unterſuchung in den Beilagen zu Leibnitz's Deutſchen Schriften II. Bd., ſo wie in dieſem Band befindlichen Proben aus dem monatl. Auszuge, und was dahin gehört, iſt dem Verfaſſer unbekannt geblieben, ſonſt könnte er, nach dem dort S. 361 mitgetheilten, wenigſtens das nicht als „angeblich" hinſtellen, daß der Monatl. Auszug unter Leibnitzens Direction erſchienen ſei. „Zumalen, heißt es nemlich, da ich nicht beſſer thun können, als ſo viel ſeine Zeit und Gegenwart es leidet, alles ſeinem Urtheil zu ſubmittiren, und ſeiner Direktion zu folgen." Wie ich die Sache anſehe, ſind freilich dieſe Worte, wie der ganze Artikel, von Leibnitz ſelbſt mit verſtelltem Charakter geſchrieben. Prutz Quellenkenntniß über Leibnitz Leben und Schriften beſchränkt ſich auf Lamprecht's Leben Leibnitz's, Berlin 1740. Lamprecht hat hier nichts gethan, als Eckharts Materialien, welche dieſer an die Herzogin von Orleans, Behufs des von Fontenelle zu verfaſſenden Eloge geſandt, in eine andere Form gegoſſen.

[1]) Einem der ſchlechteren Roman- und Operntextſchreiber jener Periode, vgl. Gervinus III. 401. 402. 405. 466.

Eckhart aber ist uns gerade bei dieser Frage Partei, nicht Richter. — Es kommt bei dieser Frage allerdings weniger darauf an, welche und wie viel Seiten aus Leibnitzens eigner Feder in den monatl. Auszug geflossen sind, was mit vollkommner Gewißheit niemals ausgemacht werden wird, als darauf, daß eine Menge lehrreicher Notizen zur Literatur, Profan- und Kirchengeschichte sich in dieser Zeitschrift befinden, welche jedenfalls aus dem Schatze von Leibnitzens Polyhistorie, Philosophie und eignen Erfahrungen herrühren. Auch in urkundlicher Beziehung wird sich manches Zweifelhafte in der Literargeschichte von hier aus näher bestimmen lassen, wovon ich ein Beispiel am geeigneten Orte zu geben mir vorbehalte.

## S. 197.

In Bezug auf Leibnitzens Verhältniß zur Königl. Societät der Wissenschaften in Berlin ist nachträglich eine Notiz über Manuscripte von ihm anzuführen, welche sich lange Zeit in einer Kiste im Keller des Observatoriums in Berlin befanden, unter welchen jedoch, nach Versicherung von J. A. Euler, Sohn des großen L. Euler, nichts Wichtiges sich befunden hätte. Dieser schrieb aus Petersburg, $^{5}/_{16}$ März 1773, mit Anspielung auf die Kepler'schen Handschriften (v. Murr Journal u. s. w. Bd. XVII. S. 370): „Wie freute ich mich nicht vor etwa 15 Jahren, als ich einen schon vor vielen Jahren verschlossen gewesenen Keller unter dem Berlinischen Observatorium, über welches ich dazumal die Aufsicht hatte, aufbrechen ließ und daselbst einen ganzen Stoß von des sel. großen Leibnitzens Handschriften fand: es waren aber lauter schwarze Aufsätze (Concepte?) über verschiedene schon gedruckte Sachen, und Briefe, und zwar öfters vier bis fünf brouillons von einer und derselben Schrift, die weiter nichts anzeigten, als daß alles, was der berühmte Leibnitz jemals geschrieben hat, ihm viele Mühe und Arbeit gekostet haben müsse (?). — Euler kommt in einem folgenden Briefe vom 1. März 1774 (S. 327) auf diese Handschriften zurück, mit dem Bemerken, „sie seien alle bei der dortigen Akademie geblieben." Wenn diese Handschriften noch vorhanden sind, so lohnte es sich gewiß der Mühe, sie von neuem durchzugehen; wenn wirklich Aufsätze über gedruckte Schriften und Briefe darunter wären.

S. 203.

In dem Augenblicke, da dieſe Nachträge dem Druck übergeben werden, wird die Nachricht beſtätigt, daß eine Akademie der Wiſſenſchaften im Königreiche Sachſen, Leibnitzens Vaterlande, im Laufe dieſes Jahres gegründet und ſo der Wunſch des großen Mannes endlich, wenn auch lange nach ſeinem Tode, erfüllt wird. „Die Akademie ſoll in eine mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche und eine philoſophiſch-hiſtoriſche Section zerfallen, und zur Feier des zweihundertjährigen Geburtstages unſers Landsmanns Leibnitz am 21. Juni d. J. eröffnet werden. Ihre Thätigkeit ſoll in Herausgabe von Abhandlungen, Förderung wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen und Stellung von Preisfragen beſtehen; einigemal im Jahre ſoll eine öffentliche Sitzung gehalten werden.“ (Allgemeine Zeitung vom 13. März 1846. Aus Leipzig.)

S. 237.

In der Schrift: „Anton Ulrich und Eliſabeth von Braunſchweig-Lüneburg-Wolfenbüttel. Von W. Herck. Wolfenbüttel 1845. S. 115—120 findet man das von Leibnitz in Sachen des Uebertritts der Prinzeſſin Eliſabeth zur katholiſchen Kirche abgegebene, in deutſcher Sprache verfaßte Gutachten, welches hier aus Odelem, Allerhand auserleſner curioſer Rechtsſachen. Thl. 2. Braunſchweig 1730. S. 90 entlehnt iſt. Das Ganze geht darauf aus, zu zeigen, daß die beiden Kirchen keineswegs ihren gegenſeitigen Bekennern die Seligkeit abſprechen. Das Stärkſte aber, was Leibnitz für ſeine Behauptung anführen kann, iſt, — die Lehre der Jeſuiten über den Unterſchied eines haeretieus formalis und materialis, ſo wie über den Unterſchied der contritio und der attritio.

In den Unvorgreiflichen Gedanken §. 10 (Leibnitz's deutſche Schriften I. 452) hebt Leibnitz einen Mangel der deutſchen Mutterſprache für den Ausdruck logiſcher und metaphyſiſcher Begriff hervor, er ſelbſt macht indeß ſowohl in dem Briefe an G. Wagner über die Logik (ib. I. S. 574 ff.), wie in einigen andern deutſchen philoſophiſchen Abhandlungen einen Verſuch, jenem Mangel abzuhelfen. In dieſer Hinſicht dürfte es nicht überflüſſig ſein, an die erſte Logik in deutſcher Sprache, welche bereits 1574 geſchrieben, zu erinnern, und auf welche zuerſt Heumann in den Acta historico philosophica, Pars XVI. p. 586 hingewieſen hat. Es iſt

die „Dialectica, das iſt: Disputirkunſt.“ Wie man vernünftige und rechte Fragen mit Vernunft und Kunſt entſcheiden und verantworten ſolle. Durch M. Wolffgang Bütnern. MDXCVI. Gedruckt zu Leipzig, in Vorlegung Jacob Apels Buchhändlers.

S. 256.

Ich kann nicht umhin, Couſin's, bei Gelegenheit des Briefwechſels zwiſchen Leibnitz und Malebranche (Journal des Savans 1844. Octobre. p. 600) ausgeſprochenes Urtheil über die Theodicee hier beizufügen, weil es am beſten lehrt, daß dieſes Werk unſers Leibnitz noch Leben in ſich habe, und lebendige Wirkung äußert, wenn ſchon manche unſrer Schulphiloſophen längſt vornehm und geringſchätzig darauf hinſehen. „Comme elle (la Théodicée) était destinée à repondre aux attaques du scepticisme et du dialecticien le plus habile du XVII. siecle, Leibnitz quoi qu'on en ait dit[1]), y avait mis tout le sérieux et le profond de son esprit, et comme aussi elle était adressée à une femme, il avait été obligée de donner à sa pensée la forme la plus claire et la plus dégagée; il avait écarté les questions subtiles ou oiseuses et tout appareil d'érudition théologique et philosophique; de sorte qu'il en est resulté un ouvrage fort solide, sans être trop scolastique, où l'esprit de systéme se mêle le moins possible à une science immense, où une philosophie sublime donne la main au sens commun, comme la raison à la religion, ouvrage admirable, aussi accessible que peut l'être un livre de haute metaphysique, et qu'on pourrait appeler, sur ces matières épineuses, le breviaire des penseurs.

S. 268.

Ich finde des Beſuchs Leibnitzens bei Karl XII. im Lager zu Altranſtädt zwar bei keinem der früheren Biographen Leibnitzens, aber doch bei dem berühmten Geſchichtſchreiber Karls XII., bei Voltaire gedacht; in einer Weiſe jedoch, welche das ganze Factum zweifelhaft erſcheinen laſſen könnte, wenn nicht der Brief Leibnitzens an Lord Raby uns ſogleich in den Stand ſetzte, das

[1]) La prétention de Pfaff et de Le Clerc, que la Théodicée n'est qu'un jeu d'esprit, est aujourd'hui au dessaus de l'examen.

Wahre und das Falſche daran zu unterſcheiden. Gegen das Ende nämlich, da Voltaire von des Schwedenkönigs religiöſen Ueberzeugungen handelt, ſchreibt er: Je sais de celui qui m'a confié les principaux mémoires de cette histoire, que Charles XII. fut Luthérien de bonne foi jusqes à l'année 1707. Il vit alors à Leipsick le fameux philosophe M. Leibniz, qui pensoit et parloit librement et qui avoit déja inspiré ses sentimens libres à plus d'un prince. Je ne crois pas que Charles XII. puisa, comme on me l'avoit dit, de l'indifférence pour le Luthéranisme dans la conversation de ce philosophe, qui n'eut jamais l'honneur de l'entretenir qu'un quart d'heure, mais etc. Es wär ein ganz unnöthiges Bemühen, Leibnitzen gegen das von Voltaire nur allzu gläubig aufgenommene Gerücht in Schutz zu nehmen, daß er Karl XII. vom Lutherthum abwendig und zum Freidenker gemacht, wie manchen andern Fürſten . . . nicht, weil er den König nur eine Viertelſtunde, ſondern weil er ihn gar nicht gesprochen hat, wie dies aus Leibnitzens Brief an den engliſchen Geſandten klar und beſtimmt hervorgeht. Wenigſtens erkennen wir den Urſprung dieſes auf Koſten von Leibnitzens Orthodoxie umlaufenden Gerüchtes, und brauchen nicht mit G. Stolle in ſeiner Hiſtorie der Gelahrtheit, Zuſätze S. 167 das Ganze für eine reine Verleumdung zu erklären, weil kein Biograph Leibnitzens der Zuſammenkunft zwiſchen Leibnitz und Karl XII. gedächte.

## S. 275.

Von den Briefen Leibnitzens an Peter den Großen ſind neuerdings zwei ſehr anziehende Schreiben, beide in deutſcher Sprache, aus dem Archive zu Moskau in dem Russkij Wiästnik bekannt gemacht worden, von wo ſie in das Magazin für die Literatur des Auslandes Jahrg. 1842. No. 136—137 übergegangen ſind. Das erſte iſt von Wien den 26. October 1713 datirt, das zweite iſt ohne Datum, wahrſcheinlich aus demſelben Jahre oder ſpäter; ſie folgten demnach chronologiſch auf die zwei Briefe, Leibnitz's deutſche Schriften II. S. 468—470. Im Eingange des erſten Briefes heißt es: „Ew. Groß-Czaariſche Majeſtät haben von mir in Gnaden zu verlangen geſchienen, daß ſowohl zu Erläuterung und Fortſetzung guter Geſetze in dero großem Reich, als auch zu mehrerem Plan der Künſte und Wiſſenſchaften daſelbſt, ich das meinige bei-

tragen möchte u. ſ. w. So viel die Geſetze betrifft, ſo erinnere ich mich, daß der Großkanzler Herr Graf Golowkin davon gegen mich Erwähnung gethan; vernahm auch, daß hernach Ew. Maj. ſelbſt in hoher Perſon, gegen den Kaiſerlichen Geheimde Rath und Abgeſandten, Herrn Grafen von Schönborn, von dieſem Ihrem Abſehn mit mir, etwas gemeldet. Ich habe auch nicht ermangelt, darauf zu gedenken, und die weiſen Geſetze, ſo dero Herr Vater der Groß-Czaar Alexius Glorwürdigſten Andenkens mit großem Bedacht nach damaliger Gelegenheit der Sachen gegeben, mir einigermaaßen bekannt zu machen, und ein oder anderes zu bemerken, welches nach jetzigem mehr glücklichen Zuſtand, dahin es Ew. Majeſtät gebracht, denen beizufügen ſein möchte, zumal da Ew. Majeſtät in Dero mächtigem Reich ein ſo großes Licht angezündet, und die Menſchen zu beſſerer Sitte und wahrer Sanftmuth zu leiten, ſich angelegen ſein laſſen. Worin die Auferziehung der Jugend zur Gottesfurcht, Tugend und Wiſſenſchaft den beſten Grund legen kann."

Wichtiger iſt der zweite Brief, eigentlich eine Denkſchrift, über die Einführung von Behörden, Collegia, durch deren Zuſammenwirken das Uhrwerk des Staats in Gang gebracht und erhalten werden ſollte. Leibnitz nimmt hier deren neun an: ein Etats-, Kriegs-, Finanzen-, Polizei-, Juſtiz-, Commerz-, Religions-, Reviſions- und Gelehrt-Collegium. Heute würde man dieſe Abtheilungen Miniſterien, mit den dazu gehörigen Unterabtheilungen, nennen. Leibnitz bemerkt, daß „gleichwie die Stunden (Uhren) differiren, indem eine mehr, die andere weniger Räder erfordert, alſo auch hierinnen die Staaten differiren, und deshalb ſich kein großer numerus der Collegiorum definiren laſſe" In dieſem Briefe beſchränkt ſich L. auf die nähere Ausführung des Vorſchlags des Gelehrt-Collegiums, iſt aber bereit, ſpäter auch die andern zu entwerfen, mit Ausnahme „des Etats- und Kriegs-Collegiums." Unter das Gelehrt-Collegium begreift L. das Weſen der eigentlichen Akademie, ſo wie die Organiſation und Verwaltung höherer und mittlerer Schulen. — Wahrſcheinlich werden ſich mehr Denkſchriften dieſer Art in dem Archive von Moskau befinden; ein ruſſiſcher Geſchichtſchreiber würde ſich ein Verdienſt erwerben, den Einfluß der Vorſchläge Leibnitzens auf die Einrichtungen Peters des Großen und ſeiner Nachfolger im Beſonderen nachzuweiſen. — Völlig getäuſcht wird man aber durch

den Titel des Buches: „Peter der Große und Leibnitz, von [illegible] Possolt", Dorpat 1843. 8., wie [illegible] in deutschen [illegible] Zeitschriften herausgehoben ist (Vgl. [illegible] Jan. Nro. 201). Das einzige von Werth [illegible] sind die Briefe Leibnitzens an Peter d. Gr., dieselben, von welchen hier die Rede ist.

S. 272.

Leibnitz's Animadversiones ad Cartesii principia philosophiae, habe ich seitdem in der Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie, Bonn 1843. (Neue Folge. IV. Jahrg. 2—3 Heft) mit einer Einleitung abdrucken lassen. Es ist davon Bonn, [illegible], ein besonderer Abdruck erschienen. Bei der Discussion des mehrern Schwierigkeiten darbietenden Textes ward ich von Prof. Dr. Elvenich, einem sehr genauen Kenner der Leibnitzschen Philosophie, wirksam unterstützt.

S. 286.

Ueber Leibnitz, in seinem Verhältnisse zur Herzoglichen Bibliothek von Wolfenbüttel, hat Dr. Schönemann, gegenwärtig Nachfolger Leibnitzens und Lessings in diesem Amte, im Serapeum, Zeitschrift für Bibliothekswissenschaft, Jahrg. 1842. S. 215—216. und 1843. S. 213—215, anziehende Nachrichten mitgetheilt. Der unmittelbare Vorgänger Leibnitzens war Caspar Adam Stenger, zugleich Cabinets-Secretair der Herzöge Rudolph August und Anton Ulrich, durch welchen die Weissenburger Manuscripte, unter ihnen der durch Lessings Ankündigung so berühmte Cod. Berengarii Tur., erworben wurden. Leibnitz wurde 1691 mit dem Range eines Raths zum Bibliothekar ernannt. In seiner Bestallung war ihm die Anfertigung eines, schon länger dringend nothwendigen alphabetischen oder Nominal-Catalogs aufgetragen. Weil er aber meistens abwesend war, und der größtentheils von einem Studenten Namens Müller geschriebene Catalog nur langsam fortschritt, wünschte Leibnitz gar nicht als Bibliothekar genannt zu werden. Doch sorgte er möglichst für zweckmäßige Vermehrung der Bibliothek und für Bewilligung eines bestimmten jährlichen Einkommens derselben (Hierauf bezieht sich eine Denkschrift Leibnitzens in dessen deutschen Schriften II. S. 470—472.) — Leibnitzens Aufenthalt in Hannover und sein näheres Verhältniß zu dem dortigen Hofe,

welcher durch die Erwerbung der Kurwürde und andere politiſche Mißverſtändniſſe mit dem Hauſe Wolfenbüttel in den größten Zwieſpalt gerathen war, bewog den ſeit 1704 allein regierenden Herzog Anton Ulrich, die nähere Aufſicht über die Bibliothek, neben Leibnitz, dem Legationsrath Lorenz Hertel 1705 zu übertragen, welchem Leibnitz ſelbſt ſie ſchon oft während ſeiner Abweſenheit anvertraut hatte. Obgleich Burckhard (von dem bald näher die Rede iſt), von einem ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen beiden Männern ſpricht, ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß Leibnitz in Folge der Hertelſchen Inſinuationen endlich von der Bibliothek ganz entfernt wurde. Wenigſtens befindet ſich im Bibliotheks-Archiv ein anonymes Promemoria gegen Leibnitz von Hertels Hand —[1]). Dieſer wußte ſich auch bald der Hauptgeſchäfte zu bemächtigen, obgleich Leibnitz nicht aufhörte, für das Beſte der Bibliothek mit Rath und That zu ſorgen, indem er ſowohl den Ankauf einzelner wichtiger Werke, als auch größerer Maſſen aus holländiſchen und andern Auctionen dringend empfahl und ſelbſt betrieb. (S. Serapeum 1843. S. 215.) So verſchaffte Leibnitz der Bibliothek eine der vornehmſten Zierden: die vorzüglich an lateiniſchen Klaſſikern ſo reiche und berühmte Manuſcripten-Sammlung des Marquard Gudius, um derentwillen er ſelbſt im Sommer

---

1) Dieſes wird auch wahrſcheinlich durch einen Brief Leibnitzens an Hertel aus Hannover vom 30. April 1705, der ſich, unter anderen Briefen L.'s an dieſen Kollegen, in der Bibl. zu Wolfenbüttel befindet, wo es heißt: Vous m'obligerez toujours, M., de m'informer de ce que S. A. S. ordonne: mais quant à ce qui a été fait, je m'attends de votre équité et de votre honnetteté, que vous aurez plus de soin de le justifier, autant que de raison, que de chercher à le reprendre, et de m'obliger à un stile apologétique, qui ôteroit tout agrément à notre communication. Car je me fais fort, que quand on examinera ce que j'ai fait, on aura sujet d'en être content, comme tant de grands princes et de grands personnages l'ont été assez long-temps. Et je ne doute point, que S. A. S. ne soit toujours porté, à me rendre justice. J'ai cru, qu'il seroit plus conforme à mon charactère de vous dire sincèrement mes penseés sur ce chapitre etc.

1710 nach Kiel reiste und noch dem nachher für Weimar unterhandelnden Schurzfleisch zuvorkam.

Nach Leibnitzens Tode ward Hertel allein Bibliothekar. — Der um die Geschichte der Bibliothek von Wolfenbüttel verdiente Bibliothekar Jacob Burckhard hat in seiner Historia Bibliothecae Augustae, Lipsiae 1744. 1748. aus den auf der dortigen Bibliothek befindlichen Originalbriefen Leibnitzens an Hertel (II. p. [illegible] bis 353) Auszüge mitgetheilt, jedoch nur sich auf solche beschränkt: quibus Augustae Bibliothecae praecipue et reipublicae litterariae historia illustratur. Ein Blick in diese Papiere, welche mir bei meinem Besuche in Wolfenbüttel im J. 1839, unter dem Beistande des so gefälligen Bibliothekars, Dr. Schönemann, vergönnt war, überzeugte mich, daß Burckhardt viel Interessantes, was sich auf die Politik und die persönlichen Verhältnisse bezieht, übergangen, darunter ganze Briefe. Es ist nicht meine Absicht, alles von Burckhard übergangene hier nachzutragen, noch weniger die Briefe vollständig herzustellen; nur einige dieser ungedruckten Stellen will ich für diesen Ort herausheben. Bei der künftigen Herausgabe des Leibnitzschen Briefwechsels müssen, wie sich von selbst versteht, die Wolfenbüttelschen Papiere zu Rathe gezogen werden. Sie bilden ein Convolut mit der Aufschrift: Leibnitiana et alia, und sind fast sämmtlich von Lessings Hand numerirt, wie eine Notiz von Langer, vom 1. Nov. 1786, aussagt; es fanden sich später einige von Lessing nicht beachtete Stücke, so daß alles zusammen 92 Nummern beträgt. Nicht alle Briefe sind von Leibnitz, noch auch alle von diesem an Hertel; mehrere z. B. an den Herzog Anton Ulrich gerichtet. Von zwei Stücken ist bereits in dieser Biographie II. S. 281 und Beilagen S. 35 Gebrauch gemacht. Die Schreibart in diesen französischen Briefen Leibnitzens ist sehr nachlässig, voll Germanismen; nur in den Briefen an Franzosen, namentlich an Pelisson und Bossuet nahm Leibnitz sich zusammen. An den Herzog Anton Ulrich, den Verfasser der Octavia, schrieb er am liebsten deutsch.

Hier folgen die eben erwähnten Auszüge.

22. Novbr. 1692.

Je vous supplie, Monsieur, de vous informer dans l'occasion, si Brand, inventeur du phosphore, vit encore, ou combien il est

du temps qu'il est mort[1]). Item si Meśsieurs de la Société des Arithméticiens, dont le bureau est établie à Hambourg, ont reçu le billet que j'avois fait pour eux, sons y mettre pourtant mon nom. Si M. Behrens retrouve le procès de la salivation, je souhaiterais de le recevoir.

16. Jul. 1694.

M. l'evêque de Meaux m'a écrit et fait écrire par Mad. de Brinon, qu'il s'expliqueroit sur la dernière possibilité faisable de leur part, aussitôt qu'il auroit eu la réponse de Mr. Molanus. Mais nous ne voulons pas nous expliquer d'avantage sur le détail, jusqu' à ce que nous sachions, que Mr. de Meaux veut convenir de principes avec nous, comme Mr. l'evêque de Neustatt a déja fait. Cela l'embarasse un peu, car il croyoit tout tirer de nous, en demeurant dans ses reserves ordinaires. Nous verrons ce que tout cela produira et s'il ne se resondra enfin à faire quelque pas considérable, comme il nous fait espérer obscurement.

Je voudrais qu'on tirât de M. Hardt toute la suite de ses méditations sur l'écriture. Car il y aura des pensées tres bonnes et très ingenieuses, qui suffiront auprès des juges équitables pour excuser les autres, un peu moins vraisemblables. — Si un ministre de Zellerfeld est capable de refuter dignement les Ephemerides[2]), il faut qu'il soit habile homme. Mais il ferait mieux d'employer son savoir à autre chose, qu' à les refuter, car je suis prevenu contre les refutations, et il faut qu'elles soient bien bonnes pour être passables.

22. Mars 1695.

Monsieur, Je prends la liberté de vous recommander M. Burnet, Baron de Kemney, Gentilhomme Ecossais, parent du fameux Evêque de Salisbury, qui est auteur de l'histoire de la Reformation d'Angleterre, et qui a eu tant de part aux dernières revolutions.

---

[1]) Siehe den 1. Theil S. 197.

[2]) So hieß der Titel des rationaliſtiſchen, exegetiſchen Werkes vom Profeſſor von der Hardt zu Helmſtädt: Ephemerides philologicae quibus difficiliora quaedam loca Pentateuchi explicata. Ed. III. Helmstad. 1703. 4.

Ce M. Burnet vient d'Italie, où il a voyagé avec profit, aussi bien qu'en France. Il a été quelque temps à la Cour de Berlin, et il est venu avec cette Cour chez nous, où il a resté quelque temps. Il souhaite de voir aussi celle de Wolfenbuttel. Ainsi je vous supplie, M., de le favoriser. Comme Msgr. le Duc fait honneur aux princes d'Allemagne, il est le plus propre du monde à en donner une haute idée aux étrangers [1]).

8. Sept. 1695.

Je ne suy, si vous avez déja appris cette étrange nouvelle, qu'on nous a mandé touchant le prince Jâques, fils aîné du Roi de Pologne. On dit, qu'il s'est retiré en Silésie pour une action, qui lui pourra faire grand tort. Voici comment on en raconte les circonstances. Le Trésorier du Roi, son père, avoit ordre de lui payer 40 mille florins pour entretenir lui et Mad. sa femme. Mais comme le prince ne donnoit rien à cette, le Roi ordonna au Trésorier, à donner à Madame sa belle fille même ce qui lui étoit dû. Quelques jour aprés, le Trésorier fut assassiné avec quelques uns de ses gens. On prit les assassins et on dit, qu'ils ont accusé le prince, comme s'il n'avaient rien fait que par son ordre. J'ai de la peine à croire, qu'ils puissent dire la vérité. Cependant les impressions, que cette affaire donnera aux Polonois pourra mettre le prince en peril, de perdre la couronne.

27. Sept. 1695.

La nouvelle du prince Jacques de Pologne ne se confirme pas et j'en suis bien aise, quelques uns m'ont pourtant dit, qu'il n'est pas fort bien avec le roi son père et qu'on simagine, qu'on a plus d'affection pour son frère.

19. Jan. 1697.

M. le Comte de Bukebourg m'a ordonné de demander, si Msgr. le duc Antoine Ulrich voudrait bien acheter quelques

---

[1]) Auf Veranlassung dieser Bekanntschaft entstand der interessante Briefwechsel, von welchem die Briefe Leibnitzens in dessen Opp. omn. VI. p. 223–293 abgedruckt sind.

quelques tableaus originaux du celèbre Carolo Maratti, qui sont

un Transito de S. Gioseppe, à 200 doppie
une Marie Magdalene, à 80 doppie
et encor une troisieme piéce, à 50 doppie.

La priemière est la plus grande et contient plusieurs figures, la seconde est presque aussi haute, mais elle n'a pas tant de figures, la troisième est la moindre. J'ai dit, que S. A. S. avoit déja tant de belles pièces dans son oratoire, que je doutois, si Elle voudrait encor celle-la. Mais M. le comte a cru, qu'une belle chose attire l'autre, et qu' ainsi on pourrait bien la proposer. Peut-être qu'il viendra lui-même à la foire de Brunsvic, car il en parlait comme d'une chose, où il pensoit, mais je crois qu'il serait bien aise de savoir, s'il aura sujet d'y faire porter ces piéces. J'ai donc voulu vous prier, M., de sonder là-dessus les sentimens de S. A. S. et de me le faire savoir.

27. Decbr. 1698.

Je vous suis obligé de la bonté, que vous avez eu, de m'informer du sentiment de S. A. S., Msgr. le duc Antoine, sur Picus Mirandolanus.

C'est une assez surprenante nouvelle que celle, qui est venue de France, que le Roi d'Espagne a nommé le prince Electoral de Bavière successeur de la Monarchie dans son testament. Si la France y donne la main, cela pourra différer la guerre. Et si elle s'accorde là-dessus avec l'Empereur et Bavière, j'ai peur que ce ne soit aus dépens des Protestans, dans la présente assiette des esprits, tant à Vienne qu'en France.

9. Janv. 1690.

Je vois par ce qui nous me racontez, M. qu'on pourrait faire un Machiavel ecclésiastique, aussi bien que M. Weise a fait den bäurischen Machiavellus.

J'ai oui dire que la ferme de Triangel, Marchand à Vienne, a eu lieu véritablement, et qu'il y a gagné en faisant dire le nombre préfixe des messes par des pauvres prêtres italiens, dont il a donné des certificats, signés par des Evêques ou Superieurs.

J'ai envoyé pour mes étrennes une plaisante comédie à S. A.

S., qui roule sur un sujet approchant. Elle est intitulée: Les Moines, et entre fort naturellement dans les manières des couvents. C'est une façon d'opéra en [illegible] et pourrait être chanté. Mais je conseille très humblement à S. A. S., de ne faire jouer cette pièce qu' à huit clos, de peur qu'on ne s'engage à Ratisbonne.

C'est dommage, que les planches des Tailles douces de Sandrart aient été si malmenées. Ne peut-on pas en faire renouveller un peu les endroits qui en ont le plus besoin? —

Je ne me souviens pas bien, si j'ai vu chez vous les mémoires d'Anglesey, j'aurai cet honneur une autre fois et serai bien aise de lire ce qu'il dit de la reception du concile de Trente en France.

J'ai lu depuis peu les mémoires de Ludlow, traduits en français, il a été un des principaux parlementaires, et juges de Charles I., c'est pourquoi il fut exclus de l'amnistie. Cependant il mourut paisiblement en Suisse dans sa retraite.

Je fais copier les memoires de commerce de Moscovie, avec votre permission, et les enverrai ponctuellement.

2. Fevr. 1700.

Mss. les Ministres, qui sont en Ratisbonne, n'étant pas trop affairés, comme il paraît, ont voulu employer leur loisir à redresser le Calendrier, et, en effet, la resolution qu'ils ont prise est fort bonne et digne d'eux, de faire suivre dorénavant la vérite Astronomique. Le mal est, que nous manquons presque d'observateurs en Allemagne; car les habiles Mathématiciens qui y sont, n'ont pas toujours tout l'apparat necessaire pour cela, et, à mon avis, les tables et les calculs n'achèvent point l'affaire. M. Hevelius étant mort, nous avons perdu un grand secours, j'ai écrit à Ratisbonne qu'on ferait bien, à mon avis, de consulter M. Römer, qui est sans doute un des plus habiles astronomes du temps. Il m'a fait l'honneur de m'écrire de Coppenhague sur cette matière.

Cependant comme je me souviens, que vous m'avez parlé autrefois de M. Cumberland, qui a été durant quelque temps chez M. Hevelius, peut-être ne seroit-il pas mal, M., que vous lui demandiez un peu son sentiment sur cette matière, qui

dépend de deux choses: de la détermination de l'équinoxe du printemps et de celle de la pleine lune d'aprés.

20. Febr. 1700.

Je suis fâché de la disgrâce de M. Kummerfeld. S'il avait fait la cour au ciel, comme feu M. Hevélius, au lieu de se trop mêler des choses de la terre, il ne l'aurait point incourue. Cependant s'il a veritablement des bons talens et la science solide de l'Astronomie, jointe à l'art d'observer, il feroit bien à mon avis, d'y revenir et d'abandonner ces bagatelles des affaires, qui le sont doublement, quand on ne s'y enrichit point et qu'on ne gagne que de la haine pour ses travaux, comme il arrive assez souvent.

On dit qu'il y a un bon observateur à Nurenberg, nommé Wurzelbauer, et qui a publié même des echantillons, qui sont approuvés. Mais il faut beaucoup de chemin pour arriver à l'excellence de feu M. Hevelius.

Il est surprenant que de tant de Seigneurs et gentilhommes d'Allemagne pas un ne se soucie de cette noble science des astres, ou bien, que des bourgeois et quelquefois même des paysans font paroître des sentimens plus nobles là-dessus.

4. Mai 1700.

Monseigneur,

J'envoye très humblement a V. A. S. les brouillons des deux lettres pour l'evêque de Meaux, dont la première pourrait être expédiée un peu après le 14. Mai, et la seconde un peu après le 24. Mai. La copie, que j'en avait fait faire ici, outre qu'elle a trop trainé, ne me contente point, ainsi il en faudra faire une meilleure. V. A. S. peut aisément donner des ordres pour cela, qui seront plus ponctuellement executés que ce que je pourrais commettre à des personnes, qui ne dépendent point de moi. J'ai signé en blanc la dernière feuille de chacune de ces deux lettres, ainsi le copiste se reglera à cela. Car j'ai mis le brouillon de chaque lettre dans un papier à part, où il y a quelques mots d'instructions qui serviront au copiste. Mais à fin que le papier s'accorde toujours avec les dernières feuilles, que j'ai signées, j'envoye en même temps autant de

papier, qu'il en faudra pour le moins, pour mettre ces deux lettres au net. Et j'ai mis toutes ces feuilles de papier blanc (excepté les dernières) dans une double-feuille, où j'ai écrit encor des instructions générales pour le copiste.

Mais afin de faire moins attendre M. de Mesmes, voici sa lettre d'excuse que je lui envoye par avance, et que je supplie V. A. S. de lui faire donner au premier jour [1]).

10. Mars 1703.

Si je n'avois pas été pressé pour aller d'abord à Wolfenbuttel à Brunsvic et de là ici, afin d'arriver avant le départ du corps de la Reine [2]) et des domestiques de feue Sophie, je n'aurois pas manqué de vous entretenir. Mais j'espère de repaier cela bientôt. — — Je n'ajouterai rien présentement, si ce n'est que le corps de la Reine est parti hier avec tous les domestiques, il n'y avoit rien de si triste. On a fait tout ce qu'on a pu, pour divertir Mad. l'Electrice de ses pensées, lorsqu'on tiroit le canon.

8. Juni 1703.

Mad. l'Electrice aussi bien que Mad. . . . attendent avec impatience la perfection du roman Octavia, et moi pour le moins autant qu'elles. Car je l'ai relu exprès dernièrement à Wolfenbuttel et Brunsvic, depuis le commencement jusqu'à la fin de ce qui étoit publié. L'histoire du prince Indien, sectateur de la Metempsychose, m'a plu extraordinairement, et a rejoui ici les amis de feu M. Helmont, qui nous promettoit aussi d'être un jour étoiles, quoique je ne sais pas, s'il nous aurait logé justement dans la via lactea.

---

[1]) Dieſer Brief dient zu Aufhellung eines ſcheinbaren, nämlich von Leibnitz ſelbſt veranlaßten Anachronismus in den betreffenden Briefen an Boſſuet Leibn. opp. ed. Dutens I. p. 612 ff. vom 14. und 24. Mai und 30. April 1700, ein Anachronismus, welcher dem franzöſiſchen Herausgeber dieſer Briefe Schwierigkeiten machte, worüber er ſich in der Anmerkung ausſpricht. Leibnitz hatte die Briefe antedatirt.

[2]) Der Königin Sophie Charlotte von Preußen.

An den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig-Wolfenbüttel. Hannover, 27. Nov. 1706.

Der Herr P. Vota, des Königs in Polen Beichtvater, iſt zu Dresden in Stich geblieben und ſchreibt mir, daß er anjetzo in Beobachtung des Biſchofes von Ermland, ſo in Arreſt, des päbſtlichen Nuntii Spada Stelle vertrete. Wenn er davon dispenſirt werden könne, wolle er eine Reiſe zu uns thun. Da ich dann mir einbilde, er werde auch bei E. Durchlaucht ſeine Aufwartung zu machen ſuchen. Er hat viel Lebhaftigkeit, ob er ſchon in einem hohen Alter, hat noch ein groß Gedächtniß und iſt von angenehmen Umbgang, alſo daß ich glaube, E. Durchl. werden ob ſeinem Geſpräch Vergnügen finden. Er hat eine Kundſchaft von Weltſachen und nimmt ſich der Geſchäfte ſeines Königs zu Rom ſehr an. Der König in Polen Johannes hatte einsmals vor, ihn nach Perſien zu ſchicken, umb den Monarchen daſelbſt gegen die Türken aufzumahnen, aber ſeine Wohlredenheit würde da wenig gegolten haben.

Was die Churfürſtin neulich ſagte, qu'il y a remède à tout, hormis à la mort, das ſchwebet mir wegen der ohnangenehmen Streitigkeiten noch immer im Sinne, glaube auch, daß E. Durchl. eben ſo leicht ſeyn werde, (wenn es Zeit ſein wird) ſolches aufzufinden und zu Werk zu richten, als das denouement von der Octavia auszudenken.

An Denſelben. Hannover, 4. Aug. 1710.

Anjetzo melde unterthänigſt, daß Herr l'Enfant [1]), reformirter franzöſiſcher Prediger zu Berlin, mir geſchrieben, er wolle in franzöſiſcher Sprache die Hiſtorie des Concilii zu Conſtanz ſchreiben und nach Wolfenbüttel kommen, um zu dem End in E. Hochfürſtl. Durchl. Bibliothek ſich zu erſehen. Ich habe an den Secretarium Reinerding geſchrieben, daß ich nicht zweifle, er würde ihm mit gewöhnlicher und gebührender Höflichkeit begegnen; allein daß die Erſehung in den Manuscriptis und die Auslehnung der Bücher E. Hochfürſtl. Durchl. Permiſſion erfordern würde u. ſ. w.

[1]) Jacob l'Enfant, einer der refugiés, welcher Hofprediger der Königin von Preußen, Sophie Charlotte, geweſen war, Verfaſſer der Histoire du concile de Constance, welche oft aufgelegt wurde.

[illegible] 22. Juin 1705.

Voici encore une chose curieuse, dont on pourroit s'informer par M. l'abbé Lehrmann. Un gentilhomme de Perugia, nommé Orazio Feretti, a fait une espèce d'argenté cabinet, portable en cinq ou six petits, dont un mulet peut porter deux, qui contient de meubles magnifiques, propres à pourvoir de tout une maison de grand seigneur. Il y a pour meubler des chambres et cabinets, pour faire asservir 28 personnes, tout l'appareil de cuisine pour une table à 8 couverts, qui sera celle de maître, et pour une autre table de famille à six personnes. Il y a tout ce qu'il faut pour une chapelle, domestiques et pour pouvoir dire la messe, des instrumens de musique, un billard et autres jeux, des lits magnifiques et je ne sais combien de tableaux, et, par dessus de tout cela, des décorations de théâtre pour jouer une comédie, où il y a quatre changemens principaux. Il semble que c'est quelque chose comme l'Arche de Noë, excepté que ce sont des hardes et non pas des animaux qu'on porte. Mais je ne m'imagine pas que l'inventeur fera faire le second exemplaire plus aisément que le premier. J'en ai vu l'inventeur en Italie, Mad. l'Electrice l'a reçu. Mais comme Msqr le duc de . . . ne voyage pas avec un grand train, il n'y aura guère besoin de tous ces meubles portatifs.

24. Janv. 1706.

M. Molanus désapprouve hautement la conduite des ministres de l'eglise, dont vous m'avez parlé, Monsieur, comme il avoit desapprouvée autrefois celle de deux concionnateurs de cour congédiés. Il a toujours dit, qu'un bon ecclesiastique ne doit point approuver ni favoriser le changement de la religion qu'il professe, qu'il lui est permis et même convenable de le persuader en particulier; mais qu'il n'a point droit de faire là-dessus de démarches publiques, qui vont contre l'autorité du prince. Pour moi, je compare les Théologiens avec les Médecins. Feu M. le docteur Conerding, qui était chaud, faisait bien du bruit, quand les malades ne soivoient point ses avis, mais s'il avoit voulu dresser un échaffaud sur le Holzmarkt d'Hanover, et y monter publiquement contre feu M. l'Electeur, lorsqu'il

fit venir le médecin de Hamm, dont la secte médecinale était fort différente de la sienne, on l'auroit bientôt fait taire. Cependant c'est à peu près la méthode de ces Théologiens, qui se prétendent autorisés, à precher contre ceux, dont il doivent respecter l'autorité. Ce n'est pas le moyen d'édifier, mais de détruire.

18. Sept. 1708.

Le médecin dont vous me parlez, M. et qui est curieux, sera peut-être M. Sprekelsen, que je me souviens que vous m'avez nommé à Wolfenbuttel. Ces sortes de personnes sont les plus propres aux recherches. Et il est bon, de les animer de toutes les manières. Ce qui nous manque encore le plus à mon avis, ce sont de bonnes institutions de médecine, faites sur l'état présent de nos connoissances; il est vrai, que ces institutions, en bonne partie ne sont que provisionnelles, car la suite du temps nous éclaircira davantage, mais on pourroit cependant mettre en ordre le plus important et le plus apparent, qui se doit faire maintenant, où il faudroit surtout s'attacher aux faits et observations, plus qu'à certains raisonnemens hypothétiques des gens qui se servent d'hypothéses per ..... Feu M. Meyhom reconnaissoit bien cela, et aurait été très capable de faire quelque chose de bon de cette nature, mais il était trop avancé en âge.

23. Juill. 1711.

Nous sommes à la veille d'apprendre des nouvelles importantes de l'Orient et du Nord. Si les Hauts Alliés avoient mieux ménagé le Czar, nous n'aurions point à craindre une guerre dans l'Empire. Il, me paroit que les cour de Berlin sera bien embarassée, si la Poméranie Suédoise est attaquée. Je ne sais comment le Czar s'accordera avec la cour Impériale par le cérémonies: on pourroit lui donner sans préjudice le titre de Czar on de grand Czar, s'il le demande.

17. Dec. 1711.

Vous avez raison, Monsieur, de vouloir savoir quelque chose de la réponse de Mad. l'Electrice; car rien ne se pouvoit dire de plus à propos. M. le comte de Strafford lui ayant écrit une

longe lettre sur la nécessité de faire la guerre, S. A. E. lui répondit, que cette nécessité étoit donc venue bien vite, et sans qu'on s'en soit apperçu; puisque le même Mylord Comte de Rivers, qui étoit venu à présent parler du dessein de la paix, avoit eu ordre l'année passée, d'assurer, que le nouveau Ministère ne pousseroit pas moins la guerre que le précedent.

9. Sept. 1715 [1]).

Je suis curieux d'apprendre comment s'y prendra Mad. de Maintenon, car je m'imagine qu'elle restera quelque part. — Les Jésuites pourroient aussi être un peu mortifiés, et le Cardinal de Noailles respirera. J'ai toujours dit aux Jésuites, qu'ils ont tort de poursuivre les Jansénistes à outrance sur des bagatelles. Le pape se trouvera loin de son compte.

Den Beschluß machte folgender Anzug aus einem Schreiben Leibnitzens an die Kurfürstin Sophie von Hannover, aus Clausthal im Harz, den 15. Jan. 1694.

Celle-ci n'est donc que pour raconter un cas, qui, tout lamentable qu'il est, ne laisse pas de fournir de la matière aux curieux. Quatre femmes retournèrent de Goslar à Cellerfeld, mais un peu tard, et se trouvant accablées de froid, et lassées dans les neiges fraichement tombée, furent obligées de s'arrêter assez proche de la ville où elles alloient. Trois en moururent sur le lieu, la quatrième fut sauvée par des soldats, qui passèrent proche de là et entendirent ses cris. Ce qu'elle rapporte est mémorable, elle dit, que ses compagnes avoient cessé de vivre selon l'ordre de l'age, la plus vieille la première et les autres de suite. Il semble, que la mort a voulu garder cette fois les loix de la nature, que les frimats ont agi avec juste proportion et que la chaleur naturelle s'est trouvée diminuée selon le nombre des années. Aussi celle qui nous en a porté les nouvelles, est la plus jeune.

Je crois que cette justesse n'auroit pas été observée, si un cas pareil fût arrivé à des personnes de condition, qui vivent moins selon les ordres de la nature que le peuple, et il y a de

[1]) Mit Bezug auf den Tod Ludwigs XIV.

l'apparence, que pas une de ces personnes n'a été plus faible, qu'elle n'aurait dû être selon l'âge.

## S. 289.

Die k. k. Hof-Bibliothek zu Wien bewahrt (laut mir von da zugekommenen Nachrichten) unter ihren Handschriften noch den „Vorschlag eines Papier-Aufschlages zur Fundirung einer Akademie der Wissenschaften in Wien;" außerdem aber noch vier eigenhändige Briefe Leibnitzens, meist auf Geschichte bezüglich, und zwei Blätter philosophischen Inhalts: den Entwurf zu einer Abhandlung de vita beata (so lauten die Worte meines Berichtes; ob es vielleicht ein anderer Aufsatz sein sollte, als der unter diesem Titel in die Ausgabe von Erdmann (I. p. 71) aufgenommenen Jugendschrift?) und zwei Streifen aus einer Abhandlung, überschrieben: Beatitudo summum bonum. — Im geheimen Haus- und Staatsarchiv findet sich nur ein ganz unbedeutendes Dedicationsschreiben von Leibnitz bei Ueberreichung eines Exemplars seiner Werke (welches?) an den Kaiser. Andere politische Schriften Leibnitzens werden in der, von dem genannten Archiv später getrennten Registratur der Staatskanzlei sich finden, wo die auf das 18. und 19. Jahrhundert sich beziehenden Akten und Schriften aufbewahrt werden, zu welchen der Zugang nur mit ganz besonderer Erlaubniß des Fürsten Staatskanzlers ertheilt wird.

## S. 306.

Einen anziehenden Beitrag zur Geschichte des Antheils Leibnitzens an der Politik der Kurfürstin Sophie, als Thronerbin von Großbrittannien, liefert sein Brief an Louise, Raugräfin zu Pfalz, aus Wolfenbüttel d. 1. Sept. 1712, in J. F. A. Kazner's Louise, Raugräfin zu Pfalz III. Th. Leipzig 1798. Anhang Num. XVII. so wie das Handbillet der Kurfürstin Sophie an die Raugräfin auf den ihr mitgetheilten Leibnitzischen Brief, und die Antwort der Raugräfin an „Herrn Leibnitz," mit einer eigenhändigen Nachschrift der Kurfürstin unter dieser Antwort. S. 152 — 160. Louise war eine von den Töchtern des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und der Raugräfin Louise, gebornen von Degenfeld, geb. 1661. Die Kurfürstin Sophie, ihre Tante, machte sie 1698 zu ihrer

Hofhofmeisterin (ib. II. 76), und sie lebte zu verschiedenen Zeiten ganze Jahre bei ihr. Wegen ihrer Geistesvorzüge wurde sie von hohen Familien oft zur Vermittlerin oder zur Schiedsrichterin erwählt; und daß sie auch zu politischen Angelegenheiten zugezogen wurde, zeigt ihr Briefwechsel mit Leibniz über die Erbfolge der Kurfürstin in Großbritannien. Ihr Bruder, der Pfalzgraf Karl Moritz, war es, welcher bei dem Gastmahl des Trimalcion, wobei Leibniz die Rolle des Eumolp spielte, den pfalzischen Hausherrn und das geistreiche Fräulein von Pölnitz seine Gattin spielte. — Im Jahre 1843 sind von Wolfgang Menzel die „Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte an die Raugräfin Louise" 1676—1722. (Bibliothek des liter. Vereins in Stuttgart) herausgegeben worden. Hier schreibt die Prinzessin S. 288: „Herr Leibnitz, den ich Etlich mahl schreibe, gibt mir die vanitet, daß ich nicht übel teutsch schreibe, daß tröst mich recht, den ich würde recht betrübt sein, wen ich es vergessen sollte."

## S. 313.

Es ist S. 280 des freundschaftlichen Verhältnisses Leibnitzens zu dem berühmten Feldmarschall Matthias von der Schulenburg gedacht. Hier ist nachträglich des Besuches, welchen Leibnitz den Grafen auf dessen Stammsitze Emden im Magdeburgischen im November 1714 abstattete, zu denken. (Leben und Denkwürdigkeiten Schulenburgs. I. Thl. Leipzig 1834. S. 537. K. A. Varnhagen von Ense, Biograph. Denkmale. Zweite Ausg. Berlin 1845. I. S. 192.) Dutens war im Besitze vieler Briefe Leibnitzens an den Reichsgrafen von der Schulenburg, die ihm der Italiener Torelli mitgetheilt hatte; er machte aber keinen Gebrauch davon; warum? sagt er selbst (Leibnit. opp. ed. Dutens, T. V. praef. p. 6): cum negotia bellica et Europae politica tantum contineant, non existimavimus necesse, eas collectioni nostrae adjicere. — Diesem Herausgeber war es nicht aufgegangen, daß Leibnitz nicht allein Gelehrter, sondern zugleich Staatsmann war. In Italien wird überhaupt noch manche Ausbeute für Leibnitzens Leben und Schriften zu holen sein.

## S. 323.

Im Jahre 1843 erschienen: Godofr. Wilh. Leibnitii Annales

Imperii Occidentis Brunsvicenses T. I. und 1845. T. II., welche mit T. III. abgeschlossen sein werden. Ein 4ter Band wird diese „erste Folge" von „Leibnizens gesammelten Werken aus den Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover, herausgeg. von G. H. Pertz," (Hannover.) beschließen. In der Vorrede zum ersten Bande giebt der Herausgeber die Geschichte des Werkes, aus welcher wir einige Berichtigungen und Zusätze zu unserer Darstellung entnehmen können.

Zu II. S. 103. Die Reise Leibnitzens in Italien giebt Pertz p. XI. wie folgt an: „Zu Anfang des folgenden Jahres (1689) reiste er nach Italien, machte Modena zum Mittelpunkt seiner Arbeiten, besuchte im Herbste auf kurze Zeit Rom und Neapel, wandte sich dann nach Florenz und über Bologna wieder nach Modena hin." Leibnitz ist also nicht erst auf der Rückkehr von Rom nach Modena gekommen.

Zu II. S. 125. „Er benutzte seine Verbindungen, um seinen Stoff zu vervollständigen: die reichen Archive des fürstlichen Hauses, des verwandten Brandenburgischen Hofes, der Niedersächsischen und Westphälischen Bisthümer, Abteien und freien Reichsstädte wurden durchmustert; und sehr häufig finden wir ihn in Wolfenbüttel, wo ihm die Schätze des fürstlichen Archivs und der Bibliothek zu Gebote standen."

Zu II. S. 222. „Den Sommer dieses Jahres widmete Leibnitz seiner historischen Arbeit (dies war also die Arbeit, zu deren Vollendung man so außerordentlich in ihn gedrungen hatte, daß er der Einladung der Königin von Preußen nicht nachfolgen konnte), und erholte sich davon auf der Braunschweiger Messe und in Berlin, wie der Kurfürst (Georg Ludwig) spöttelnd bemerkte: Mr. Leibnitz promène son bel esprit à la foire de Brunswic. — Im März des folgenden Jahres (1702) reiste Leibnitz nach Wien, um den Prinzen Maximilian Wilhelm zur Annahme des väterlichen Testaments zu bewegen, untersuchte, in seines Gehülfen Eckhart Begleitung, die sächsischen Bibliotheken und entwarf mit ihm den Plan der scriptores rerum Brunsvicensium."

Zu II. S. 231. Der Kurfürst Georg äußerte seine Unzufriedenheit mit Leibnitzens häufigen Reisen in einem Briefe an seine Mutter, vom Jagdschlosse Linsburg den 27. October 1703. (p. XIV.) „Herr von Leibnitz, nach dem die Königin so sehr schmachtet, ist

nicht hier, obgleich ich ihm eine Wohnung habe einrichten laſſen. Ich hatte es ihm verweigert[1]), aber ich bereue es; denn ſolch habe ich ihn nicht, er iſt eben ſo wenig feſtzuhalten, als ſein von Jules. Fragt man ihn, woher es kommt, daß man ihn nicht ſieht? ſo hat er ſtets zur Entſchuldigung, daß er an ſeinem unſichtbaren Buche arbeitet, deſſen Daſein zu beweiſen, man, wie es ſcheint, eben ſo viel Mühe haben wird, als Herr von Jaquelot ſich für das der Bücher Moſe giebt." (Iſaac Jaquelot, einer der durch Aufhebung des Edicts von Nantes aus Frankreich geflüchteten reformirten Prediger, der 1708 als ſolcher in Berlin ſtarb, war Verfaſſer mehrer Schriften, namentlich gegen Bayle, und auch einer: De l'inspiration des livres sacrés, welche hier wahrſcheinlich gemeint iſt).

II. S. 258. Ueber ſeinen längern Beſuch in Berlin 1704, den er größtentheils unwohl verlebte, ſchrieb ihm die Kurfürſtin aus Hannover im Jan. 1705: „man ſage, wenn er nicht bald zurückkomme, ſo würden die Mäuſe ſeine Bibliothek auffreſſen." — Die früher unbekannte Notiz, daß Leibnitz den erſten Abſchnitt der Parallelen der Königin Sophie Charlotte geſchrieben (p. XVI.), überraſcht weniger, als daß er ſie eben bloß angefangen und nicht herausgegeben hat. „Aeußere Hinderniſſe" werden daran ohne Zweifel Schuld geweſen ſein. — Leibnitz gedenkt ihrer zum Jahre 783 der Annales (T. I. p. 108), indem er ſie mit der Königin Hildegardis, Gemahlin Karls des Großen, vergleicht, deren Grabſchrift, von Paulus Diaconus verfaßt, lautet:

Huic tam clara fuit florentis gratia formae
Ut nec inocciduo pulchrior orbe foret.
Attamen hanc speciem superabant lumina mentis.

Dazu fügt Leibnitz die Worte:

Haec scribens reginae Borussorum nuper amissae meminisse cogor; neque enim in aliam nostro aevo dici felicius possent. Nach der vom Miniſter von Bernſtorf ausgeübten Cenſur des Werkes, nach Leibnitzens Tode, hatte Eckhardt unter andern auch dieſe Stelle wegſtreichen müſſen. (p. XXVII.) Mit Recht hat Pertz alle jene durchgängig willkührliche Cenſur heute nicht weiter beachtet.

[1]) Soll wohl heißen: nicht verweigert.

Zu II. S. 264. Am Ende des J. 1708 war Leibnitz wieder in Berlin. „Am Ende des J. 1708 unternahm er, ohne Urlaub zu fordern, eine Reise nach Böhmen und Sachsen, um einen Gehülfen für seine historischen Arbeiten zu finden, welche er mit aller möglichen Kraft zu betreiben wünschte, um endlich herauszukommen; er meldete dieses der Kurfürstin Sophie von Berlin aus, als der Kurfürst im Begriff stand, eine Belohnung in den Zeitungen für den auszubieten, welcher Leibnitzen wieder finden würde. Seine Rückkehr, heißt es weiter, söhnte zwar den Kurfürsten wieder aus, und Leibnitz führte im Jahre 1711, wie aus einem Briefe an den Generallieutenant Marquis de Refuge hervorgeht, die Annalen bis auf das Jahr 913 herab, aber der geringe Fortschritt in dem unsichtbaren Werke, wovon sich noch nichts aufweisen ließ, bestärkte den Kurfürsten in seiner Unzufriedenheit, welche durch das wiederholte Reisen 1711 nach Berlin, wo er an seiner Geschichte arbeitete, und 1712 nach Wien, gesteigert ward." —

Den Plan des Werkes hatte Leibnitz anfangs zu weit gefaßt und daher ihn später enger und enger umgränzt. Er beschränkte sich zuletzt auf die fünf Jahrhunderte von Karl dem Großen bis zum Ende des Welfischen Kaisers Otto IV., oder von 768 bis 1024. So fehlt denn dem Werke wenig, um für vollendet zu gelten, da der Tod den Verfasser abrief, als er bis zum Jahre 1005 gelangt war: — „quod ex tenebris eruendum aliorum diligentiae relinquo!" lautet der ahnungsvolle Schluß von Leibnitzens Hand.

Der Herausgeber des Werkes nennt dasselbe „die gereifte Frucht eines langen thatenvollen Lebens," worin Leibnitz „das Höchste leistete, was er auf dem Felde der Geschichte vermochte."

Beachtenswerth ist die am Schlusse der Vorrede vom Herausgeber gemachte Bemerkung, daß „die von Eckhart gewünschten Beweisstellen mit Leichtigkeit in den Monumentis Germaniae unter den betreffenden Jahren nachgeschlagen werden können; und so besitze man einen reinen, nicht durch Citate unterbrochenen Text." Diese Form entspricht auch der antiken Farbe, welche Leibnitz diesem, nicht ohne Hinblick auf die ewigen Muster der Geschichtschreibung bei den Alten, verfaßten Werke zu geben gewußt hat. Nur bemerken wir, daß Leibnitz sehr häufig seine Quellen im Texte selbst bestimmt angiebt.

Die Hoffnung des Herausgebers, daß die Annales imperii, einmal dem Dunkel der Vergessenheit entzogen, lesen und nützen werden — theilen wir vollkommen; doch gehört in Deutschland viel mehr Zeit als in andern Ländern dazu, ehe die Gelehrten sich mit einem Werke, das ihnen auf eine ungewöhnliche Art, gleichsermaßen als Vermächtniß überreicht wird, näher bekannten. Gleichwohl verdient dieses Werk nicht bloß bei den Historikern von Handwerk, bei den Forschern in den Quellen und Urkunden des Mittelalters, sondern auch in einem viel größern Kreise das größte Interesse, namentlich für die Theologen und Geschichtschreiber der Philosophie, der allgemeinen Cultur und Civilisation im Mittelalter. Vorzüglich gilt dies vom ersten Bande, welcher das karolingische Zeitalter mit seinen großen Ereignissen, Interessen und Problemen auf den Gebieten von Staat, Kirche und Wissenschaft umfaßt. Alle Fragen und Gegenstände der Art, welche ein gewöhnlicher Annalist oder Chronikenschreiber kaum berühren würde, faßt Leibnitz auf und behandelt sie mit solcher Ausführlichkeit und in dem ihm eignen sonst schon bekannten Geiste, daß eine Zusammenstellung dieser Abschnitte und Stellen in einer allgemeinen Chrestomatie aus Leibnitzens Werken ihren Platz haben müßte. Dahin gehören z. B. die §§. über Alcuin (ad a. 781) über den Ursprung der Universitäten. (ib.) Bei Gelegenheit des schon in den Schulen des untergehenden römischen Reiches üblichen Pennalismus, erinnert Leibnitz an seine eigene Jugend: ita me puero adhuc per Germaniam protestantem mos vigebat, pennales, qui vocabantur, (id est, nondum annuos studiosos) exercendi, quem consensus principum abolevit, quod multi durius haberentur, praeter nummorum jacturam p. 98), wie er mit einer gewissen Vorliebe der Universität seiner Vaterstadt denkt, als einer Colonie der Prager: cujus colonia fuit Lipsiensis mea. Dahin gehört ferner der Abschnitt über die Synode zu Frankfurt am Main (a. 794), die Frage von der Bilderverehrung, ferner über den Adoptianismus, wo Leibnitz den Streit für einen bloßen Wortstreit erklärt und die ihn charakterisirende Aeußerung thut (p. 166): „Haec legens, non possum satis iniquae insultationis acerbitatem mirari; quae enim haec caritatis inopia est, ob unius alterius ve vocis incautam (sic esto) usurpationem, Hispanicas ecclesias omnibus illis calamitatibus dignas pronunciare, quibus sub

Mauris affligebantur. Sed qui tam facile fratres diabolo tradunt, quid ni Saracenis objectos, praetextu vocalae, desererent, irriderentque quiritantes: insigni specimine, quid possit zelus, si scientia, si dilectione fraterna non regatur. Wenn Leibnitz überall geneigt ist, die Dinge von der milden Seite anzusehen, so stellt er sich doch bei der Geschichte der Fragen über Cultus und Dogma fast durchgängig auf Seite des Protestantismus. Dies gehört wesentlich zur Charakteristik dieses Werkes und seines Urhebers, so hier über die Bilderverehrung p. 171 und in größerer Ausführlichkeit p. 176 bis zu Ende des Abschnittes, wo er die Theologie Karls des Großen abhandelt. Es zeigt, wie voll Leibnitz von diesen Fragen war, welche ihn bei den Verhandlungen über die Kirchenvereinigung den größten Theil seines Lebens beschäftigten. Gegen das Ende erklärt Leibnitz (p. 182): His expensis judicari potest, pontificii ritus partem jam sub Carolo tenuisse, sub partem multo majorem supervenisse, cum cultus non imaginum tantum, sed et eucharisticorum symbolorum invaluisset; qui utramque hodie religiosi cultus paginam implet. Ut jam de processionibus, de flagellationibus, de rosarii preculis, de breviarii recitandi lege, de indulgentiis, deque aliis multiplicibus observationibus nihil dicam, quibus religionis crepundiis hodie onerantur homines aut distrahuntur. Ipsis autem fidei dogmatibus non magnopere Carolum a protestantibus discessisse, res ipsa evincit.

Auf diese Andeutungen beschränke ich mich hier, welche, verbunden mit dem Uebrigen, zu einer eigenen Abhandlung Stoff bieten dürften. Im Besonderen weise ich noch auf den wichtigen Streit über das Abendmahl des Paschasius Radbertus (a. 844) und die Prädestination des Mönchs Gottschalk (a. 844) hin, sehr interessant zur Vergleichung mit Leibnitzens bekannten Ausführungen dieser Lebensfrage der Theologie des 17. Jahrhunderts. —

In einer gewissen Beziehung zu Leibnitzens Arbeiten in Betreff der Geschichte von Braunschweig-Lüneburg standen die Reisen des als Professor der Geschichte in Helmstädt verstorbenen Friedrich August Hackmann, welche dieser 1698 im Auftrage des Herzogs Georg Wilhelm von Celle nach London, später 1699 im Auftrage des Gesammthauses Braunschweig über Wien nach Italien, beinahe ganz in der Richtung wie zehn Jahre früher Leibnitz, machte.

Während seines Aufenthaltes in London correspondirte er mit Leibniz, welcher sein Unternehmen auch Kräften förderte. Hackman muß eine mehr als gewöhnliche Bildung gehabt haben, denn er setzte sich in London in Verbindung mit Newton, von dessen optischem und andern Entwürfen er Leibnitzen Nachricht gab. Indeß geschehen seine Bemühungen zu keinem rechten Erfolg, nicht ohne seine Schuld, wie eine Aeußerung Leibnitzens an Joh. Fabricius vom 28. Mai 1706 (Opp. V. 277) zu erkennen giebt: „Deleo Dn. Hackmanni res Francofurti tam male successisse; melieri fortuna dignus esset, si consiliis amicorum uteretur. Vor Kurzem nun ist aus den Schätzen der Königl. Bibliothek von Hannover das Ergebniß von Hackmanns Reisen bekannt worden, in der Schrift: „Die Welfenurkunden des Tower zu London und des Exchequer zu Westminster. Herausgegeben und mit einer geschichtlichen Einleitung versehen von Dr. H. Gudendorf." Hannover 1844. Ein Brief Leibnitzens an ihn aus Hannover v. 20. Decbr. 1698, in dessen Werken, V. 450—452, ist unter andern deshalb interessant, weil Leibnitz hier, nicht ohne Absicht, die großen Sympathien der Kurfürstin Sophie, als muthmaßlicher Thronerbin von England, rühmt, damit Hackmann davon Gebrauch machte. Feder, in seiner Lebens-Skizze über die Kurfürstin, hat diese Stelle nicht gekannt. So heißt es von ihr: Certe non genere magis, quam affectu, tota, ut sic dicam, Anglicana est. Si quid ex Anglia veniat, praesertim quod pertinet ad decus Nationis, tum cor ipsi totum salit. Cum Regis et Procerum colloquio nuper Cellis uteunque explevisset sese, dici non potest, quantum inde consolationis perceperit in recenti adhuc luctu [1]), quanto vegetior huc redierit. Itaque jam si vires spectes, revirusse visa est, et in decimum vestigia rettulit annum. Nec quicquam ei facile accidere poterit jucundius, quam quod intelliget, ad gloriam Regis magni, ad tranquillitatem Angliae, quae ipsi paene patria habetur, ad religionis denique purioris et ingenuo animo dignae, qualis Protestantium est, conservationem pertinere. Nihil enim est, quod magis improbet sapientissima Princeps, quam quicquid ad servitutem vel

[1]) Dies bezieht sich auf den kurz vorher erfolgten Tod des Gemahls der Kurfürstin, Ernst August.

sacram vel civilem tendit, a qua Guilielmus utramque gentem vindicavit. Als Ausdruck der Gesinnung der Kurfürstin, welche Leibnitz gewissermaßen hier zu der seinigen macht, verdient diese Stelle ihre Beachtung.

S. 328.

Ueber die letzten Augenblicke Leibnitzens giebt der nun verstorbene, berühmte Rechtsgelehrte Hugo in einer Anzeige dieses Buches in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, 1843. 8. Juli. 108 Stück. Nachricht von der „Abschrift eines Aufsatzes, der vor mehreren Jahren ihm mitgetheilt wurde, ohne daß weder der Schreiber dieses Berichtes näher bezeichnet wäre, noch der, an welchen er gerichtet ist. Er rührte vermuthlich von einem Hausgenossen Leibnitzens, der nicht nur selbst nach der Apotheke lief, was freilich auch ein Vornehmer aus Freundschaft hätte thun können, der aber sonst neben Heinrich, dem Kutscher, erscheint, ob er gleich lateinische Redensarten einschaltet, und mit dem Herrn Rectori, an den er schreibt, den Verstorbenen „unseren nunmehr gewesenen Gönner und Beförderer" nennt. Etwa vier Wochen vorher habe L. bei Gelegenheit, daß er den vom Grafen von Boineburg an ihn abgeschickten Rath von Belmont (wegen einer Methode zur Anordnung seiner Bibliothek siehe II. S. 328 und vielleicht noch in anderen Absichten) bei dem Rath Eckhart [1]) habe traktiren wollen, zuerst über das Podagra in den Fingern geklagt. — Als ein Herr Hennings, wahrscheinlich ein Arzt, nach dem die Leute am Sterbelager geschickt hatten, fragen ließ, ob er kommen sollte, sagte Leibnitz, es wäre nicht nöthig, es hätte bis morgen Zeit genug, und eben so als er nach einem Prediger gefragt wurde. Der Ungenannte redete „Ihnen vom Verdienste Christi und fing an zu beten, da Sie groß die Augen aufschlugen und mich ansahen. Wie Sie aber nichts sagten, fragte ich: Kennen mich denn Ew. Gnaden nicht mehr? Sie schlugen die Augen groß wieder auf und sagten: Ich kenne dich noch ganz wohl." Nach einigen Augenblicken schlief Leibnitz ganz sanft ein. —

Der Punkt von der Zurückweisung des Arztes in diesem Berichte

[1]) Dies ist kein anderer als Leibnitzens Gehülfe und Nachfolger als Historograph.

kann in unſerer Darſtellung, welcher die Entſtehung des Denkens zu Grunde liegt, Erklärung finden.

## S. 234.

Unter den franzöſiſchen Stimmen über Leibnitz im vorigen Jahrhundert muß die des erſt in unſerer Zeit nach ſeinem vollen Werthe gewürdigten Diderot, dem an Genialität und Stärke des Blickes ſelbſt Voltaire oft nachſtand, hervorgehoben werden. Der Artikel Leibnitzianisme, ou philosophie de Leibnitz (Oeuvres de D. Diderot, Paris an VIII. T. VI. p. 220—303), iſt zwar, in ſeinem erſten biographiſchen Theile, eigentlich nur ein Auszug aus dem Eloge de Leibnitz von Fontenelle, und in ſeinem andern, philoſophiſchen Theile ein bloßer Auszug oder Analyſe aus Leibnitzens philoſophiſchen Schriften, ohne eigentliche Kritik: aber je weniger Diderot den Idealismus des deutſchen Philoſophen zu dem ſeinigen machen konnte, deſto unabhängiger zeigte er ſich als Mann von Genie, in der Art, wie er in Leibnitz das Genie von dem Syſtematiker zu unterſcheiden und zu bewundern verſtand. Dieſes Talent, zu abſtrahiren, iſt ſelbſt eine Eigenthümlichkeit hervorragender Köpfe; und auch bei ſolchen nicht immer vorhanden; wie Voltaire's Beiſpiel zeigt, deſſen Haß gegen den Spiritualismus Leibnitzens jede Form der Polemik annahm. Diderot hat Voltaire's Unrecht gut gemacht. Ich laſſe einige Stellen aus ſeinem Aufſatze hier folgen:

Lorsqu' on revient sur soi, et qu'on compare les talens qu'on a reçus, avec ceux d'un Leibnitz, on est tenté de jeter loin les livres, et d'aller mourir tranquille au fond de quelque recoin ignoré.

La tête de cet homme était ennemi du désordre; et il fallait que les matières les plus embarassées s'y arrangeassent en y entrant: il réunissait deux grandes qualités presqu' incompatibles: l'esprit d'invention et celui de méthode, et l'étude la plus opiniâtre et la plus variée, en accumulant en lui les connoissances les plus disparates, n'avait affoibli ni l'une ni l'autre: philosophe et mathématicien, tout ce que ces deux mots renferment, il l'était.

Tel homme, en effet, s'est illustré et s'illustrera en disant blanc après un autre qui a dit noir. Il y a plus de mérite à

penser à une chose, qui n'avoit point encore été remuée, qu'à penser juste sur une chose, dont on a déja disputé: le dernier degré du mérite, la véritable marque du génie, c'est de trouver la vérité sur un sujet important et nouveau.

Jamais homme, peut-être, n'a autant lu, autant étudié, plus médité, plus écrit que Leibnitz; cependant il n'existe de lui aucun corps d'ouvrages [1]). Il est surprenant, que l'Allemagne, à qui cet homme fait lui seul autant d'honneur que Platon, Aristote et Archiméde ensemble en font à la Grèce, n'a pas encore recueilli ce qui est sorti de sa plume. Ce qu'il a composé sur le monde, sur Dieu, sur la nature, sur l'ame, comportoit l'éloquence la plus sublime. Si ces idées avoient été exposées avec le coloris de Platon, le philosophe de Leipsik ne le céderoit en rien au philosophe d'Athènes.

On s'est plaint, et avec quelque raison peut-être, que nous n'avions pas rendu à ce philosophe toute la justice qu'il méritoit. C'était ici le lieu de réparer cette faute, si nous l'avons commise, de parler avec éloge, avec admiration, de cet homme célebre; et nous le faisons avec joie. Nous n'avons j'amais pensé à déprimer les grands hommes, nous sommes trop jaloux de l'honneur de l'espèce humaine; et puis, nous aurions beau dire, leurs ouvrages, transmis à la postérité, déposeroient en leur faveur, et contre nous; on ne les verrait pas moins grands; et on nous trouveroit bien petits.

Die Schlußbemerkung bezieht ſich auf den Artikel: Leibnitz in der Encyclopédie von Diderot.

Den Lobſchriften auf Leibnitz, welche im achtzehnten Jahrhundert durch die von der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin 1767 hervorgerufen worden, reihen wir hier nachträglich an die „Lobrede Leibnitzens von Johann Jacob Meyen, der Weltweisheit Magiſter, und Paſtor zu Coblenz in Vorpommern," welche in dem zu Cleve und Düſſeldorf 1774 erſchienenen „Encyclopädiſchen Journal." Stück 6 und 7 abgedruckt iſt. Der Verfaſſer hatte von der Preisaufgabe der Akademie zu ſpät Nachricht erhalten, um als Mitbewerber auftreten zu können. Schwerlich aber

[1]) Dies iſt vor der Sammlung von Leibnitzens Werken durch L. Dutens geſchrieben.

hätte dieſe Arbeit weder an ſich, noch neben dem Elogo de Leibnitz von Bailli den Preis erhalten; ebenſo wenig iſt ſie mit der ganz kurzen, aber gedankenreichen Lobſchrift auf Leibnitz von Käſtner zu vergleichen. Wenn ſchon Bailly's Abhandlung an ſchwülſtigem Pathos leidet, ſo iſt Meyens Lobſchrift beinahe nichts als Gewebe von ſich überſtürzenden Floskeln, ſeltſamen Bildern, kurz ein hohler Panegyrikus, wobei alle Gedanken untergehen. Aber das galt damals (1774) noch als ein Erforderniß der Wohlredenheit. Hier eine Probe: — „Die Vorſehung beſchloß es und Leibnitz ward! Der frohe Tag! Das Ende der menſchlichen Armuth und unſere Hoffnungen Anfang! Leibnitz iſt da! Nun werdem wir bald der alten Schmach des menſchlichen Geiſtes vergeſſen (!) — — Wer den Newton malt, der wähle zum Poſtament eine ägyptiſche Pyramide, und ſetze auf ihr (sie) die Säule des Herkules, mit dem Riſſzeuge der Mathematik umgeben; neben ihm ſitzen Wallis, Barrow, Gregor und mehrere Genie ſeiner Nation mit der Miene des Unterrichts, und Cartes überreicht ihm die Geometrie; und Merkur gebe ihm ſanft die Palme, die er aus Deutſchland überbracht hat. Aber zu Leibnitzens Andenken ſetzet den Apoll auf den Pindo, giebt über ſeinen Scheitel den erſten Meridian, und zu ſeinen Füßen ſetzet die neun Muſen; die Grazien verſchütten die Schätze des Füllhorns nach allen Seiten, und auf den Boden ſetzet Menſchen von allen Nationen, die ihre Ketten zerreißen und mit aufgehobenen Händen herzueilen.“ [1])

Der gute Meyen entſcheidet ſo mit einem ſeiner kühnen Bilder im Vorübergehen den Streit zwiſchen Leibnitz und Newton wegen der Priorität der Erfindung der Differentialrechnung. Meuſel (IX. S. 111) führt überdies eine eigne Abhandlung von Meyen an: Programma de fluxione fluxa sive de Leibnitio calculi infinitesimalis inventore. Stettin 1774, und aus demſelben Jahre: Leibnitii elogium carmine heroico expressum, welches ich nicht kenne. Man ſieht daraus, das Leibnitzens Ruhm

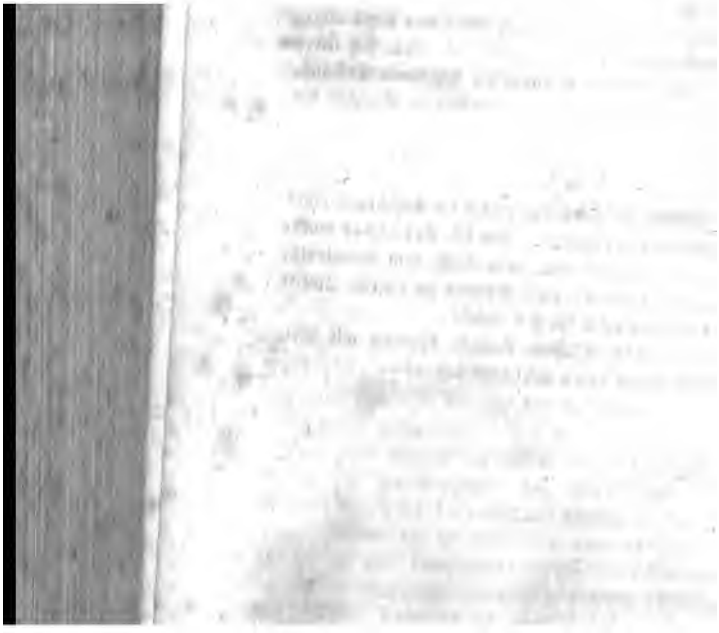
[1]) Es ſollte dies vielleicht Nachahmung einer Stelle Voltaire's über ein Keplern zu errichtendes Monument ſein: „Elevez un gnomon sur sa cendre, et que le soleil remis par lui à sa place le salue tous les jours à midi de ses rayons

ihm ernſtlich am Herzen lag. Der Mann war von Haus aus Mathematiker, und ſtarb als Profeſſor der Mathematik und Phyſik am Gymnaſium zu Stettin, im Jahre 1797. Seine übrigen Schriften bei Meuſel a. a. O. (Aus einem Originalſchreiben Meyens an ein Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin aus Coblentz in Vorpommern den 16. Juni 1774, welches ich der Güte meines werthen Gönners, Varnhagen von Enſe, verdanke, erſehe ich, daß derſelbe den Wunſch hatte, ſeine Lobrede Leibnitzens der Königlichen Akademie zu dedicіren, und das, im Briefe nicht weiter genannte, (nur als Hochwürden und Geheimer Rath angeredete) Mitglied deshalb um ſeine Fürbitte bat. Wie ſich indeß zeigt, ohne Erfolg. Wahrſcheinlich nahm die Akademie Anſtand, durch die Annahme der Dedication ein Vorurtheil zu Gunſten der Arbeit auszuſprechen.)

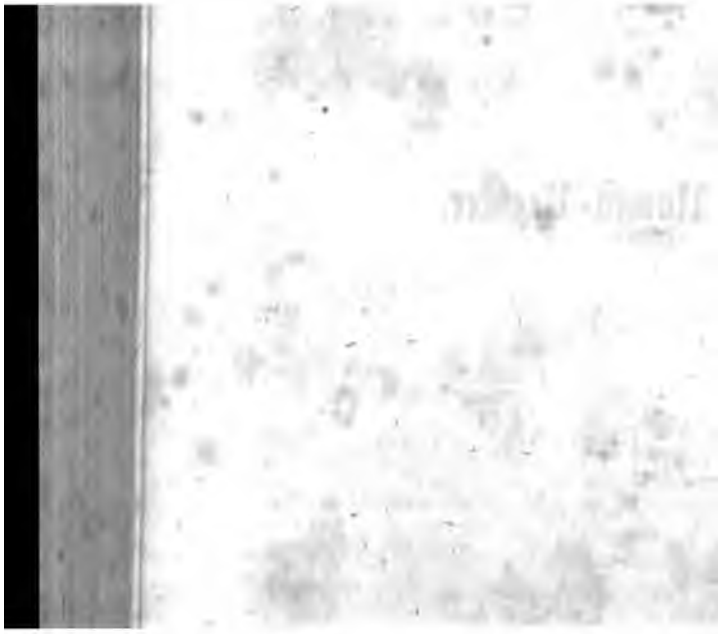
II. 374.

Auch in Leipzig, Leibnitzens Vaterſtadt, wird die Errichtung eines ihm gewidmeten Denkmals vorbereitet. Am 22. April 1846 wurde in der Sitzung der Stadtverordneten, dem ihnen vom Stadtrathe zugegangenen Antrage zu Folge, eine Summe zu dieſem Zwecke bewilligt. Die Thatſache redet für ſich ſelbſt.

Würdiger als mit deren ſchlichten Angabe könnten wir dieſe Supplemente zu Leibnitzens Leben nicht ſchließen.



# Namen-Register.



# Namen-Regiſter.

(B. bedeutet: Beilagen.)


ɹeiſtlicher Inſpector II. 366.
ter II. 133.
t, Markgraf von Bran- urg II. 188. 189.
ɹert I. B. 29.
ɹer von Medici II. 286.
ɹer VI. Pabſt II. 124.
ɹer VIII. Pabſt II. 88. 90.
or I. 337.
deutſche Kaiſerin II. 284. 327.
ıand I. 118.
ı II. 266. 316.
Jakob I. 23.
i II. 107.
önigin von England II. 295. 297. 300. 307.
Ullrich, Herzog von nſchweig-Wolfenbüttel 2. 13. 14. 15. 45. 69. 148. 170. 171. 200. 236. 237. 270. 286. II. 29.
I. B. 33.
ius I. 275.
bus I. 29. 275.
II. 276. 324.
I. B. 14.
es I. 25 29. 33. 226.
I. B. 29. II. 111. 286. 63.
Anton I. 24. 77. 78. 18. 117. 119. 135. 186. 191. 242. 243. 276. 343. 351. 353. 354. 355. I. B. 15. 19. 25. 34. 35. 26. 45. II. B. 30. 31. 61. 61. 108. 116.
Arnaud de Pomponne I. XIII. 98. 104. 105. 108. 119. 121. 135.
v. Arnſtadt Schwarzburg, Graf I. B. 8.
v. Aſſeburg, Roſamunde II. 40. 41. II. B. 6. 13.
Auerbach, Joh. Gottfr. II. 369. II. B. 48.
Auguſt, Herzog v. Braunſchwg-Wolfenbüttel II. 13.
Auguſt, Kurfürſt v. Sachſen. I. 4.
Auguſt II. Kurf. v. Sachſen, dann Kön. v. Polen II. 200. 202. 203. 237. 268. 286. II. B. 19.
Auguſt, Kurprinz v. Sachſen, dann König II. 204. 292. II. B. 31.
Auguſt III. Kurf. v. Sachſen, I. 192. 200.
Auguſt Wilhelm, Herzog von Celle II. 14. II. B. 2.
St. Auguſtinus I. 13. 194. I. B. 5. 6.
Auzulus Adrian II. 89.
d'Avaux, Graf II. B. 3.
Ayerſt II. 241. 242.
Azo Markgraf II. 68. 69. 113.

Bachuſius Tilemann I. 9.
v. Bär Urſinus, Biſchof II. 171. 174. 231. 236. 241.

Baglivi II. 89.
Baillet I. B. 33.
Bailly I. XII.
Baco v. Verulam I. 28. 29. 50. 67. 71. 74. 272. 321. 334. II. 212.
Baluzius 86. 122.
Barbeyrak I. B. 38.
Barclay II. 330.
Baring I. VI.
Barthauſen I. 367. II. 21 22.
Baronius II. 72.
Barrow I. 314.
Barſotti I. VII. II. B. 8.
Basnagius = Basnage de Bauval I. B. 38. II. 63. 64. 120.
Baumgarten I. 332. I. B. 46. 47. II. B. 12.
v. Bayern, Kurfürſt II. 105. 217.
Bayle I. 279. 280. II. 227. 249. 250. 251. 252. 256. II. B. 56.
Becanus II. 99. II. B. 58.
Becher, Joh. Joachim I. 199. 200. 202. I. B. 26. 27.
Behrens, Conrad Barthold I. 373. I. B. 51. II. 327. 338.
v. Beilſtein-Metternich, Karl Heinrich I. 130. 132.
Bellarmin II. 99. 351.
Bentley, Richard I. 299. II. 279.
Berbieſt II. 95. 96.
Berengarius II. 351.
Bernhardus I. B 7.
Bernigeroth I. XIX. II. 368. 369. 371. 372. II. B. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50.
Bernouilli, Jakob I. 290. 291. 305. 310. II. 332.
Bernouilli, Johann I. 147. 290. 291. 310. 316. 317. I. B. 31. 36. 38. 39. 42. 43. II. 368. 369. II. B. 26. 44. 48. 51.
v. Bernſtorf, Miniſter v. G. II. 65. 275. 283. 284. 2. 302. 306. 307. 308. 3. 311. 312. 313. 324. 331. B. 29.
v. Beſſer II. 190.
v. Beyer I. 304.
Bianchini Francesco II. 89. 91. 93. 186.
Bierling I. 283.
Bieſter II. B. 43.
Bignon Abbé II. 316. 324.
Biot I. IX. XII. 174. 1. 177. 178. 180. 260. 2. 296. 297. 317. I. B. 19. 22. 23. 40. 41.
v. Blum Baron I. B. 44. 26. 72.
Blum, Geheimſchr. in Wolfenbüttel II. 145.
Bodmus-Baron v. Bodmanſen II. 101.
Bodin I. 67. I. B. 14.
la Bodinière II. 205. II. B. 6.
Boecler, Johann I. 65. 90. 91.
Boehm Johann I. B. 5.
Boehmer G. W. I. B. 11. 4. II. 372. II. B. 3. 18. 36. 45. 48. 49. 50.
Boerhave I. 330.
Boëthius I. 24. 155.
Boettiger I. XIII.
Bohoritius Adam I. B. 5.
Boileau II. 154.
v. Boineburg, Chriſtian I. XII. 48. 51. 61. 63. 65. 66. 69. 70. 71. 76. 78. 80. 82. I. B. 9. 13. II. 79. 110. 246. II. B. 30.
v. Boineburg Freiin I. 57. 125. 150. I. B. 11.
v. Boineburg, Philipp Wilhelm, genannt der große 90. 110. 120. 121. 124. 149. 152. 153. II.
Bonaparte Napoleon I. 111. 112.

Bonnet II. 241.
v. Bonneval, Graf, Osman Paſcha II. 255. 287. 289. 290. 354. II. B. 28.
Borelli II. 89. 108.
Boſius I. 32. 33.
des Boſſes I. 255. 373. I. B. 31. II. 253.
Boſſuet, Biſchof von Meaux I. X. 193. 358. 359. 360. 361. 362. I. B. 39. II. 21. 34. 35. 37. 49. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63 64. 65. 84. 117. 174. 243. 244. 285. 350.
v. Bothmar, Freiherr II. 297.
Bouhier II. 292. II. B. 30. 31.
Bouillet I. B. 37.
v. Bouillon, Cardinal II. 94.
Bourbon, Haus I. 234.
v. Bourgogne, Herzog II. 17.
Bourguet, Prof. II. 292. 326. II. B. 30.
v. Bourignon Antionete II. 155.
Bourquet Sr. II. B. 31.
Bouvet II. 97.
Boyle Robert I. 125. 126. 131. 170. 199. I. B. 20. II. 279.
Brand I. 196. 197. 198.
v. Brandenburg, Churprinz II. 11.
Brandes II. 374.
Brauſe od. Bauſe Kupferſtecher II. 368. II. B. 44. 45. 37' 50.
Breithaupt Chriſtian II. 347.
v. Breſſler II. 123.
Brewſter I. XV. 178. 180. 319. I. B. 22 23.
de Brinon Madame I. 350. I. B. 46. II. 25. 33. 37. 48. 50. 51. 52.
Brucker I. XII.
Brunner, Jeſuit II. 123.
Bucelius II. 73.
v. Buchheim Graf, Biſch. v. Wieneriſch Neuſtadt II. 34.
Buddeus, Prof. II. 236.
Bülffinger II. B 26.
Büffon I. 208. 320. 330.
Büſching II. B. 26.
Bunorotti Filippi II. 89.
Burchardus Joh. II. 124.
Burkhard I. B. 21. 46. II. B. 4. 5.
Burnet Gilbert Bar. v. Saliſbury I. B. 29. II. 224.
Burnet, Thomas I. 64. 192. 206. 207. 209. 281. 282. 292. 328. I. B. 24. 46. II. 62. 250. 257. 272. 278. 305. 326. II. B. 4. 28. 81.
v. dem Bußſche II. 152.

Caffaro, Theatiner II. 65.
Calixtus Georg I. 66. 195. II. 166. 170. 174. II. B. 57.
Calixtus der Jüngere (Ulrich) II. 21. 23. 169. 170. II. B. 5.
Calvin II. 351.
v. Cambridge dann v. Wales, Princeß II. 299. 310. 321. 327. II. B. 23.
Campanella I. 29.
v. Canterbury, Erzbiſchof II. 195. 238. 241.
Carcavy I. 76.
Cardanus I. 29.
Carl Phlipp, Prinz v. Hannover I. 366.
Carneades I. 231.
Carpzow II. 236.
Carré II. 44.
Carteſius I. 25. 28. 29. 71. 73. 91. 128. 171. 185. 187. 195. 238. 240. 242. 246. 276. 278. 279. I. B. 14. 24. 30. 33. 36. 37. 38. II. 16. 38. 327.
Carteſius Francine II. 367.

Caſanata Cardinal II. 94. II. B. 8.
Caſſini II. 89. 334.
v. Caſtorie I. 353.
Cavalieri I. 128. 311.
v. Celle, Herzöge II. 45.
v. Celle, Prinzeß II. 13. 35.
de la Chaiſe, Beichtvater Louis XIV. II. 9. 100.
Chamberlayne I. 318. I. B. 41. II. 128.
Cham-hi Kaiſer, v. China II. 95.
Charlotte, Princeß v. Braunſchweig Wolfenbüttel II. 105. 109.
Chauffepié II. 364.
Chevreau II. 16.
v. Chevreuſe I. 147. 365.
Chriſtian, vorjüngſter Prinz v. Hannover II. 147.
Chriſtian Ludwig, Markgraf v. Brandenburg II. 188. 189.
Chriſtian, Herzog v. Meklenb.-Schwerin I. 149. I. B. 26.
Chriſtine, Königin v. Schweden. I. B. 2829. II. 14. 88. 261. II. B. 4.
Ciampini II. 89.
Cicero I. 11. 72. II. B. 54.
Clarke, Samuel I. 285. 299. II. 19. 240. 324.
Clemens VI., Pabſt II. 220.
Clerſelier I. B. 33.
Colbert, Miniſter I. 113. 135. 147. I. B. 47.
Colbert Croiſſy d. Jüngere I. 147. II. 86.
Coligni, herzogl. Wittwe I. 149.
v. Colins I. 137. 183. 184. 314.
de Collins II. 225.
Colmar, Dr. II. B. 51.
Comenius I. 11. II. B. 54.
Condé, Prinz I. 82.
Condom ſ. Boſſuet.
Couring, Hermann I. 59. 63. 66. 68. 213. 214. 246. 13. 25. 48. II. 117.
Conti, Abbé I. 127. I. B. 39. II. 321.
Conti, Prinz II. 230.
Copernikus I. 209.
Corraro Giralamo II.
Corvinus, Andreas I.
Cosmus di Medici II.
de la Court I. 184.
Couſin I. B. 33. 36. II.
Coxe, Wilhelm II. 304.
Cramer II. B. 19.
Crequi, Marſchall II.
v. Creſſet, engl. Geſandt 179.
la Croce II. 101. 27
II. B. 36. 37.
Crocton, Herrmann
II. B. 59.
Cromwell I. 125. I.
Culpiſius I. B. 7.
Cuneau-Cuno XIX.
170. 171. 181. 19
II. B. 11. 19.

Damaidenus, Theodor 69. II. B. 6.
Dandalo II. 107.
Daniel II. 43.
v. Dankelmann, Eberha 161. 164. 165. 171 181.
Demokrit I. B. 29.
Denis I. 360. 372.
Desmaiſeaux II. 255. II.
Dettonville ſ. Paſcal.
Deuerlin, Annn I. 4.
Deuerlin, Friedrich I. 5.
Deuerlin, Heinrich (v. J ſtein I. 4.
Diderot II. B. 100.

trichſtein, Philipp, Graf 289.
: I. 43. 44. II. B. 57.
ger, Jakob II. B. 43.
ger, Wilhelm II. 364.
. 366. II. B. 43.
ratus I. 275.
antus I. 59.
pnsky Oberhofmarſchall 185.
i II. B. 21.
mi, Graf II. 184.
el I. 116.
ige II. 103.
, Albrecht I. 35.
ch I. 59.
s I. XI. I. B. 29. 33. II. 50. 124. 132. II. B. 34.
ve II. B. 51.

ird I. XII. XIII. II. 356. 3. 45.
) = Eckhard, Joh. Georg . VI. VII. XI. XVIII. 54. I. B. 3. 6. II. 87.
d, Arnold I. 195. I. B. 26. 48.
eth, Prinzeß v. Böhmen 16. 229. 249.
eth, Königin v. England 350.
eth Charlotte, Herzogin Orleans II. 153. 190.
: Orleans
eth Dorothea, Landgräfin eſſen-Darmſtadt II. 27.
, Superior v. St. Sul- I. B. 19. 35. 36.
neſen II 298.
mt, II. B. 87.
ade I. 187.
us I. 24. II. 63.

Ernſt d. Fromme, Herzog v. Gotha I. 32. II. 210.
Ernſt, Landgraf von Heſſen-Rheinfels I. 118. 342. 344. 351. 353. 354. 355. II. 25. 26. 28. 73. 74. II. B. 3. 7. 8.
Ernſt Auguſt, Herzog dann Kurf. v. Hannover I. 192. 343. 364. 369. 370. I. B. 26. 39. 48. II. 3. 4. 5. 6. 7. 10. 11. 12. 13. 15. 21. 25. 27. 28. 32. 68.
Eſchinardi II. 89.
Eſte, Markgrafen II. 70.
Eugen v. Savoyen II. 267. 280. 481. 282. 283. 286. 288. 289. 290. 297. 298.
Euklides I. 26. 275. 326. II. 96. II. B. 35.
Euler I. IX. 174. 179. I. B. 23.
Ezechiel II. 43.

Fabretti, Rafael II. 90.
Fabri, Honoratus I. 311.
Fabrice d. Jüngere II. 269. 276. II. B. 28.
Fabricius, Joh. I. B. 8. II. 47. 166. 169. 173. 188. 231. 242. 234. 235. 237. 239. 261. 273. 347. 368. II. B. 46.
Faleti II. 103.
Falkner I. 32.
Fardella, Abbate II. 284.
Fatio de Duillers I. 182. 294. 300. 301. 302. 303. 304. 305. 306. 307. 312. I. B. 40.
Feder I. B. 22. 34. 35. 36. II. 17. 18. 147. 161. 227. 308. II. B. 11. 19. 21. 24. 27. 29. 30.
Felden I. 226.

Feller, J. F. I. VI. VII. I. B. 46. II. 140. 348. 351. II. B. 36. 48.
Fermat I. 179.
Ferrand I. 76.
Ferrier II. 125.
de Fenquières, Marquis I. 198.
Fiquet II. 369. II. B. 44. 48. 50.
Fischer, Balthasar I. B. 5.
Fischer, B. II. 21.
Fleischer, Tobias I. 169. I. B. 21.
v. Flemming, Graf I. B. 8. II. 269. II. B. 38.
Fogel, Martin I. 196.
Fohi II. 97.
Fonseca I. 23. II. B. 54.
Fontenelle I. VI. VII. VIII. IX. X. 196. 319. I. B. 22. 28. II. 215. 323. 334. 352.
Formey II. 194. II. B. 16.
Foscarini II. 107.
Foucher I. B. 33.
Franke, Herrm. August II. 214. II. B. 19. 20.
Freherus II. 122.
Freiesleben I. B. 3.
Freißleben, Heinrich I. 6.
du Fresne I. 80. 97.
Friedrich der Große I. VI. 54. II. 141. 191. 196. 200. 249. 258. II. B. 21. 23.
Friedrich I., König v. Preußen oder III. Kurf. v. Brandenburg I. B. 44. II. 83. 100. 159. 160. 163. 171. 172. 176. 187. 191.
Friedrich August, zweiter Prinz v. Hannover II. 11. 85.
Friedrich Ulrich, Herzog von Hannover I. 368.
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst I. 62. 63. II. 10. 159. 171.
Friedrich Wilhelm I., König v. Preußen II. 149. 199. 202. 205. 236. 262. 265. 266.
Frisch, Joh. Leonhard I. 359. II. B. 37.
Fritsche, Anna I. 5.
Fritsche, M. Benedict I.
v. Fuchs, Staatsminister 177. 178. 183.
v. Fürstenberg, Fürstbischof I.
v. Fürstenberg, Ferdinand Bischof v. Münster I.
Fürtenbach II. 329.

Gakenholz II. 201.
Galen, Bernhard, Bischof v. Münster I. 370.
Gallei I. 28. 29. 171. II. 70. 101. 102.
Gallois, Abbé I. 147. I.
Ganz II. B. 50.
Garnot I. B. 17.
Gassendi I. 67.
Gasto, Prinz v. Toskana 101.
Geier, Martin, Dr. I. 8.
Gellius I. B. 7.
Georg I. König v. Englan 172. 318. I. B. 43. II. 310. 316. 317. 321. 32 siehe: Georg Ludwig, fürst v. Hannover.
Georg II., König v. Eng II. 149. 152. 276. 300.
Georg, Herzog v. Hannov 368.
Georg Ludwig, Kurfürst Hannover I. 282. II. 35. 114. 143. 148. 150. 160. 200. 202.
Georg Wilhelm v. Celle I. II. 148. 150. 152. 220. siehe: Celle.

Gervaſius Tilberienſis II. 123.
Giordani, Vitale II. 89.
Gottfried v. Bouillon I. 93.
v. Grebel, Joh. Wilhelm II. 117. 118. II. B. 35. 36.
v. Goerz, Freiherr II. 308. 311. 212. 322. II. B. 34.
Goethe I. 176. II. 353.
Goldaſt II. 122.
Goldbach, Chriſtian II. 334. II. B. 36. 66.
Golowkin II. P. 77.
v. Gotha, Herzog, ſiehe: Sachſen Gotha I. 163. II. 75.
Gottſched II. 137.
Gourville II. 15.
Grauert I. 29.
v. Gravel Abbé I. 95. 122.
Gregor de Valentia II. B. 58.
Gregor v. St. Vicentio I. 171.
Gregori I. 314.
Greiffencranz II. 121.
Grimaldi, Claudius Philipp II. 95. 100
Grimareſt, Pater II. 202.
Gronovius I. B. 44.
Grote, Otto I. 218. 220. I. B. 28. II. 5. 112. II. B. 3.
Grotius, Hugo I. 68. 152. 156. 226. 227. 356. II. B. 30.
Gruber I. B. 13. 21.
Grupen, Chriſtian Ullrich I. B. 6. II. 117.
Güldenlow, Graf I. 140.
Günther, Karl I. XI.
v. Guerike, Otto I. 75.
Guidi, Abbate II. 106.
Guilielmini, Dominico II. 102. 103.
Gundling, Nicol. Hieron. II. 230. 315.
Guſtav Adolph II. B. 4.

Habbeus, ſiehe: v. Lichtenſtern I. 114. 167. 199. I. B. 11. 13.
Hackmann II. B. 97.
Haniſius, David I. 365. I. B. 46. II. B. 3.
v. Hannover, Herzog (Joh. Friedrich) I. 115. 133. 134. 136. 138. 139.
ſiehe: Joh. Friedrich.
Hanſche, M. G. I. B. 8. II. 336. II. B. 36.
Harduin, P. II. 344. II. B. 36.
v. d. Hardt II. B. 81.
Hartey, Graf II. 300.
v. Harrach, Graf II. 289.
Harvey I. 255.
Hebel II. 351.
Heinſon II. 46.
Heiß I. 98.
v. Helmont, Franz Merkur II. 18. II. B. 4. 5. 33.
Herder II. B. 28.
Hering II. B. 12.
v. Herms II. 297.
Herodot I. 11. II. B. 54.
Herrmann I. B. 33.
Hertel, Legationsrath in Wolfenbüttel II. 65. 106. 281. 286. II. B. 35. 79.
Herz, Jakob II. 370.
v. Herzberg, Graf II. 137. II. B. 43.
v. Heſſen, Landgraf II. 236.
ſiehe: Ernſt ꝛc.
v. Heſſen-Kaſſel, Erbprinz II. 188.
Hevelius I. B 8.
Hevethon, Chriſtoph II. 374. II. B. 48.
Heyn, Friedrich II. 75.
St. Hieronymus I. 356.
Hipparchus I. 29.
Hißmann I. XII.
Hobbes Thomas I. 64 79. 186. 223. 224. 226. II. 287. II. B. 61. 65.
Hoë Dr. II. 168.
Hoepfner, Friedrich, I B. 5.
Hoepfner, Heinrich I. B. 5.

Hoepfner, Johann, I. 6.
Hoffmann, Friedrich, Arzt II. 200.
de Hoffmanns Mr. I. B. 17. 18. 19.
Hoffmannswaldau II. 142.
v. Hohenzollern, Fürstin Louise II. 190.
Hollmann II. 373.
de la Hontan, Baron II. B. 35.
Hork I. 125. II. B. 61.
v. Hornegk I. 360.
Hornschuh, Johann I. 9.
Hosias II. 43.
v. Hospital, Marquis I. 290. 305. 310. 328.
Hudde I. 283. 202. 305.
Huet, Bischof v. Avranches I. 124. 155. 156. 157. 278. 279. 361. 362. I. B. 36. 38. 46.
Hugo, Ludolph I. 52. 212. I. B. 8.
Hugony I. 282. I. B. 38.
Hunnius Aegidius I. 24. II. B. 58.
Huygens I. 113. 115. 117. 198. 202.

Ideler II. B. 16.
Innocenz XI., Pabst I. 363. II. 24.
Jablonski, Daniel Ernst I. 23. II. 173. 175. 176. 177. 178. 179. 191. 182. 183. 184. 187.
Jablonski, Theodor, jüngerer Bruder Daniels II. 197.
St. Januarius II. 287.
Johann Casimir, König v. Polen I. 62.
Johann Friedrich, Herz. v. Hannover I. 58. 157. 167. 169. 172. 192. 197. 198. 199. 202. 204.
Johann Georg, Kurfürst Sachsen II. 165. 168.
Johann Sobiesky, König Polen II. 6. 100.
John (Bolingbroke) II. 2[illegible] B. 23.
Joseph I., Kaiser II. 82. 280. 285.
Joncourt, M. L. Neufoil[illegible] X. XI. XII. I. 365.
Jugler II. B. 10.
Jung, Bibliothekar zu Ha[illegible]ver II. B. 45. 46. 47. 49.
Jungius, Joachim I. 1[illegible] B. 26. II. B. 62.
Jurien II. 46.
Justellus II. 100.
Justinianus I. 387.

Kästner, H. A. I. XII. [illegible] I. B. 10. II. 373.
v. Kahlenburg, Barbara [illegible]
Karl II., König v. Eng[illegible] I. 88. 101. 103. 120. 130. 210. 217.
Karl II., König v. Spani[illegible] 218.
Karl VI., erst Erzherzog, [illegible] Karl III. v. Spanien, [illegible] deutsch. Kais. II. 218. [illegible] 237. 239. 277. 280. [illegible] 285. II. B. 21. 29.
Karl XII., König v. Sc[illegible]den II. 202. 203. 267. [illegible] 269. 270. 275. 354. II [illegible] 27. 28.
Karl Gustav I. B. 13.
Karl Ludwig, Kurfürst v. Pfalz I. 67. II. 287.
Keil, Johann I. 182. [illegible] 313. 315. I. B. 41.
Kepler I. 29. I. B. 8.
Ker v. Kersland, Johann [illegible] 293. 294. 295. 296. [illegible]

299. 301. 307. 308. 309. 310. 313. 314. 331. 352. II. B. 29.
v. Kevenhüller, Graf II. 289.
v. Kielmannsegge, Gräfin I. 112. 171. I. B. 19. 20. II. 258. 321.
Kirch, Gottfried I. XIX. II. 197. 364. 365.
Kircher II. B. 56.
v. Kneſebeck, Fräulein II. 150. 151.
Knorr v. Roſenroth, Chriſt. II. 75.
Koch I. B. 51.
Kochanski II. 100.
Köhler II. B. 26. 35.
König I. B. 32. 33. 44. II. 357. II. B. 67.
v. Königseck, Graf II. 86.
v. Königsmark, Aurora, Gräfin II. 146.
v. Königsmark, Philipp Chriſtoph, Graf II. 149. 150. 151.
Kortholt Sebaſtian I. B. 28. 50. II. 209. 276. 289. 327. 359. II. B. 19. 37.
Kotzebue, Chriſtian Ludwig II. 124.
Kraft, Johann Daniel I. 196. 197. 198. I. B. 25.
Kromayer, Hieronymus I. B.
Kühn I. 26.
Kunkel, Johann I. 197.

Labaddie Johannes II. B. 12.
Lambeccius Peter I. 212. 365. I. B. 46. II. 68.
Langezbeck I. 58. 212. I. B. 11. II. 113.
Laſſer, Herrmann Andreas I. 52. 55. 59. 143. 144. I. B. 9.
Launoy I. 149.
Leclerc II. 257.
Leeuwenhoek I. 255.
Leibnitz, Rath und Canzelliſt an der Bibliothek zu Dorpat. II. B. 43.
Leibnitz, Ambroſius I. 4.
Leibnitz, Anna Catharina I. 6.
Leibnitz, Anna Roſina I. 6.
Leibnitz, Chriſtoph I. 4.
Leibnitz, Friedrich I. 4. 5. I. B. 5.
Leibnitz, M. Johann Friedrich I. 6. 158. 161.
Leibnitz, Johann Jakob I. 47.
Leibnitz, Juſtus Jakob I. 47.
Leibnitz, Paul I. 4. II. 285.
Lelong II. B. 69.
Leo X. Pabſt II. 46.
Leonhardi II. 120.
Leopold I. deutſ. Kaiſer I. 359. 360. II. 11. 12 82. 217. 280. 285. 296. 299.
Lertaud I. 128.
Leſſing I. VIII. XI. XII. 70. 284. II. 356 357, II. B. 23.
Leßcynsky II. 274.
v. Lichtenſtein, Fürſt II. 289.
v. Lichtenſtern, Habbeus, vide: Habbeus. I. 58. 114. 139. 140. 142.
v. Linange, Graf II. 290.
v. Lionne, Hugo I. 92. 95. 97.
Liſola II. 10.
Livius I. 10. II. B. 53. 54.
Locke, Johann I. 209. 280. 281. 282. 283. 284. 285. 219. I. B. 29. II. 141. II. B. 9.
Löffler, Friedrich Simon I. 7. I. B. 8. II. 330. 331. II. B. 48.
Löffler, Simon I. 7. 163. I. B. 14.
Lohenſtein II. 142.
Louiſe Hollandine, Aebtiſſin v. Maubuiſſon vide: v. Maubuiſſon II. 36. 38.
Lovera, Franz II. 185.
Lucio Giorgio II. 89.
Ludolph Hiob I. 94. 356. II. 70. 72. 75. 76. 78. 79. 80.

83. 85. 86. 100. 101. 110. 111. 113. 119. 426. 143. 271.
Ludolph Hiob der Jüngere II. 214.
Ludovici I. VI. VII. XI. XII. 311. I. B. 5. 8. 15. 28. 41. 49. II. 365. II. B. 21. 43.
Ludwig (Peter v. Hohenhart) II. 230.
Ludwig XIV. König I. XIII. 51. 60. 61. 62. 82. 82. 87. 88. 92. 94. 96. 98. ff.
von der Lühe II. 347.
Lünig II. 230. II. B. 22.
Lüning I. B. 13.
Lüttke, Probſt II. 231.
Luther I. 23. 24. II. 63. II. B. 58.
Lynker, Nicolaus Chriſt. I. 51. II. 330.

Mabillon II. 93. 103. 122.
v. Macclesfield, Graf II. 224.
Magalotti II. 101.
Magliabechi, Anton II. 70. 92. 101. 102. 103. 107. 109. 118. 246. 261. II. B. 8. 25.
Maimburg II. 72.
v. Maintenon, Frau II. 37. II. B. 90.
Malebranche I. 262. 277. II. B. 69.
Malphigi I. 255. II. 103.
Mangourit I. B. 18. 19.
v. Manteufel, Freiherr I. B. 8. II. 291. II. B. 29.
Mar, Graf II. 309. 313.
Marchetti, Annibal II. 99. II. B. 8.
Marlborough II. 268. 280. 300. 304.
Martianus Capella I. 155. 156.
Masham Lady I. B. 38.
Matignon, Marquis, Haupt des Hauſes Longueville II. 230.
Matthion I. 118.
v. Maubuiſſon. Aebtiſſin, vid Louiſe Hollandine I. 350. 36. 47. 48.
Maupertuis I. B. 32. 33. II. 35
Mauro Hortenſio I. 360. I. 49. 50. II. 115. 260. 368.
Maurocordati Alex II. 81.
Maximilian, Wilhelm, drit Prinz v. Hannover I. 36 II. 85. 145. 150.
v. Mayne Herzogin II. 17.
Mazarin I. 220.
Meibom I. 112.
Meier, Joachim II. B. 10.
Memmius, Ubbo II. 84.
Meninski II. 79.
Menken, Otto I. 291. II. 262
Mercator I. 127. 171. 175, 18
v. Merode, Baronin II. B.
Meyen II. B. 101.
Meyer II. 21.
v. Modena, Herzog II. 87. 10 105.
Molanus, Gerhard, Ab Lokkum I. 195. 196. I. B. 2 II. 18. 21. 27. 34. 142. 5 52. 53. 55. 56. 114. 152. 16 163. 174. 175. 176. 242. 23 II. B. 12.
Molière I. 140. I. B. 20.
Moller, Daniel I. 3. I. B. 3.
v. Moltke, Obriſtlieutenant I 145.
v. Moltke, Otto Friedrich. J germeiſter II. 145. 146
Monaldeschi I. B. 29.
v. Montauſier, Herzog I. 15
v. Montmort, Remond I. X. 2 272. 281. 318. 328. I. B. 3 II. 263. 315. 322. 325. 32 342. II. B. 8. 25.
v. Montmort, Peter II. B. 2
Moreland I. 129.
Morelli I. B. 8.
Moritz, Andreas II. B. 43.
Moritz, Maria II. B. 43.

Mortier I. 112. I. B. 34.
Mouton I. 119. I. B. 20.
Müller, Andreas II. 100.
von Münſter, Biſchoff I. 90. I. B. 49.
Mohamed IV. II. 77.
Muratori, Anton II. 322.
v. Murr I. V. I. B. 3. 27. 43. II. 308. 309. 347. 368. 371. II. B. 21. 22. 34. 35. 43. 44. 47. 49. 51.
Muſäus II. 167.
Mynſinger I. B. 4.
Myſſon II. B. 23.

Nani II. 107.
Nathuſius (Elias) I. 9.
Nazari, Franceſko II. 88. 89.
Nemeiz II. 365. II. B. 35.
Neper I. 129.
Neſſelius I. 212. II. 77. 96. 120.
v. Neuburg, Pfalzgraf Philipp Wilhelm, I. 58. 62. 63. 226. I. B. 30. II. 270.
Neukirch, B. II. 216.
Neumeuſter Erdmann II. B. 12.
Newton, Iſak. I. IX. XV. 125. 127. 170. 172. 173. 174. 175. 176. 177. 176. 170. 180. 181. 182. 183. 184. 209. 285. 286. 287. ff.
Nicaiſe, Abbé I. B 34. 36.
Niceron I. B. 47. II. 264. II. B. 8.
Nicole I. 118. II. 252.
Nizolius Marius I. 15. 71. 72 u. 73. I. B. 30. II. 133.
Noris, Cardinal II. 95.
Nopelles II. 24.

v. Obdam, Baron I. B. 39. II. 229.
d'Olbreuſe, Herzogin v. Celle, Gemahlin George Wilhelm geb. Eleonore d'Esmiers, II. 14. 148.
Oldenburg, Secretair I. 75. 70. 126. 127. 128. 129. 131. 148 155. 168. 171. 173. 174. 175. 176. 183. 286. 312. 314. I. B. 19. 20. 21. 22. II. 116. II. B. 65.
Oliva, Antonio II. 89.
Orbanus II. B. 29.
v. Orleans, Herzogin I. VII. II. 17. 36. 190. 316. 371. II. B. 47.

Papin II. 102.
Pascal, Blaiſe I. 26. 113. 188. I. B. 21. II. B. 61.
Paullini II. 70. II. B. 60.
Peliſſon II. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 43. 45. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 61. 62. 63. 64. 84. 109. 117. 125. 141. 142. 234. II. B. 12. 36.
Pell I. 126. 127. 170. I. B. 20.
Peter der Große II. 127. 105. 214. 267. 270. 272. 273. 275. 279, 313. 324. II. B. 28. 29.
Peterſen, Wilhelm II. 41. 45. 48 II. B. 80.
Petronius II. 192.
Pfaff II. 256.
v. d. Pfalz Raugräfin, Louiſe Tochter des Kurfürſten v. d. Pfalz II. 299. II. B. 91.
Pfanner II. 358.
Philipp Wilhelm, Kurf v. d. Pfalz II. 74. II. B. 7. 29.
v. St. Pierre, Abbé I. 233.
Pigna II. 73. 103.
Piskator II. B. 53.
Placcius I. 199. I. B. 7. 20. II. 76. 115. 181. 211. 214. 342.
v. Platen, Graf II. 149. 150.
v. Platen, Gräfin II. 149. 150. 151.

v. Platen der Jüngere, Graf II. 269. II. B. 28.
v. Pöllnitz, Fräulein II. 222. 248. 259. II. B. 24.
Poiſſon I. IX. 174. 179. II. B. 23.
v. Polignac, Cardinal II. 334.
Portner II. B. 58.
Porzio, Lukas Antonio II. 89.
Preßiger II. 112.
v. Printzen, Staatsminiſter II. 215. 216. 241. 265. II. B. 23.
Ptolemai II. 100.
Pufendorf, Samuel I. 32. 223. 224. 225. II. 183. II. B. 13. 15. 16.

Quesnel, P. II. 291.
v. Quirini II. 190.

Raby, Lord I. B. 8. II. 241. 268. II. B. 27.
Racine I. 148. II. 37.
Ragoczy II. B. 32.
Rainold, Johann II. 350. 351.
Rainold, Wilhelm II. 350. 351.
Ramazzini II. 106.
Ramberg II. 374.
Raphael, Mathematiker II. 309. 370. 371. II. B. 47.
Rappolt Friedrich I. B. 7.
Ray I. 125.
Rebenac. II. 10.
v. Reck. I. 360.
Regnaud I. 126. 127.
Reiher, Samuel II. 186.
Reimann, Jakob Friedrich. I. 347.
Reineccius II. 68.
Rethmeier I. B. 48.
Richelieu I. 220.
Rindel, C. F. II. B. 45.
Riepenhauſen II. B. 50.
Ritterhus I. B. 50.
Robert. Prinz v. England I. 125,
Robertſon II. 300.
Robethen II. 208. 309.
Römer Olaus II. 36.
Roenicke I, B. 49. II. B. 20.
de Rohan, Chevalier I. 187.
Rozel = Baumont I. 49.
Rubius I. 23. II. B. 54.
Rudbeck II. 131.
Rudolph II., Kaiſer I. 4. II. 285.
Rudolph Auguſt, Herzog von Braunſchweig Wolfenbüttel II. 11. 13. 45. 96. 139. 235. II B. 4.

Sabbatino II. 92. 103.
v. Sachſen, Marſchall II. 149.
v. Sachſen Gotha, Herzog vide: Gotha II. 236.
v. Salzburg, Cardinal I. 202. I. B. 27.
v. Santonas, Marquis II. 66.
Sanuto, Marino I. 93.
Savart II. B. 48.
Scarron II. 335.
Schacher, Quirin I. 6. 34. II. B. 50.
v. Scheid I. XVIII. 1. B. 40. II. 69. 323. II. B. 6. 17. 34.
Scheitz Andreas II. 368. II. B. 44. 45. 47. 49. 50.
Scherzer, Joh. Jak. I. 26.
Scheuchzer II. B. 64.
Schilter I. 33.
v. Schleunitz, Baron, gothaiſcher Miniſter II. 236.
Schmid, Hofrath II. 290.
Schmidt, Johann Andreas II. 166. 169. 173. 232. 236. II. B. 36.
Schmidt, Johann Gottfried, Bildhauer II. 370. 372.
Schmith II. 345.
Schmuck, Catharina I. 6. I. B. 5.
Schmuck, Wilhelm I. 6.

v. Schönborn Obermarschall, I. 60. 120. 121. 123. 125. 126, 130. 131. 135. 153. 154.
v. Schönborn, Johann Philipp, Kurfürst zu Mainz I. 48. 49. 52. 61. 62. 82. 84. 88. 96. 97. 107. 168. 109. 112. 120. 123. 124. 125. 129. 130. 131. 132. 136. 142. 143 165. 215. I. B. 18. II. 7. 49. 214. II. B. 5. 8.
v. Schonberg, Friedrich Gottgelaßt I. B. 4.
Schott Dr. II. 42.
v. Schütz, Valentin I. 151. 217. 218.
v. d. Schulenburg, Matthias, Reichsgraf II. 260. 269. II. B. 28. 35. 92.
Schwendendörfer I. 33 34.
v. Scudery, Fräulein II. 141.
Seckendorf I. 356. II. 21. 27.
Seip, Arzt II. 328. 429. 330. II. B. 35.
Sigler, Georg Conrad II. B. 31.
Siverus I. 199.
Sloane, Hans I. 312. 313.
Sluſius I. 184. II B 63.
v. Solms, Graf II. 189.
Sophie, Herzogin und Kurf. v. Hannover I. 215 282. 369. I. B. 48. II. 3. 12. 13. 16. 36. 37. 40. 42 45. 46. 47. 48. 51. 65. 76. 85. 94. 103. ff.
Sophie Charlotte, Kurfürstin v. Brandenburg, dann Kön. v. Preußen I. 208. I. B. 28. II. 11. 47. 65. 114. 115. 154. 159. ff. II. B. 94.
Sophie Dorothea, Tochter George Wilhelm v. Celle II. 148. 149. 150. 151. 152.
Sophie Dorothea, Königin v. Preußen, Gemahlin Friedr. Wilh. I., I. 149. 236. 262.
Sophie Louise v. Mecklenburg-Schwerin, dritte Gemahlin Friedr. I., II. 368. 371. II. B. 47. 51.
v. Spanheim, Ezechiel II. 170. 171. 173. 183. II. B. 13.
Spee I. B. 9.
v. Speier, Bischof, später Kurf. v. Mainz I. 94.
Spener, Philipp Jakob I. 49. 69. 344. II. 153. 175. 176. II. B. 12. 13.
Spinola-Christoph Rojas, Bischof v. China I. 210. 359. 360. 361. 363. I. B. 46. II. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 33. 34. 51. 52. 53. 56. 85. 117 168. II. B. 5.
Spinoza, Benedict I. 64. 79. 184 185. 186. 187. 238. 249. 262. 271. 278. 280. I. B. 14. 23. 24. 30. II. B. 69.
Spitzelius Gottlieb I. 69. II. B. 58.
Spoleto II. 108.
Stahl, Georg Ernst II. 108.
v. Stahremberg, Graf II. 281.
Stanislaus, König v. Polen II. 268.
Steffani II. 105.
Steinberg II. 183.
Steno, Nicolaus, Bischof von Tripolis I. 193. 194. 360. 372. I. B. 25.
v. Straffard, Graf I. B. 27. II. 404.
v. Stratmann, Graf I. 213. 217. II. 85.
Strauch, Aegidius I. 161. 163.
Strauch, Johann I. 6. 36. I. B. B. 6. 7.
Strimesius II. 231.
Stultetus II. B. 58.
Sturm I. 249.
Suarez I. 23.
Swammerdam I. 255.
Sydenham I. 125.

Teiſſier II. 183.
Tenzel, W. E.
Textor, Johann Wolfgang I. 42.
Thevenot I. 113. 194.
Thomaſius, Chriſtian I. 27. 47. I. B. 37. II. 140. 191.
Thomaſius, Gottfried I. 47.
Thomaſius, Jakob I. 26. 27. 32. 69. 71. 73. 240. I. B. 30. II. B. 58.
Thoirer, Abbé II. 94. II. B. 8.
Thuanus II. 15.
Tindal II. 225.
Toland, Johann II. 224. 225. 226. 227. II. B. 21.
v. Torcy, Miniſter II. 315.
Toricelli II. 102.
Tournemine I. B. 32. II. 314. 315. 316. II. B. 31.
de la Trappe. Abbé II: 93.
v. Tſchirnhauſen, Walther I. 168. 198. I. B. 20.

v. Uffenbach II. 348. 345. 346. II. B. 36.
Ulpian I. 36.

Vagetius I. 199.
Valeſius I. 155.
Varnhagen von Enſe II. B. 11. 21. 92. 103.
Vallet de Virville I. B. 18.
Verjus, Bruder des Grafen v. Crecy II. 10. 94. 100.
Veron II. 60.
Verulamius ſiehe: Baco I. 19.
Vieta II. 185.
des Vignoles, A. II. R. 36.
Villars, Marſchall II. 282.
Vivian I. II. 91. 101.
v. Vivier, Graf II. B. 14.
Vogt, Bartholomeus I. 6.
Vogt, Dorothea I. 6.
Voigt, Nicolaus II. B. 28.
Voltaire I. 274. 319. I. B. 33. II. 249. 177. II. B. 76.
Voß, Iſak II. B. 63.
Vota II. 100. 202. 203. 209. II. B. 19. 87.

Wagner, Gabriel I. 15. II.
Waldſchmidt Dr. II. 73. II
v. Walenburg, Adrian I. 6 B. 18.
v. Walenburg, Peter I. 6 B. 14.
v. Wales, Prinz II. 304
Wallendorf II. B 59.
Wallis I. 75. 304. 410. I 15. 14.
v. Wedel, Moritz, Requ Miniſter II. 187.
Weigel, Erhard I. 26. 82 96. 185. 211. 212. 214.
v. Weihe II. 146.
Weiſe, II. B. 83.
Weſelow II. 85.
Whitaker II. 251.
Wilhelm v. Oranien II. 64.
Wilhelm III., König v. Eng II. 217.
Wilhelmine Amalie. To Joh. Friedrichs v. Hann II. 106.
Wilhelmine Charlotte, Pri v. Anſpach, dann v. W Braut Karl III., Gem Georg vide: Cambridg
Winkler, geiſtlicher Inſpekt 232. 233. 234.
Wiſſowatius, Andreas I. XI 68
de Wit I. B. 27.
v. Wittgenſtein, Graf II. 1
Wittius Dr. II. B. 17.
Wolf, Pater II. 147.
Wolf, Chriſtian I. VII. XIII. I. B. 8. II. 272. 263. 202. II. B. 25. 26. 29. 3
v. Wolfenbüttel, Erbpr Sohn Anton Ulrichs II. 1

Wotton, Wilhelm I. 125. II. 261.
Wren I. 125. II. B. 60.
Wülfer I. 46.
v. Würtemberg, Herzog II. 112.

v. York, Erzbiſchof Jean Harp. II. 242. 242. II. B. 23.

Zabarella I. 23. II. B. 54.
Zabel, Johann I. B. 5.
v. Zeitz, Fürſt II. 275.
Zimmermann I. 6.
Zinzendorf I. 202. I. B. 27. II. 281. 289. 290.

Druck von Heinrich Richter.

# Ferdinand Hirt in Breslau

empfiehlt

einer neuen Aufmerksamkeit

die

## nachstehenden Bücher seines Verlages,

welche durch jede namhafte Buchhandlung des In- und Auslandes beziehen sind.

---

**Ambrosch,** Dr. J. Ath., Studien im Gebiete des [illegible] römischen Bodens und Cultus. Erstes Heft. [illegible] Eleg. broch. 1 Rthlr. 25 Sgr.

**Agnes Franz.** Eine Lebensskizze. Mit dem Bilde [illegible] Dichterin. 8. Eleg. kart. 10 Sgr.

**Gaupp,** Dr. K. E., Die Union der deutschen Kirche. gr. 8. geh. 1 Rthlr.

**Guhrauer,** G. E., Zu Leibnitzens Säcularfeier. Beiträge zu der Biographie: G. W. Freih. von Leibnitz. Zum Besitzer der Ausgabe von 1842. 8. Eleg. geh. 15 Sgr.

**Huschke,** Dr. Ph. E., Ueber den zur Zeit der Geburt Jesu gehaltenen Census. gr. 8. geh. 27½ Sgr.

**Otto,** Dr. A. G., monstrorum sexcentorum descript. anatomica. Accedunt CL. imagines XXX. tabulis inscriptae. Folio maiore. Geb. 55 Rthlr.

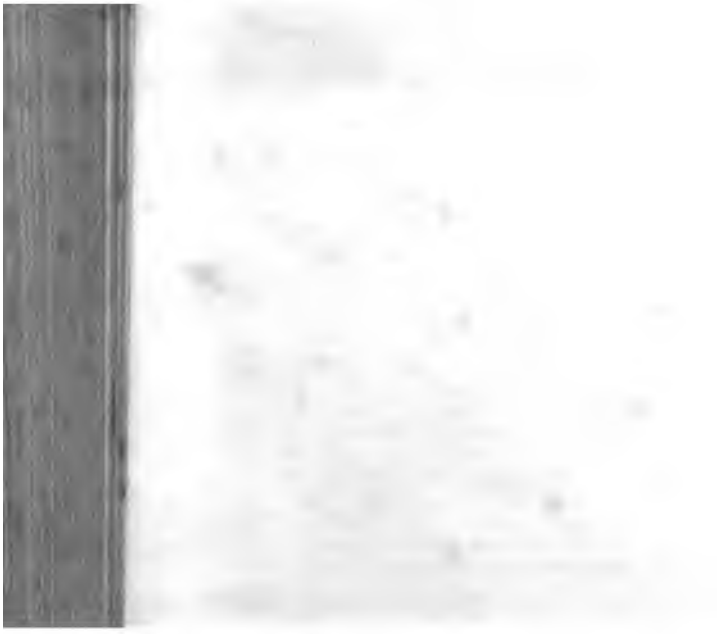
**Passows,** Franz, Leben und Briefe. Eingeleitet von Dr. Ludwig Wachler, herausgegeben von [illegible] Wachler. Gr. 8. Eleg. cart. 2½ Rthlr.

**Tausend und Eine Nacht. Arabisch.** Von Dr. [illegible] Habicht. 1—8 Band; fortgesetzt von Dr. [illegible] 9—12. Band. 12mo. Eleg. broch. Vollständig in 12 Bänden. Subscriptionspreis 24 Rthlr.

**Theophrasti Eresii opera.** Emendata edidit apparatu critico Friedericus Wimmer. Tomus primus historiam plantarum continens. gr. 8. Eleg. geh. 3 R[illegible]

---

## Portraits,

durch sprechende Aehnlichkeit, wie durch künstlerische Ausführung der Beachtung würdig:

**Agnes Franz.** Gez. von Koska. 7½ Sgr.
**G. W. Feiherr v. Leibnitz.** Nach Bernigeroth. 15 Sgr.
**Dr. Franz Passow.** Gez. von Wildt. 20 Sgr.
**Dr. David Schulz.** Gez. von Beyer. 20 Sgr.